

Herder's Werke.

Nach den besten Quellen revidirte Ausgabe.

Vierundzwanzigster Theil.

Nachlaß der Vor-Weimarer Zeit. — Nachträge.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Heinrich Düntzer.

Berlin.

Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Während des Aufenthaltes in Frankreich.

Bückeburg.

Nachträge.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Diejenigen Arbeiten Herder's vor der Weimarer Zeit, die erst aus dem Nachlasse, theils in den Werken, theils in dem von Emil Gottfried von Herder zusammengestellten Lebensbilde, theils in den bis jetzt erschienenen Bänden von Suphan veröffentlicht wurden, sind im vorliegenden Theile zusammengestellt. Ueber die einzelnen Stücke ist das Nöthige bei denselben angegeben; nur über das so höchst bedeutungsvolle Journal der Reise bedarf es hier einiger Bemerkungen.

Ein Blättchen aus der Reiseschreibtafel, das Suphan mittheilt, giebt kurz die Reisestationen bis Paris also an: „Den 6. (17.) Juni vor Kopenhagen, 8. (19.) in Helsingör, 10. (21.) von Helsingör, 22. Juni (3. Juli) im Canal, 1. (12.) Juli aus dem Canal bei Dovesande. Den 4. (15.) der Ebbe wegen bei Painboeuf geankert. Den 5. (16.) von Painboeuf nach Nantes. Den 4. November aus Nantes, den 8. in Paris."

Die schließliche Niederschrift der ersten drei Viertel des Tagebuches (bis unten S. 452), der ersten sechs Hefte, von denen jedes zehn Seiten in Quart hat, fällt in die spätere Zeit des Aufenthaltes zu Nantes. Ende August schrieb Herder von dort an Hamann, „sein Journal sei noch zu jung und seine Tristram'schen Meinungen, die den Mangel an Denkwürdigkeiten ersetzen müßten, zu unreif und also zu saftreich [noch nicht ausgegohren], als sie schreiben zu können". Gegen Ende October meldet er Hartknoch, mit seinem Tagebuche sei er noch immer auf dem Schiffe, ja, noch lange nicht im Sunde, obgleich er schon zwei Hefte in Quart voll habe.

Die ersten zweiundvierzig Seiten sind mit ruhiger, gleichmäßiger und zierlicher Hand in aller Behaglichkeit geschrieben; von der dreiundvierzigsten Seite an bis zum Ende des sechsten Heftes zeigen die Schriftzüge stellenweise flüchtige Eile, und auch im Stile mit seinen kurzen und abgeschnittenen Sätzen verräth sich die Unruhe der letzten in Nantes verlebten Wochen; er wollte eben noch seine Gedanken über die Lage der verschiedenen Länder Europa's, an denen er vorübergefahren, sowie über Rußlands Bildung und den französischen Geschmack, wie er ihn jetzt hatte kennen lernen, aussprechen, um in Paris mit seiner Ankunft in Frankreich zu beginnen. Diese Fortsetzung, in welcher sich manche Erinnerungen an den Aufenthalt in Nantes finden, hat leider eine beträchtliche Lücke, die nur sehr ungenügend durch andere Blätter ausgefüllt werden konnte, und die Handschrift bricht mitten im Satze ab; doch scheint sie auch nicht viel weiter geführt worden zu sein.

Der Ausführung des Reisejournals lagen manche Aufzeichnungen, Auszüge, Entwürfe und Skizzen über einzelne Stoffe zu Grunde. Der Darstellung seiner reformatorischen Pläne in Livland war der „Anfang einer Verbesserung der Domschule" in Riga vorausgegangen, den er schon von Helsingör aus, „mit allem Feuer und Freiheit geschrieben", nach Riga an die beiden Berens, den Rathsherrn und den Secretär, gesandt hatte. „Ich habe noch zu Keinem eigentliche Umänderungen vorgeschlagen", schreibt er darüber später an Hartknoch, „sondern nur Gesichtspunkte und Rücksichten, die man nehmen müßte, um aus meiner gewesenen Stelle zu machen, was sie nicht ist und doch sein sollte. Der Plan hiezu ist lang gerathen, weil ich einmal überall Gründe gesagt habe, die freilich das Ganze nicht vorbeigehen, aber es auch nicht eigentlich betreffen." Eine ausführliche Skizze dazu, „Einrichtung meiner Schule", hat sich in einem auf der Seereise benutzten Octavhefte erhalten.

Außer dem Nachlasse enthält dieser Theil zahlreiche Nachträge, zu denen besonders die bisher erschienenen Bände von

Suphan veranlaßten, aus denen ich alles Dienliche zu dieser Ausgabe verwerthen zu müssen glaubte. Besonders die Fragmente und die Kritischen Wälder haben davon Vortheil gezogen, wenn ich auch nicht überall mit Suphan übereinstimmen konnte, der selbst manches von mir Bemerkte übersehen hat. Meine hier gegebenen Bemerkungen können zum Theil als Epikrise zu Suphan gelten; zu den übrigen Theilen wurde einzelnes Uebersehene oder von mir neu Aufgefundene nachgetragen.

Mit diesem Theile schließt unsere Ausgabe, in welche alle bisher bekannt gewordenen Arbeiten Herder's, mit Ausnahme der auf Theologie, Bibelerklärung und Religion bezüglichen, Aufnahme gefunden, und zwar in einem nach genauer Vergleichung der ursprünglichen Ausgaben oder der handschriftlichen Ueberlieferung gegebenen, von den vielfachen Fehlern gereinigten Texte, mit den nöthigen Anmerkungen und literarischen und sachlichen Einleitungen begleitet. Die in den Cotta'schen Ausgaben der durch die Herausgeber zum Theil wunderlich verschnittenen und zerfetzten Werke erscheinen hier zum ersten Mal in ihrer ursprünglichen Gestalt, nur daß die dichterischen Stücke am Anfange in möglichst übersichtlicher Ordnung zusammengestellt sind und bei den Volksliedern, die Dr. Wollheim da Fonseca herausgegeben, die Anordnung von Johannes von Müller befolgt ist. Dadurch wird ein lange schmerzlich empfundenes Bedürfniß befriedigt. Unser Text darf als zuverlässig gelten, nur daß in den Sprachformen die überhaupt bei der „Nationalbibliothek" befolgten Grundsätze maßgebend waren, was allein den kritischen Forscher behindern könnte. Für diesen wird die im Erscheinen begriffene musterhafte kritische Ausgabe von Suphan sorgen, die gemäß ihrer ganzen Anlage den Anforderungen des weitern Kreises, der an Herder's dichterischem und schriftstellerischem Wirken innigen Antheil nimmt, nicht entsprechen kann. Die beigefügten Anmerkungen haben zahlreiche Beziehungen aufgehellt und dadurch das Verständniß nicht unwesentlich gefördert. Freilich ist es mir trotz aller angewandten Mühe nicht gelungen, alles von

Herder-Angedeutete nachzuweisen. Gesteht doch Suphan selbst, der sich hierbei der Hilfe seiner Freunde, besonders Redlich's, erfreute, daß ein vollständiger Commentar die ganze Kraft eines eigenen Arbeiters erforderte. Ein solcher lag auch außerhalb des Zweckes dieser Ausgabe, welche nur dem weiten gebildeten Kreise die Aneignung der Werke eines für die Entwicklung deutscher Bildung und Dichtung so ungemein bedeutenden Geistes erleichtern sollte, der mit dem neuen Aufschwung unseres Volkes auch immer mehr die verdiente Würdigung finden wird, die er in unsern Tagen auch im Auslande gewonnen hat. In seinen Werken sprudeln noch reiche Quellen, an denen der deutsche Geist sich kräftigen und erheben kann und wird.

Köln, den 9. Juni 1879.

H. Düntzer.

Aus dem Nachlaß

der

Vor-Weimarer Zeit.

A. Königsberg und Riga.

Ueber die Ode.[1])

Vorläufiger Gesichtspunkt.

Je mehr sich die Lehren der ganzen Weltweisheit der Erfahrung und den subjectiven Begriffen des Seins nähern, desto gewisser werden sie zwar, aber auch desto unerklärlicher; die Unzergliederlichkeit der ästhetischen Grundsätze scheint ebenso zu wachsen, je mehr sie zur Empfindung des Schönen absteigen. Ja, weil die Aesthetik überhaupt sehr nahe mit unserm Busen verwandt ist, da sie sich, statt allgemeiner Vernunftgrundsätze, mit den feinsten Erfahrungen der Empfindung beschäftigt, so ist ihr Knäul auch schwerer zu entwickeln als andre mehr angebaute metaphysische Begriffe. Man versteht mich schon, daß ich unter Aesthetik die Metaphysik der schönen Künste verstehe, bei der die Baumgarten'sche Theorie der schönen Wissenschaften blos einen unvollendeten Anhang ausmacht, daß ich das Feld voll Garben meine, von denen wir kaum wenige Erstlinge gesehen haben: ah, spem gregis, gemellos![2]) Schriebe man nach ihren Grundsätzen nachher eine allgemeine ästhetische Poetik, so würde sich die vorige Abstufung der Zergliederung zeigen, wenn auch ihre Theorie der Aesthetik die Begriffe des Schönen zu zergliedern überließ und der praktische Theil blos die Gedichtarten allgemein ohne Exempel bestimmte. Desto mehr verwickeln sich die Gattungen der Gedichte, je mehr sie sich der Empfindung nähern. Woher kommt's, daß das Heldengedicht sehr viele, das Drama noch eine Menge und die

1) Dieses Bruchstück wurde noch in Königsberg geschrieben. Vgl. Haym, „Herder nach seinem Leben und seinen Werken", I. S. 116. — D.
2) Vgl. Virg., Buc., I. 14. 15. — D.

Ode, die doch jener ihre Adern durchglüht, fast keine wahre hat? woher, daß die Nebensprößlinge der Ode keine große Beobachtungen erhielten, da ihr Stamm undurchsucht blieb? wie, daß die Deutschen die wahren Arten der Dichtkunst so wenig und die am Wenigsten poetischen mit dem größten Reichthum erklärt und dem genielosesten Glücke ausgebildet haben? Kurz, aus der Ode wird sich vielleicht der ganze große Originalzug der Gedichtarten, ihre mancherlei und oft paradoxen Fortschritte entwickeln: das reichste und unerklärteste Problem!

Das erstgeborne Kind der Empfindung, der Ursprung der Dichtkunst und der Keim ihres Lebens ist die Ode. Von welchen unentfalteten Geheimnissen und fruchtbaren Entwickelungen würde sie also ein schwangeres Samenkorn sein, wenn ein Kenner der Bewegungshebeln unsers Herzens, ein Genie, das die Dichtkunst in ihrem Jugendfeuer im männlichen Streit und Triumph bemerkt, sie zergliederte! Allein welche Schwierigkeiten! Der Ursprung der Dichtkunst gehört mit zum allerheiligsten Dunkel des Orients, in die Orphischen und Eleusinischen Geheimnisse, zu den Priesterschwüren der Druiden und Barden. Das Feinste der Empfindung ist vielleicht völlig individuell, wenigstens bei ihr unter den Nationen ungleichartig. Der Geist der Ode ist ein Feuer des Herrn, das Todten unfühlbar bleibt, Lebende aber bis auf den Nervensaft erschüttert; ein Strom, der alles Bewegbare in seinem Strudel fortreißt. Zergliederern verfliegt er so unsichtbar wie der Archäus den Chymikern, denen Wasser und Staub in der Hand bleibt, da seine Diener, das Feuer und der Wind, im Donner und Blitz zerfuhren. Ursachen gnug, die hier vielleicht, im Gegensatz mit den übrigen zusammengesetzteren, späteren und kälteren Gedichten, blos abgerissene Erfahrungen verstatten. Ich setze mir blos vor, einzelne Beobachtungen zu liefern, die einiges Falschgesagte zerstören, und wo sie sich nicht in negative Größen verlieren, die Null zu ihrer höchsten Summe haben.

Ueber die Metempsychosis der Ode in Ansehung der Empfindung.

Wenn irgend eine Gedichtgattung ein Proteus unter den Nationen geworden ist, so hat die Ode nach der Empfindung,

dem Gegenstande und der Sprache ihren Geist und Inhalt und Miene und Gang so verändert, daß vielleicht blos der Zauberspiegel des Aesthetikers dasselbe Lebendige unter so verschiedenen Gestalten erkennt. Indessen giebt's doch ein gewisses allgemeines Eins der Empfindung, des Ausdrucks und der Harmonie, das eine Parallele zwischen ihnen allen möglich macht.

Die Empfindung des Morgenländers ist wie sein Klima hitzig, langsam in der Rührung, stärker im Eindruck, gewaltiger und ewiger in der Wirkung. Man kann noch immer ihre Natur vertheidigen, ohne ihnen die kühne Hitze zu rauben, die sich zum Enthusiasmus aufschwingt. Es ist wahr, daß die Ausleger oft durch Nebenbedeutungen der Wurzeln falschen Nachdruck hineinbringen, daß die Nachahmer immer kühner werden, um neu zu sein: aber es soll ja auch ihre Kühnheit nicht schlechterdings, sondern beziehungsweise auf uns sein; und da leuchtet ja an ihnen eine feurige Denkart, brennende Handlung und ein gewisses Ganze der Ode hervor, das uns fast den Maßstab mit der unsrigen schwer macht. Ihr Enthusiasmus, jene einfältig hohe poetische Theopneustie, ist fast der einzig wahre, da er immer blos einer monarchischen Empfindung folgt, ohne, wie die Hitze der Abendländer, vom Eigensinn der Willkür erpreßt zu sein. Er rast trunken den Weg des Affects, wo ihm der unsrige nicht nachtaumeln kann, wenn er auch sein Bewußtsein lächerlich verhehlte, weil doch stets sein Führer hervorblickt, die Regel der Metaphysik, auf den er schwach sich zu stützen gewohnt ist.

Durch Umwege kamen die Griechen hinter den Vorhang der Morgenländer und ihrer Schüler, der Aegypter; bald aber veränderten sie das entwandte Heilige nach ihren Tempeln, Märkten und Zuschauern. Ihr wollüstiges, mäßiges Klima kühlte ihre Ode meistens zu einzelnen sanften Empfindungen ab, und die rasenden Dithyramben mußte wenigstens schon der Vater Bacchus und ein heiliger Tanz anfeuern: ein fremdes Feuer, was den Ebräern nicht heilig war. Schade, daß Demosthenes, unser Longin περὶ διθυραμβοποιῶν, verloren gegangen: jetzt müssen wir aus einer vermuthlichen Aehnlichkeit mit den lyrischen Stücken urtheilen. Es sind aber diese letztern so verschieden, so sehr jede ihrem Dichter und Gegenstande angemessen, daß uns durch die Abstraction vielleicht ein großes Nichts übrig bleibt, wenn wir's mit Stückwerken

der Scholiasten vergleichen. Ihre trunkene Wuth war ein Bacchischer Parenthyrsus, der sich nach unserm kältern Geblüt ebenso wenig fühlen läßt, als ein Geschöpf, mit dem Begriff des Seins umhüllt, sich das Nichts denkt. In einigen heißeren Gegenden wird die Trunkenheit beinahe Raserei, und ein Bacchischer Pantomimentanz würde unsern Tänzern gewiß ein rasendes Gehüpf scheinen. Den allmächtigen dithyrambischen Rhythmus, der alle Bacchische Affecten bis zum Unsinn erregte, kennen wir blos aus der Aehnlichkeit, daß uns ein leichtes Lessing'sches Trinklied unsern Schwur brechen lehrt und den Becher uns in zitternde Hände giebt. Kurz, der Dithyrambe war keine ebräische Hymne, ein Etwas, was sich, nach Cicero's Zeugniß, kein Römer nachzuahmen getraute; noch weniger ein deutsches auffahrendes Lob kalter Gegenstände, sondern ein verlornes Familienstück der griechischen Empfindung. Das Vaterland jedes andern Odendichters der Griechen scheint seine Ader der Empfindung zu bestimmen, so daß Thebe den Pindar, Sparta den Alkman, Teos den Anakreon, Lesbos die Sappho zeugte. Diese Bestimmung ist ebenso angenehm zu untersuchen, als es nöthig ist, zu fragen, warum die Sophokles und Euripides durchaus nicht Shakespeares und Racinen sind. Wenn schon in der Kunst sich die griechische Empfindungsart des Schönen von der unsrigen unterschied, so sollten uns endlich so viele mißgerathene Versuche belehren, daß sie sich in den Gedichtarten noch mehr und in der Ode am Meisten unterscheidet.

Die Ader der Römer war trockner und kälter. Daß Horaz und Catull ihre einzigen Odendichter waren, ist ein ebenso merkwürdiges Phänomen, als daß Seneca blos ihr tragischer Dichter ward. Bei dem Horaz wird Alcäus' Ode oft Hofmoral, und im Catull Anakreon's Liedchen oft ein abgemessener galanter Einfall, wie er römischen Schönen gefallen konnte, die freilich zwischen Anakreon's Mädchen und französischen Damen just einen Catull erforderten. Es ist ein beständiger Widerspruch, die Schönheit einer Ode in die Individualität der Umstände zu setzen, sie auch beständig dem Horaz, und oft wider seinen Willen, zuzuschreiben, und ihn doch nachahmen zu wollen. Auch dieselben Gegenstände sehen wir nicht mit denselben Augen an und erwarten gewiß nicht bei Oden auf Auguste unserer Zeiten auch Horazische Wendungen. Erkennt man aber bei jeder Ode ein antikes Skelett

einer Horazischen, so fehlt ungeachtet aller schönen Zusammenpassung eine Seele des schöpferischen Originals, und wir werden selten mehr als einzelne schöne Gedanken auszeichnen können. „Nimm meine gläsernen Augen, die ich von den Römern borgte, da ich meine eignen durch das nächtliche Lesen ihrer Schriften verlor: nimm sie, und Horaz wird Dir ein Gott scheinen!" so mußte ich einem natürlichen deutschen Genie sagen, das den Horaz mit ungestärkten und ungeschwächten Augen las. Hätte dieser Mann den römischen Horaz beurtheilen wollen, so hätte er ihm das größte Unrecht gethan; aber an die Horaze unserer Zeit hatte er das größte Recht und auch vielleicht Wahrheit. Wenn also mancher Dichter sein deutsches Bürgerrecht aufopfert, um auf Scenen römisch zu tanzen, so ist's zwar ein Unglück, daß wir Deutsche sind, seine Schönheiten nicht zu fühlen, aber auch ein Glück, daß wir keine Römer sind, einen Bastard auszupfeifen. Bei einem gallisirten Mithridat würde ein Pompejaner ausspeien, und Timon von Athen wird ein Engländer, um Engländer zu rühren.

Ohngeachtet der großen Verschiedenheit zwischen den Neueren, die das Feuer und den Herd der Poesie haben wollen, sind sie doch alle Nordliche, entweder ihrem Stamme oder ihren Racen nach. Diese nordliche Empfindung würde in ihren Grenzen vielleicht sich dem Römischen nähern; die Griechen wohnten ihr aber vielleicht in schiefer Linie, und die Orientaler sind beinahe Antipoden. Nur kann sich freilich die Empfindung unseres Mittelklimas stufenweise eher in jene verwandeln, und man frage also nicht blos: Wie weit kann man den Griechen und Römern nachahmen? sondern: Wie weit darf und soll man's thun? und alsdann zum Beschluß: Warum thut man's denn? Haben wir gleich selten die entgegengesetzte Empfindung, so können wir doch eine Null oder eine verschwindende Größe davon fühlen, und die ist nicht odenmäßig. Die Besonderheit der nordlichen Nationen in der Empfindung bestimmt ihre Oden noch näher. Der Italiener ward durch Vermischung der Sieger und Besiegten ein freier Muthloser, ein weicher Liebhaber des Petrarch's, zeugte Odendichter, die für unsere härtere Empfindung Metaphysiker der Liebe scheinen. Der Gallier, dessen Empfindung ein fliegendes Jucken und seine Bewegung ein hüpfender Tanz ist, singt Witz statt Empfindung, und selbst sein schwerfälliger

Rousseau hüpfende Oden. Der Brite blieb beinahe vor dem Römer eine Insel; und auch die Oden der Anglobriten sind voll bardischer Züge; denn sie waren Brüder von einem Fleisch. Die Deutschen behaupten am Wenigsten ihren Charakter: das Volk, aus dem Hercules den hyperboreischen Baum, Rom seinen spätesten Lorbeer holte, bemüht sich bald nach der Ceder Libanon's, dem Weinstock Griechenlands, dem Lorbeer Rom's, statt die Holzäpfel seiner heiligen Wälder zu genießen. Für die Ebräer zu kalt, die Griechen zu träge, die Römer und Italiener zu steif, hat es ein Gemisch von französischer und britischer Empfindung, und seine Ode also einen mittlern, unbestimmten Charakter.

Von der Verschiedenheit der Odengegenstände.

Immer ist der Gegenstand der Empfindung sinnlich, indessen stets nach der Bestimmung des Orts und der Empfindung verschieden. Die Oden der Ebräer sind Hymnen, da ihr Auge und Ohr oder wenigstens ihre Einbildungskraft voll war von Wundern der Götter, von Wundern, die gemeiniglich auf den Wagen der Cherubim und den Fittigen der Winde fuhren. Die Schilderung dieser Gegenstände ist also den Morgenländern so wesentlich, als die Theokratie den Israeliten entweder den Stoff der Ode oder doch den Abschwung in der Odenverwirrung ausmachte. Ihren Gesängen war das Geist, was unsern ein todter Buchstabe des Gedächtnisses oder einer veräußerten Phantasie sein muß. Aus einigen näheren Entdeckungen sehen wir, wie schielend wir die Morgenländer ansehen. Und wenn wir nicht mehr Menschen als Bäume ansehen werden, so wird es uns vielleicht einleuchten, wie ihre Ueberlieferungen von den Affenlarven der Ebräismen zu reinigen sind, nicht blos in der Schreibart, sondern auch dem Tone der Empfindung, um von Abendländern ohne erhabenen Frost behandelt zu werden. Denn jetzt möchte ich beinahe fragen, welches unserer Religionsgedichte die uns eigene Saite ganz und im Original getroffen habe. Ein skaldrischer Barde wird vielleicht die Rebellionen unserer Empfindungen und die Welt unserer Seele kühner singen als die Entschlüsse eines fremden Geisterstaates; er wird vielleicht in einzelnen Zügen glücklich, im Ganzen aber fremd sein. Und wo unser ganzes Herz sich finden soll, in geistlichen Liedern, werde ich gewiß von einer kalten Tu=

gend der Menschheit mehr gerührt werden, als mich ein orientalisches taubes Feuer blendet. In seiner Einschränkung ist's beinahe offenbar, daß der Herr der Mahanaim[1]) und der Schechim, des Opferkruges und der flammenden Boten dem Poeten blos mythologische Geräthe sind, die dem Glaubenden allerdings eine andere Beziehung haben können.

Die Mythologie bleibt ein ordentlich System der poetischen Welt, um Griechen und Römer zu verstehen, da sie bei beiden eine große Ausfüllung der Gedichte war. Sie bleibt ein Schatz der Dichtungskraft bei den Erfindern, über den wir erstaunen, wenn der Grund jeder mythologischen Feier im Staube seiner Geburt erscheinen sollte. Die Himmelsstürmerei war vielleicht ein kleiner Sieg des Königs Zeus wider eine Bande großer Räuberknechte, und die göttlichen Herculesthaten, die einen Pindar weckten, Verrichtungen eines kühnen Bauernkerls. Aus diesen Kleinigkeiten eine poetische Welt zu schaffen, wurde gewiß ein griechisches Dichtungsvermögen erfordert, da die Naturreliquien, mit ihrer Kunst verglichen, uns ganz erkaltet sind. Ein Hebrus und Skamander, ein Delos und Athen, als Naturstücke, sind in unserer Reisenden Augen kaum dieselben, die sie in den griechischen Dichtern fanden; und da uns also die mythologische Hoheit blos fremde rührt, da ihr Stab der dichterischen Allmacht für uns ein Zauberstab ist, warum schwatzen wir vergebens in einem lächerlichen Zauberkreise ihre geweihten Worte ihnen nach, wenn man die Gegenstände der alten Päanen mit blöden Augen ansieht? Und ebenso schob jener harthörige Alte die Schuld auf seine böse Zeit, wo das Sachtereden Schönheit würde. Möchten uns unsre Wallfahrten nach Griechenland so von unserer Mythologie heilen, wie die Schweizer ihr Heimweh in den goldenen Gegenden verlieren, wo sie leider Alles todt und erstorben finden. Bewundern müssen wir Euch, Ihr Griechen, die Staub zur göttlichen Höhe erhoben, wovor uns schwindelt; wir bringen unsere, an sich weit größern Sachen blos in den Staub! so sehr sind wir Poeten. Die Helden, in denen die Griechen Götter sahen, bemerkten die Römer blos als Helden, wir nur als Menschen, Bürger, ja oft blos als Gegenstände des Nachforschens: und da die Mythologie in den griechischen Oden Vergötterung, in den lateinischen Heldenruhm ist, so wird sie uns eine Bildergalerie, die wir

1) Vgl. Hamann's Schriften, VII. 12. — D.

aus unserm Gedächtniß aufregen, um unser Dichtungsvermögen ruhen zu lassen: sie rührt also blos durch ihre antike Stellung und ihr μωρόν. Wer sieht hieraus nicht die Ursache, warum die Poesie stets sinken muß, von der goldenen Höhe ihres Ursprungs gerechnet. Je mehr sich die Gegenstände erweitern, die menschlichen Geisteskräfte sich entwickeln, desto mehr ersterben die Fähigkeiten der sinnlichen Thierseele. Die Ausbreitung der Wissenschaften verengert die Künste, die Ausbildung der Poetik die Poesie; endlich haben wir Regeln statt poetischer Empfindungen! wir borgen Reste aus den Alten, und die Dichtkunst ist todt! Und kann ich hier nicht laut fragen: wie wenige unserer Gegenstände wir noch bearbeitet haben? immer als wenn wir Griechen und Römer wären! Aber Der antworte mir blos, den Regeln und Muster und Vorurtheile noch nicht aus sich selbst geworfen haben. Das muß schon in uns schlafen, was der Gegenstand aufwecken soll: wenn im Morgenländer der Sohn der Götter, im Griechen der freie Held, im Römer der bürgerliche Soldat, was schläft im Deutschen? Lasset uns unsere Menschen nach unserm Gesicht malen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstrich zu holen. Zum mythologischen Roman der Juden, Griechen und Römer gehören vielleicht als Anhänge die Riesen der Spanier, Hexen der Italiener, die Drachen der Chinesen, Elephanten der Indier, die Feen der Franzosen und Ritter der Briten. Metamorphosen eines Deutschen sollten nicht Ovidisch sein; so wenig als der Held Homer's Aeneas wurde. Shakespeare's Schriften und die nordische Edda, der Barden und Skaldrer Gesänge müssen unsere Poesie bestimmen: vielleicht würden wir alsdann auch Originalstücke von Oden haben, ohne daß sie durch eine antike Stellung sich einen Werth geben können.

Vom mancherlei Rhythmus der Oden.

Die Odenart der Ebräer war kurz in ihren Theilen und gemeiniglich lang im Ganzen, und Lowth[1]) bemerkt mit vieler Feinheit, daß ihre kleinen öftern Zwischenräume und Gegensätze sich nach der Einfalt ihrer Sprache gerichtet, die in ihren Formen eine große Aehnlichkeit hat. Der Numerus der polymetrischen Strophen war für ihre Sprache zu ab-

1) De sacra poesi Hebraeorum. — D.

wechselnd, für ihr Ohr gar zu lang und verstümmelt und für *ihre* Zunge zu gezwungen. Ihre Melodie war also auch einfach prächtig, wie die Heerpauken ihres Donners und die Schritte des Sturms zwischen den Felsen der Wüste.

Die Schritte des griechischen Odenganges waren länger in den Theilen und im Ganzen, von den cyklischen Tänzen Pindar's an bis zu den Erlustigungen der Sappho. Ihre Sprache war am Meisten polymetrisch, ihr Ohr länger als das unsrige, ihre Zunge biegsamer und ihre Melodie die Zither. Ihre kühnen Uebergänge waren also wesentlich nöthig, ihr ganzes Ohr zu füllen, ihre ganze Zunge zu bewegen, jede Saite zu treffen und jedes Glied zu ihrem geistigen Tanze aufzufordern. Aus gnädiger Erkenntlichkeit gegen die Schönheiten des Pindar's sehen unsere Kunstrichter ihm seine Uebergänge als einen unverantwortlichen Fehler nach; so hält ein thörichter Alter seinem Sohne die Sprünge kaum zu gut, wobei er selbst wahrhaftig den Hals gebrochen hätte. Von allen vieltrittigen griechischen Strophen wählte Horaz die Alcäische und choriambische als die höchsten; selbst diese kürzte er in ihren Theilen ab, nur selten im höchsten Schwunge läuft er wider die Distinction über: Alles Merkmale, daß eine größere Mannichfaltigkeit das Ohr, die Leyer und Zunge der Römer verwirrt haben würde. Horaz, ein so großer Liebhaber der Mannichfaltigkeit, daß seine Kunst oft durchblickt, durch die Abänderung der Personen, Apostrophen und Prosopopöien seine Gesänge der griechischen dramatischen Ode zu nähern: warum hat seine prächtigste Odenperiode noch immer eine römische Kürze? warum suchen seine seltnen Strophenübergänge noch so gerne kleine Distinctionen, an die sich Pindar's Chöre nicht kehrten? warum ist er im Silbenmaß genauer? Weil er für römische Ohren schrieb, denen kein Strophenübergang Monotonie und gar zu häufige Verwirrung gemacht hätte.

Die ehrlichen Versuche alter und neuer Barden zeigen im Gange unseres Silbenmaßes eine Monotonie, die vielleicht in der Sphäre der Deutschen kein Fehler, sondern wirklich ein uns angemessenes Mittel zu Endzwecken ist. Deutsche, nicht aber hellenisirte Ohren sind hier Schiedsrichter des Wohlklanges, der nicht verhältnißmäßig, sondern der deutschen Stärke angemessen sein soll und ihren Gegenständen. Anstatt im Homer neue Schönheiten zu finden, die etwa dem

Dionys aus Halikarnaß noch entwischten, thut der englische Rambler[1]) weit besser, die Versification seines Milton's festzusetzen; und da unser Ohr den Pindarischen Vers nicht in seiner Mitte verfolgt, da die Cadenzen unserer Kinder- und Bauerlieder einfältig und einschmeichelnd monotonisch sind,[2]) so muß man fragen, wie weit man ihnen nachahmen soll. Wenn Uebersetzungen die Aehnlichkeit zwischen Sprachen in ihren Formen zeigen, so ist unsere Sprache lieber dem Mismar gleicher, und wenn wir Diesem seine hitzigen Wiederholungen nehmen, wird unsere Ode Lied, dessen Instrument die Pfeife oder Trompete ist. Hier erfordern die Uebergänge der kühnsten Figur ziemlich große Distinctionen, die Silbenmaße werden kurz, der Reim eine Schönheit der Monotonie, die andersher nicht zu erklären ist, und die verschiedenen Dialecte der Deutschen fallen meistens weg, da sie schon von den Ebräern bis Römern merklich abstiegen: und sind nicht auch unsre guten lyrischen Stücke (ich rede von Gemälden, nicht Porträts) entweder im Ganzen oder ihren vornehmsten Zügen Lied?

Horaz hat die Ode bis auf ihre feinsten Wendungen bestimmt; allerdings die römische Ode, die ich blos aus ihm kenne, und für mich nur; denn warum sollten nicht noch mehr Originale unter den Römern möglich gewesen sein? Und ebenso hat der Ebräer vielleicht den Hymnus, der Grieche die Ode bestimmt, wie er den römischen Gesang. Aber die Ode überhaupt? Ich will nicht ein Horaz meiner Zeit werden; er sei also auch gar nicht mein Muster, das ich ergänzen will. Ich verehre ihn, aber aus Liebe zu meiner Persönlichkeit wünsche ich oft, ihn nicht zu kennen. Ist er das Muster, ich ein Nachahmer, so ist die Wette verloren: Horaz wird ohne Zweifel besser Horaz sein, als ich's sein kann!

Erklärung der Ode aus der Empfindung.

Der Affect, der, im Anfange stumm, inwendig eingeschlossen, den ganzen Körper erstarrte und in einem dunkeln Gefühl brauste, durchsteigt allmählich alle kleinen Bewegungen, bis er sich in kennbaren Zeichen predigt. Er rollt durch die Mienen und unarticulirten Töne zu der Vernunft herab, wo er sich erst der Sprache bemächtigt und auch hier durch die genauesten Merk-

1) Vgl. Th. XXIII. S. 126. — D.
2) Vgl. Th. V. S. 363 ff. — D.

male der Absteigerung sich endlich in eine Klarheit verliert, die ihm schon sein Selbstgefühl frei läßt. Wenn die Natur im Ganzen dieselbe Ordnung halten muß, die sie im Kleinen hält, so kann ich mir nicht eben den Ursprung der Ode aus den Dankempfindungen eines neugeschaffnen Naturmenschen vorstellen. Sein Gefühl wird vielleicht nicht Dank und noch weniger Hymne sein; doch dies sei in seinem Werth! Da die Nachahmung der Natur gewiß nicht ursprünglich das Wesen der Dichterei gewesen, wenn es gleich unsrer Poetik ein seichter Grundsatz sein kann, der unsre wenige Originalpoesie oder den Geschmack an ihr verräth, so ist die erste Ode, das nächste Kind der Natur, gewiß der Empfindung am Treusten geblieben. In den ersten Hymnen, Dithyramben, verliebten und Heldenoden besang man meistens sein Gefühl; und hier ist die Aufsuchung dieses subjectiven Fadens eine angenehme Feinheit. In der Folge wurde die Ode mehr objectiv, theils um neu zu sein, theils weil sich das Gefühl verminderte und durch die Phantasie ersetzte; doch noch stets sang sie einen Individualfall. Immer erweiterten sich die Aussichten allgemeiner: die rührende Ode ward in Pindar's Munde eine volle Bewunderung; immer wurden sie kälter, betrachtender, voll Allgemeinörter und Moralen, wie die feurigsten des Horaz. Unter uns verlor sie fast den Schein der Empfindung, die Einzelheit des Gegenstandes und wurde eine moralische Predigt über einen allgemeinen Satz, kaum so feurig als das kalte Lehrgedicht.

Uebernähme man's, die ältesten wahrhaft lyrischen Stücke in diesem subjectiven Gesichtspunkt zu zergliedern, so würde sich nicht blos die Wahrheit ihrer Empfindung im Ganzen, sondern auch in ihren feinen Gängen zeigen und sich der kalte Zwang der Neuern entdecken, die sich in einen fremden Affect der Alten setzen und, mitten unter heißen Ausrufungen, allgemeine Lehren, Exempel und kalte Uebergänge verlieren. Dies ist überhaupt die gewisse Kluft, in die uns unser Weg zu den Empfindungen, den wir über die Metaphysik nehmen, stürzt: wir zirkeln uns kalte Plane nach Regeln ab, um künstlich trunken in ihnen zu Kindern zu werden. Auf die Naturdichter folgten Kunstpoeten, und wissenschaftliche Reimer beschließen die Zahl.

In jeder Ode zeigt sich also ein Faden der Leidenschaft, und so wie man allerdings Schönheit und Vollkom-

menheit unterscheidet, so ist Pindar's Logik der Aristotelischen in gewissem Verstande eben zuwider, und Pindarn eine philosophische Ordnung und Gründlichkeit Schuld geben zu wollen, wird beinahe lächerlich. Die heißeste Leidenschaft und die kälteste Empfindung der Vernunft sind in ihrer Wahrheit und Form so weit verschieden, daß ihr Maß verschwindet; Vernunft und Gefühl bleiben die beiden Enden der Menschheit. Eine deutliche durch Worte bewiesene Empfindung ist ebenso ein Unding als der feurige Gang der Leidenschaft, der abgemessen wie ein Philosoph gehen soll.

Die Logik des Affects (man verzeihe mir diesen anscheinenden Widerspruch) ist die kürzeste und schwerste aller Logiken im Reich der Wirklichkeit. In ihr empfindet man die sinnlich größte Einheit, ohne sie mit der Uebereinstimmung des Verstandes vergleichen zu können; die wahrste Sinnlichkeit, unter der ein Beweis beinahe bis zum Lächerlichen erniedrigt ist; die rührendste Mannichfaltigkeit ohne Kette des Mathematikers.

Die Grade des Odengenies werden aus der Empfindung unterschieden.

Bei lebendigen Vorfällen in poetische Wuth zu gerathen, die in Ode ꝛc. ausfließt, ist das Originalgenie eines Idealpoeten; und bei Denen, die ihm vergleichungsweise am Nächsten kamen, sieht man auch eine Lage von Umständen, oft ex machina gewählt, die ihren Gesang als ein Faden der Ariadne leitet. Der Dichter empfindet und singt, was der Mensch empfand, da er sah und handelte; denn ganz völlig möchte ich beide Empfindungen nicht für einerlei halten. Ohne über ein Thema zu arbeiten, schafft er aus jedem Punkt seines Falls, der ungesalbten Augen oft verschwindet. Hingegen ist's der größte Mangel eines Genies in jeder eigentlichen Dichtart, selbst Anlagen ungebraucht zu lassen. Unsere philosophischen Dichter zergliedern mehr, als daß sie die Begriffe ausbreiteten. Statt eine Wüste in Eden umzuschaffen, kann man nicht einmal ein blumenreiches Feld nutzen. Laßt Genies solche genielose, oft sehr vollkommene Stücke lesen: Jeder wird gähnen! laßt sie sie ausbessern! — O, ausbessern? — Wohl! jedes Seine wird ihm eigen sein.

Da das enge Reich der reellen Wesen bei uns durch die Bezauberungen der Einbildungskraft sich sehr erweitert hat,

so ersetzt auch die Phantasie sehr oft die wahre Empfindung, bis das Ankerseil bisweilen zum subtilen Spinnengeweb', was durch ein Nadelöhr geht, verlängert wird. Statt im ganzen Strome des Affects zu schwimmen, steigen wir hinein: dort fühlten wir blos unser Selbst, hier wird es schon Idealvorstellung; wir copiren uns selbst schon etwas merklich. Die Einbildungskraft, deren Gemälde noch mit dem Affect der Natur grenzen, ist die stärkste und beste; je näher ihre Bilder an einen Affect der Einbildungskraft reichen, desto stärker und fehlerhafter wird sie in der Poesie. Petrarch und die Italiener mögen sich selbst Affect schildern; uns schildern sie Phantasie. Rousseau's Platonische Liebhaber schreiben die Sprache der Leidenschaft? Selten! denn sie sollten die Sprache eines phantastischen Affects schreiben, und der spielt oft mit Wortspielen wie Kinder mit Kreiseln. Vielleicht ist indessen unter uns nur ein lyrischer Dichter von einer Höhe, die zwischen Affect und leerer Einbildung schwankt. Die meisten Odendichter zeigen sich als Sänger, deren höchster Zweck ist, eine fremde Natur nachzuahmen. Sie schwimmen nicht, sie stehen am Fluß und betrachten. Hier verschwindet der Zauberer, der sich selbst eine Gedankenwelt setzte, die Circe, die uns bezauberte und selbst Circe blieb; einen Künstler sehen wir, der Stückwerke einer Welt nachäfft. Er heißt Schöpfer, weil er Geschöpfe macht, von Hercules an bis zum ägyptischen Ungeziefer: regelmäßig, idealschön, aber — aber — todt! Hier ordne der Leser die Dichter, wie weit sie Schöpfer, Zauberer, Künstler, Handwerker sind. In England gehören Shakespeare's Monologen vielleicht in das erste, einige Oden in Dodsley's Sammlung ins zweite, Pope ins dritte, unzählige ins vierte Fach: aber in Deutschland? hier, wo beinahe der Schatte des Odendichters, der ästhetische Denker übrig ist? Diese vier Gattungen sind die Alter der Menschheit: das erste empfindet, das zweite denkt mechanisch, das dritte empfindet, das vierte denkt durch Freiheit. Wären Oden der Natur in allen vier Lebensstufen möglich, so würde man ihnen den Rosenkranz der Jugend so gut als die weiße Salbung grauer Haare ansehen können. Sollte jemals so ein Poet gebildet werden, wie Rousseau einen Menschen bilden wollte, so würden seine Jahre der Entzückung Oden, die Periode, da sein Affect Rührung ist, Dramas, sein Leben der Ergetzung Epopöen und sein Alter der Betrachtung

Lehrgedichte hervorbringen. Ich nehme hier aber den Dichter und seine Gedichte im Stande der Natur; und wer weiß, wie wenig er mit unserm Stande der Kunst gemein hätte. In unserer Zeit des Chaos sind Knaben zuerst Lehrdichter; so wie es stets leichter ist, aus ihnen Philosophen, als Menschen zu machen: Jünglinge machen Dramas, denn sie wollen bekannt werden; Männer von vierzig Jahren, die jetzt erst mit Daphnens tändeln müssen, machen Anakreontische Empfindungsoden, und Greise, die da ausrufen: „Es ist Alles eitel!" Epopöen. Vielleicht irre ich mich nicht, daß derselbe Schöpfersgeist, der den Jüngling zu Oden entzückt, den Menschen zu glühenden Dramas begeistere, den Mann zu leuchtenden Epopöen beseele und den Greis zu hellen Lehren über die Menschheit erheitere — vielleicht in allen eine Handlung und Gang des Affects, der sich wie Seele und Leib durch die Stufen der Menschheit entwickelt und eben hiemit auch schwächt. Lebe zuerst, dann empfinde, dann handle, endlich denke und stirb! Dies ist die Leiter der Menschheit und seines subjectiven poetischen Talents; vielleicht wird man hieraus auch die Zwecke der Dichtkunst aufsteigern, ohne zwischen Nutzen und Vergnügen schwanken zu dürfen. Des eigentlichen Dichters Trieb ist W u t h, seine Worte P f e i l e, sein Ziel das ganze H e r z; dies ist das Göttliche, Unaussprechliche der Dichtkunst. Gemildert, ist sein Zweck R ü h r u n g und sein Trieb A u f w e c k u n g; noch mehr geschwächt, heißt sein Stachel V e r g n ü g e n, und seine Absicht die Neigung zu g e f a l l e n. Die entfernteste, uneigentliche Triebfeder ist G r u n d s a tz, und sein Endzweck N u t z e n, der selbst im Lehren, Trösten noch blos ein entferntes Mittel bleibt.

Vergleichungen der Ode unter sich.

Die Ode drückt den Affect entweder an sich gleichsam im Gemälde oder in Handlung aus. In jenem macht Gegenstand und Empfindung eine Art von Einheit aus, zu der nur die mancherlei Züge des Affects eine Mannichfaltigkeit dazu machen, die dennoch nur immer e i n e Seite zeigen können. Mehr gemäßigt, wird diese Ode des Affects ein Gemälde der Einbildungskraft, das ohngeachtet seines großen Originalzuges sehr vielen Mißbräuchen unterworfen sein kann. Sonst aber ist diese Dichtart der Natur am Nächsten, die originalste

und der Grund der übrigen. Die Oden, die den Affect nicht zur Quelle, sondern zum Muster haben, sind kälter, künstlicher als die ersten; sie haben Plan und Ordnung und sind die Oden der Handlung. Entweder steigt die Leidenschaft in ihnen vom niedrigen Keim bis zur größten Höhe, eine Saite nach der andern trifft sie und bricht sie aber endlich plötzlich ab. Oder sie schwingt sich auf, wirbelt sich oben und läßt sich wieder herunter; sie regte den Ocean des Herzens auf, fuhr im Triumph Neptun's auf seinen Wellen und besänftigte sein Brausen; oder sie fängt in der größten Hitze an und sinkt herunter; sie fliegt wie die Schwalbe, mit der sie Mariott vergleicht:

The swallow sweeps the plain
Or lightly skims from level lakes the dew.

Die mittlere erhebt und stürzt sich, wie der Adler, mächtig herunter. Die erste ist die dem Horaz gewöhnlichste. Handlung der Ode ist das, worin uns selbst Winckelmann's allegorischer Parrhasius[1]) nicht erreicht und wir die Alten kaum erreichen. Ihr Standpunkt war in jeder Ode genau bestimmt, und die Mannichfaltigkeit der Ode erhob denselben in einem immer stärkern Lichte. Welche Handlung hatte nicht der Pythische Nomos der Griechen! Jetzt sieht im Anfangsversuch Apoll sich nach seinem Streitfelde um; jetzt ruft er kühn den Drachen hervor; jetzt singen Jamben den Heldenkampf und die zähneknirschende Wuth des Drachen. Apoll hat gesiegt; denn das Lied geht spondeisch im Tritt des Siegers, er schlingt sich an ihren Tanz, und alle Lebhaftigkeit des Liedes vereint sich. Ebenso waren die pyrrhichischen Tänze gewaffneter Spartaner, zärtliche Lieder nackter Mädchen, die den Hymen besangen, durch individuelle Handlung belebt. Und überhaupt wählten die Alten den perspectivischen Standpunkt besser; ihre Dichtungsart brachte mehr Handlung in die Ode, und doch füllte stets die sinnliche Einfalt die ganze Seele. Die meisten neuern Oden sind entweder völlig ohne Handlung und einförmig, oder man verbirgt die ungereimteste Ausschweifung mit dem Namen der Odenunordnung; ein Wort, das die größten Schwätzer am Wenigsten verstehen und kein Odendichter vom Aesthetiker lernen wird. Der letzte sieht sie gemeiniglich blos in der Ausschweifung, und der erste

1) Mit Bezug auf Winckelmann's Aeußerung über den Demos des Parrhasius (Werke, I. 55 f. 202). — D.

empfindet sie mehr im Feuer, als daß er sie kalt ausdrücken könnte. Die Ode des Affects ist Monolog, die Ode der Handlung wird selbst ein kleines Drama, so wie das Drama der Kern der Epopöe sein möchte. Wenn man die Epopöe als die höchste Dichtart verehrt, so hat man allerdings Recht, wenn die Bewunderung der erhabenste Affect ist; allein sollte die Stärke und Hitze des Affects der Maßstab werden, so ist schon der theatralische höher. Und überhaupt kann man es geradezu leugnen, daß die Epopöe unsere ganze Seele bewegen kann: ihre Zeit ist zu kurz, ihre Handlung durch Reden und Episoden zu unterbrochen, ihre Affecte zu sehr betrachtend. Das Drama rührt wegen aller dieser Ursachen noch mehr; allein mit dem Odenfeuer in seiner Natur verglichen, verliert's unendlich.

Die Ode der Natur, die nicht Nachahmung ist, ist ein lebendiges Geschöpf, nicht eine Statue, noch ein leeres Gemälde. Bloße Worte sind Zeichen der Gedanken und nie des Affects; höchstens zeichnen sie die entferntesten Folgen der aufgeregten Leidenschaft, eine empörte Einbildungskraft und Gesichtspunkte, in denen der Verstand die Empfindung betrachtet. Eine Ode also erdichten, sie blos lesen zu lassen, setzt diese Regeln zum Voraus: Setze Dich nicht in Empfindung, die den Affect grenzt, sonst wirst Du wortarm, verworren, dunkel, dem kalten Leser lächerlich und dem eigensinnigen Kunstrichter abenteuerlich scheinen. Verleugne aber Dich selbst so viel als möglich; setze Dich aus Dir, an die Stelle eines Lesers, um dessen Beifall Du buhlst, zeichne die gewählte Sache, wie er oder Du sie empfinden würdest, wenn Du läsest. Unsere Oden sind also perspectivisch gezeichnete Gemälde des Affects, die freilich — Aber ein rasender Mensch der Natur? Was Diderot in sein Theater so zerstreut, so entkräftet anbringen kann und doch schon rühren will, das muß hier ohne Zweifel, in seinen Kern concentrirt, völlig rühren! Der Odendichter im Parenthyrsus seiner Affectbegeisterung tönt wenige Worte, und diese ganz mit ihren Naturaccenten, die sich den unarticulirten blos im stärksten Feuer nähern; er tanzt nicht pantomimisch, sondern spricht durch einfältige Geberden. Einfache musicalische Harmoniengänge (denn das sind die Melodien der Naturoden) lassen sich zu seinen Affectaccenten herab und erhöhen sie; freie Stellungen, die nicht theatergemäß sind, erhöhen seine Geberden, und eine einfache Poesie, die nicht phantastische, sondern wirkliche Empfindung so genau ausdrückt,

daß kaum ein Schein der Nachahmung bleibt: kurz, drei Künste in allen Abmessungen der Schönheit, Tanz und Musik und Poesie, bestürmen uns mit der Stärke der Oper (der sie aber das Künstliche der Erzählung und des Witzes lassen), sie bestürmen uns mit der ganzen Natur und machen rasend. Die Ode ist hier die heftigste Jugend der Dichtkunst, deren Leben und Kraft wir aus Handlung abmessen, so wie der Pantomime, der am Wenigsten Tänzer ist, uns am Meisten beschäftigt, wie ein Komet in seiner Excentricität. Dieses freche Feuer des Parenthyrsus ist das schöpferische Genie. Der Theaterheld mäßigt schon seine Franchezza, wie der Maler die Stellungen des Tänzers schon auswählt; und den Helden der Epopöe, nicht aber der Ode, geziemt jene stille Größe, die in den Statuen der Alten rührt, und die der Mensch der Vernunft beweist. Das erste Genie ist also ganz Gefühl im Verfertigen und Beurtheilen, das mittlere Gefühl vom Geschmack und das dritte Gefühl von Wissenschaft geleitet; in den beiden letzten wird das Dichtungsvermögen von Zwecken, in der Ode vom sinnlichen Affect und der trunkenen Einbildungskraft geführt.

Und hier kann man die Alten und Neuern vergleichen, ohne über den Grundsatz der Nachahmung zu richten. Tyrtäus singt: um ihn klingen spartanische Waffen, Fahnen fliegen um ihn, der Befehl des Apoll's in seinen Ohren, das Bürgerrecht Sparta's sein Zweck; vor ihm wüthende Messenier, hinter ihm Spartaner, noch in den Narben der Freiheit Helden. Tyrtäus singt — Kriegslieder, die mehr als Armeen überwanden; denn sie waren Affect, Handlung und Leben. Wer singt Dir nach, Tyrtäus! Kaum ein Barde, stark wie Du, vor dreifach starke Spartaner; aber zum Unglück in einer andern Zeit![1]) Horaz besingt sein Tibur, um noch eins zu erlangen; er singt den August, und der hört ihn. Ich hasse meine Bücher, doch zu kalt, um Archiloch zu werden, und kein August hört mich. Sappho singt mit funkelnden Augen, flammendem Blick und matter Zunge; denn sie weiß, Venus kommt zu ihr.

Τίς σ', ὦ
Σαπφοῖ, ἀδικεῖ;
καὶ γὰρ αἰ φεύγει, ταχέως διώξει,

1) Das Folgende ist aus einem älteren Entwurf genommen. — D.

αἰ δὲ δῶρα μὴ δέχετ᾽, ἀλλὰ δώσει,
αἰ δὲ μὴ φιλεῖ, ταχέως φιλήσει,
χ᾽ὄτι κελεύῃς.[1])

Ich sehe also, ich kann durchaus nicht Pindar, Sappho, Klio sein; und warum soll ich's sein, da es mir nicht nützt, als zu sagen: „Ich habe gut — nachgeahmt". Herrlicher Vorzug, mit dem man uns bei dieser Vergleichung schadlos halten will: unsere Oden hätten besseres Colorit, bessere Moral, schönere Natur. Kein Raphael tauscht mit einem niederländischen Maler, der das beste Viehstück malte; und die sogenannte schöne Natur und reine Moral sind wahrhaftig das Verderben der Dichtkunst, da sie uns von dem sinnlichen Zuge und der Natur abziehen, in der nie das Vollkommenste der Art, sondern Individuen existiren, bei denen die Unvollkommenheit selbst Bestimmung und eine Schranke der Schönheit wird. Wir wissen jetzt nie Menschen, weil wir Charaktere kennen. Wir haben keinen Horaz, weil wir Nachahmer des Horaz haben. Unser David würde abendländische rührende Lieder singen, ohne orientalische Psalmen zum Muster zu nehmen und sie mit etwas altdeutschem Dialekt zu versetzen.

Friedrich's Thaten könnten niemals einen Pindar machen, wenn er sie nicht dem Namen, sondern der That nach singen, nach unserer kurzen einfachen Sprache, die zwar wort-, aber nicht bilderreich sein mag, ohne alles Zujauchzen Griechenlands und Hieron's singen wollte. Unser August könnte einen Horaz beschäftigen, wenn dieser ohne Horazische Silbenmaße und Feinigkeiten vor ehrliche Deutsche als ein gelehrter Hofvertrauter sänge; und wie viel Alcäus würden nicht sein, wenn Griechenland sie hörte, und sie nicht blos den Namen Fürst, sondern auch seine Person kennten! Unser Odendichter lese also die so wenigen Apolls aus, die uns begeistern können, vergesse nicht seinen Standpunkt, suche Handlung, die langsamer als die orientalische, steifer als die griechische, männlicher als die römische sein wird. Uebrigens fürchte er sich nicht vor der Sibylle der Kunstrichter, der Hermaphrodite, die ihn bald gallisch bald britisch richtet, außer wo sie ihn deutsch beurtheilt.

1) So scheint Herder nach der gangbaren Lesart die verdorbene Stelle gelesen zu haben. Gedruckt steht im „Lebensbild" κελευης, wie vorher μηδ᾽ ἔχετ᾽. — D.

Die Ode, verglichen mit den übrigen Dichtarten, ist beinahe ihre Quelle und Leben. Daß sie die Ader des Drama und der Epopöe, der zwei einzigen Arten der eigentlichen Dichtkunst, ist, wird man sich aus dem Vorigen erinnern. Die übrigen sind Nebensprößlinge von ihr, die aus ihr, dem Stamme, zu bestimmen sind. Elegie und Idylle möchten die nächsten sein; die wehmüthige Empfindung in der ersten und die ruhige in der zweiten haben beide nicht die Hitze der Ode. Ich weiß, daß diese Begriffe sich dem gemeinen Sprachgebrauche blos nähern; indessen um diese Parallele fruchtbar zu machen, bemerke man, daß auch die traurigen Idyllen Elegien und viele Elegien idyllenartig sein können. In dem ersten Fall macht der hinkende Fuß sich nicht so wesentlich als die sanften elegischen Wiederholungen des Schmerzes, die aus der Natur der Empfindung fließen, und im zweiten wird das Landleben vielleicht eher zu entbehren sein als die ruhige Empfindung und ihre sanfte Sprache. Beide können von der subjectiven Empfindung sich sehr auf den Gegenstand ausbreiten und sich in die Grenzen der Schilderung verlieren, so wie die Elegie in die Grenzen des Lehrgedichts. Beide haben wieder Aehnlichkeiten und einige gleiche Entfernung vom Leben der Ode, da ihnen Handlung fehlt. Statt Handlung, die in der Ode herrschte, in der Elegie und Idylle sich auch zeigte, herrscht hier einfache Malerei der Seele oder der Körper, deren höchste Zierde neue Züge der schönen Natur, Contour, Composition und Colorit sein kann. So wie die niederländischen Maler ihre Landschaftsstücke dem Oel und dicken Himmel zu danken haben, so macht die kühne, die schöne und einfältige Natur in den Alpengegenden und Landleben die Schweizer zu Schilderern. Und eben daher sind die philosophischen Deutschen dem Lehrgedicht so treu geblieben, da der dicke Himmel, die Sclaverei und der Mangel der lebhafteren Empfindungen andere Gedichtarten ihnen schwer machte.

— [1]) so ist unser Jahrhundert in Deutschland doch wenigstens das philosophische. Sollten unter uns auch keine

1) Das Folgende aus einer Umarbeitung des Anfangs vorstehenden Fragments, die Herder in Riga vornahm. Vgl. oben S. 3 f. — D.

Originalgenies in den Oden, Dramas und Epopöen sein, ja, auch nicht zu hoffen sein, so erkläre man diese unfruchtbare dichterische Ader, man entwickle den großen Originalzug jeder Dichtart und bestimme ihre mannichfaltigen und oft so paradoxen Fortschritte nach jedem Aeon. Nicht die Poeterei, sondern die Aesthetik sei das Feld der Deutschen, die höchstens in Lehrgedichten Originale sein können.

Wer kein Poet sein kann — ein männlicher Philosoph mit einer kalten Leidenschaft, ohne Vaterland und Autorruhm, ohne System und Dichterhitze —, durchreise die Gegenden der Poesie und ihre Alter; er wäge die Dichter, doch nach ihrem Geist und nicht nach ihren Werken; er versuche einen Calcül ihres Genies: wie viel sie geleistet haben, und wie viel sie Andern nachließen, wie viel sie erfanden und vor sich antrafen, wie viel sie ihrer Zeit und ihren Talenten zu danken wissen müssen, und welche Schwierigkeiten sie zu überwinden hatten. Er erhebe den größten Ruhm der Dichter, der gemeinen Augen unsichtbar bleibt: so viel hätte Dieser leisten können, und so viel mußte Jener besiegen, um das zu werden, was er ist. In wessen Hände soll ich diese Wage der Geister wünschen, als in die schweren Hände eines Deutschen, der zu Beobachtungen die Geduld, die Schärfe, die Treue des Germaniers hat, und um ein Richter zu sein, ohne Patriotismus und Vaterland, ohne Hauptstadt und Modegeschmack, ohne Dichtereigensinn und Vaterliebe gegen seine Kinder des Geistes sein kann und es am Füglichsten sein darf.

Wir haben noch keine vollständige Aesthetik für die Poesie, und noch weniger eine ganze Metaphysik der schönen Künste. Der große Baumgarten, der wahre Aristoteles unserer Zeit, hat sie leider nicht geliefert, und außer ihm kenne ich nur kleine Beiträge; ah, spem gregis gemellos! Man sollte indessen, meiner Meinung nach, bei diesem Gebäude nicht von oben, sondern unten anfangen und die erste wichtigste Grundlage nicht vergessen: das Schöne jeder Dichtart, jeder Kunst philosophisch vollkommen zu bestimmen. Nun aber will ein Jeder das Ganze bauen; er denkt nur immer an den Kranz des Gipfels und vergißt, daß auch ein Original, das Grundsteine legt, seinen Namen darauf verewigen kann.

Mechanische Regeln der Gedichtarten haben wir; das Heldengedicht, das Drama hat einen Codex von Satzungen;

nur vielleicht hat die Ode, sowol in ihrem Stamme als ihren Nebensprößlingen, den Elegien, Liedern und Schäfergedichten, die wenigsten (ich rede vergleichungsweise), die wenigsten philosophischen Entwicklungen gehabt. Nur die Fabeln, Lehr- und Sinngedichte haben die Deutschen mit dem größten Reichthum erklärt und mit ihrem kleinen poetischen Glück ausbilden können. Warum? Weil diese der Rain zwischen Poesie und Lehre sind.

Wer soll über die Ode schreiben? Sie ist das erstgeborne Kind der poetischen Empfindung. Und es gehört also ein Odengenie dazu, ein Kenner der Bewegungshebeln der Dichterseele dazu, um sie als ein schwangeres Samenkorn von fruchtbaren Entwicklungen zu finden. Sie ist der Ursprung der Dichtkunst, und da dieser zum Allerheiligsten des Orients, in das Dunkel der Hieroglyphen, in die Orphischen und Eleusinischen Geheimnisse und zu den Priesterschwüren der Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern gehört, so sei dieses Odengenie zugleich ein Kenner des Alterthums. Ja, dieser dichterische Philolog sei auch ein Weltweiser, um den Geist der Nationen um sich zu kennen und in diesen Schalen von gegebenen Fällen den Kern zu finden, der da nährt.

Wo ist dieser triceps? Der Geist der Ode ist ein Feuer, das Todte nicht fühlen; Lebende aber werden bis auf den Nervensaft erschüttert, und alsdann wird's ihnen vielleicht schwer, zu beobachten und diese Empfindung zu erhaschen. Man muß hier beinahe entweder ein Fels sein, oder man wird vom Strome fortgerissen. Ist man blos ein philologischer Seher und ein kalter Zergliederer, so hat man das Glück des Scheidekünstlers: man behält Wasser und Staub in der Hand, das Feuer aber zerfuhr, und der Geist verflog unsichtbar.

„Ob ich mir denn alle drei Talente zutraue?“ Ich antworte: Komm und beurtheile es! Ich las, die vor mir über die Ode geschrieben haben, und rief mit aller Demuth des Correggio: Auch ich bin ein Maler! Ich wagte es also, mich vor den Augen des Publicums zu üben, aber von dem Publicum, das von mir urtheilen will, oder von der kunstrichterischen Sibylle, die in seinem Namen eine Bauchrednerin ist, kann ich weit eher alle drei Talente fordern; sonst richte ein Jeder nur über ein Stück des Apollischen Gemäldes.

Ich liefere abgerissene Gedanken und einzelne Beobachtungen: glücklich, wenn sie nur einiges falsch Gebaute zerstören und zu einem Gebäude von der Ode eine Ebene bahnen oder höchstens Füllsteine liefern.

Erstes Hauptstück.

Bestimmt die Oden verschiedener Völker, Zeitalter und Sprachen, um in ihnen die Hauptbegriffe des Odencharakters zu finden.

Zweites Hauptstück.

Stellt nach den vorausgefundenen Leitfäden eine Parallele zwischen den Alten und Neuen nach allen Seiten der Ode an.

Drittes Hauptstück.

Urtheilt über die gewöhnlichen Odenregeln und sucht endlich die Ode gegen andere Gedichte zu bestimmen und sie philosophisch zu erklären.

Nachschrift.

Giebt von den Abhandlungen Nachricht, die diesem Versuch zum Grunde oder zur Beilage dienen, und führt einige vorzügliche deutsche Oden an.

Parallele zwischen den griechischen und französischen Tragödienschreibern.[1])

Vorbericht des Uebersetzers.

Bei einem so feierlichen Auftritt, als es ist, wenn zwei Nationen, deren jede der Name ihres Jahrhunderts und die einzige Gebieterin ihrer Zeit sein will, ihre Größe und Stärke messen, wagt es auch ein Herold von einem dritten Volke, sich zwischen beide zu stellen. Unser Verfasser gehört noch in die Zeiten des Patriotismus, da Frankreich voll von dem Stolz, ein neues Griechenland zu sein, sich für ganz Europa ansah, und, in seiner eignen Sprache zu reden, den guten Leuten glich, die niemals aus dem Schooß ihres Vaterlandes kamen.

Da unsere Bühne als eine etwas zu frühzeitige Frucht geboren wurde, gab man ihr einen französischen Namen, weil dieser leicht auszusprechen war. Eine andere etwas schwerredende Partei brachte den schwersten englischen Namen aufs Tapet, um sie vornehm zu machen; jetzt arbeitet sie noch zwischen beiden, und vielleicht kommt durch einen starken Umwurf der Lettern ein Name endlich heraus, der ihr Original ist.

1) Herder hatte sich in Königsberg eine Uebersetzung des in Lille 1760 erschienenen Werkes: „Parallèle des Tragiques Grecs et Français“, vorgesetzt, auf das ihn Hamann aufmerksam gemacht. Vgl. Th. XXI. S. 7, Anm.**. Schon der Meßkatalog auf Ostern 1766 hatte das Erscheinen derselben ohne Herder's Namen angekündigt. Bereits im ältesten Arbeitshefte Herder's findet sich ein Auszug aus diesem Werke. Im Nachlaß hat sich außer der Uebersetzung einzelner Stellen nur der hier mitgetheilte unvollendete Entwurf zu einer Vorrede und zu Anmerkungen zum ersten Capitel vorgefunden. — D.

In dieser Zeit der Gährung halte ich's für nöthig, eine solche Parallele, als unser Verfasser anstellt, zu übersetzen und eine andere Art von Vergleichung dazu zu thun. Jede Bekanntschaft mit den Griechen, diesen Meistern des Theaters, den Lieblingen der tragischen Melpomene und den Erstgebornen der Minerva, bildet, da sie die nächste Stelle nach dem Ideal einnehmen, zur Einfalt, zur Stärke der Leidenschaft, zur Schwere des tragischen Ausdrucks, und es ist vielleicht eine Ursache mit von dem Mangel unserer Tragödien, daß blos Schullehrer unter uns die Griechen kennen; ja, selbst diese lassen die Seite von ihnen unbemerkt, die unser Verfasser betrachtet.

Zweitens. Die Franzosen gegen die Griechen zu halten, ist insonderheit für ein Volk nöthig, das so sehr von den Brosamen der Franzosen lebt und sich sehr oft auf diese Kunst zu betteln etwas einbildet. Eben daher suche ich beständig den Gesichtskreis zu erweitern und neben die handelnden Griechen und die sentimentsvollen Franzosen den malenden Briten zu setzen; wollten die Musen, wir hätten von allen drei gleich viel gelernt!

Dadurch, daß ich die Stützen und den Schmuck alter und neuer Theater untersuche, erhebe ich entweder die Grundlage, die wir zu dem deutschen gelegt, oder ich setze wenigstens die Schwierigkeiten in ein neues Licht, warum wir so langsam bauen. Dadurch leuchte ich entweder vor, oder ich muntre an: glücklich, wenn ein Genie, indem es dies liest, sich zum tragischen Dichter schafft, anfeuert oder krönt!

Anmerkungen des Uebersetzers zum ersten Capitel.

Wir wollen die zum Theil vortrefflichen Anmerkungen des Verfassers in ein helleres Licht stellen: sie sind alle glänzend; aber auch der Mond erbleicht, wenn ihn ein helleres Licht beleuchtet.

Sollte die Geschichte wirklich für uns enger geworden sein, als sie den Griechen gewesen? so wie ein Sandhaufen, wenn er zu sehr gethürmt wird, seinen Gipfel eher verliert als erhebt? Wir wollen sehen.

Freilich sind große Jahrhunderte mit Barbarei bedeckt; für den Geschichtschreiber sind sie ein Labyrinth, wo er oft

ohne Leitfaden irrt, ein Chaos voll Finsterniß; aber, so wie mich dünkt, ist es eben eine dunkle Nacht voll Schimmerlicht, wo die Poeten und Diebe am Besten rauben können. Die Begebenheiten zu berichtigen, zu erklären, zu verbinden, ist allerdings eine Arbeit der Danaiden; aber einzelne Begebenheiten hervorzunehmen, sie mit einer poetischen Dichtungskraft auszumalen, sie zur Theaterwirklichkeit umzuschaffen — dies ist immer eine Arbeit, an die sich ein Genie mit solcher Freude wagt als Alexander an den Gordischen Knoten oder Hercules in die Hölle, weil sie ihn eben als Ueberwinder zeigen soll.

Es ist diese Wüste der Barberei entweder die erste heidnische Zeit der wilden Freiheit, der zaumlosen Gährungen, der kriegerischen Geburtsschmerzen, in denen unsre heutigen Staaten geboren sind: und von diesen gelten die meisten Vorzüge, die den Griechen eigen waren. Einem Franzosen ist's zu verzeihen, wenn er außer der Geschichte seines Landes von Franz I. an in der alten Zeit blos Ninive, Rom, Konstantinopel wie einzelne Sterne an einem wolkigen Abend erkennt: ein deutscher Kopf, mit einem griechischen Genie begabt, wird in der alten deutschen, dänischen, schwedischen, britischen, türkischen, ja selbst gallischen Geschichte eine reiche Aussaat von Samenkörnern finden, die eine schöpferische Hand zu hohen tragischen Cypressen ziehen kann. Ja, überdem sind die Haine mit den Bildern des Mannus und Theut's ausgeziert, die uns Hermann und Kanut[1]) in einem heiligen Dunkel gezeigt: sind diese Schauplätze uns nicht vielleicht angemessener als die Opfertempel und Lager der Griechen, die Complimentensäle der Franzosen und die Zaubersprünge der Shakespeares?

Die zweite Wüste hat die Barbarei des Papismus geschaffen, allerdings ein dürrer Boden, wo keine besonders blühende Charaktere sich herausnehmen; allein warum sucht man denn nach moralischen Puppen, wo man Schreckbilder aufzeigen soll? Keine Zeit kann die Wirkungen des blinden Religionseifers, einer unterthänigen Dummheit und einer heiligen Ehr-, Gott- und Lieblosigkeit mit mehr Verwirrung zeigen, mit mehr Blut abmalen als die! und wo ist ein Theatergenie, das hier nicht Mahomeds und tragische

1) Von Johann Elias Schlegel. — D.

Tartüfe leider zu oft zeigen könnte, wenn es sich nicht von der Sclaverei der Geschichte binden ließ? Ueberhaupt, denke ich, würde ein Sophokles und Euripides der Deutschen aus unserer Religion ebenso das tragische Interesse etwas verstärken können, als es die griechischen völlig genossen, wenn sie ihre politischen Süjets bearbeiteten. Wäre es nicht beinahe eine Schande, über Süjets zu klagen, da Shakespeare aus einem so eingeschränkten Theil der britischen Geschichte so oft ein Herr über Leben und Tod hat sein können?*) Wie aber? wenn sich die Jahrhunderte wiederholen, wenn sie uns endlich den gähnenden Seufzer entlocken: „O, ein liebes beständiges Einerlei! wie kann man da schaffen? man muß nachbeten!“ Gut; aber wir müssen so den Alten nachbeten, als die Natur sich selbst wiederholt, immer mit unzähligen kleinen Veränderungen, mit neuen Anlagen. Laß es sein, daß der historische Geist der Begebenheiten sich wiederholt: der Geist der tragischen Handlung kann jedesmal so neu, so original, so individuell bleiben, als er sich oft gezeigt hat, wenn viele Dichter gar dieselbe Begebenheit bearbeitet haben. Laß sie auch die Trauerspiele wenigstens wiederholen, so wie viele Griechen einerlei Trauerspiele bearbeitet haben.

Die tragische Vollkommenheit ist nur ein Punkt: der Affect. Der Kreis um diesen Punkt ist allen großen Trauerspielen gemein, und keinen ist er gemeiner als den griechischen selbst, die immer unter sich eine beneidenswürdige Zusammenstimmung haben; aber die Wege zu diesem Kreise sind so verschieden, als der Wurf der Umstände fiel aus dem Loostopfe des Schicksals. Ja, wenn sich nichts ändert, so ändert sich der Geist des Jahrhunderts; ist dann endlich Alles erschöpft, so bilde man um. Ist's nichts Neues mehr, so haben die Werkmeister vom zweiten Rang noch Zeit gnug, umzubilden und für den Genius unserer Zeit es anzupassen; so wie es schon einige Franzosen leider zu genau, einige Deutsche zu weit versucht haben.

„Der Verfasser fühlt selbst, daß seine Ideen ꝛc., und will mehr überzeugen: das große Feld“ ꝛc. Heißt dies nicht ebenso viel als: die neuere Geschichte ist ein Chaos, aus dem aber

*) Lope de Vega 483 Komödien, 1800 Schauspiele. Franzosen haben wenig erfunden, viel abgeborgt; wir den Engländern ꝛc. — H.

blos die Shakespeare, Corneille ꝛc. schöpfen konnten. Da Aeschylos nicht blos seine 7 Stücke, die wir übrig haben, sondern, nach Suidas, 90 Tragödien geschrieben, Sophokles (wenn wir auch den jüngern ausscheiden) 66 und Euripides ebenfalls eine Menge, daß außer diesen 130 verloren gegangen.

„Griechen haben Andern entwendet." Klage, daß die poetischen Jahrbücher unserer Druiden und Barden (aus christlichem Eifer die skaldrischen Nachrichten, aus katholischem Eifer noch mehr — Karl der Große) untergegangen; aber die Geschichte hat davon beträchtlichen Schaden. Können wir nicht auch andern Nationen wegstehlen? Aber die Heldenzeit ist nicht für uns.

„Griechenland, kleine Republik." Häusliche und bürgerliche Trauerspiele also standen unter Gesetzen der Obrigkeit. Dies hat sich ganz geändert.

Anmunterung, die Historie als Historie nicht zu schonen. Stelle aus Aristoteles' Politik.[1])

Fabel. Griechen. Gottesdienstliche. Autor schön. Zeuge, daß die Dichtkunst immer noch in ein rohes Weltalter ꝛc. Unendliche Vortheile deswegen. Uns soll es der Religion entgegen sein. Einige Kostenerstattung durch Oper. Wir wagen daher nicht biblische Süjets, aber christliche; das gehört zur Historie.

1) Christliche Helden sind, gegen die Heiden zu rechnen, zu wenig.
2) Abenteuerlich, und viele nicht zu brauchen — wegen der Kleinigkeit ihrer Handlungen.
3) Bei großen Handlungen viele schwärmerische Quellen, die unsere erleuchtete Religion ꝛc. —

Bei unserer Kälte verlieren wir den Enthusiasmus — und ein Deist ꝛc. Bei unserer Theilung der Religionen verlieren wir das Interesse — bei unserer Liebe zur Wahrheit — die große Wahrscheinlichkeit ꝛc. Ueberhaupt rühren in christlichen Tragödien sehr selten die Fabel, immer mehr die Sitten: z. B. Olint und Sophronia.[2])

Plan zu einem Trauerspiel: Der Christ, nach Lessing's Juden. Wer ist kälter? — Deutsche ꝛc. Protestanten ꝛc. Wer ist ekler? ꝛc.

---

1) VIII. 7. — D.
2) Von v. Cronegk. — D.

Einbildungskraft. Was mag die Blume des Ariston's[1]) gewesen sein? Sollte Euripides ganz erdichtet? ꝛc. Eine Tragödienfabel ist schwer, ja unmöglich ganz zu erdichten. Nihil est in imaginatione ꝛc. Bei Lustspielen leichter, weil in unserm Leben mehr kleine Vorfälle als Stoff dazu sind. Aber tragische Vorfälle blos für die gährenden Zeiten: daher blos Historie ist Quelle. (Aehnlichkeit mit heldenmäßigen Süjets, statt der komischen Epopöen.) Reduction dieses Capitels auf den freieren Gebrauch der Geschichte. Den Griechen war es noch möglich, sich dieser Quelle zu bedienen. Charakter der Griechen, wahr. Franzosen. Wiefern können wir den Teufel aus der Hölle auf dem Theater brauchen?

Schicksal. Stelle des Aristoteles bestimmt, durch Exempel erläutert aus den Alten, und wie es die Neuen verändert.[2]) Bei den Alten war ihr Gott Despot und unmoralisch, mächtig. Vortheile, die die Dichtkunst daraus zog, z. B. Venus, Bacchus, Orakel, Jupiter. Schluß der Götter. Also Religionsbegriffe. Lebensart. Heroismus machte viele solche tragische Beispiele sichtbar. Wanderungen. Verwüstung. Erkennungen. Mord. Blutschande ꝛc. Heroische Thaten und Leiden.

Wenn wir auch die alten Helden sehen, so fühlen wir nicht so viel Theilnahme, weil wir nicht in die Umstände kommen, weil sie uns nicht vor Augen schweben. — Wie sehr unsere Illusion von der Illusion der Alten unterschieden: jene ohne Hoffnung und Ausgang; wir bewundern die Kunst und haben immer den Ausgang im Auge. — Aber woher war dies bei den Alten? Unschuld und Tugend war bei ihnen blos als politische Situation das Gesetz der Natur und des Staats: noch nicht moralische Grundsätze, nicht erhabene Sentiments ꝛc. Was war ein Held, ein Sohn, ein Vater nach dem besten Maßstabe bei ihnen? Alle Tugend blos Bewunderung, und ihr Unglück Strafe. Weil wir schon ein Ideal gesetzmäßig errichtet, was Jene nicht hatten, da sie ihre Süjets vom gemeinen Leben abzogen: dies eine Hauptquelle.

---

1) Vielmehr Agathon's. Vgl. Aristot., Poet., 9; Welcker, „Die griechischen Tragödien", S. 995 f. — D.
2) Vgl. Th. XIV. S. 290 ff. — D.

Daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei.[1])

Einleitung.

Wenn irgend eine Wissenschaft ein Gegenstand der Widersprüche und doch bei Alledem, mitten unter diesen Steinen und Erdklößen, die man auf sie geworfen, ein Gegenstand der Anbetung gewesen ist, so ist's die hohe Weltweisheit. Seit ihrem Ursprunge war sie einer Partei beständig ein Fels der Aergerniß, der andern ein Eckstein der Weisheit gewesen, und dieses so besondere Phänomen eines Widerspruchs ist nicht blos bei ganzen Zeitaltern, Völkern, Secten gleichsam eine Unterscheidungsmarke und ein Schiboleth gewesen, sondern zu einer Zeit, unter einem Volke, ja oft in verschiedenen Zeitpunkten eines und desselben Menschen hat sie diese Metamorphose des Urtheils ausstehen müssen: sie ist ein Proteus unter den Nationen geworden. Siegte sie, siehe, so baute sie meistens ihren Thron auf die Trümmer der Mathematik und Erfahrungen der Physik; gemeiniglich aber blieb sie eine Bundsgenossin der Philologie, mit der sie auch gemeiniglich zu tief sich einließ; dahingegen man sagen kann, daß Mathe-

---

1) Veranlaßt durch die 1763 von der Berner patriotischen Gesellschaft gestellte Preisaufgabe: „Wie können die Wahrheiten der Philosophie zum Besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden?" welcher im sechzehnten Bande der Literaturbriefe gedacht war, und auf die auch Hamann bei Anzeige desselben aufmerksam gemacht hatte. Vgl. Hamann's Schriften, III. S. 248. Sie beschäftigte Herder schon in Königsberg; die vorliegende Abfassung fällt in eines der beiden ersten Jahre des Rigaer Aufenthaltes. Vgl. Haym, a. a. O. I, S. 49 ff. — D.

matik und Philologie beinahe nie Wurzel zusammen geschlagen haben.

Alle Feinde der Metaphysik fochten unter zwei Haufen, deren jeder eine andre Seite des Feindes, andre Waffen, Kriegsregeln, eine eigne Art von Ausfall und Vertheidigung hat. Der eine bestreitet die Wahrheiten der Philosophie, der zweite den Gebrauch und die Anwendung derselben. Jener theilt sich in die Secte der Theologen (der Religiosen will ich nicht sagen; dies Wort ist zu heilig) und in die Secte der Mathematiker, die ihrem Feinde oft keine Wahrheit, nie Gewißheit, sehr selten Deutlichkeit zugestehen; und wenn sie endlich unter das Facit ihrer Rechnung das völlig Unnützliche dazuthun, so ist der Stab völlig gebrochen. Diese beiden Wissenschaften sind beständig Feindinnen gewesen. Endlich, da eine die andere nicht ausrotten konnte, so machten sie's wie die Türken und Sarazenen: die schwächere Philosophie borgte von der Mathematik ihr Air, ihren Gang, ihre Ausdrücke und verlor darüber wirklich ihren Geist. Selbst in einzelnen Männern hat ihr Geist nicht zusammen bestehen können. Spinoza (und Cartesius) ward der Philosoph eines Gewebes unglücklicher Hypothesen; Leibniz dichtete glücklicher, und Wolff, der große Sprecher seines Erfinders, gab ihr die mathematische Schlachtordnung und Loosungswörter. Mit welchem Glück? Es weicht von meinem Zweck ab, hierüber zu urtheilen: ich zeige blos auf ein Thema, das vielleicht noch nicht beantwortet ist.

Woher kommt der innerliche Streit der Philosophie und Mathematik? wie ist er zu heben? Ist eine Wissenschaft mit der andern zu vergleichen, um in der Philosophie mathematische Gewißheit, Evidenz und Nützlichkeit zu fordern? Wie kann eine Wissenschaft in die andere fließen, ohne ihr den Schaden zu thun, den wir aus der Verbindung beider erlebt haben? Man wird sehen, worin.

Die zweite Gattung von Widersprechern der Philosophie ist blos eine Nebenseite der vorigen: es sind die Physici (aber leider sind ihrer zu wenige gewesen), die es gewagt, die Phänomene der Abstraction gleich den Merkwürdigkeiten der Natur zu erforschen, aus Erfahrungen, nicht aus Hypothesen, zu urtheilen, statt der mathematischen Synthese den Geist der physischen Analyse in die Philosophie überzutragen; kurz, eine Zergliederung der Producte unsers Geistes, es mögen Irr-

thümer oder Wahrheiten sein, zu versuchen. In der Physik folgte auf Cartesius' Hypothesen ein Newton; möchte in der Philosophie auf die mathematische Aeone die physische folgen!

Stat palma in medio, qui poterit, rapiat![1])

Die über die Philosophie Betrachtungen a posteriori angestellt haben, sind auch zwei Heere: es sind die Theologen und Staatskundigen, oder wenn man lieber will, Gottes- und Menschenfreunde. Jene haben auf eine sehr unzeitige Weise die philosophischen Wahrheiten in das Gebiet der Religion verpflanzt und damit beide entstellt. Was sind alle die Schulmethoden unserer Thetik, als traurige Ueberbleibsel von dem Aristotelischen Sauerteige, die sie leider mit dem Vorurtheil der heiligen Verjährung schützen, und die auszurotten kaum zwei oder drei unserer Theologo-Philosophen mit furchtsamer Dreistigkeit angefangen. Hingegen wird man sich auch auf die neueste Modephilosophie in Deutschland besinnen können, die aus der Theologie Postulate in die ersten Gründe der Metaphysik bringt, die ganze Philosophie gleichsam als eine Feindin aus einem zitternden theologischen Gesichtspunkte betrachtet und also auch die Verehrung junger Theologen ist, die auf Andrer Kosten Weltweise sein sollen.

Den ganzen himmelweiten Unterschied in Gesichtspunkt, Schluß und Beweisart, ja, in der ersten Erkenntnißquelle beider Wissenschaften (kaum haben sie diesen Namen in einem Verstande) zu entdecken, so viel unnütze philosophische Lehren aus der Methode unsrer Theologen zu entfernen und hingegen neue Wege und Plane zu entdecken, wie man über die biblischesten Wahrheiten einen philosophischen Geist ausbreiten soll, um nicht ein heiliges Nichts zu glauben: dies ist eine Arbeit, zu der uns die Engländer und ein paar deutsche Theologen schon Stückwerke oder wenigstens Muster der Anwendung hinterlassen haben.

Der vierte Gesichtspunkt ist der nützlichste und für unser ökonomisch-politisches Zeitalter angemessenste: es ist mit einer kleinen Veränderung der Frage einer patriotischen Gesellschaft: „Wie können die Wahrheiten“ u. s. w.

---

1) Alter Spruchvers. — D.

Wie kann die Philosophie mit der Menschheit und Politik versöhnt werden, so daß sie ihr auch wirklich dient?

Eine Frage, die mehr als einen graduirten Philosophen zum Beantworter rc. und nichts weniger als einen solchen zum Entscheider haben will; die Frage, über die schon Plato, Rousseau, Hume und Shaftesbury sehr tief nachdachten und in Zweifel ausbrachen.

Wäre ich ein Präsident von einer vier- oder mehrzünftigen Akademie, der leider in keine von dieser paßt, so forderte dies Problem eine andre Auflösung vom Theologen, vom Meßkünstler und Mathematiker, vom Natur- und Staatskundigen — und ich würde als Mensch darüber urtheilen, ohne Interesse für die Philosophie, über die der Stab gebrochen wird, für eine meiner Lieblingsneigungen oder für eine meiner Classen: und so würde die Wahrheit offenbar, wenn man nicht widerlegen, nicht Neuigkeiten sagen, nicht berühmt werden will, sondern als Mensch schriebe, der lerne und sich zu überzeugen sucht.

England ist voll tiefsinniger Beobachter der Natur, voll Naturphilosophen, Staatskünstler, Mathematiker; Frankreich voll schöner Geister, voll Künstler, Staats- und Meßkünstler, voll Männer; Deutschland, das fleißige Deutschland, hat die einzige Nationalvollkommenheit, weltweise zu sein. Jene können uns nicht erreichen; sie verkleinern uns also. O, ist's nicht also eine Aufgabe für Jeden, der deutsches Blut in Adern und einen deutschen philosophischen Geist hat, dies patriotische Thema zu entwickeln, zu zeigen, wie sich denn die Philosophie mit der Staatslehre, der Größenlehre, den schönen Wissenschaften stehe, um jener in ihrem Range nichts zu vergeben!

Ich habe alle diese verschiedenen Gesichtspunkte im Prospecte vorgezeigt, um meine Frage in ihr gehöriges Licht der Nothwendigkeit zu setzen und alle verschiedenen Gesichtspunkte und Seiten zu zeigen, in denen man sie betrachten kann. Ich wage es also, über diese Frage zu schreiben rc. und habe Rechtfertigungsgründe darlegen müssen, warum man darüber schreiben müsse. Gehörte sie unter die Aufgaben der Akademien, worüber man die Achseln zucken muß, so würde sie sich auch damit strafen, daß sich gemeiniglich zu einem elenden

Räthsel ein elender Oedipus gesellt; allein dieser wünsche ich mehr Aufmerksamkeit, mehr Glück und mehr Anwendung.

Ich rede über ein deutsches Thema, ich rede vor Deutschen, die die tiefsten und nach den Engländern die unparteiischsten Weltweisen Europens sind; ich rede als Deutscher; statt Worte zu säen, pflanze ich Gedanken und Aussichten. Diese Samenkörner aufzuziehen und zu Bäumen zu erheben und vielleicht auch Früchte zu sammeln, überlasse ich Anderen, und ich erbitte mir blos die Aufmerksamkeit, die man anwendet, um vielleicht edeln Samen zu finden.

Ich theile meine Frage und rede von jedem Stück der Weltweisheit: was es nicht für Früchte bringe, und wie es Früchte für den Staat bringen kann. Ich weiß, daß mein Faden, mein Gesichtspunkt und auch mein Gedanke nicht vorgeschrieben scheinen werden; aber ich hoffe, man werde zu Ende sehen, warum ich nicht den Gesichtspunkt wählte, der vielleicht der leichteste war und jeder Andere gewählt hätte.

Anlage.

Erster Abschnitt. Ist die Philosophie allgemein zu machen?

A. Philosophie als Mittel zum höhern Denken. Schein davon. Aber nicht fürs Volk.
   Was wird darunter verstanden?
   I. Gelehrt denken. Was?
      1. Ist nicht fürs Volk. a) Hat es nicht nöthig. b) Ist ihm schädlich.
      2. Unsre Philosophie ist auch nicht danach.
         Logik. Ist nicht fürs Volk. Nicht für den Gelehrten. Lehrt nicht denken &c. Ist abzuschaffen auf Schulen. Zu ändern auf Akademien.
         Das Volk zurückzuhalten vom gelehrten Denken.
   II. Seine Pflichten wissen. Moral ist nichts Anderes.
      1. Das Volk hat es nicht nöthig.
      2. Ist ihm schädlich.
         Unsre Moral ist nicht fürs Volk; für den Gelehrten schlecht; mehr emporzubringen auf Akademien.

III. Seine politischen Beziehungen.
Ist nicht fürs Volk; hat es nicht nöthig; ist ihm schädlich. Unsere Politik lehrt auch nichts; lehrt nicht das Höchste; lehrt nicht handeln; macht unzufrieden.

B. Philosophie als Zweck.
Wäre blos für die Neugierde; ist unnütz und abschreckend.

Zweiter Abschnitt. Philosophie ist nicht abzuschaffen.
Müßte es sein, kann es nicht sein.
I. Von Seiten der Gelehrten. Ihr Ansehen, ihre Vorurtheile, die Form der Wissenschaften.
II. Von Seiten des Volks. Einige denken für das Volk; für die Halbgelehrten Pflichten; für die Mittelgelehrten Aussichten; für die Erfahrenen Metaphysik.

Dritter Abschnitt. Philosophie ist nützlicher zu machen.
Ist noch sehr unnütz:
auf Seiten der Gelehrten. Pedanten. Speculation im Urtheilen. Aeußerliche Hindernisse.
Auf Seiten des Volks.
a) Die Männer, die fähig sind — nicht Jugend.
Technischer Theil:
1. Logik. Man lehre sie denken. Nicht Regeln (blos Akademien), nicht zuerst,
sondern empfinden, vorher Sinne brauchen, endlich überall den philosophischen Geist bewegen.
2. Moral. Man bilde nicht durch Speculation, sondern durch das Gefühl des Edlen.
Oeffentliche Hörplätze. Vorschlag zur subjectiven Sittenlehre.
3. Politik. Man bilde sie zur Freiheit.
Philosophen sind Verbesserer des Staats.
Zum Patriotismus. Umgang, Schriften.
Zum philosophischen Geist in Handlungen. Schriften dazu.
4. Metaphysik. Immer selbst denken.
Unterscheidung zwischen Gelehrten und Andern.
Von Gelehrten. Gesichtspunkt, Zweck.

Vom Volk. Psychologie, Theologie, Erfahrung.

b) Das Frauenzimmer ist am Meisten Volk.

Man lehre sie schön denken.

Man lehre sie das Gefühl der Schönheit.

Plan zu einer Frauenzimmer-Aesthetik.

Man bilde sie für die Gesellschaft.

Vierter Abschnitt. Philosophie wird auf Anthropologie zurückgezogen.

Nach den Gattungen des Volks modificirt.

Aeußerlich nützlich:

1. Akademien.
2. Kirchen. Frauenzimmer, Mannspersonen.
3. Umgang. Philosophen.
4. Schriften. Luxus.

Fünfter Abschnitt: Wie kann die Philosophie zum Besten des Volks seinen Geschmack verfeinigen?

Erster Abschnitt.

— Der zweite Theil der Logik ist blos ein Wörterregister, welches eine zerstreute Aufmerksamkeit unterhalten und die Gedanken etwas sammeln kann. Und diese Definitionen sind meistens in der Philosophie ganz überflüssig als Instrumentalbegriffe; man lernt sie blos für die Logik: und lernen? Ja, das ist ein wirkliches Verderben für den φιλοσοφούμενος: wie er in der Kunst, die ihn seine Seele brauchen lehrt, höchstens zu behalten angewöhnt wird, so setzt er auch das ganze philosophische Denken ins „Behalten"; er lernt definiren; er schwört auf die Worte seines Lehrers. Wodurch haben wir so wenig eigene Denker? Weil sie schon in der Schule mit Logik eingezäunt wurden. O Du fein maschinenartiger Lehrer! Du hast nöthig, seinen gesunden Verstand mit Deiner Schullogik zu unterdrücken; sonst würde er Dich übersehen, Dir, was Du eine Stunde kauderwälsch geplaudert hast, nachher mit drei Worten natürlich, aber ohne Schulwitz hersagen: er würde Dich verachten! Aber wehe Dir! unter tausend Köpfen, die Männer geworden wären, werden zehn die Kühnheit haben, weise zu sein, die übrigen sind mit Schulstaub erstickt, gleich der ägyptischen Hebamme.

Unsere Logik enthält also trostlose, gar zu allgemeine Regeln; außer ihr ein philosophisches Register, und dann eine Schulmethode alter Dispute; folglich sind ihre Wahrheiten zum Besten des Volks nicht allgemein zu machen. Sie ist sogar für Gelehrte keine instructive Wissenschaft, sogar der philosophische Gebrauch dieser Methode; da er meistens das philosophische Denken ins Disputiren verwandelt, und da sich unsere Zeiten mit Soriten und Enthymemen nicht mehr waffnen: so ist's eine ebenso fruchtlose Arbeit, sich mit Knüpfung und Auflösung solcher Knoten zu beschäftigen, als Linsen durch ein Nadelöhr zu werfen.

Aber können sie nicht nützlicher werden? Ich beantworte diese Frage anders für Gelehrte, anders für das Volk, das nichts vom Gesetz einer Logik weiß. Betrachte ich das Gute in unserer Logik genau, so scheint sie mir blos ein sehr unrecht abgesonderter Theil der Psychologie zu sein, der als Metaphysik behandelt und gar nicht als instrumentales Wissen vorausgesetzt werden muß. Sie setzt den größten Theil der Psychologie voraus, wenn man sie nicht als zerstückte Glieder unserer Seele und als ein Feld voll Leichname betrachten will; denn wer wird von den Fähigkeiten eines Dinges reden, dessen Kräfte ich noch nicht kenne! Sie muß aber auch mit dem Mark der Seelenlehre verbunden werden, wenn sie nützlich sein soll. Kurz, ich habe es versucht, ihre Glieder in den Körper zurückzupflanzen, und ich habe gesehen, wie alsdann Alles lebt; es kommt ein Geist in diese Gebeine; sie sind voll Leben.

Aber höchstens ist dies blos ein Ordnungsfehler? Er wäre groß genug ꝛc., aber er ist auch ein Fehler der Sache selbst. Wenn die Logik als Metaphysik behandelt werden soll, so muß ich den subjectiven Begriff des Denkens und den objectiven der Wahrheit zergliedern, nichts willkürlich erklären und benennen, sondern entwickeln und durch eine große Analyse des Begriffs gleichsam den Ursprung aller Wahrheit in meiner Seele aufsuchen. So wird dieser Theil der Psychologie eine Erfindungskunst, eine Beurtheilungs- und Vortragskunst. Wenn sie diese Fähigkeiten in mir zeigt, wenn sie mir gleichsam eine philosophische Geschichte des guten und übeln Gebrauchs eindrückt; wenn sie mir meine Seele gleichsam als den Geist zeigt, aus dem eine Wissenschaft mit allen ihren Fehlern, Reichthümern ꝛc. geflossen ist: so kann es

nicht fehlen, daß, wenn eine Feder in mir liegt, sie hiedurch aufgeweckt werde, daß ich mich gleichsam an meiner eigenen Seele zu Gott und Philosophen schaffe, wie Peter rc. Probe in den Erfindungen.

So viel vorausgesetzt, um es auszumachen, wie die Logik an sich, ohne daß ich aber einer andern Wissenschaft diesen Namen gebe, nützlich werden könne: und zum Gebrauche des Volks? Gäbe es eine Logik, die mit allen den Idealvollkommenheiten unsers Abgottes prangte, sie verbannte die Irrthümer rc.: sollte sie zum Gebrauche des Volks allgemeiner werden? So lange man über das Vollkommene oder Unvollkommene eines Ideals urtheilt, ohne diese Göttin in der Tracht der Menschlichkeit zu zeigen, so lange erkennt man Vieles für gut, das in seiner Anwendung selbst seine Blöße zeigt. Allerdings ist philosophisches Denken eine Vollkommenheit; aber ob sie für Menschen, wie wir sind, deren Loosungswort die Natursprache: „Lebe, pflanze Dich fort und stirb!“ und ob es für Bürger sei, denen der Staat das Loosungswort sprach: „Handle!“ philosophisch zu denken, ist eine Frage, die unser Problem sehr angeht.

Wozu uns die beste Logik erheben kann.

Alles Philosophiren (im eigentlichen Verstande) ist dem Staat entbehrlich. Man nenne nur die größte Handlung, das feinste Project, das im Schooß der Abstraction gewachsen wäre und nicht im Busen der gesunden Vernunft. Die größten Thaten des Kriegs, die feinsten Anlagen des Staats, lauter Früchte der Logik, die uns unsre Wärterinnen einpflanzten, nicht der, die uns die Schullehrer einprägen wollten. Und wenn zu diesen Staffeln sich keine Philosophie erheben darf, so ist das Volk noch mehr dieser Satzungen ledig.

Der höchste Grad philosophischer Fähigkeit kann gar nicht mit der höchsten Stufe des gesunden Verstandes bestehen. Und so wird die Ausbreitung der ersten dem Volk schädlich. Wenn jene uns zum Denken erhöbe, so verlernten wir das Handeln; denn wenn irgend eine Muse die Ruhe liebt, so ist's die Göttin der Philosophie. Sobald unsre Seele sich über die Grenzen der Bedürfniß ausbreitet, sobald ist sie unersättlich in der Begierde nach Ueberfluß, und wenn die Weltweisheit nichts Wesentliches in der Nothwendigkeit bestimmt, so ist sie unter den Wissenschaften, die nie ein

Ende der Neugierde lassen. An Geschöpfe unserer eigenen Vernunft geheftet (etwas, was wir Philosophen gründlich lernen), entwöhnen wir uns der lebhaften Blicke auf die Geschöpfe der Natur und der Gesellschaft; wir verlieren den ehrwürdigen Namen des patriotischen Volks, wenn wir Gelehrte sein wollen.

Aber tausend Fehler, Vorurtheile, Irrthümer des gesunden Verstandes hebt blos ein höheres Denken? Man nenne mir statt tausend einen: alle die Mängel des gesunden Verstandes müssen durch ihn selbst gehoben werden können. So heilt die Natur sich überall selbst, und zu Aerzten der Menschen werden nicht Engel gesandt. Unsre philosophische Kunst schafft sich erst, wie Dädalus, Labyrinthe, um sich zu leiten, einen Faden zu machen; sie knüpft Knoten, um sie auflösen zu können; sie stürzt sich in Schlachten, wo Schwerter und Pfeile verwunden, um eine Heilkunst abzugeben. O Arzt, hilf Dir selbst! glücklich ist das Volk, das Deine Hilfe nicht braucht.

Entweder also nichts, oder, o Philosoph, der Du mich Wahrheit denken lehrst, bessre meine Fähigkeiten, die ich brauche, den gesunden Verstand; dieser braucht eine Verbesserung, nicht aber Leitung. Man sieht ganz natürlich, daß eine Logik des Witzes sein muß, die die allgemeine Verbreitung unsers Volks verdient; eine Logik, die, noch unerfunden, theils allerdings schwerer sein muß als unsre Vernunftregeln, da sie die Einbildungskraft und die Empfindung ordnen soll; eine Logik, die nie in Regeln besteht, aber viel philosophischen Geist zur Anwendung haben will — kurz, es ist die Methode: „dem menschlichen Geiste seine natürliche Stärke in voller Lebhaftigkeit zu erhalten und auf jeden Fall anwenden zu können“.

Wo ist diese Logik anders als in den Schriften unseres patriotischen Menschenfreundes Rousseau's? Sein großes Thema ist gar zu sehr mit dem meinigen verwandt. Er hat's Jedem, der Menschenaugen hat, ohne daß das philosophische Sehrohr sie geschwächt, bewiesen: „daß zum Besten des Menschenvolks keine Entwicklung der höhern Seelenkräfte zu wünschen sei“; und ich habe beweisen müssen, daß zum Besten des Volks im Staat diesen Geschöpfen, die noch näher am Stande der Natur sind als die Gelehrten, keine Entwicklung der philosophischen Seelenkräfte zu wünschen sei. Indessen war ihm

ein großer philosophischer Geist nöthig, um gleichsam alle diese Lücken der Menschheit und den leidigen Tröster der Philosophen zu zeigen, und es werden ebenso große Philosophen dazu erfordert, um so eine negative Logik in Gang zu bringen, nach langen Versuchen an logischen Brunnen, die doch löchericht ꝛc. sind, das Volk auf die Quelle des gesunden Verstandes zurückzuweisen. Alsdann wird die Wahrheit zum Besten des Volks allgemein und unsre Denkungsweise für das Volk nützlich.

Recapitulation. Unsere Logik lehrt uns nichts mehr, nichts besser denken. Das gelehrte Denken ist blos für den Gelehrten, und auch das kann sie nicht, wenn man sie nicht als einen Theil der Metaphysik behandelt. Philosoph muß das Volk nicht werden; denn alsdann bleibt's nicht Volk; es ist ihm schädlich, es braucht eine Leitung — durch die Philosophie. Also Logik des gesunden Verstandes.

Giebt's philosophische Wahrheiten, die allgemein zu machen sind, um praktische Vorurtheile zu zerstören und moralisch gut zu machen?

Laßt uns sehen, was unsere Moral ist, und was sie sein müßte, um dies zu thun. Unsere Moral ist eine Wissenschaft unsrer Verbindlichkeiten: sie zeigt uns unsre Pflichten in einem neuen Lichte. Da sie uns die Gründe mit Farben der Deutlichkeit vormalt, so zerstört sie allerdings Vorurtheile und üble Grundsätze, sie bildet den philosophisch Tugendhaften, ihn, den erhabenen Weisen, den nicht falscher Schein kleidet, der sich über den Pöbel erhebt. O, zu viel Lobsprüche, als daß vielleicht einer wahr sein sollte! Hat das Volk wirkliche praktische (Vorurtheile) üble Grundsätze wider die Moralität? Ich meine, nein! denn der meiste Theil von ihnen handelt in der That nach keinen Grundsätzen im strengsten Verstande. Wornach? Der Zaum, der ihn leitet (Dank der Natur, die uns schuf!), sind nicht Kenntnisse, sondern Empfindungen, und diese sind alle gut: sie sind Stimmen des Gewissens, unsers Führers, von Gott gesandt; sie sind schwächer zu machen, aber nicht zu verdunkeln. Ich schließe weiter.

Alles, was die Grundsätze und Maximen der Moral sagen, weiß ein Jeder, eingewickelt und dunkel. Man zeige mir eine Regel der Moral, die ich als Mensch nicht weiß: das beste Kennzeichen, sie kommt mir nicht zu. Aber dunkel! ja, allerdings dunkel; aber diese Dunkelheit ist ein Schatte ihrer Würde, sie ist unzertrennlich von dem, was rührend ist. Alles Licht, was ihr der Philosoph giebt, macht eine Sache deutlich, die mir vorher gewiß war; er lehrt sie meinem Verstande, und mein Herz, nicht der Verstand muß sie fühlen. Machen Regeln tugendhaft, so machen Kleider Leute; so sind die Weltweisen Götter, sie sind Schaffer. Was man mir auch einwenden will, der Gelehrteste der Moral sieht die Wahrheit im größten Lichte, er weiß Grund und Regel, er muß absolut der Tugendhafteste sein.

Man wende meinen ganzen vorigen Abschnitt an. Moral lehrt nicht neue Regeln, nicht die alten Regeln besser; das Licht, das sie ihnen giebt, ist für den Verstand. (Aber giebt's nicht Vorurtheile? Wie viel Einfluß hat nicht Verstand auf das Herz! Vielleicht aber nicht die philosophische Vernunft.) Aber alsdann sind lauter Tugendhafte, wenn das Gewissen zureicht, moralisch gut zu sein. Nein! Aber nicht die Unwissenheit kann Laster zeugen; sonst würde die Natur eine Stiefmutter gewesen sein, die so einen wichtigen Theil der sehr trüglichen Arbeit des Menschen selbst überließ, sondern herrschende Vorurtheile, Verderbungen, üble Gewohnheiten. „Gut! und die soll die Philosophie ausrotten!" O, hier wird sie völlig zu Schanden: einen Götzen zu stürzen, wie die falsche Ehre, die unächte Scham, die abhängig von der Andern Urtheil sind, die über die Völker tyrannisch herrschen, die in die feinste Nerve sich eingruben, die sich gleichsam mit den Fasern unseres Herzens zusammenbildeten, und die so unendlich Böses stiften — kann das unsere Moralphilosophie? O, sie ist eine neue Hinderung dagegen. Sobald Empfindung Grundsatz wird, sobald hört sie auf, Empfindung zu sein. Ich denke, ich betrachte, ich ergreife moralische Pflicht: mein Gesichtspunkt ist ganz anders, ich lerne sein Gegentheil, zu handeln, ihn anzuwenden. Jede Fertigkeit ist der andern entgegengesetzt. Der größte Lehrer der Moral in der tiefsten Demonstration muß ebenso jeden frommen Seufzer vermeiden als ein Zuhörer einer Predigt, der gerührt werden will, die Entwicklung eines vorgetragenen Satzes. Der Gelehrte, der

seiner Schönen mit dem Fernglas auf die Wange sieht, wird Würmer und Löcher und Disproportionen entdecken, aber nicht von Schönheit gerührt werden.

Und was ist die Moralphilosophie? Eine Sammlung von Regeln, die meistens zu allgemein sind, um einzeln angewandt zu werden, und doch immer zu nervenlos bleiben, sich einem ganzen Strom böser Fertigkeiten zu widersetzen und die ganze Denkart eines Volks zu bilden. Nichts ist lächerlicher, als einen magern Philosophen ex grege communi über die äußere Stärke der Moral schwatzen zu hören: hilft ihm eine andre Wissenschaft nicht (es sei nun Metaphysik oder Politik, oder oft gar eine elende Oekonomik), so ist er ein Schwätzer. Nehmt dem seine philosophische Tonne, in der er steht, nehmt ihm die ehrwürdige Barbarei der Wörter, so wird er ausgeklatscht.

Und doch ist auch der zweite Theil blos ein Lexikon von Kunstwörtern, die die Moral zur Disputirkunst machen; und der einen Lehrer, der zwölf Disputationen vom höchsten Gut geschrieben, fragen würde, ob er es vor allen Denen, die er lehren wollte, hätte, der würde die Antwort verdienen: es gehöre dies so wenig zur Sache als 2c.

Aber ich weiß, daß einige Lehrer der praktischen Weltweisheit sich das große Verdienst machen, erbauen zu wollen. Ich will nicht untersuchen, ob es meistens auf Kosten der Philosophie geschehe, da es wohl leichter ist, zu moralisiren, als in die ersten Gründe der Moral einzudringen: so sage ich blos, daß hieraus nicht mehr der Philosoph, sondern der Mensch redet — und dies wird auch der Mensch verstehen und Nutzen davon haben. Aber zu allem Uebrigen muß ich Philosoph sein; und hier sieht man, daß sich die Frage in unser voriges Stück auflöst: das Volk muß Philosoph sein, um Moral zu verstehen. Theuer bezahlt! es bleibt nicht mehr Volk; tanti poenitere non emo![1]) Kurz, es entwickelt sich: die Moral, um Philosophie zu bleiben, muß nichts mehr als Metaphysik bleiben, die meine Empfindungen, moralischen Gefühle und Grundtriebe aufspäht, große Tiefen der Gottheit und unendliche Aufschlüsse 2c. Alsdann aus diesen Trieben unsre Verbindlichkeiten eruiren; bis zum höchsten ersten Begriff der Moralität, eines Gesetzes; hiezu die Schärfe der metaphysischen

1) Bekanntes Wort des Demosthenes zur Hetäre Laïs, Gell., N. A., I. 8. — D.

Demonstration bringen, nicht blos die Laster anführen, sondern sie erklären 2c.

Ich arbeite nicht über die Frage: „Wie ist die Philosophie zum Besten der Philosophen nützlich zu machen?"

Weder um zu denken, noch um besser zu empfinden, braucht das Volk Philosophie; diese ist folglich als Mittel zu Zwecken sehr entbehrlich. Ihr Weg ist zu mühsam, um mein Weg zu sein. Du Philosoph also, der Du die Philosophie allgemein machen willst, siehe ihre Mängel. Siehst Du sie nicht: wohl! noch verblendet Dich ihr falscher Schein 2c.; entkleide sie, siehe sie mit den Augen des Menschen an, und sie wird Dir als eine Venus erscheinen, aber nicht jene himmlische Venus, die Schwester der Weisheit, 2c. sondern die irdische, die Schwester der Gelehrsamkeit, 2c. die Mißgeburt der Menschen, die mit ihren Vätern buhlt. Kennst Du sie aber: wohl! ich beschwöre Dich bei dem Heiligsten, was ich nennen kann, bei Dir selbst, sei Mensch und habe Mitleid mit den Brüdern, die besser sind als Du, die auf dem Pfade der Natur gesund denken, ohne sich in das Labyrinth unendlicher Zweifel und Irrthümer zu verlieren, die redlich sind, ohne hundert Gründe und ebenso viele Zweifel und unter den hundert Zweifeln tausend Irrthümer zu haben. Siehe, Du bist schon Philosoph! o, sei Mensch und denke für sie, daß sie handeln und glücklich sind! So opferst Du Dich für eine Welt auf, Deine Irrthümer als Weltweiser geben Dir Anlaß, Wahrheit als Mensch zu erfinden, Philosophie nicht allgemein, sondern zum Glück e n g — und eben dadurch nützlicher.

Die Wahrheiten der abstracten Philosophie, als Zweck betrachtet, sind sie allgemein zu machen?

In diesem Gesichtspunkte sättigen sie blos unsre Neubegierde und stehen einer glücklichen Unwissenheit entgegen.

Die Neugierde ist allerdings ein sehr wirksamer Trieb der Seele, da er es ist, der die Sphäre des Menschen in den weiten Kreislauf des Gelehrten, die Bedürfnisse des Thiers in die Bedürfnisse eines Menschen verwandelt hat. Da sie eine Mutter der Philosophie geworden, so pflegen ihre Söhne ihr auch sehr das Wort zu reden. Sie nennen sie die erste,

einfachste, wirksamste Bewegung, ja, sogar den Grund alles Vergnügens. Unbestimmt zu reden, haben sie Recht, aber eigentlich ist sie nicht der erste Grundtrieb, sondern der Instinct der Selbsterhaltung ist ihr Vater; sie ist ein zusammengesetzter Trieb von Selbsterhaltung und Beschützung und innerhalb der Grenzen der Natur blos vertheidigend, nie angreifend. Der Hottentotte ist nur neugierig, wenn es auf die Ausforschung ankommender furchtbarer Schiffe ankommt, aber todt für jede feinere Neubegierde. Diese ist ein künstlicher Trieb, die auf Vergnügen geht, und alsdann die letzte und superficiellste aller Bewegungen der Seele. Er durchläuft die Natur und erschafft sich, wenn man ihm den Zügel läßt, neue Welten, Ideenreiche: hier wird er unersättlich, unendlich; er übersteigt die Fähigkeiten und ertrotzt sich entweder Luftgebilde von Irrthümern und Hypothesen, oder wenn er den Zirkel der Dinge durchlaufen ist, so stumpft er ab; wir rufen aus: „Es ist Alles eitel!“ Da er selbst mitten in der Brunst seines Vergnügens blos das Colorit, Licht und Schatten ausmacht, an der Oberfläche der Dinge kleben bleibt, ohne ihre Eingeweide auszugraben; da sein Wesen der Unbestand und sein Reizekleid die Veränderung ist: so ist er nicht das Haupt-, sondern das letzte Vergnügen; freilich findet er sich bei allem Ergetzenden ein, aber er ist das Letzte, was sie ergetzend macht.

Unsere Neugierde ist also gar nicht unumschränkt gut, und wenn man den Trieb, die Ideen zu erweitern, für das erste Hauptgesetz einer Seele nimmt, so hat die auch ungereimte Idee noch immer Anspruch auf meine Kenntniß, und das Volk, um Mensch zu werden, muß sich bis ans Ende des Abstracten ausdehnen. Trauriges Schicksal, das mich in ewige Irrthümer verwickelt und mich mir selbst entreißt! Ja, es ist der erste Grundsatz des Weltweisen; aber Dein Glück? Du bist eine unersättliche Wassersucht, und wenn Du lauter Nektar tränkest, Du bist unglücklich.

Warum wollen wir das Ohr der Unphilosophen zu einem Sirenenton aufwecken, der sie immer weiter vom Wege entfernt und in den Rachen stürzt? warum wollen wir ihnen Neugierde machen, um sie sättigen zu können, sie, die schon die Bitterkeit der Neugierde schmecken, von ihrer glücklichen Unwissenheit entfernen? O Du, der Du mit kühner Hand den Schleier wegreißen willst, den die Natur vorwebte, Deine

Hand zittere zurück! Du Schullehrer, der seine Schüler zur abstracten Philosophie zwingt, Du arbeitest wider die Natur; rasend und doch unnütz, ja, als ein Verwüster derselben.

In der That hat auch die ganze Metaphysik nichts, das nennenswerth wäre, da sie blos *sagt*, was der gesunde Verstand denkt; der zweite Kreis ist ein Wörterkram, der dritte Hypothesen. Unsere philosophische Historie ist — Fabel. Höchstens höre ich den Namen, oder wenn ich ihn, den Philosophen, zu sehn bekomme, so ist's sein Brustbild, verstümmelt wie Dagon, und Hände und Kopf von Wohlthaten der Neuern dazugesetzt, wie die meisten römischen Statuen. Diese betrügen Viele, aber nicht *Winckelmann*; aber was denkt der gesunde Verstand dazu rc.? Wurden die Philosophen nicht beinahe jederzeit eine Secte, nie dieselbe, nie die *rechte*, vielleicht noch jetzt nicht, und auch noch jetzt mehr das Werk dreier großen Männer, denen die übrigen nachbeten, als die Sache ganz gelehrter Natur. Wir beten heut zu Tage Dreien nach, und Jeder hat seinen Kopf; der Erste, der ein Mathematiker, Alles, was der gesunde Verstand natürlich und gesund denkt, überschwemmte er mit rc. Ein Anderer ist ein Theolog rc. Der Dritte ein Schwärmer und Poet rc. Welche Wahrheit der Ontologie hat Anspruch rc.? Glücklich, daß die Alten sie die *Terminologie* nannten; sie ist auch noch jetzt ein Wörterkasten. Wer wird sich in den Streit rc.? Ja, die ganze Kosmologie, einiges Wenige ausgenommen, das der natürlichen Theologie zugehört, ist nichts als ein beständiger Wortkram, der den Zufall aus der Welt und die Welt aus dem Zufall erklärt rc. Wer wird sich in den hämischen Zwist von Körpercommerz wagen (Theologia naturalis)? Wenig Lockungen für den Menschenverstand, er müßte denn sehr ausgeartet sein. Glücklich, daß ihnen die Natur für sie keine Neigung gab! Sie sind Menschen, nicht Philosophen.

Die Philosophie ist überhaupt dem Menschen unnütz, jedem Menschen; aber auch der Gesellschaft schädlich. Das Volk verliert seinen ehrwürdigen Namen *Volk*, wenn es rc.; es verlernt. auf Kleines aufmerksam zu sein, wenn es auf Gründe denkt rc. Was auch *Hume* von Geschäftsmännern rc., sie sind's wenigstens dann nicht, wenn sie arbeiten.

Seine Meinungen und Irrthümer hat heut zu Tage der Politiker eingeflochten rc.

Zweiter Abschnitt.

So dringe denn, o Volk, in die Heiligthümer der Weltweisheit, reiße alle die Götzen nieder und baue dahin Staatshäuser, Versammlungen, wo statt des philosophischen Unsinns der gesunde Verstand dem Staat, der Menschheit Berathschlagungen hält, entreiße der Philosophie ihre Diogeneskappe und lehre sie Säulen des Staats ꝛc.

Nein, o Republik, durch diese Verwüstung stürzest Du Dich in den Rachen der Barbarei; um einen kleinen Schaden zu vermeiden, versenkst Du Dich in den Euripus! Um Dich lauern tausend Andre, die, sollten sie auch stets mit Dir gleich denken, jetzo wider Dich denken würden. Blos die Philosophie kann ein Gegengift sein für alles das Uebel, worein uns die philosophische Wißbegierde gestürzt.

Allerdings hat die Verpflanzung eines Staats in feinere Umstände, gleich der Büchse Pandorens, Unglück ausgestreut; aber auch blos die Philosophie ist das Gegengift. Sie denkt für eine Million Andre, damit diese handeln; sie lehrt sie nicht, daß sie sich bessern, sondern sie bessert sie selbst. Auf ihren Straßen, da sie sich verirrt, hat sie gelernt, Andere zurechtweisen; sie bildet den Menschen, den Bürger nach bessern Grundsätzen: so wird sie nützlich, zum Besten des Volks. Der patriotische Philosoph wird ein ehrwürdiger Barde unter seinen Brüdern; Völker hangen an seinen Lippen; er ruft die Philosophie aus.

Freilich muß unsre Philosophie sich von den Sternen zu den Menschen herablassen; der abstracte Theil muß für sie unangetastet, unverstümmelt bleiben: aber giebt's nicht außer ihm eine Philosophie, die unmittelbar nützlich ist für das Volk, eine Philosophie des gesunden Verstandes? Ich muß zu dem Volke in seiner Sprache, in seiner Denkart, in seiner Sphäre reden: seine Sprache sind Sachen und nicht Worte; seine Denkart lebhaft, nicht deutlich, gewiß nicht beweisend; seine Sphäre wirklicher Nutzen im Geschäfte, Grundlage zum Nutzen, aber lebhaftes Vergnügen. Siehe, das muß die Philosophie thun, um eine Philosophie des gemeinen Volks zu sein; wer erkennt unsre bei diesem Gemälde?

Statt Logik und Moral bildet sie mit philosophischem Geist den Menschen im Selbstdenken und im Gefühl der Tugend; statt Politik bildet sie den Patrioten, den Bürger,

der da handelt; statt unnütze Wissenschaft der Metaphysik legt sie ihm wirklich Ergetzendes vor, das Unmittelbare. Siehe, was ich leisten muß, um, was ich will, gesagt zu haben: und das Meiste zum Glück Aussichten, die mir schon längst Lieblingsplane waren.

Nein, o Volk, Du bleibst ehrwürdig, ohne durch Philosophie Dich mit Federn zu schmücken! aber auch der Philosoph bleibt für Dich ein Ehrwürdiges, mit der Salbung der Wissenschaften ausgerüstet. Er, der die höchste Stufe erstieg, zu der sich der menschliche Geist vielleicht erhebt; der, um seine Seele auszubilden, so vielem Vergnügen entsagte; der, um ein Vergnügen des Verstandes zu genießen, sich den Genuß des Lebens entzog: er ist für Dich ehrwürdig.

Aber nicht blos ein Monstrum der Seltenheit, soll er Bewunderung 2c., sondern als einen Märtyrer der Wahrheit bete seinen Schatten an! Wenn er so beschwerliche Bahnen durchlief, um Dich über Blumen zu führen; wenn er auf den Straßen, die er so übel vor sich fand, gelehrt dachte, um Dich davon zu befreien; wenn er seinem eignen Herzen die Rührung schwerer machte, durch ein Gespinnst von Speculation, um Deine Sache zu rechtfertigen; wenn er die ersten Gründe der Politik aufgrub, damit Du das aufgegrabene Gold zum Schmuck Deiner Rathhäuser anwenden könntest; wenn er metaphysisches Feld durchirrte, um in den Erfahrungen der Naturlehre genauer zu unterscheiden: so küsse ihm den Schweiß von der Stirne; er ist für Dich Märtyrer! Eine Ceder stürzt man nicht; wenn sie auch fällt, so braucht sie den Raum von Kolossen und stürzt viele kleine Gesträuche.

Wer kann die Grenze zwischen Philosophie und den übrigen Wissenschaften bestimmen? Sobald sie ausgetrieben wird, so kommt die Barbarei unvermeidlich; dem menschlichen Verstand ist seine höchste Stufe benommen, er ist eingeschränkt und läßt die Flügel sinken. Barbarei ist ein Sauerteig 2c. Um meine Wahrheit einzusehn, betrachte man den heutigen Zustand der Wissenschaften und den herrschenden Ton der Weltweisheit in allen Wissenschaften. Der Theolog sowol als der Jurist, der Mediciner und Mathematiker, alle wollen die abstracte Philosophie zu ihrer Basis legen, aber beinahe alle haben ihre Grenzen vermischt. Ob nun gleich das Meiste hievon auf einem falschen Ansehn und auf einem Rest der scholastischen Philosophie beruht, so mußte doch eine solche Revolution zuerst vorgehen, daß ein Jeder nicht Weltweiser

werden wollte, wenn er auch nicht dürfte. Etwas, was beständig sein wird.

Allerdings gebe ich zu, die Theologen können ihre schwersten Sätze auf die gesunde Vernunft bauen; allein wenn ihre Feinde aus einer halbverstandenen Philosophie Waffen wider sie hernehmen, in das Dunkle schleichen, sich mit Feigenblättern 2c., so muß ein Philosoph ihre Fechterstreiche kennen, um sie dagegen zu brauchen. Würden sie auch mit ganzer Kraft fechten, so würde er sie immer überwinden.

Du Philosoph und Du Plebejer, macht einen Bund, um nützlich zu werden! Das kann er von einem jeden Bürger fordern, und von Dir, der Du ein Muster sein solltest — der Du so lange das Mark des Staats gegessen und stets zweideutigen Nutzen geschafft.

Allerdings ist der Nutzen der Philosophen bisher für das Volk klein. Hätten auch diese Leute die Fundgruben 2c., so sind sie gemeiniglich Larven im Umgange, und alles ihr Gefundenes können sie nicht in ein vortheilhaftes Licht setzen. Schullehrer dem Gemeinsten des Volks und Akademisten dem galanten Schattengeiste. Ihre Sprache, Methode, Denkart, vielleicht auch wirklich ihre Geschäfte haben einen Zaum gemacht, und es ist ein Problem, das jedem Philosophen im Kopf und jedem Menschenfreund am Herzen liegen muß 2c. Jene Wilden forderten von dem Akademisten, der auf die Cordilleren gestiegen, ihnen zu sagen, wo ihre Kuh wäre; und sehr oft ist der Nutzen, den man von einem Philosophen erwartet, ebenso 2c. Haben wir Recht, daß es unter der Sphäre eines Philosophen ist, so wehe der Philosophie, wenn es die Brauchbarkeit bestimmen soll! Um nützlich zu werden, lerne schreiben und rechnen — nichts denken und viel sagen. Indessen ist's allerdings nicht gut, daß der Philosoph für sich selbst blos sei.

Nein, der Philosoph selbst muß seinen Nutzen bestimmen! Er ist sein höchstes Tribunal — er frage in sich den Menschen, den Patrioten, den Philosophen. Das Volk ist nur Mensch und Patriot, von Philosophie gehört nichts unter seinen Richterstuhl. Du und nicht das Volk weiß, ob Du ein Gift warst; Du und nicht das Volk sei auch ein Gegengift.

Ich theile hier das Volk und die Philosophen in zwei Theile: einen muß die Philosophie blos zu handelnden Maschinen bilden, dem andern kann der Weltweise schon selbst einen Ton

zum Denken angeben, ohne sie doch in seine Zunft aufzunehmen: das Erste thut eine Weltweisheit als Kunst, das Letzte eine technische Wissenschaft.

Der Mensch, der blos handelt, kennt keine andre Classen als Mann und Weib; und wenn die Philosophen Seelen bilden können, warum sollten unter ihnen nicht Manns- und Frauenzimmer-Philosophen sein können?

Soll die Philosophie den Menschen nützlich werden, so mache sie den Menschen zu ihrem Mittelpunkt; sie, die sich durch gar zu ungeheure Ausdehnungen geschwächt hat, wird stark werden, wenn sie sich auf ihren Mittelpunkt zusammenzieht. Ein Weltweiser, der ein Mensch, ein Bürger und ein Weiser ist, gehe durch den Laden unserer philosophischen Fächer durch: vielversprechende Titel, die oft, wenn sie auch Alles erfüllten, unnütz wären. „Wie viel kann ich entbehren!" sagte Sokrates zu allem Gepränge,[1]) und um mit dem Wenigen gut den Hafen zu erreichen, laßt uns drei Viertheile unserer Gelehrsamkeit über Bord werfen! Die Kunst, zu verschwenden, gehört nothwendig in die Oekonomie eines Reichen, der nicht zu satt und arm sein will.

Neunundneunzig Pfund will ich vergraben und mit dem hundertsten wuchern: und wer soll dies eher sagen, als der sich dem Volke nützlich machen will, der nicht weiß, was recht &c., und es auch nicht wissen muß! Glücklich, wenn die Philosophie ihm den Weg zeigte, auf dem er es handeln lehrt, ohne zu denken; es tugendhaft sein lehrt, ohne es zu wissen; Bürger zu sein, ohne über die Grundsätze des Staats zu grübeln; Christen zu sein, ohne eine theologische Metaphysik zu verstehen!

Eine Weltweisheit, die nützlich sein will, muß erst den Schaden entfernen, und dies in der Erziehung des Menschen zuerst. So lange noch das Kind blos Thier ist, so überläßt es der Weltweise lediglich den Menschen, aber Menschen, die er selbst schon durch seine Grundsätze gebessert hat; sehr selten dem Arzneikundigen und gar nicht dem Lehrer der Religion. Hier bildet er seinen Körper, zwanglos, und seine Sinne mit allen Freiheiten des Thiers. Um dies zu erreichen, muß man so spät als möglich die höhern Kräfte reifen lassen, und in mehr als einem Betracht sich die Lehre umkehren: „Bilde nicht eher den Weltweisen, bis Du den Menschen gebildet hast!"

1) Diog. Laert., II. 5, 25. — D.

Ist der Embryon ausgebildet, so giebt die Philosophie durch tausend Erfahrungen den zweiten großen Rath: „Laß ihn das Mark der Philosophie schmecken, ohne daß er es je erkennt, und laß ihn blos dasselbe zum Nahrungssafte verdauen! Lege ihm statt Worte eine Menge Handlungen vor; statt zu lesen, laß ihn sehen; anstatt daß Du seinen Kopf bilden wolltest, so laß ihn sich selbst bilden und bewahre ihn nur, daß er sich nicht mißbildet!" Alle die großen Zurüstungen der Methode der Handwerksweltweisen sind blos Blendwerk; es macht dem Volk einen ganz unrichtigen Begriff von diesem heiligen Namen.

Suche ihm einen philosophischen Geist einzuprägen, so daß er nie Lust habe, ein Handwerksphilosoph werden zu wollen. Dein Hauptgesetz sei Freiheit und Unabhängigkeit von sich, zwanglose Bemerkung sein selbst und Unabhängigkeit von dem Urtheil Anderer. Alles, was die Philosophen lehren und nicht thun können, thun Die, welche der Natur am Nächsten sind, die einfältigen Landbewohner. Diese sind die größten Beobachter der Natur, in ihrer Knechtschaft die freiesten Leute, die die Tyrannen der Ehre verachten, die das Urtheil Anderer nie über das ihrige kommen lassen! kurz, o Philosoph, gehe auf das Land und lerne die Weise der Ackerleute; verfeinige dies Bild zum Ideal und stürze die unphilosophische Lebensart, stürze den Götzen, der Dir die Philosophie als Verderben der Welt zeigt, aber nicht durch die Philosophie! Wer mit einem philosophischen Auge das Volk durchgeht, wie viele unverstandene Begriffe rc.! Wenn man ihm nichts Fremdes lehrt rc. Wir lernen blos, was wir nicht brauchen rc. Dies sei den Hauslehrern gesagt (sie können ein ganzes Haus bessern, wenn sie Philosophen sind),[1]) den Lehrern der Religion, von denen wir leider auch denken lernen! den Lehrern des untern Volks.

Dritter Abschnitt.

Die Philosophie wird nützlich, wenn sie die Wege zeigt, es ohne Wissenschaft tugendhaft zu machen. Vielleicht sind es diese:

Wenn man es nicht zu früh tugendhaft macht. Unter allen Verhältnissen der Seele ist die Moralität, die sich

1) Im „Lebensbild folgt hier noch „den Landleuten." — D.

am Spätesten entwickelt. Wenn auch dem Volk, das blos handeln soll, je etwas abstracte Begriffe nöthig sind, so sind es die moralischen, und auch diese, möchte ich sagen, um des schon eingeführten Mißbrauchs. Allein gehet alle Reihen des Volks durch: in keiner Sache finden sich so viel unverstandene Namen als hier. O, und unsre heilige Religion selbst wird im Munde des Volks eine Sammlung barbarischer Wörter, die sie nicht verstehen, Worte, die nach Orient gehören! Ich bin zu bescheiden, zu sagen, ihr Lehrer habe sie selbst nicht verstanden; zu bescheiden, zu sagen: sie haben für uns keinen Verstand, als durch Accomodationen; ich sage nur: vielleicht sind sie ihnen als Vorurtheile beigebracht. Es giebt wirklich ein Alter ohne Moralität; und in dieses Tugend einpflanzen zu wollen, ist: eine Lage dem Gemüth eindrücken, die auf immer ihre Falten hält. Woher kommt's, daß die Tugend beinahe ein Idealbild ist, was sich Jeder eigen malt, oft eine Dulcinea von Tobosa? woher, daß es ihr beinahe so geht als unsern Empfindungen von Schönheit, wenn sie wurden auf Empfindungen gepflanzt, nicht auf Vernunft? sie keimte zu früh: ich denke, ich umarme die Tugend, und es ist eine invito genio meo angenommene Lage der strengen oder süßen Empfindung.

Wenn man ihm nicht die Tugend lehrt, sondern einprägt. Die moralischen Begriffe sind unter allen sehr fein, und sie sind doch vielleicht die einzigen abstracten, die nach der jetzigen Lage der Welt die unvermeidlichsten sind.

Aber gehet alle Reihen &c. Selbst unsere Religion &c. Hingegen mache ich um diese seine Abstractionen ein Gehege, so macht sich meine Philosophie am Meisten nützlich, wenn ich nicht seinem Verstande, sondern seinem Gewissen die Tugend predige, die er versteht. So helfe ich blos der Natur auf; auf dem Grunde seines Gewissens schläft schon das ganze Feld &c., ich wecke es auf &c., ich drücke ihm ein Bild ein, das sich nie verlöscht, und ohne alle Hilfe der Kunst; keine Sophisterei kann ihn verwirren; denn er hat's ohne Sophisterei gelernt. Hätte ich hier Stimme gnug, um unsre ehrwürdigen Lehrer der Tugend aufzuwecken, auch Philosophen zu sein, wenn sie Tugend predigen, und um solche zu sein, die Philosophie ablegen! Wenn ich hier Einen höre, der eine einfältige Heerde in ein Labyrinth voll Distinctionen führt: entweder werden die Schafe scheu und bleiben unwissend, oder sie verirren sich

in den Dornen, sie bekommen Wunden. O Lehrer der Religion, wie viel vergebliche Seelenängste habt Ihr durch willkürliche Eintheilungen und Schilderungen der Tugend erregt! wie viel junge Seelen habt Ihr verwüstet durch Worte, die sie nicht verstanden, und die sich bei ihnen zu Vorurtheilen, die nie auszuwurzeln sind, bildeten! O, legt die Methoden ab, werdet Kinder! sonst wäre es besser, Ihr hättet geschwiegen. (Die meisten sind zu wenig Weltweise, als daß sie Andern 2c.) Du, der Du mir in einer halben Stunde eine Menge von unverstandenen moralischen Worten, die aus ihrer Verbindung gerissen sind, die für uns orientalischer Nonsens sind, predigst, nimm Dir einen Tag Zeit, Dich zu erklären: ich wette, Du wirst die Zeit wenigstens auf ein Jahr verlängern 2c.

Wenn man ihm nicht zu strenge Pflichten predigt, nicht fremde Verbindlichkeiten, die ihm sein Herz nicht vorschreibt, seine wahren Pflichten in dem ihm eigenen Lichte vorstellt. Unsere Zeit ist nicht eine Zeit der Strenge, sondern des Luxus; und was für andere Zeiten gemäß war, ist vielleicht unserer Denkart zuwider: die Zeiten der rauhen Einfalt haben Tugenden und Laster der Stärke, wir Tugenden und Laster der Weichlichkeit; bei jenen gab es Alcibiades und Themistokles und Davids; wir hingegen sind selbst zu den Triebfehlern, die Jene begingen, zu schwach. Bestürme ich nun jene groben Ausschweifungen, so greife ich ein fremdes Schloß an, und an der wahren Seite bleibt der Feind sicher und versteckt. O, lasset uns die Moral aus dem Herzen der Menschen, nicht aus fremden Zeiten lernen, um nützlich zu werden! Aber statt mit Philosophen, rede ich ja mit 2c. Wer ein Lehrer der Tugend wird, ist mein Philosoph 2c. Und wo giebt's Versammlungen des Volks für die Tugend, als Prediger 2c.? Diesen Philosophen kann man nicht entwischen 2c.; von ihnen den meisten Nutzen 2c.; sie müssen aber auch Weltweise sein. Sie predigen für Männer und Weiber 2c.: warum predigen sie denn wie Mönche, die keine Weiber kennen 2c.? Sie predigen für Leute für den Umgang: warum wie Mönche in einer anderen Sprache 2c., warum nicht der Tugend 2c.? O, wie viele große Gelegenheiten 2c.! Beichtstühle 2c., Versammlungen 2c.!

Warum triebet Ihr Philosophie 2c.? Mit dem Ansehen Gottes gerüstet! das ist das Beste des Volks, nützlich auf immer.

Wie die Philosophie zum Besten des Volks als **Bürgern** nützlich sein kann.

Hier muß die Philosophie Wunder thun rc., die Zeit erscheinen, da Philosophen Staatsmänner waren. Der Staat muß von unten verbessert werden; wenn der Weltweise Bürger bildet, wenn sie Menschen sind.

Ein jeder Mensch ist frei und von Andern unabhängig: alle Gesellschaften sind Verträge, und werden diese zerstört auf einer Seite, so fallen sie auch von der andern Seite fort rc. Ich muß zwar in der Gesellschaft sein rc., aber man muß Glauben halten rc. Sollte Monarch sein rc., so muß ihn das Volk zwingen. Enspringt hieraus nicht die Unzufriedenheit des Volks rc.? Nein! Auch der Bauer wird nach seinen rohen Eigenschaften zufrieden leben rc. Ich habe nicht das glänzende Elend rc. Du hast, was Du brauchst.

Wenn man Bürger bildet als Patriot. — Dies Feuer geht über, pflanzt sich fort rc. Beklagung, daß kein Ort dafür ist; aber Entwicklung; in Republiken ist's rc., und Umgang — Erziehung zu früh — Bücher — auch Predigten — Familiengeist rc. Sobald ich einsehe, ich bin angeknüpft rc. Bauer kalt rc.; etwas feiner Familiengeist rc., daher Adel rc. In Kriegsschulen Krieger rc., in Handelsstädten Kaufmann rc., in Republiken Bürger rc. Da ist der Umgang nicht zu kalt. Handlungen zünden Handlungen an rc. Hier Philosophen nicht von Handlungen ausgeschlossen. Anmunterung, wenn sie mitwirken. Wenn man Bürger bildet, nicht Vernünftler.

Prediger als Wirthschafter. Philosophen.

Unterschied unserer und der alten Republik. Nachtheile, wenn der Pöbel denkt für uns.

2. Feineres Volk aus Büchern.

Frauenzimmer ist Volk. Ein Philosoph denke doch an ihre Erziehung. Ist wichtig. Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Erziehung.

Werde nicht Philosophin — nicht gelehrt (ein gelehrter Mann und Frau),

aber witzig im Denken.

Haben keine Mittel; nicht Akademien; nicht Schulen; nicht Umgang; nicht Schriften.

Sie können zuerst[1]) gebessert werden, als durch große Schulen. Welche Wissenschaften ausgestrichen.
Lerne nichts auswendig; lerne nichts Männliches. Fremde ihnen Kriege, Politik 2c.
Lerne schön denken. Plan der Frauenzimmerstudien 2c. einer Aesthetik 2c.
Lerne Tugend fühlen. Sehr leicht. Plan zur Moral für sie.
Lerne Umgang und Geschmack.
Mittel dazu: bessere Hofmeister; mehr Umgang zwischen beiden; man muß Frauenzimmern mehr Bücher in die Hände spielen; Einrichtung der Bücher darnach. Die Frauenzimmergeschäfte; von Seiten der Mutter, der jungen Männer im Umgange.

Edlere Mannspersonen. Auf Schulen und Akademien. Aenderung derselben. Nichts auswendig lernen. Nicht zu disputiren.
Bücher anders einzurichten. Umgang offner.
Sie sind am Leichtesten zu bessern, dem Philosophen am Nächsten.
Hier ist die Philosophie ein sehr gutes Stück des Luxus. Langeweile, Neugierde.

Uebersicht.

Unserer Weltweisheit fehlt so lange noch:

Vierter Abschnitt.

Plan zur Bildung. Man nehme aus der Philosophie den Menschen und wende ihn auf alles Uebrige an.

Geschichte der Menschheit, nicht der Menschen. Politik. Geschichte. Bruchstücke —
nicht der Regeln der Menschheit,
nicht der Werke der Menschheit,
sondern der Natur selbst.
Kern der Psychologie und — der große Schauplatz.

---

1) Vielleicht „anders"? — D.

Verschiedenheit der Leiber und der Gemüther ꝛc.
der Meinungen und der Geschmäcke,
der Empfindungen ꝛc.
Große Ausnahmen.
Alsdann die Werke der Menschheit, und Alles als Mensch. Früchte hier, die er als Mensch hat.
In den Pflichten: subjective Sittenlehre ꝛc.
Verschiedenheit und Einheit in Allem ꝛc.
Mangel ꝛc.
In der Religion.
Im Denken. Geschichte der Gelehrsamkeit aus dem Menschen. Kern der philosophischen Historie.
In der Staatsverfassung. So ein Buch wie Montesquieu.
Einziehung der Philosophie auf Anthropologie.
Luxus ist einzuführen.

Es gehören zu diesem Plane immer große Gaben, den Lehrer zu verbergen und alle Eindrücke zu nichts weniger als Arbeiten zu machen; es gehören hiezu ebenso glückliche Umstände von der Eltern und der zu Bildenden Seite, ebenso vortheilhafte Verbindungen im Umgange als außer demselben; viel Erfahrenheit und Geschmack und Menschenliebe des Lehrers: kurz, eine Philosophie, die die feinste ist, weil sie dem feinsten Theil des Volks nützlich zu werden sucht.

Und um sie zu erreichen, wird hier nicht eine Einführung des Philosophen in die Frauenzimmercabinette und Gesellschaften erfordert! Eine Unterhaltung gegen dies schöne Geschlecht, die ihre feinsten Ideen herauslockt und zeigt und die Weltweisheit mit einem so schätzbaren Theile, der Kenntniß des schönen Volks, bereichert, die die Grundlage zur Bildung desselben sein muß: zur Bildung für den Menschen, den Mann, die Gesellschaft und die Kinder!

Fünfter Abschnitt.

Wie kann die Philosophie zum Besten des Volks seinen Geschmack verfeinigen?

Das Volk, das außer den circensischen Spielen noch Philosophen braucht, sich selbst zu unterhalten, hat große An-

sprüche darauf, daß sich ihre Schriften nach seiner Zeit und Denkart richten. Sobald man es als eine Grundregel beobachtete: das Buch muß nicht für die Einwohner der Gelehrsamkeit, sondern auch für seine Anwohner geschrieben sein: so wird's eine Pflicht, jeden Zugang zum Geschmack des Volks zu bemerken.

In der ältesten Zeit der griechischen und römischen Republik war die Sprache des Schriftstellers und gemeinen Volks einerlei; sogar der göttliche Homer redete Worte, die zu seiner Zeit Prosa waren, wie Blackwell zeigt, oder das Volk seiner Zeit sprach Poesie, wie sie jeder ἀοιδός sang. Etwas Paradoxes für uns, was aber Longin behauptet und Blackwell rechtfertigt: die Poesie ist im gemeinen Leben älter als Prosa.[1]) Daher kam es auch, daß die ersten Schriftsteller Poeten, die ersten νόμοι Lieder und die ältesten Religionen Mythologien sind, die alle die Sprache des sinnlichen Volks reden; eine für uns so unbegreifliche Sprache, als es unserm Auge dunkel sein würde, ihre Bilderschrift zu verstehen, oder unserm Ohr, ihre Musik zu erdulden.

In den Zeiten der feinern Bildung wurde aus Poesie Prosa, und Strabo hat uns die Namen Derer aufbewahrt, die diese Erfinder des Stils nach dem neuen Plebejergeschmack wurden; hier trennte sich, immer allmählich in Stufen herunter, die Poesie und Prosa, bis sie endlich zu den Zeiten des Ptolemäus Philadelphus und hier zu den Zeiten des August's völlig auseinandergingen, und die Prosa allein blieb des Volks, nebst einigen kleinen Arten der Dichtkunst; vielleicht ist auch dies die Ursache, warum die spätern Griechen und spätern Römer in den hohen Trauerspielen und feinern Komödien nachblieben.

Wir haben schon seit undenklicher Zeit das Publicum verloren: das Volk der Bürger und das Volk der Gelehrsamkeit. So lange, als unsere Vorfahren Krieger waren, sangen ihre Barden Geschichte der vergangenen Zeiten; diese wurden Gesetzgeber, da sie sich in Städten mehr bildeten: und wer kann von dieser Metamorphose an alle die Ueberschwemmungen und Umbildungen zählen, die uns das Wort Volk entrissen haben! Es ist entrissen den Theaterpoeten, und die Holbergische Komödie auf der schlechten, die Diderot'sche

1) Vgl. Th. XIX. S. 24 f. 392 ff. — D.

und Gellert'sche hingegen auf der guten Seite zeigen die Herablassung, die man zu unserm Parterre versucht hat; noch mehr aber bekräftigt das bürgerliche und das weinerliche Trauerspiel, wie sehr wenig wir an dem Pathos des alten Volks Theil nehmen. Es ist ausgestorben für die Philosophen, sobald diese einen eignen Ameisenhaufen haben errichten müssen, und sobald die Unterscheidung galt, daß die intellectualische Welt der Himmel, die Republik des Volks die Erde sei — gleichsam zwei Seiten einer und derselben Münze.

Alle Philosophie, die des Volks sein soll, muß das Volk zu seinem Mittelpunkt machen, und wenn man den Gesichtspunkt der Weltweisheit in der Art ändert, wie aus dem Ptolemäischen das Kopernikanische System ward, welche neue fruchtbare Entwickelungen müssen sich hier nicht zeigen, wenn unsre ganze Philosophie Anthropologie wird! Vielleicht werden Einige sein, die zur Beantwortung des Problems, darüber ich schreibe, blos Sachen erwarteten, die ich in diesen Abschnitt fassen will, und ich muß also diesen ein Gnüge zu thun suchen.

Von der Veränderung des Geschmacks der Nationen durch die Folge der Zeitalter.[1])

Als jener Mann für die Nachkommenschaft Bäume pflanzen sah, so rief er aus: „Immer müssen wir etwas für die Nachkommen thun; ich wollte wohl, daß die Nachkommen auch etwas für uns thäten!“ Dieser Alberne, der nicht bedachte, daß er selbst ein Nachkomme sei, daß er seinen Vorfahren Alles zu danken habe, und daß die Nachwelt ein Theil von ihm wäre, hätte einige Jahrhunderte weiter in Gedanken rücken und sich in die Stelle der Nachkommen setzen sollen, die diese Bäume genießen würden: was konnten diese jetzt gegen ihn als ihren Vorfahr thun? An ihn denken! Was konnten sie aber für ihre Nachkommen thun? Für sie arbeiten!

Jeder Mensch in jedem Zeitalter steht also gleichsam in einer Mitte: die verloschenen Bilder seiner Vorfahren kann er um sich versammeln; er kann ihre Schatten hervorrufen und seinen Augen gleichsam eine Weide machen, wenn er sie vor ihnen vorbeirauschen läßt. Kann er aber auch in die späteren Zeiten jenseit seines Grabes einen weissagenden Blick werfen und gleichsam Kinder und Enkel über seiner Asche wandeln sehen? Den Blick in das Vergangene macht die Geschichte gewiß; die Aussicht in die Zukunft ist dunkler, aber selbst dies schattichte Dunkel macht Vergnügen.

Wenn man von dieser philosophischen Höhe einen Blick

---

1) Dieses Bruchstück fällt in das Jahr 1766. In einem Herder'schen Arbeitshefte steht am Anfang einer Liste seiner schriftstellerischen Arbeiten vom 22. August: „Wie weit sich der Geschmack der Völker verändert?“ und am 4. October berichtet er an Scheffner, er arbeite an einer Abhandlung über die Veränderung des Geschmacks und der Grundsätze der Nationen blos durch die Zeitfolge 2c. Vgl. Haym, I. S. 103 ff. — D.

vor sich und hinter sich thut; wenn man den Geist eines verblichnen Jahrhunderts gleichsam aus seiner Asche ruft; wenn man verschiedne auf einander folgende Zeitalter mit sich vergleicht und einen fortlaufenden Faden, ein zusammenhangendes Ganze zu erblicken glaubt: was ist für eine Vermuthung natürlicher, als diese: sollte diese Kette von Veränderungen, die viele Jahrhunderte so regelmäßig umhergelaufen, mit uns abreißen? sollte sie nicht hinter uns noch fortlaufen? Wie? wenn man viele Abwechselungen des Vergangnen zusammennimmt; wenn man sieht, welche ändernde Gewalt der Arm der Zeit hat, und wie er sie bisher gebraucht: wird alsdann der verwegene Blick nicht etwas verzeihlich: „Dies werden vielleicht die Folgen der Veränderung hinter unserm Rücken sein: so hat sich Alles vor uns geändert, so wird sich Alles nach uns ändern"?

Indessen wäre auch dieser prophetische Blick trügend, so bleibt doch die Aussicht in die Vorwelt desto nützlicher. Der Geist der Veränderungen ist der Kern der Geschichte; und wer es sich nicht zu seinem Hauptaugenmerke nimmt, diesen Geist gleichsam auszusondern, den Geschmack und den Charakter jedes Zeitalters in Gedanken zusammenzusetzen und durch die verschiednen Perioden der Weltbegebenheiten mit dem durchdringenden Blick eines lehrbegierigen Wanderers zu reisen, der sieht, wie jeder Blinde, Menschen als Bäume und speist an der Historie ein Gericht Schalen ohne Kern, um sich den Magen zu verderben. Daher haben die größten Geschichtschreiber dadurch ihre Höhe erreicht, daß sie diese Veränderung durch die Zeitfolge bemerkt, daß sie bei dem Erzählen auch denken, daß sie ihren Leser nicht blos herumführen, um ihn sehen, sondern auch um ihn lernen zu lassen. Wenn Voltaire einiges Verdienst als Geschichtschreiber hat, so ist's in dem Gesichtspunkt seiner oft treffenden Anmerkungen über den Geist der Begebenheiten; der größte Mann aber in diesem Betracht ist nach meiner Meinung der Geschichtschreiber von Britannien, Hume, ein Schriftsteller, der die schwere Kunst versteht, die pragmatischen Kunstgriffe eines Tacitus und Polyb's nach dem Geschmack unsrer Zeit anzuwenden.

Meine Vorrede ist freilich für diese eine kleine Abhandlung zu lang; allein wenn diese vom Publicum gut aufgenommen würde, so dürfte sie blos die Vorläuferin ähnlicher Betrachtungen über den Geist der Veränderungen in

verschiednen Zeitaltern sein. Wenn die Philosophie von der Geschichte geführt und die Geschichte durch Philosophie belebt wird, so wird sie doppelt unterhaltend und nützlich.

* * *

Leute, die, in der Geschichte unwissend, blos ihr Zeitalter kennen, glauben, daß der jetzige Geschmack der einzige und so nothwendig sei, daß sich nichts außer ihm denken lasse; sie glauben, daß Alles das, was sie durch Gewohnheit und Erziehung unentbehrlich finden, allen Zeitaltern unentbehrlich gewesen, und wissen nicht, daß, je bequemer uns etwas ist, desto neuer müsse es wahrscheinlicherweise sein. Gemeiniglich gesellt sich zu dieser Unwissenheit auch Stolz: zwei Geschwister, die so untrennbar sind als der Neid und die Dummheit. Ihre Zeiten sind die besten, weil sie darin leben und andre Zeitalter nicht die Ehre ihrer Bekanntschaft haben. Diese Leute sind den Chinesern ähnlich, die, weil sie Keinen als sich kannten, ihr Land für das Viereck der Erde hielten und die Winkel dieses Vierecks mit Fratzengesichtern und Ungeheuern bemalten: ein Raum, der uns arme Bewohner der übrigen Welt porträtiren sollte. Wir lachen über die Chineser; allein wie oft glaubt man nicht, in China zu sein, wenn man Urtheile von Personen hört, die die Welt nur nach dem Winkel, in dem sie stecken, und nach dem Hamburg'schen Correspondenten kennen.

Zwei Blicke in die Geschichte zerstreuen dies Vorurtheil. Die Zeit hat Alles so verändert, daß oft ein Zauberspiegel dazu gehört, dasselbe Geschöpf unter so verschiednen Gestalten wiederzuerkennen. Die Gestalt der Erde, ihre Oberfläche, ihr Stan dist verändert; verändert das Geblüt, die Lebens-, die Denkart, die Regierungsform, der Geschmack der Nationen, wie sich Familien und einzelne Menschen verändern: und wenn unser Altvater Adam, wenn Noah, wenn die Stammväter jedes Volks aufstehen sollten — Himmel, welch ein Anblick würde dies für sie sein!

Keine von diesen Veränderungen ist so schwer zu erklären als die Abwechselung des Geschmacks und der Denkart. Was eine Nation zu einer Zeit für gut, für schön, für nützlich, für angenehm, für wahr hält, könnte sie das zu einer andern Zeit für schlecht, für häßlich, für unnütz, für unangenehm, für falsch halten? Und doch geschieht dies! Ist nicht

die Wahrheit, die Schönheit, die moralische Güte zu allen Zeiten einerlei? Ja, und doch sieht man's, daß Sätze, für die zu gewissen Zeiten ein Jeder seinen letzten Blutstropfen würde hingeopfert haben, zu andern Zeiten von eben der Nation zum Feuer verdammt werden; daß Moden, die vor etlichen Jahren Jeder schön fand, bald darnach ausgezischt werden; daß herrschende Gebräuche, daß Lieblingsbegriffe von der Ehre, vom Verdienst, vom Nutzbaren ein Zeitalter durch ein Zauberlicht blenden können; daß ein Geschmack in diesen und jenen Wissenschaften den Ton eines Jahrhunderts ausmachen kann: doch Alles dies mit dem Jahrhundert stirbt. Beinahe sollte uns dieser Skepticismus irre machen, unserm eignen Geschmack und Empfindung nicht zu trauen.

Vom gothischen Geschmack ꝛc.[1])

Aus Asien scheint er her: Proben davon in der schwedisch-celtischen Geschichte.

Er ist in die Riesenart sehr verliebt. Alles in den ältesten Zeiten so.

Gegeneinanderhaltung mit Aegyptern, Chaldäern, Persern, Indiern ꝛc.

Die alte griechische Mythologie ist dagegen jünger ꝛc.

Das Riesenförmige in Gebäuden, Gedichten, Geschichten, Moden, Putz ꝛc.

In der Zauberei, d. i. Seele. Asiatisch.

Gegeneinanderhaltung.

Begriff von der Natur, Weisheit, Geistern.

Einwirkung.

Einwirkung davon in Sprache, Geschichte, Gedichten, Religionen.

Besondre Begriffe von Tapferkeit und Liebe.

Hochachtung gegen das schöne Geschlecht. Paradoxon gegen Orient.

Weg, um ihren Geist zu erhalten, aus Zeiten der Freibeuter. Abenteuer.

Magische Wirkung ihres Namens. Treue, Rath. Belohnung der Treue und Liebe u. s. w.

Geschichte davon aus Asien her. Reste davon.

In Norden, in allen celtischen Ländern wohnhaft, überschwemmte Rom. Daß die römische Literatur schon verfallen ꝛc.

---

1) Dieses Blatt gehörte wol zum Entwurfe derselben Abhandlung, deren Anfang wir eben gaben. — D.

Vermischung mit den Römern. Landes — gothische Begriffe.[1])
Ursprung des mancherlei Gothischen in der katholischen Kirche 2c., in der katholischen Literatur.
Vermischung mit den Mohren, Arabern.
Ursprung der Romane. Ritterlieder. Abenteuer in Spanien, in Frankreich, in Italien.
Vermischung mit den Normännern in Frankreich.
Eigentlich romantisch 2c. Neue glänzende Gestalt. Duelle 2c.
Vermischung mit der christlichen Religion. Kreuzzüge. Licht, in das die Türken kommen.
Italienisch, geistlich, frommer[2]) romantischer Geschmack daher. Provincialen.
Erneuerung des griechischen und römischen Geschmacks. Kampf desselben mit dem Alten in allen Ländern, und Künsten und Wissenschaften, in Baukunst und Malerei und Bildhauerei und Theologie und Lebensart und Politik und Philosophie und Stil und Poesie.
Neuer französischer Geschmack und die Reste von romantischem Geschmack darin.
Ausbreitung und Kampf mit dem Vorigen.
Noch neue Aufweckung des griechischen und Recht[3]) alten, nordischen Geschmacks.
Bevorstehende Barbarei.

---

1) Soll wol heißen: „Gothische Begriffe, die sich im Lande (Italien) erhalten haben". — D.
2) Etwa: „Italienisch-geistlich-frommer"? — D.
3) Vielleicht „Rest"? — D.

Von der Verschiedenheit des Geschmacks und der Denkart unter den Menschen.[1])

Sobald ich eine Sache wahr oder schön finde, sobald ich mich durch Gründe überzeugen kann, daß eine Sache wahr oder schön sei, so ist nichts natürlicher als die Vermuthung: jeder Mensch wird mit mir dieselbe Empfindung, dieselbe Meinung haben; sonst gäbe es ja keine Grundregel der Wahrheit und keine feste Basis des Geschmacks. Sobald es erwiesen ist, daß das, was ich mit Gründen für wahr, für schön, für gut, für angenehm halte, ebenfalls aus Gründen von einem Andern für falsch, für häßlich, für böse, für unangenehm angesehen werden kann, so ist Wahrheit, Schönheit und moralischer Werth ein Phantom, das Jedem auf eine andre Art, in einer andern Gestalt erscheint: ein wahrer Proteus, der durch einen Zauberspiegel immer verwandelt und nimmer als derselbe sich zeigt.[2])

Daß dieser Widerspruch wirkliches Gewicht und nicht blos äußern Glanz habe, sehen wir, wie befremdet und betroffen Diejenigen werden, denen er auf einmal sich in ungewöhnlichem Lichte darstellt. Ein guter, ehrlicher Mann, der die Welt nur vom Markte, vom Kaffeehause her und höchstens aus dem Hamburgischen Correspondenten kennt, staunt so sehr, wenn er über eine Geschichte kommt und findet, daß sich mit dem Klima, mit den Erdstrichen und den Ländern Denkart und Geschmack ändern; ich sage, er staunt so sehr, als Paris sich bei dem Einzuge eines indianischen Prinzen nur immer wundern kann. Seine Verwunderung löst sich

---

1) Anfang einer etwas spätern Bearbeitung des in dem Bruchstück S. 59 ff. behandelten Gegenstandes. — D.

2) Vgl. Kant's Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert, VII. S. 438. — D.

endlich in ein Gelächter auf. „Was doch nicht", ruft er aus, „für fabelhaft Zeug in den Büchern steht! Wer wird dies je glauben?" Oder er hält alle die Nationen für respective Narren: warum? weil sie eine andere Denkart und Geschmack haben, als ihm seine Frau Mama, seine werthe Amme und seine wohlweisen Schulkameraden einpflanzten. Machen wir uns nicht oft dieses Fehlers theilhaftig, wenn wir Denkart und Geschmack der Wilden sogleich für fabelhaft oder für thöricht erklären, weil er von der unsrigen abgeht? Und doch lachen wir über die Chineser, die ihr Land für das Viereck der Welt hielten und uns arme Bewohner der ganzen übrigen Welt als Fratzengesichter und Ungeheuer in die vier Winkel dieses Vierecks malten.[1]) Warum? Uns kannten sie nicht, und sich hielten sie für die Monopolisten der Einsicht und des Geschmacks!

Wie oft muß man glauben, in China zu sein, wenn man im gemeinen Leben täglich solche chinesische Urtheile hört, die aus Unwissenheit und Stolz (zwei werthe Schwestern, die sich niemals trennen) Alles das verwerfen, was ihrer Denkart und Fassung widerspricht![2]) Sie sind in Behauptung ihrer Meinungen und Empfindungen so eigensinnig, daß sie mit den Namen dumm und albern so fertig sind als die Griechen und Römer mit dem Titel Barbar, den sie mit souveräner Majestät allen Völkern gaben, die nicht — Griechen und Römer waren. Weil nun die Wörter dumm und albern in keiner Logik unter den Gründen der Ueberzeugung stehen, so behauptet der Andre mit noch härterm Eigensinn seine Meinung und seinen Geschmack — und so sehen wir unter Nationen und Privatpersonen einen Streit von Gesinnungen, der einen Weisen stutzig und ungewiß macht, ob alle diese eifernden Personen denn wissen, worüber sie streiten.

Viele von den zweifelnden Philosophen haben daher alle diese Skrupel in einen Knoten zusammengeknüpft, den sie für unauflöslich gehalten. „Wenn man die große Verschiedenheit betrachtete, die zwischen Meinung und Meinung, Geschmack und Geschmack, Gesinnung und Gesinnung unter Nationen und einzelnen Personen herrscht, so müßte man beinahe über sich selbst zweifeln: Ist denn auch das, was ich für wahr

---

1) Vgl. oben S. 61. — D.
2) Vgl. a. a. O. — D.

halte, wahr, da Hunderte mit ebenso gutem Menschenverstande es für falsch halten? ist denn auch das schön, was ich mir so einbilde? kann ich mir selbst trauen?“ Man kennt unter den Alten wegen dieser Zweifel die Pyrrhonisten und die akademische Secte; unter den Neuern haben sich mit der vorgedachten Art von Skrupel Lamothe de Vayer, Montaigne und Hume insonderheit beschäftigt.

Ich glaube nicht, dieses Blatt für Zweifler zu schreiben, daher lasse ich alle vorgedachte Männer in Friede ruhen. Ich will blos historische Beispiele sammeln, wie weit sich die Verschiedenheit der Menschen erstrecken könne, sie unter Classen bringen und alsdann zu erklären suchen. Ich führe meine Leser auf eine Anhöhe und zeige ihnen, wie im Thale und auf der Ebne Geschöpfe umherirren, die so verschieden sind, daß ihnen kaum ein gemeinschaftlicher Name übrig bleibt; indessen sind sie unsere Mitbrüder, und ihre Geschichte ist die Geschichte unsrer Natur. Ich hoffe also, daß dieser Anblick unterhaltend und lehrreich sein wird: lehrreich, da er uns empfiehlt, in Meinungen und Geschmack uns Festigkeit zu erwerben, und angenehm, da er ein sehr abwechselndes Gefolge von Bildern und Aufzügen vor unserm Auge vorbeiruft; ein Schauspiel, das Lucrez [1]) mit folgenden prächtigen Farben zeichnet:

Suave, mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem. —
Suave etiam, belli certamina magna tueri
Per campos instructa. —
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena:
Despicere unde queas alios passimque videre
Errare atque viam palantes quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate.

---

1) IV. 1–11. — D.

Erster Abschnitt.

Sind die Menschen in Absicht auf die Urtheile der Sinne verschieden?

Es haben sich zwar in den neuern Zeiten die großen Unterschiede des Körpers, die man in den alten Kosmographien und Reisebeschreibungen von ganzen Nationen erdichtete, verloren; es giebt nicht mehr Leute, die den Kopf auf der Brust, den Mund in der Gegend des Nabels haben, die einen Fuß haben, mit dessen Blatte sie sich gegen die Sonnenhitze Schatten verschaffen; die Nationen von Pygmäen und Patagonen, von Zwergen und Riesen sind so ziemlich unsichtbar geworden; die Menschen mit Affenschwänzen auf Borneo sind nicht bestätigt, obgleich Maupertuis noch ihres Schwanzes wegen eine Abhandlung wagt, ihn als das verlängerte Rückgratsgelenk zu rechtfertigen: alle diese Nationen gehören zu den Kaklogalliniern, Liliputern und Houyhnhnms, in die Welt, die Swift erschaffen.

Aber demohngeachtet giebt es noch große Verschiedenheiten in Absicht auf den Bau des menschlichen Körpers: in Größe und Gestalt, in Farbe und Lineamenten, in der Proportion und verschiednen Festigkeit der Theile. Buffon hat in seinem dritten Theil der Naturgeschichte eine Abhandlung von den verschiednen Gattungen der Menschen in Absicht auf die Bildung des Körpers, die das Merkwürdigste, obgleich sehr unvollständig, sammelt, und auf welche ich verweise. So weiß man, daß die Negers (die man von den eigentlichen Mohren oder Mauren unterscheidet) ihre kohlschwarze Farbe nicht von der Oberfläche einer verbrannten Haut, sondern von Bläschen her haben, die unter ihrer schwammichten, fettichten Haut liegen und voll von einem schwarzen tintenfarbichten Saft sind.[1]) Da man diesen Bau des Körpers nicht lediglich von der Sonnenhitze herleiten kann, so haben Einige ein göttliches Strafgericht an den Söhnen Ham's und noch Andere sogar einen schwarzen Adam annehmen müssen, weil sich die Verschiedenheit zwischen ihnen und den Weißen zu weit erstreckte; Andre hingegen haben es aus der übergetretnen Galle des Stammvaters dieser Nation erklären wollen: indessen bleibt der Unterschied doch immer eine merk-

1) Vgl. Herder's Werke, X. S. 24 ff. – D.

würdige Erscheinung. Ebenso ist's wunderbar, daß gewisse Völker statt der Haare an ihrem ganzen Körper eine gekräuselte Wolle haben, wie alle eigentliche Negernationen in Afrika, und daß in großen Erdstrichen, z. B. Nordamerika und Lappland, der Bart bei den Männern so fremde ist, als wir uns wieder wöchentlich zwei- bis dreimal alle Mühe geben, diese Last fortzuschaffen und unter den Händen eines Barbiers galant zu werden, d. i. ein weibisch glattes Kinn zu bekommen.

Ich will aber nicht von dieser Bildung des Körpers überhaupt reden, sondern blos sofern sie in die Denkart einen Einfluß hat, und hier rede ich von den Sinnen, die doch gleichsam die Thür zu allen unsern Begriffen oder das optische Medium sind, durch welches die Idee wie ein Sonnenstrahl durchfällt. Sind nun diese Werkzeuge auf eine besondre Art beschaffen, so muß auch die daraus entspringende Denkart besonders gebildet sein: und dies kann also die erste Quelle von der Verschiedenheit der Begriffe und der Empfindung sein.

Alle Thiere beinahe und die meisten Wilden übertreffen uns an der Stärke der Sinne unendlich, weil bei unsrer feinern Verfassung die Seele zum Denken ausgebildet wird und der innere Sinn blos wirksam sein kann, je mehr wir von äußern Empfindungen abstrahiren; unser Körper wird um so viel stumpfer, je mehr man insonderheit in den Jahren des Wachsthums, in welchen sich die Nerven zur Empfindung ausbilden sollen, gleichsam der Abstraction verlobt wird. Der Wilde hingegen, dem Jagd und Furcht von Jugend auf seine Sinne üben, bekommt von den Gesellschaftern, mit denen er so viel Gleichheit hat, auch etwas von ihrer scharfen Sinnlichkeit: von dem Raubvogel den Luchs- und Adlersblick, vom verfolgten Wilde das feine Gehör und von Raubthieren den genauen Geruch. Alle Reisebeschreibungen bestätigen es, daß ein Kaffer den Europäer an der Stärke der Sinne so übertrifft, daß es uns oft unglaublich scheint.

Allein nicht blos in Stärke und Schwäche, in der Beschaffenheit der Empfindung selbst sind die Menschen sehr verschieden. Ich fange vom gröbsten Sinne, dem Gefühl, an, bei dem, nach den wenigen Spuren, die man entdecken kann, die größte Verschiedenheit sein muß, nur daß es unmöglich wird, diese verschiedne Empfindung in Worten auszudrücken.

Was weich oder hart, kalt oder warm, glatt oder rauh sei, wissen wir blos durchs Gefühl: Einer, der gefühllos geboren ist, hat von allen diesen Ideen keinen Begriff, und es kann ihm auch (man versuche es einmal gegen sich selbst), es kann ihm auch keiner gegeben werden. Wenn also gleich alle Menschen so ziemlich einig darin sind, was sie weich oder hart, glatt oder rauh nennen, so kann ich doch nie sagen, ob sie völlig einig sind, weil ich keinen Weg habe, es zu versuchen. Da die ganze Empfindung auf die Beschaffenheit der Nerven des Gefühls ankommt, so ist kein Mensch ganz genau im Gefühl mit dem andern einig, weil nicht leicht in zween Menschen das ganze Gebäude der Nerven völlig auf eine Art gestimmt sein kann.

Daher kommt's, daß so Viele ein eigensinniges Gefühl haben, das bald in diesem bald jenem Stück merklich von der Empfindung des Andern abgeht. Dieser kann keinen Sammet sanft antasten, da Jener hingegen einen wollüstigen Schauder dabei empfindet. Ich habe einen Mann gekannt, der sich eine festliche Stunde machte, in allerlei Sorten feinen blonden Haaren, von denen sein Contor ein Magazin war, mit sanft zugeschlossnen Augen zu wühlen; ein Vergnügen, das gewiß eine besondre Structur seiner Empfindungsfasern voraussetzt. Wie Viele giebt's, die ein Schauder am ganzen Körper überläuft, wenn sie einen Griffel von Eisen über Stein rauschen hören, denen das Geschrei eines Thieres zuwider ist, so wie dem Löwen das Hahngeschrei und dem Kameel das Hundebelfern! wie Viele, die bei einem weder zu starken noch an sich unangenehmen Geruch in Ohnmacht fallen, blos weil er ihnen zuwider ist! wie Viele, die bei einem gewissen Geschmack eine Uebelkeit empfinden, sollte es auch nur sein, wenn sie die Speise in der Schüssel sehen! wie Viele, die bei dem Anblick einer Farbe oder einer andern Sache durch einen natürlichen instinctmäßigen Schauder gleichsam aus der Haut fahren wollen! Ich müßte hier noch viel Instanzen anführen; allein diese Sache ist zu offenbar, so daß jedem meiner Leser Beispiel über Beispiel einfallen muß. Wenn also das Gefühl so viel Abweichungen und Unterschiede zeigt, sobald es in Sinnen sich äußert, wo wir uns mehr erklären können: was ist vermuthlicher, als daß es in seiner gröbern Consistenz ebenso verschieden sein kann, nur daß sich diese Verschiedenheit nicht äußert! Ich müßte einen andern

Körper annehmen, wenn ich erfahren wollte, ob zwei verschiedne Menschen völlig einerlei Gefühl haben.

Sollte es wol möglich sein, solche eigensinnige Art der Empfindung zu verhüten? Weil es in den meisten Fällen auf die Structur der Nerven ankommt — kaum! Daher findet sich auch bei den meisten solcher Beispiele eine Ursache, die auf sie gewirkt, entweder während der Schwangerschaft der Mutter oder in der früheſten Zeit ihres Lebens; nur daß sehr oft die Ursache unbekannt bleibt. Ihr Faserngewebe hat gleichsam einen ihm eignen Ton durch einen Zufall bekommen, und jede Empfindung, die gegen diesen Ton durch einen völligen Mißklang streitet, macht so eine widernatürliche Schütterung, als in den Theilen eines Glases vorgeht, das man zerschreit. Und in diesem Fall ist alles Disputiren unnütz gegen das, was der Andre empfindet. „Was ich fühle, lasse ich mir nicht ausschwatzen!"

Indessen kann auch eine frühe Nachäffung und eine lange Gewohnheit uns in die Einbildung setzen, als könnten wir diese und jene Empfindung nicht ausstehen, da uns doch der Widerwille nicht natürlich ist. So wird der Weichliche, der hinter dem Ofen erzogen worden, feigherzig; er fällt in Ohnmacht, wenn er Pulver riecht, und wird vom Blitz gerührt, wenn er den Degen blinken sieht; und endlich bildet sich der barmherzige Tropf ein, er könne keinen bloßen Degen sehen, weil er im Mutterleibe verwahrlost sei. So bilden sich verzärtelte Kinder sehr oft einen natürlichen Ekel gegen Speisen, einen ihnen angebornen Widerwillen gegen Dies und Jenes, eine unüberwindliche Furcht für Gewölbern und Särgen ein, die sie blos durch eine üble Bildung in der Jugend, durch die Gespenstergeschichtchen der Ammen und durch üble Zufälle angenommen haben. Die Eltern verbinden sich ihre Kinder auf immer, die in diesem Stück über sie wachen, daß sie nicht in ältern Jahren, wenn ihnen Gewohnheit zur zweiten Natur geworden, theils sich selbst zur Last werden, wenn sie Kranke der Einbildungskraft sind. Wie oft könnte in den Jahren, da wir noch alle Eindrücke so wie weiches Wachs annehmen, durch einen kleinen Verweis, durch zwei Worte bessern Unterricht, durch etwas ernste Mühe oder höchstens durch ein kleines Recept von Birkenruthen das von uns abgetrieben werden, das nachher eingewurzelter Eigensinn der Empfindung wird! Alsdann würde man nicht so oft mit

einem vornehmen Naserümpfen die Worte hören: „Ich kann das nicht; dazu bin ich nicht erzogen!“ Alsdann würden Viele es nicht nöthig haben, sich mit vielem gravitätischen Anstande durch eine Prise der Contenance gegen Pöbelduft zu wappnen, wir würden wie Andre empfinden. Warum? Weil wir wie Andere empfinden wollen.

Indessen mache ich hier mit einem tiefen respectvollen Reverenz eine kleine Ausnahme: daß es einen gewissen erkünstelten Eigensinn der Empfindung geben könne, der bei dem schönen Geschlechte auch schön läßt. Wenn eine Schöne hier vor einem Frosch, dort vor einer Spinne und hier vor einem Mäuschen zurückfährt, selbst wenn es an einem Faden umherläuft, so zeigt dies bei der Einen eine feine Zartheit des Gefühls an, bei der Andern soll es sie anzeigen, und sie ahmt dieses schöne Schrecken, diesen zärtlichen Schauder nach. Bei Dieser wird's noch ein Zug der Schönheit, bei einer Andern läßt es vielleicht schon erkünstelt, weil ihr Grazie fehlt, es anzupreisen und geltend zu machen. Findet sich aber gar ein weibischer Stutzer, der als Hermaphrodit diese Eigenheit der Empfindung affectirt, so wird er eine Puppe der Einbildung und ein unleidliches männliches Weib.

Versuch einer Geschichte der Dichtkunst. [1]

Eines von den angenehmsten Feldern, auf welche sich die menschliche Neugierde sehr gerne verirrt, ist dies: den *Ursprung* dessen, das da ist, zu erkennen. Sobald wir uns nur etwas wahrscheinlich mit dem süßen Traume ergetzen können, die *Beschaffenheit* einiger Gegenstände zu wissen, so steigt unsre Wißbegierde noch immer unbefriedigt weiter: sie verfolgt ihren Weg bis in die dunkelsten Zeiten, um in ihnen den *Anfang* der Dinge entweder historisch zu erfahren oder philosophisch zu erklären oder wahrscheinlich zu muthmaßen. [2]

Insonderheit sind wir nach dem Ursprung *menschlicher* Werke und Erfindungen begierig: theils weil die andern wirklich über unsre Sphäre sind, so daß, wenn wir über dieselben Muthmaßungen wagen, wir heimlich immer einen Menschen uns handelnd denken, dessen Macht wir nur über die unsere erheben; theils weil es für uns weit interessanter ist, die Producte unsrer eignen Kräfte, die Geschichte unsers eignen Verstandes und unsrer eignen Bemühungen zu wissen. Da wir Alles mit *Theilnehmung* lesen, so ist uns Menschen die Geschichte der Menschen am Angemessensten, am Wichtigsten, am Angenehmsten.

Daher lesen wir so gern die dichterischen oder philosophischen Hypothesen von dem Ursprunge der uns bekannten Gegenstände. Die ersten Capitel der Bibel, die die ältesten Nachrichten von der Kindheit der Welt, von dem Anfange

---

1) Große Stücke dieses 1766 oder 1767 geschriebenen umfangreichen Bruchstücks gingen in die Ende 1767 ausgearbeitete zweite Auflage der ersten Sammlung der *Fragmente* über. Vgl. Haym, I. S. 117. — D.

2) Vgl. Th. XIX. S. 376 f. — D.

gewisser Verfassungen und einigen frühen Erfindungen enthalten, haben viele Reize für den Wißbegierigen. Jedes Volk, dem eine Offenbarung nicht diese Neugierde stillte, erdachte sich Kosmogonien, die die Anfangsgründe ihrer Weisheit enthielten, und die wir noch jetzt mit Vergnügen durchträumen. Die Nachrichten, die uns von der Entstehung menschlicher Künste und Wissenschaften wie Fragmente übrig geblieben, würden uns, wenn man sie als Reste eines alten Aeons sammelte und zu einem mosaischen Gemälde verbände, sehr angenehm beschäftigen. Ein Plan, den der elende Polydorus Vergilius so sehr verdorben, ein Plan, zu dem Goguet mit vielem Fleiße gesammelt, würde unter der Hand eines Weltweisen über die Kindheit der Zeiten ein vortreffliches Gebäude werden.[1])

Mit[2]) welchem Vergnügen lesen wir einzelne dichterische Erzählungen vom Ursprunge einzelner Dinge, den ersten Schiffer, den ersten Kuß, den ersten Garten, den ersten Todten, das erste Kameel, die Schöpfung des Weibes und andre Erdichtungen, in denen die Poeten unsrer Sprache noch so sparsam sind! Ovid's Verwandlungen sind auf der einen Seite so unschmackhaft, als Feenmärchen nur sein können; wenn sie aber auf der andern Seite uns aus ihren Geschichten der Mythologie die Entstehung vieler Dinge mit großem Reichthum einer dichterischen Einbildungskraft berichten, so werden sie unterhaltende Anekdoten aus dem Archiv göttlicher und menschlicher Erfinder; und da Homer unter den Alten am Glücklichsten ist, eine solche ganze Geschichte in ein Bild einzukleiden, so wird er beständig der Liebling eines jeden Zeitalters und jeder Nation bleiben.

Nicht aber allein ergetzend, sondern auch nothwendig ist's, dem Ursprunge der Gegenstände nachzuspüren, die man etwas vollständig verstehen will. Mit ihm entgeht uns offenbar ein Theil von der Geschichte, und wie sehr dient die Geschichte zur Erklärung des Ganzen! Und dazu der wichtigste Theil der Geschichte, aus welchem sich nachher Alles herleitet; denn so wie der Baum aus der Wurzel, so muß der Fortgang und die Blüthe einer Kunst aus ihrem Ursprunge sich herleiten lassen. Er enthält in sich das ganze Wesen seines Productes,

1) Vgl. Th. XIX. S. 377. — D.
2) Das Folgende fast wörtlich a. a. O. S. 376. — D.

so wie in dem Samenkorn die ganze Pflanze mit allen ihren Theilen eingehüllt liegt; und ich werde unmöglich aus dem spätern Zustande den Grad von Erläuterung nehmen können, der meine Erklärung genetisch macht. Da sich mein Gegenstand immer verändert, so weiß ich nicht, wo ich die Einheit finden soll; so oft ich das Thier auf das Feld des Vergrößerungsglases bringe, erscheint es unter einer andern Gestalt. Nehme ich nun blos einen Zustand, so sind meine Bemerkungen ohnstreitig zu getheilt und zu unvollständig; nehme ich einen nach dem andern, nur der erste fehlt mir, so fehlt mir ja eben der Knäuel, aus dem ich die folgenden entwickeln kann.

Ich gebe ein Beispiel von der lyrischen Dichtkunst; denn schon zu lange habe ich in allgemeinen Sätzen geredet. Man hat einen Begriff von der Ode festsetzen wollen; aber was ist Ode? Die griechische, römische, orientalische, skaldrische, neuere ist nicht völlig dieselbe; welche von ihnen ist die beste, von der die andern blos Abweichungen sind? Ich könnte es leicht beweisen, daß die meisten Untersucher nach ihren Lieblingsgedanken entschieden haben, weil Jeder seine Begriffe und Regeln blos von einer Art eines Volkes abzog und die übrigen für Abweichungen erklärte. Der unparteiische Untersucher nimmt alle Gattungen für gleich würdig seiner Bemerkung an und sucht sich also zuerst eine Geschichte im Ganzen zu bilden, um nachher über Alles zu urtheilen. Nun fehle aber hiebei der Ursprung, so fehlt eben das, auf dem die Geschichte ruht, die Grundfeste des Ganzen, ohne welches ich blos Fragmente besitze! Müßte ich nicht leider dazusetzen, daß wir bisher uns sehr an diesen Bruchstücken haben genügen lassen?

* * *

Meistens ist der Ursprung der menschlichen Werke für uns mit Nacht umhüllt! und wir tappen nirgends so blind, als wenn wir der Frage nachschleichen: Wie und auf was Art ist etwas entstanden? Es[1]) ist leicht, die Ursachen zu zeigen, die diese dicke Wolke vor die Erfindungen vorweben, und vielleicht läßt, wenn wir die Ursache wissen, sie sich auch hindern und also die Wolke einigermaßen verjagen.

1) Vgl. zum Folgenden a. a. O. S. 377 f. — D.

Der sicherste Weg zu Kenntnissen dieser Art wären freilich Nachrichten; allein daß diese Nachrichten von den ersten Erfindungen möglich werden, daß sie sicher sind, daß sie sich bis auf uns erstrecken: dazu wird selbst eine der schwersten und spätesten Erfindungen erfordert, die Kunst zu schreiben; Alles, was man will, so viel man will, und wie man will, zu schreiben, und so zu schreiben, daß es sich fortpflanzen und ewig erhalten muß. Nun weiß man, wie viel zu dieser Entdeckung gehört; daß sie so spät erfunden ist als fast keine der bekanntesten und merkwürdigsten Werke, daß sie Jahrhunderte durch den größten Unbequemlichkeiten unterworfen gewesen, in denen sie fast nicht zu rechnen ist. Nun hat z. B. die Dichtkunst ihren Ursprung, ihren Fortgang, ja ihre höchste Stufe schon lange vorher gehabt, ehe man an vollständige schriftliche Nachrichten dachte. Selbst Homer schrieb noch nicht, sondern er sang, und die Tradition, das einzige und elende Mittel der damaligen Fortpflanzung, hatte sich schon heiser geschrieen, ehe man die Ueberbleibsel ihrer Sage schriftlich aufnahm. Sie konnte wie die Echo nur immer eine andere Echo wecken, welcher sie einen schwachen, verkürzten und verfälschten Laut übergab. Dieser schwächte, kürzte, verdunkelte sich immer mehr, bis er endlich ein menschliches Ohr viel zu spät fand, welches wenig aus diesen verstummenden Tönen vernehmen konnte. Und wenn das dazukommt, daß wir von diesen späten und wenigen schriftlichen Nachrichten selbst die meisten wieder verloren haben, daß viele von ihnen wieder zerstückt, voll Schwierigkeiten und Widersprüche sind, daß viele wegen der Unvollständigkeit und Entfernung schwer zu erkennen und noch schwerer anzuwenden sind: so wird man diese Straße allein viel zu dunkel und unwegsam finden; man wird sich nicht wundern, daß man von Jahrtausenden nichts weiß, sondern darüber wird man sich wundern, daß der Fleiß der Alterthumsforscher es so weit hat bringen können, daß man von gewissen Jahrhunderten noch etwas weiß.

Viele indessen haben diesen Weg für hinreichend gehalten, und die Poetiken großer kritischer Schriftsteller führen gemeiniglich eine Stelle der Alten wie ein Orakel an, um den Ursprung der Dichtkunst zu zeigen, bei dem sie sich genügen lassen. Nun sind diese Nachrichten so kurz, daß sie einem vorbeistreichenden Blitz gleichen: sie gewähren uns einen kurzen

Anblick, nie aber ein vollkommenes Anschauen. Und es ist also dieser Theil der Geschichte meistens ein Feld voll todter Gebeine geblieben, die man gesammelt, ohne sie zu einem Körper zu beleben. Man hat nicht bedacht, daß die meisten dieser Nachrichten selbst bei ihrem Schriftsteller blos Vermuthungen einer spätern Zeit waren; man hat das ungewisse Wort: es soll, das gemeiniglich dabei steht, übersehen und ohne Prüfung sie angenommen. Wenn sich zwei oder mehr Nachrichten widersprachen, so suchte man sie höchstens kritisch nach Lesearten zu vereinigen oder setzte sie ohne Urtheil zusammen und überließ es dem Leser, sich eine nach Belieben auszulesen. Dazu kam, daß man gemeiniglich den Ursprung jeder Dichtungsart getrennt betrachtete, ohne durch allgemeine Schlüsse sie alle zu vereinigen, damit man das Ganze in seiner Geburt übersehen könne. Sie widersprachen sich also oft selbst, nur auf verschiednen Blättern und bei verschiednen Dichtungsarten; und weil sie nicht immer den Grundsatz im Auge behielten: „die meisten Nachrichten fehlen uns; die wir haben, sind von einer spätern Zeit", so ließen sie sich also gleichsam keinen Raum über, um das Fehlende durch Schlüsse und Betrachtungen voll zu machen; man zog nicht das Fehlende ab, um den niedern Grad der Gewißheit und Vollständigkeit wenigstens zu zeigen; Alles blieb liegen, wie es war, und siehe da, es war Alles sehr verdorrt!

Keine[1]) Erfindung ist auf einmal entstanden; sie war im Anfange nicht das, was sie ward; sie war unmerkwürdig: dies ist eine zweite Ursache der Dunkelheit, die sich selbst auf die unmittelbaren Zeiten nach ihnen erstreckt. Nach und nach entsprang eine jede Sache; man bekümmerte sich also im Anfange nicht um sie, weil man ihre zukünftige Größe nicht voraussahe. Dieser große majestätische Fluß, der sich wie ein mächtiger Wohlthäter und oft als ein Tyrann ganzer Gegenden fortwälzt, entsprang — aus einer Quelle, die an sich unbekannt geblieben wäre, wenn sie nicht diesen Sohn geboren hätte. Aber wie entstand wieder die Quelle? Das ist schwerer! Sie quillt aus dem Verborgnen hervor, sie entstand nach und nach; ihren Ursprung hat Niemand bemerken wollen; man hat Alles gethan, wenn man es erklärt, wie sie hat entstehen können. So ist's mit den größten Dingen bei ihrem

1) Zum Folgenden vgl. a. a. O. S. 378. — D.

Ursprunge gewesen: sie waren elende Versuche, schlechte Spiele; aus ihnen wurden ziemlich spät Handgriffe, aus diesen noch langsamer Künste, aus der Kunst wurden sehr spät Regeln abgezogen, diese Regeln erst nach vielen Zwischenräumen zu einer Wissenschaft erhoben; nun will man, um die Wissenschaft auszuführen, das Ganze übersehen. Wo ist aber der Ursprung? Der Faden ist verloren. Hätten die ersten Erfinder gewußt, daß man sich in den spätesten Zeiten um den Ursprung ihrer damals elenden Künste Mühe geben, daß einst bei nächtlicher Stille ein Forscher auf ihrem Leichensteine sitzen und sich mit Muthmaßungen quälen würde, die ihm wichtig und nützlich scheinen: vielleicht wären sie genauer gewesen. Und doch hätten sie uns nicht können ein Gnüge thun; denn jede Sache wird alsdann gleichsam sichtbar und bekommt eine Gestalt, wenn sie lange nach ihrem unbemerkten Ursprunge, lange nach vielen unmerkwürdigen und unregelmäßigen Veränderungen jetzt zeigt, daß sie bleiben wird, daß sie Aufmerksamkeit, Fleiß und Ausbesserung verdient; alsdann aber ist ihr wirklicher Anfang schon lange vorbei und lange vergessen. Jetzt wird das Geschöpf schon geboren, wenn es ans Licht kommt; es ist schon vollständig in seinen Theilen gebildet; erzeugt aber wurde es schon lange und erhielt seine Bildung im Verborgnen. Ehe bei der Erschaffung der erste Strahl des Lichts entsprang, hatte der Same der Schöpfung schon den Schooß des dunkeln Chaos befruchtet; es gährte schon Alles in der Tiefe, bis es sich jetzt gleichsam in einer Geburt emporhob. Bei jeder Erfindung giebt es gleichsam Erzeugung und Geburt; höchstens von der letzten fangen sich die Nachrichten selbst bei königlichen Entdeckungen an; der Forscher will aber die erstere zergliedern und nutzen.

Eben diese Bewandniß muß es mit der Dichtkunst haben: sie muß im Anfange in Versuchen bestanden haben, die lange Zeit nicht der Rede werth waren; sie entstand nach und nach, ohne daß der Anfänger ihr ihre künftige Größe ansehen konnte, und wir müssen also von ihrem wahren Ursprunge nothwendig auch keine, von ihrer Geburt aber späte Nachrichten haben. Nehmen wir diese vor die ersten an, so irren wir; erdichten wir uns einen Ursprung nach einer spätern Methode oder einen Ursprung, der alle Untersuchung aufhebt, so ist der Faden abgeschnitten. Ich will mich über diese drei Vergehen näher erklären. Man sieht die

ersten Schritte und Versuche, ehe die Sache vollständig wird, gleichsam für verschwindend kleine Theile an: man fängt von einem Punkt an, den man Eins nennt, ohne die Irrationalbrüche weiter zu verfolgen. Ich gebe dieser Art, einer Geschichte ihren Anfang zu bestimmen, meinen Beifall; sie ist leicht, sie ist einleuchtend, sie irrt eben nicht merklich: allein sie ist doch nicht genau gnug, noch weniger fruchtbar; sie bleibt blos trockne Geschichte, die von einem ungefähren Anfange anfängt, ohne ihn zu zergliedern und bis zum wirklichen Ursprunge zu dringen. Wo Andre also aufhören, wird der Forscher anfangen; er wird die kleinen Theile beobachten, die nachher die Frucht gebildet haben; er wird zwar nie zu Ende, aber doch weiter als seine Vorgänger kommen; seine Beobachtungen werden wenigstens der Betrachtung würdig sein, wenn seine Erklärungen gleich nichts taugen. Noch mehr nachtheiligen Einfluß hat die spätere Methode, in der man sich den Anfang vorstellt, wenn man den wirklichen Ursprung vergißt. Man nimmt die Wissenschaft, die man untersucht, in einem spätern Zustande, betrachtet sie in gar zu vielem Lichte und macht sich Begriffe, die so sehr der Wahrheit widersprechen als der Geschichte. Statt auf einer Ebene zu stehen, steigt man auf eine Höhe und sieht Alles in einem so verrückten Gesichtspunkt, daß man verzerrte Figuren überall wahrnimmt; am unrechten Orte findet man Vollkommenheiten; die wahren Schönheiten werden häßlich, und so glaubt man die Alten zu kennen. Daraus folgt dann der dritte Fehler, der alle Untersuchung gar abschneidet: wir werden, da wir gleich im Anfange so viel Glanz erblicken, verblendet und rufen aus, wenn wir uns die Augen reiben: „Göttlich! göttlich!" Dies ist der göttliche Ursprung, den man den meisten Erfindungen beigelegt, weil man entweder keine Nachrichten wußte und selbst nicht denken wollte, oder weil man eine spätere Zeit der Vollkommenheit für den Anfang ansahe, ohne darauf zu denken, daß die vorigen Zeiten eben wegen ihres blässern Lichtes erbleicht sind, wie der Himmel voll Sterne gegen den Mond. Was die Dichter poetisch gesagt, verstand man aus Gemächlichkeit eigentlich, legte der Dichtkunst, Apollo selbst mag es wissen! welchen göttlichen Ursprung bei und führte eine Geschichte ein, die dem ganzen Lauf der Natur, der Geschichte des menschlichen Verstandes und der Historie aller übrigen Künste, Wissenschaften, Werke und Handlungen

völlig entgegen ist: daß sie nämlich ganz vollkommen in ihrem Ursprunge gewesen, nachher aber immer schlechter geworden, statt, wie alles Uebrige in der Natur und Kunst, durch Fleiß und Bearbeitung zuzunehmen.

Man sieht aus diesen Schwierigkeiten, daß, um den Anfang gewisser wichtigen Sachen zu bestimmen, man die Nachrichten von ihnen genau untersuchen und sie blos als Handleitungen brauchen muß, wie diese Dinge nach der Aehnlichkeit mit andern, nach der Beschaffenheit der damaligen Zeit haben entstehen können, und ob man nicht nach Maßgebung gewisser Umstände auf eine Art von Nothwendigkeit stoßen könne, wie sie haben entstehen müssen. Hat man dieses erreicht, so hat man Alles gethan, was in diesem Abgrunde möglich ist; allein daß es schwer sei, zeigt folgende dritte Schwierigkeit, die die größte von allen ist.

Eins von den Vorrathsheeren, aus denen die Heiden ihren Himmel mit Göttern besetzten oder wenigstens die Zahl der Götter vermehrten, war die Schaar der Erfinder, der allgemeinen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Wie nun aus den Erfindern Götter wurden, so wurden auch wieder die Götter zu Erfindern gemacht, so daß die meisten Entdeckungen für göttlich angegeben wurden. Der Ackerbau, der Ursprung der ganzen bürgerlichen Verfassung, war hier von der Ceres, dort vom Saturn, dort vom Osiris, der Wein hier vom Bacchus, dort vom Saturn, das Oel von der Minerva und der Purpur vom Hercules, der Gebrauch der Pferde vom Hercules und des Eisens vom Vulcan erfunden. Ich will die Liste nicht fortsetzen, die man in den alten Hymnen und in den Mythologien vollständig findet.

Vorzüglich ist aber der Ursprung der Dichtkunst mit göttlicher Ehre belegt, so wie schon, nach Platon's Ausdruck, die Dichter selbst heilige und göttliche Geschöpfe sind. Apoll, da er Python überwand, oder Bacchus oder das Orakel oder Osiris oder die Musen sollen die ersten Verse gesungen haben. Bei den alten Skandinaviern und Celten, bei den Indianern in beiden Indien ist die Dichtkunst ihrem Ursprunge nach göttlich. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Götter Erfinder gewesen oder die Erfinder Götter geworden; beide Stücke wurden meistens vermischt geglaubt: wir wollen dies Göttlich auch nicht blos für einen poetischen Ausdruck schelten, weil auch Philosophen diesen Ursprung in trockner Prose und als eine gründliche Auflösung gesagt und

wiederholt haben, wie Plato, Cicero und Plinius beweisen, ja, weil ihn in Griechenland, Aegypten und Rom das Volk so aufrichtig und ernsthaft geglaubt, als ihn noch jetzt die Wilden glauben.

Auch die Juden sahen den Ursprung ihrer Dichtkunst in der wirklichen Theopneustie. Josephus und Philo leiten ihn unwidersprechlich daraus her. Man hat sich lange Zeit gescheut, über die Schönheit der heiligen Poesien zu urtheilen, weil man auch selbst die dichterische Seite für unmittelbare göttliche Wirkung erkannte. Weil von den Kirchenvätern an bis auf neuere Zeiten die meisten und gelehrtesten Ausleger für die poetischen Schönheiten nicht Gefühl und Geschmack gnug hatten, behandelte man sie stets nach den Regeln der äußersten Richtigkeit als so göttliche Schriften, daß die Dichtkunst selbst nicht die mindeste Freiheit behielt. Ja, sogar geschmackvolle Ausleger gaben so sehr der herrschenden Meinung nach, daß sie der poetischen Seite meistens zu viel Licht nahmen und den Ursprung stets vom Himmel holten. Noch neulich hat der feinste Kenner der ebräischen Poesie, Lowth,[1]) sich so weit vergessen, daß er die Worte schrieb: „Der Anfang der übrigen Künste ist unvollkommen, grob und von niedrigen, unwürdigen Versuchen, die Dichtkunst aber erblicken wir schon bei ihrem Ursprunge in Glanz; denn nicht von menschlichem Witz ist sie erfunden, sondern vom Himmel gesenkt; nicht durch kleine Zunahmen gewachsen, sondern gleich bei ihrer Geburt vollständig reif an Stärke und Schönheit erschienen; nicht hat sie der Lüge ihren Schmuck geliehen, sondern sie war die Unterhändlerin zwischen Gott und den Menschen.“

Zu diesen prächtigen Worten muß ich gleich die Anmerkung seines Herausgebers dazusetzen: „Entweder wird hier Lowth zu sehr ein Redner, oder er folgt unzuverlässig den Juden und ihren Nachfolgern unter den Christen, die den Ursprung alles Dessen, was ebräisch ist, von Gott ableiten.“

Wir wollen diesen göttlichen Ursprung etwas näher beleuchten. Allen Nationen ist die Dichtkunst natürlich; ist nun ihr Ursprung nothwendig so göttlich, daß ihn kein menschlicher Witz hat erfinden können, so sind überall Götter die Ursache, so wie auch jedes Volk diesen Ursprung behauptet. Alsdann hat der Gott der Grönländer so viel Theil an der Erfindung

1) Vgl. S. 10. Der Herausg. (Z. 10 v. u.) war Michaelis. — D.

schlechter grönländischen Lieder als der Apoll an bessern griechischen. Die Gedichte aller Länder und Völker haben zu viel Aehnlichkeit, als daß sie nicht aus einer Quelle haben entstehen müssen; hat Prometheus unter den Griechen den Feuerfunken des Genies vom Himmel gestohlen, so hat der skaldrische Prometheus dies auch gethan. Ich sehe zu viel Gleichheit, auch bei der rauhesten Nation zu viel poetische Schönheit: ihr Gott muß auch der erste Dichter gewesen sein. Man wende mir nicht ein, daß alle Nationen diese Schätze von einem Volk entwandt, daß man Alles aus den Morgenländern herholen müsse, daß alle Bäche aus einer großen Quelle entspringen. Diese Hypothese hat zu viel Willkürliches; Jeder leitet die Bäche, wo er will; sie durchkreuzen sich, daß man völlig irre wird. Man hat so viel Lehrgebäude von der Wanderung der Künste und Wissenschaften, daß man weiter kommt, wenn man keines annimmt und in jedem Volk selbst den Samen sucht, der die Künste und Wissenschaften hat hervorbringen können. Freilich sind von einem Blut alle Menschengeschlechter auf dem Erdboden entsprossen; allein die Wanderungen haben sie dergestalt von allen Kenntnissen ihrer Väter beraubt, daß wir jedes Volk vor sich in dem elendesten und dürftigsten Zustande erblicken, der ihnen die Erfindung von allem Nothwendigen so nothwendig machte, als wenn sie sie nie gehabt hätten. Da nun alle Völker einerlei Bedürfnisse und einerlei Fähigkeiten haben, diese Bedürfnisse zu ersetzen, so ist's ja natürlich, das unter ihnen zu suchen, was man, nach so schwachen und ungewissen Schlüssen, aus andern Lieblingsgegenden wie den Pfeffer aus Indien holt. Wenn auch ein wildes Volk Dichter haben kann und sie zuerst haben muß, so kann auch die Dichtkunst bei allen ihren Ursprung nehmen; ist dieser nun bei einem Volk übermenschlich, so ist er bei allen göttlich.

Worin besteht nun dies Uebermenschliche und Göttliche?

Entweder in dem Inhalt oder in der Art des Vortrages, die über die Erfindungsfähigkeit der Menschen gehen. Bei dem Inhalt der jüdischen Gedichte gebe ich dies zu, dessen Göttlichkeit durch so viel Gründe bestätigt wird; aber ob bei ihnen die Art des poetischen Vortrages, ob dichterische Schönheiten so übermenschlich sind, daß sie ihr Göttliches vor der Stirn tragen, weiß ich nicht. Man hat eben die poetischen Schönheiten dieser Gedichte oft unter die Be-

weise der Göttlichkeit gezählt, so wie dies bei den Arabern der größte Beweis für ihren Koran ist; allein wie schwer ist die genaue Bestimmung der Frage: „So weit hat menschliches Genie die Schönheit der Dichtkunst heben können; allein dies geht über seine Kräfte und fordert einen höhern Ursprung"! Wie schlüpfrig ist der Schluß: „Ein Werk, das so viel Lebhaftigkeit in Bildern, so viel Feuer im Ausdruck der Empfindung, so viel poetische Natur und Stärke in seinem Ausdruck der Gedanken, so viel dichterischen Wohlklang hat, das muß in seiner Poesie göttlich sein; denn eine menschliche Seele kann es zwar in jedem dieser Stücke sehr hoch, aber nicht so hoch, nicht bis zu der Stufe bringen"! Ich will es zwar nicht übernehmen, zu zeigen, daß jede dieser Schönheiten auch von heidnischen Dichtern wirklich hervorgebracht sei; der Beweis hievon ist alsdann erst nöthig, wenn der Andre Gründe gesagt hat, warum so erhabne Schönheiten über die menschliche Seele gehen. Wie viel Kenntniß der Seele würde zu diesem Grunde erfordert, die wir jetzt noch nicht haben! Wie weit kann man aus natürlichen Fähigkeiten die Lebhaftigkeit der Gedanken, den Ausdruck des Affects, den Wohlklang und die Anordnung der poetischen Bilder treiben! Wie weit haben ihn die Morgenländer bei den Vortheilen ihrer Denk- und Lebensart, ihres Zeitalters, ihrer Gegend und Sprache treiben können! Und was ja natürlich entstehen kann, bei dem kann ja dies Natürliche nicht ein Beweis des Uebernatürlichen sein. Nirgends werden wir ja darauf gewiesen, die Bibel für göttlich anzunehmen, weil sie schön geschrieben ist; wir haben weit zuverlässigere Kennzeichen ihrer Göttlichkeit, die aber hier nicht in meine Schrift gehören. Und es kann dieses Kennzeichen auch nicht einmal unter die wahrscheinlichen gesetzt werden: es ist gar kein Geschäfte der göttlichen Einwirkung, poetische Affecte zu erregen, den untern Theil der Seele in Bewegung zu setzen, die Einbildungskraft in Flammen zu bringen; aber dem Verstande unbekannte Wahrheiten zu sagen, die Seele mit einem heitern Licht zu erleuchten, dies ist das Geschäfte Gottes, wenn er in den Geist der Menschen wirkt. Daß sich aber Gott der Denkart seiner Schriftsteller bediente oder ihnen vielmehr ihre poetische Denkart (den Charakter ihres Landes und ihrer Zeit) frei ließ, war nothwendig, um zu einem Volke zu reden, das die göttlichen Aussprüche blos in diesem Gewande erwartete und fassen konnte. Es bleibt also selbst bei

der Theopneustie, die sich über Worte ausbreitet, noch immer erlaubt, die heilige Poesie, sofern sie Poesie ist, menschlich und analogisch mit andern Völkern zu betrachten: eine Freiheit, die mir zu einem großen Theil meiner Betrachtungen nothwendig ist, und der zu gut ich diese ganze Stelle habe vorausschicken müssen.

Worin besteht nun das Uebermenschliche in den Gedichten andrer Völker? Weder im Inhalt noch in der Art des Vortrages! Ihre ersten Gedichte waren Gesänge, die die Nachrichten fortpflanzten, die in Unglücksfällen Gebete zur Versöhnung der Götter enthielten, die die Lehren und Unterweisungen der Väter den Kindern beibrachten, die die Armee zur Tapferkeit ermunterten, die Träume von der Weltentstehung nach ihrer Denkart und Vermuthung sangen, die dem unwissenden Pöbel Gesetze und Rathschläge ertheilten, die das wegen der Zukunft zitternde Volk durch spielende oder dunkle Voraussagungen nur bis zum Ausgange zufrieden stellten, die Wein und Liebe sangen. Was ist nun in diesen Materien Uebermenschliches? Sie sind alle so, daß ihre Probleme göttlich scheinen können; aber die Entwicklung ist jeder Nation so natürlich und so menschlich als möglich. Die Art der Gesänge verräth ebensowol Spuren davon, da ihre Bilder und Empfindungen der damaligen Stufe ihrer Kenntnisse und Cultur, ihrer Gegend und ihrer Lebensart genau treu bleiben; da ihr Aeußerliches der Gesänge sich durchgehends der jedesmaligen Stufe ihrer Sprache, ihrer Musik, ihrer Declamation bequemt: überall sehe ich den Gang der Natur vom Schlechten zum Bessern. Ich schließe also weiter.

Wie sehr widerspricht diese Göttlichkeit des Ursprungs den ersten Versuchen der Dichtkunst! So sehr, daß sie diese mißrathenen Kinder aus Scham unterdrückt hat. Und nun, da bei jeder Nation blos die vortrefflichen Gedichte der Vergessenheit entronnen, so kehrt man den Schluß um: wie vortrefflich! das ist göttlich! Weil Moses' Gedichte so vortrefflich und die ersten sind, so findet man dies dem Lauf menschlicher Werke ganz entgegen und macht Gott zum Erfinder der Dichtkunst. Der Schluß wäre recht, wenn der Mittelsatz wahr wäre, daß sie die ersten sind! denn freilich ist das erste Gedicht, das zugleich das vollkommenste ist, so ein Wunder als eine Frucht, die als ein vollkommener Mann aus Mutterleibe, oder ein Baum, der auf einmal und mit seiner schönen Krone zuerst

sich aus der Erde drängt. Allein nun hat man ja Fußstapfen von ältern Gedichten. „Vor den heiligen und göttlichen Gedichten des Moses hatten ja die Moabiter ein vortreffliches Siegeslied auf die Thaten ihres Königs, das uns Moses selbst aufbehalten hat (4. Mos. 21, V. 27—30), und selbst vor dem prophetischen Gesange des Jakob's hat man ältere gehabt, historische, aber meist sehr mittelmäßige und einige gar schlechte. Lange vor Moses ist die Poesie gewesen, aber ungebildet, nachher hat sie sich mehr ausgebessert. Denn obgleich zur Zeit des Moses, dem güldnen Alter der ebräischen Sprache, vortreffliche Gedichte mit göttlicher Einwirkung gesungen wurden, so ist's deswegen nicht wahrscheinlich, daß das erste ebräische Gedicht vollkommen gewesen."

Ebenso hat man sich geirrt, wenn man den Homer für den ersten Dichter gehalten, und seine Vollkommenheit also beinahe für übermenschlich gehalten hat. Freilich ist Homer der älteste Dichter, dessen Schriften uns übrig geblieben sind; freilich sind einige von Denen, die man vor ihm nennt, ungewiß oder später als er; freilich ist er nachher fast die einzige Quelle gewesen, aus welcher seine Nachfolger geschöpft haben, das große Original, aus dem große Geschichtschreiber, komische und tragische Dichter, Weltweise, und was man nur mehr will, entstanden sind; ich gebe es zu, daß er der Erste gewesen, der ein episches Ganzes zu Ende gebracht, daß er der Einzige gewesen, der die Nachwelt verdiente — ich gebe Alles zu: allein das widerspricht allen Nachrichten, daß er der Erste gewesen, da er selbst Sänger in seiner Odyssee anführt, da von so vielen Dichtern die Namen und die Materie ihrer Schriften bekannt sind, da so viel epische Dichter, und zwar Dichter und Dichterinnen sind, die die Belagerung Trojens besungen haben. Alle Zeitalter der Anfangsversuche, der schlechten und mittelmäßigen Gedichte waren vorbei: er konnte alle diese Proben nützen, hatte die güldne Zeit der Dichtkunst erlebt und ward also die Sonne, die ihre Morgensterne erbleichte, und vor welcher Jahrhunderte nachher als vor einem Gott und einem Boten der Götter niederknieten. Er ward vergöttert zu Smyrna und Kolophon, ganz Griechenland erkannte ihn davor, wofür ihn Plato erklärte, wenn er sagt:[1]) „So spricht der Gott und der Götter Prophet"; man untersuchte also nicht die Ursachen seiner Größe, und das kühne und löbliche Unter-

1) Alcib., II. p. 150 A. — D.

nehmen eines scharfsinnigen Engländers[1]) würde in Griechenland gewiß die Verbannung verdient haben, da er untersucht hat: „durch welchen Zusammenfluß von natürlichen Ursachen das größte Genie unter den Dichtern, Homer, hervorgebracht und ausgebildet worden, daß er ein Werk vollführt, das in 2700 Jahren unter allen menschlichen Schriften nicht seinesgleichen gehabt". Es wäre in gewissen Zeitaltern Griechenlands und in gewissen Städten so gefährlich gewesen, an der Göttlichkeit der Homerischen Poesie zu zweifeln, als es in gewissen Jahren und Oertern war, die biblische Poesie menschlich zu nennen, wenn man gleich bei ihrem Inhalt die göttliche Offenbarung annimmt.

Und wo nützt diese Hypothese: „Die Poesie hat einen göttlichen Ursprung"? Sie erklärt nichts, sie fordert selbst noch Erklärung. Sie erklärt nichts; denn sie sagt eigentlich blos: „Ich sehe Wirkungen, die ich nicht aus natürlichen Ursachen herleiten kann, folglich kommen sie von Gott": ein Schluß der Barmherzigkeit, der alle weitere Untersuchung aufhebt — denn die Thaten der Götter sind, wie Tacitus sagt, mehr zu glauben, als zu erforschen —; der also eine erbettelte, unächte Bequemlichkeit empfiehlt und nie bis auf die Grundlage der Schätze führt. Unwissenheit, Furcht und Aberglauben, drei Schwestern, die so viel Zeiten und Völker beherrscht, haben ja für viele Dinge in der Natur vormals eine heilige Wolke vorgezogen gehabt, deren Ursachen wir jetzt ohne Wunder und Zaubereien erklären können. Ein Philosoph muß so ungeduldig hiebei werden als Shandy gegen seinen Bruder Tobias, wenn Jener untersuchen wollte und Dieser ihm mit aufgehabnen Händen und entzückten Augen entgegenseufzte: „Bruder, das kommt von Gott!" — „Bruder Tobias!" rief er, „das heißt den Knoten unphilosophisch abhauen!"[2])

Nicht blos aber, daß dieser Ursprung nichts erklärt, er muß selbst erläutert werden und wird mit dieser Erläuterung zum Glück auch abgethan. Woher ist von den heiligen Schreibern diese Meinung entstanden? Weil der Inhalt ihrer Schriften wirklich von Gott offenbart und himmlisch war, weil man also glaubte, daß, so wie zu Ideen zugleich Worte nach unsern Begriffen gehören, so müsse eine göttliche Offenbarung

1) Robert Wood, „Essay on the original genius and writings of Homer", 1769. — D.

2) Tristram Shandy, Cap. 93. — D.

sich auch durch den prächtigsten Ausdruck empfehlen. Man schien in dieser Erwartung dadurch bestärkt, daß einige der göttlichen Schriften wirklich große Gedichte waren, und schloß schnell: „eben dies große Dichterische ist also ein Zeichen der Göttlichkeit". Man vergaß ohne Zweifel, daß dieses Kennzeichen sehr leiden würde, wenn man es über den ganzen Kanon ausbreitete. So göttlich Moses, Jesaias, Hiob und David alsdann wäre: was würde Esra, was würden die Schreiber des Neuen Testaments denn sein, bei denen nichts minder als dies Kennzeichen eintrifft? Wenn ich eine Sprache Gottes erwarte, so kann ich sie nicht nach ihm, wohl aber nach seinem Werkzeuge und seinen Zuhörern gemäß erwarten; im güldnen Zeitalter singt sein Bote gülden, in verfallnen Perioden schreibt er einen faßlichen Zeitungsstil, und in einem barbarischen Aeon schreibt er fast nach der Ueberschrift des Kreuzes Ebräisch, Griechisch, Römisch;[1]) und was hindert's also, ihre Schreibart von dieser Sache blos menschlich zu betrachten? Das Poetische ist so wenig ein wesentliches Stück der Offenbarung, daß der Zweifler sogar auf den Irrweg gerathen könnte, auch der Inhalt selbst sei eine Folge einer feurigen Einbildungskraft. In der That hätte Gott, wenn er zu Weisen geredet hätte, die einer Ueberzeugung ohne Rührung fähig gewesen wären, gewiß blos für den Verstand geredet, und man macht das zum Zeichen der göttlichen Herrlichkeit, was eine Forderung unsrer Schwachheit ist.

Bei den Heiden wird dieser Fehlschluß noch leichter zu erklären! Die Göttlichkeit war ein Ehrentitel, den der Pöbel erfand, eine Folge seiner Unwissenheit, Furcht und Verehrung. Was er nicht begreifen konnte, wovon er Schaden fürchtete, was ihm beinahe wunderthätig schien, war ohne Zweifel göttlich. Göttlich schien ihm der Mann, der ihm in einer halb unbekannten Sprache sang, wo, was er verstand, vortrefflich war, der ihm mit wunderbaren künstlichen Tönen seine Sinne bezauberte, der voll neuer Erfindungen war, der sein Prophet und Lehrer und Belustiger und Versöhner der Götter und Geschichtschreiber und Bote der vergangenen Zeiten, sein Gesetzgeber und Anführer zum Siege wurde; göttlich schien er ihm, da er meistens aus einem fremden Lande kam, mit allem dem Fesselnden, das das Unbekannte, das Neue, das Erhabene, das Seltsame, das Nützliche mit sich führt: man verehrte ihn

1) Lukas 22, 38. — D.

und folgte ihm. Die Dichter, die damals zugleich Alles, Priester und Regenten, Gelehrte und Helden waren, suchten diesem Namen würdig zu werden, ihren Ruf zu unterstützen und den Glauben des Volks zu nähren. Weltweise gab es sehr spät: diese selbst entstanden aus Dichtern; dichterisch sprachen sie; sie sammelten ihre Weisheit aus Dichtern und aus dem gemeinen Leben: mit dem Ansehen eines Dichters bestätigten sie ihre Lehre, und sie widersprachen also nicht nur nicht dieser göttlichen Anbetung, die sie zu ihrem Vortheil brauchten, sondern suchten sie auf alle Art zu bestätigen, weil zu ihrer Zeit die größten Dichter schon verlebt waren. Ja, die damalige Art der Weltweisheit, die halb dichterisch und halb vernünftelnd war, die Wahrheiten in Erdichtungen kleidete und bilderreiche Hypothesen schuf, hatte am Wenigsten den Gesichtspunkt, dies zu untersuchen, worauf sie sich zu ihrem Vortheil stützen konnte. In diesem Betracht kann ich mir des Platon's Gespräch Jo, das mit so dichterischem Enthusiasmus von dem Enthusiasmus der Dichter spricht, erklären, ohne nach dem alten Sprichwort[1]) der Wahrheit oder dem Plato Unrecht zu thun, weil er nichts minder wollte, als den Ursprung und das Genie des Dichters erklären. Aristoteles war der Erste, der in seiner Poetik ganz und gar die dichterischen Gottheiten entfernte, was das Wesen und den Ursprung jeder Dichtart anbetrifft; und in den spätern Zeiten hat man diese Sprache entweder blos den Dichtern überlassen oder die poetische Begeisterung mit uneigentlichen Ausdrücken bezeichnen wollen. Ich nehme bei der Wiedererweckung der Wissenschaften einige Anbeter des Homer's oder noch heute etwa Solche aus, die in mehr als dichterischer Verrückung sich von einem Gott ergriffen glauben, weil oft Dichter und Rasende mit brüderlich verschlungenen Händen gehen.

Die[2]) meisten menschlichen Erfindungen werden durch ein bloßes Ohngefähr und nicht durch abgezweckte Versuche geboren, durch lauter Ohngefähr regiert und sowol zu ihrer Vollkommenheit als von derselben heruntergebracht; alle Muthmaßungen müssen sehr trüglich in diesem Lande des Zufalls sein, wo so wenig nach einförmigen Gründen geschieht.

---

1) Amicus Plato, sed magis amica veritas. Schon im Don Quixote, II. 48 und im Tristram Shandy, Cap. 21. — D.
2) Vgl. Th. XIX. S. 379. — D.

Ein jeder meiner Leser, der selbst den himmlischen Funken in sich fühlt, Erfinder sein zu können, oder der selbst wenigstens einmal die Geburtsschmerzen in sich gefühlt, neue Dinge hervorzubringen, wird es aus innerm Gefühl wissen, daß die dunkle Gegend unsrer Seele, in der der Zunder zu der Flamme liegt, die eine Kunst erheben oder erhöhen kann, am Sprödesten sich den Gesetzen der Willkür und eines regelmäßigen Verstandes entziehe. Für alle menschliche Schöpfer ist's widersinnig: „Ich will dies erfinden!“ das hieße ja: „Ich will das erfinden, was, indem ich es nennen kann, schon erfunden ist!“ Nein, alle Werke des Genies sind nicht durch Regelmäßigkeit entstanden! Hätten wir eine Geschichte der Erfindungen, so würde es sich zeigen, daß wir das Meiste und Kostbarste dem Gotte des Zufalls zu danken haben. Der Erfinder ging gleichsam spazieren, ohne Absichten oder mit andern Zwecken; er träumte, stieß auf etwas, hob es auf, es wurde erst nicht, dann als ein Edelgestein erkannt, bearbeitet, und siehe, es prangt jetzt unter den entdeckten Kostbarkeiten obenan. So müssen, nach der Aehnlichkeit zu schließen, die meisten Erfindungen geboren sein, nach einer Kosmogonie des Epikur's.

Wie schwierig wird in diesem Gesichtspunkt die Geschichte der Erfindungen! Eine Reihe von Ursachen wirkte zusammen, neben und nach einander so geheim, daß der Erfinder selbst sich von ihnen oft nicht Rechnung geben konnte, selbst alsdann nicht, wenn sein Schöpfungsfeuer sich senkte und mit dem Gefühl sich das Beurtheilen gesellen konnte. Die Verbindung der Dinge, entweder in oder außer ihm, die seine Entdeckung bestimmte, war ein mächtiges Rad, in das es ihm oft selbst schwer fällt, einzugreifen und seine Triebfedern zu erforschen. Und fand er es, wenn er dies auch konnte, nicht immer seinem Ruhm gemäßer, diese Art der Entdeckung zu verbergen, um sich das Ansehen zu geben, er habe das Gefundene mühsam gesucht? Oder wenn er auch die Geburt seiner Ideen nach ihrer Veranlassung bezeichnen wollte, so scheint diese Bezeichnung erfindungslosen, trocknen Köpfen unbestimmend, wunderbar und unglaublich. Pythagoras' Erfindung der Musik und andere Erzählungen scheinen daher einem Leser, der blos für die Richtigkeit Empfindung hat, Fabeln.

Nun sehe man, wie trüglich es ist, über den Ursprung und Fortgang solcher Producte des Ohngefährs etwas mehr als leere Muthmaßung zu liefern. Ich soll eine Wirkung aus einer Ursache erklären, da zehn Ursachen sie hervorgebracht

haben können; ich soll eine Reihe von Ursachen errathen, die sich einander verdrangen, da jede starb, wenn sie die andre gebar, die sich unregelmäßig durch gewisse Würfe feurig und schnell veränderten; ich soll Sachen des Gefühls nach trocknen Regeln des Verstandes bestimmen; ich soll in die Urne greifen, um aus der Todtenasche den Keim zu suchen, der vormals ein lebendiges Geschöpf aufgetrieben hat: eine Reihe von Unternehmungen, die fast einen undankbaren Erfolg versprechen.

Man sehe die philosophischen Romane an, die die Geschichte einer menschlichen Erfindung a priori haben bestimmen wollen: Träume, die oft mit aller Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit lächerlich werden. Einige haben eine Wissenschaft durch alle Kunstgriffe einer philosophischen Chymie aus der menschlichen Seele abgezogen, ohne zu sehen, ob die Zeit, die gleichsam das Vehiculum ihrer Essenz bleibt, dieselbe fassen könne. Liest man einige Schilderungen von dem Ursprunge der Dichtkunst, so ist's beinahe, als wenn man ein Recept liest: „℞ Einbildungskraft, Witz, Scharfsinn, Beurtheilung, Gabe des Ausdrucks, jedes nach seinem Maß, und so hat der erste Dichter entstehen müssen." Der erste Dichter kann Alles dies oder wenig von diesem gehabt haben und war doch der erste Dichter; eben als wenn das Erste zugleich das Vollkommenste sein müßte und deswegen entspränge, um ein nothwendiges Stück der besten Welt zu sein. Dem Samen, der Alles in sich zur herrlichsten Ernte enthält und in der Erde unter ewigem Schnee modert, fehlt blos eine Kleinigkeit: der Strahl der Frühlingssonne; das Unkraut keimt ja weit leichter von selbst als die Aloe und der Palmbaum. Des Menschen natürlichster Zustand ist Schwachheit und Bedürfniß; aus Irrthum durch viele Falltritte ist Wahrheit, aus abergläubischer Furcht bewundernswürdige Schönheit, aus sinnlichen Schwachheiten und Lastern Tugendregeln entstanden. Immer ist zwar die gerade Linie die kürzeste und der Zirkel die schönste; allein die Natur bedient sich ihrer nie vollkommen und wählt lieber die unregelmäßigsten, um ihre große Absicht hervorzubringen. Ebenso hat das Ungefähr seine schlechten Loose beinahe erschöpft, ehe das beste fiel, und ein Beweis, wie die Dichtkunst nach allen Regeln der Heuristik hat entstehen sollen, beweist meistens so viel, daß sie nie so entstanden.

Man legt bei dieser Schlußart gemeiniglich das falsche Urtheil zum Voraus zum Grunde: man hat dies und jenes

entdeckt, weil man es entdecken wollte; man ahmte die Natur nach, blos um zu sehen, ob sie sich nachahmen ließe, das heißt, man wollte dies erfinden, und man erfand's. Freilich ahmte der erste Dichter die Natur nach; allein nicht um sie nachzuahmen, ward er ein Dichter. Als jenes göttliche Haupt mit der Göttin der Weisheit schwanger ging, fühlte der Allwissende zwar Geburtsschmerzen, allein er kannte sein Kind nicht eher, bis es, durch eine himmliche Gewalt befreit, sich ihm in voller Rüstung zeigte. Ich finde also, je mehr ich die alten Zeiten kennen lerne, den Grundsatz immer fremder: „So würde ich die Dichtkunst erfinden, folglich ist sie so erfunden." Aristoteles hatte es gut, im Plato Fehler zu finden, da ein Plato vor ihm gelebt hatte; man hat es gut, Plane zu machen: „So hätte man Amerika erfinden können", nachdem es einmal erfunden ist.

Ich habe mich fast zu lange bei einer Materie verweilt, die Einigen sehr geringe vorkommen muß, bei dem Ursprunge der Dichtkunst. Ich habe daher meine Grundsätze sehr allgemein gemacht: woher der Ursprung aller Erfindungen so dunkel sei, weil der nützliche und schwere Theil der Weltweisheit noch so unbearbeitet ist, der, den wir dem Namen nach unter dem Wort Erfindungskunst kennen. Weil ich in meiner Geschichte den Ursprung als den merkwürdigsten Theil ansehe, so habe ich mir selbst Rechenschaft geben müssen, woher so viele Fußstapfen vor mir entweder irre gegangen oder nicht weit gnug gekommen sind. Ich habe nicht blos ihre Fehler kennen wollen, um sie zu meiden, sondern auch die schwerere Arbeit versucht, einzusehen, woher sie haben fehlen können und eben so gefehlt haben; jetzt bleibt mir der Beweis übrig, daß diese verschiednen Wege auch wirklich Irrwege sind.

Nothwendigkeit und Bedürfniß ist die Mutter der Dichtkunst, und die Religion ist eine von den ersten Bedürfnissen, die ihre Erfindung nothwendig machte. Wenn wir das Menschengeschlecht von seinen hohen Stufen der Vollkommenheit auf den ebnen Boden zurückleiten, den es vor Besteigung dieser Höhen bewohnt hat, da es, beraubt von Künsten und Wissenschaften, noch nicht aufgeklärt von dem Lichte des Nachdenkens, blos den Sinnen und seinem sinnlichen Verstande folgt, unbekannt mit den Gegenständen der Natur, unter Gefahren des Lebens umherirrt, in dem rohen Zustande, da

Furcht und Herzhaftigkeit sich in sein wildes Herz theilt; kurz, wenn wir das ungebildete Alter der Völker betrachten, das uns alle alte Schriftsteller, Dichter und Redner und Geschichtschreiber schildern: so wird eben diesem Zeitalter eine Religion so unentbehrlich als dieser Religion Gesänge.

Freilich lernt ein Volk in diesem Zustande den Begriff von Gott nicht eben aus stillen und vernünftigen Betrachtungen der Welt, aus einer philosophischen Einsicht in die Zusammenordnung der Dinge, aus tiefen Schlüssen über die Ursache des Ganzen; aber desto mehr aus den rauhen Begebenheiten der Welt, die ihnen Schrecken und Furcht einprägen, aus großen und unvermutheten Umwälzungen der Dinge, die sie für unveränderlich und nothwendig hielten, aus Zufällen, die auf sie großen Einfluß hatten, und deren Ursachen sie doch nicht kannten. Alles dies malte ihrer sinnlichen Einbildungskraft das Bild unsichtbarer Ursachen, mächtiger Dämonen, höherer Kräfte, furchtbarer Götter. Und weil der Mensch Alles nach sich bildet, so malte ihre rege Einbildungskraft dies Bild weiter aus: ihre Götter erschienen ihnen als Menschen, mit aller menschlichen Begierde, zu schaden, und aller menschlichen Schwachheit, sich durch Schmeicheleien und Geschenke besänftigen zu lassen. Gebete, Opfer und Gebräuche waren also ihre Religion, um ihre Götter zu gewinnen, zu bedienen, zu besänftigen: und unter allen diesen Mitteln waren, wie leicht zu erachten, Gebete das vornehmste; Opfer und Gebräuche waren bloße Einfassungen und Schalen, um jene mit mehrerem Pomp vor die Götter zu bringen.

Nun haben die ersten Gebete nothwendig G e s ä n g e sein müssen, aus folgenden Ursachen. Die Veranlassungen zur Anrufung der Götter waren damals g e m e i n; die dringende Noth, der fürchterliche Zufall, das pressende Bedürfniß, das sie die Götter suchen lehrte, war nach der damaligen Lebensart eine allgemeine Sache des Volks, ein allgemeiner Schrecken, ein gemeinschaftliches Bedürfniß; natürlicherweise war also das Gebet an die Götter a l l g e m e i n. Nun konnte nicht jedem Einzelnen überlassen werden, die Gottheit mit eigen gewählten Worten anzuflehen, weil dies über die Fähigkeit der Menge war, oder weil man auch befürchten mußte, daß diese Gebete alsdann zu wenig sagten, ihren Göttern nicht gnug schmeichelten oder sie gar beleidigten, wie man von dieser Empfindlichkeit der Götter in den Begriffen des Heidenthums so viel traurige Beispiele hat. Allgemeine Gebets-

formeln im Namen des ganzen Volks hoben diese Schwierigkeiten; und wer sollte diese machen? Die Klügsten ohne Zweifel und die Ansehnlichsten! Und dies waren ihre Regenten, die wegen ihres Verstandes Könige wurden und an Klugheit, Tapferkeit und Schönheit den unsterblichen Göttern glichen. Diese wurden also Mittler zwischen der Gottheit und dem Volk: Priester und Verfasser der allgemeinen Gebete. Und wie waren diese Gebete? Kurz, weil sie einem ganzen Volk in den Mund gelegt wurden; sinnlich, weil ihre Veranlassung eine sinnliche Gefahr, ihr Gott ein sinnliches Wesen, voll Macht und menschlicher Affecte, und weil ihre Bitte selbst nur eine sinnliche Wohlthat war: sie bestanden in ausgesuchten Worten, theils weil ihre Sprache noch unausgebildet zu feierlichen Ausdrücken und blos eine Sprache der sinnlichen Bedürfnisse im gemeinen Leben war, theils weil sie ihre Noth und die Eigenschaften ihres Gottes so eindrücklich als möglich zu benennen suchten, damit sie ihn ja bewegten. Wie heißt nun ein kurzes, sinnliches Gebet voll ausgesuchter starker Worte? Ohne Zweifel eine Poesie in ihrem rohen Ursprunge! Und wenn dies Gebet in einer Sprache ist, die ihre Accente sehr stark hören läßt, so geht diese Poesie schon auf polymetrischen Füßen; man spricht sie in hohen Tönen und — — singt sie also: ein natürlich roher Gesang der Poesie. Das Volk soll ihn aber mitsprechen, d. i. mitsingen lernen, ihn leicht lernen, ihn behalten. Man sucht also gleichmäßige Füße, die wiederkommen — das erste rohe Silbenmaß! In diesem Silbenmaß singt man ihn dem Volk vor; damit man es ihnen aber tiefer ins Ohr drücke, so erhöht man die poetischen Töne, man begleitet sie mit Musik — die erste natürlich-rohe Composition! Und so entstanden die heiligen Gesänge, die bei allen Völkern zu den ersten Producten der Dichtkunst gehört haben.

Bei den Griechen stehen unter den Namen der ältesten poetischen Stücke auch immer Gesänge an die Götter (ὕμνοι) und Lieder zur Aussöhnung derselben und zur Reinigung des Landes (καθαρμοί). Weil[1]) jene Gesänge es zur Absicht hatten, das singende Volk in Andacht zu den

1) Beim Folgenden schwebt die alte Herleitung von ὕμνος aus ὑπόμνησις vor. — D.

Göttern zu erheben, so drückt auch schon der griechische Name der Hymne diesen feierlichen Zweck aus, der bei einem rohen Volk schwer zu erreichen war, es in das Andenken und die feierliche Gegenwart der Götter zu setzen. Eben daher, weil Hymnen mit zu den ersten Ausarbeitungen der Dichtkunst gehörten, erkläre ich's, daß man manchmal auch andre Gesänge damit benannt findet. Man kannte schon unter den Hymnen Gedichte; und weil der Name blos einen Erinnerungsgesang bedeutet, so gab man ihn auch andern Arten, wie es gewöhnlich ist, daß viele Ehrennamen, die vorher einzeln waren, nachher allgemeinere Benennungen werden. Weil man die Hymne ohne Zweifel den Göttern sehr zu Ohren geschrieen haben wird, so kann Euripides mit dem Worte ὑμνεύειν füglich eine allgemeine Bekanntmachung ausdrücken; und weil traurige Fälle eher zu den Göttern treiben als vergnügte, die ein rohes Volk für eine nothwendige Folge der Welt hält, so hat dies Wort auch die Nebenidee des Trauerns mit sich führen können.[1]) Der Hauptbegriff aber blieb ein Gesang an die Götter, den man vor Altären, bei den Opfern, an Festen, bei öffentlichen Aufzügen sang. Daß man ihn in die Idee eines Lobgesanges einschränkte, kam aus einer leicht zu errathenden Ursache: weil man nicht anders als lobend vor ihnen erschien, weil man ihre Vollkommenheiten, so gut man konnte, erhöhte und ihnen Alles, was man nur wußte, lieber zu viel als zu wenig zuschrieb, um sie nicht zu erzürnen, um sie durch Schmeicheleien zu lenken. Eine Hand voll Lob war das Geschenk, ohne welches man sich nicht getraute, vor ihre Augen zu kommen. So wie übrigens im Anfange singen und sprechen einerlei bedeutete, so wurde auch damals das Wort Hymne zuweilen gebraucht, ohne es der Prose entgegenzusetzen, und in den spätern Zeiten rief man freilich schon die Götter auch in ungebundner Rede an.

Die Namen der ältesten Dichter (und leider haben wir von ihnen nichts als Namen) bestätigen den angegebenen Ursprung der Hymnen sehr, da die meisten unter ihnen auch Theologen nach dem griechischen Verstande und Verfasser von Hymnen gewesen. Olen aus Lycien wird vom Kallimachus θεοπρόπος genannt, und sein Scholiast nennt ihn

1) Ein Wort ὑμνεύειν giebt es nicht, nur ὑμνεῖν und ὑμνείειν. Gemeint ist die Stelle Eur., Rhes., 548. — D.

den Erfinder der Hymnen. Die Weissagerin Böo nennt ihn den ersten Propheten des Apoll's, und Pausanias führt hin und wieder[1]) Hymnen von ihm an, von denen eine der Lieblingsgesang im Delischen Tempel gewesen. So wie Olen die ersten Gesänge gemacht, so soll Pamphos den Atheniensern die ersten vorgesungen haben, die nachher bei den Eleusinischen Festen angestimmt worden sind; Ceres, Neptun, Diana, Gottheiten, die ihrem Wesen nach zu den ältesten haben gehören müssen, haben seine Leyer beschäftigt, und seinen Gesang auf Zeus soll ja Homer selbst genutzt haben. Ist gleich Alles von ihm verloren, so wird sich vielleicht die Nachricht am Längsten erhalten, daß er die Grazien zuerst besungen. Und wie viel Andre haben sich mit Hymnen beschäftigt: Anthes und sein Zeitgenosse Linus, Musäus und Melampus, Philammon und Thamyras u. s. w., die uns bloße Namen zu Rubriken verlorner Sachen sind und ein so ermüdendes Register sind, als die Liste alter ägyptischer oder chinesischer Könige! Lasset uns indessen sehen, ob wir uns von ihren Werken einen Begriff machen können. Wir treten hier freilich in einen dunkeln Hain, wo wir auf einigen Bäumen bloße Fragmente von Namen erblicken; wir wollen sie aber nicht, wie schon so viele Reisende gethan, mit Mühe buchstabiren, als eine todte Seltenheit in unsere Tafel eintragen und höchstens an ihnen einen Buchstaben zu ändern suchen. Viele Andre haben uns schon diese Mühe benommen und Einige schon mit ihr eine undankbare Arbeit übernommen. Wir wollen die Dryade des Baums lieber um Aufschlüsse bitten und uns unter dem Schatten ihrer Zweige dem Nachdenken überlassen.

Unter allen Verfassern alter Hymnen ist Niemand bekannter als Orpheus, und hätten wir von diesem göttlichen Urheber der griechischen Weisheit und Religion seine unverfälschten Schriften, so hätten wir in ihnen den Schatz der ältesten Meinungen, den wahren Ursprung der heiligen Dichtkunst unter den Griechen, den Schlüssel zu allen ihren Geheimnissen und Allegorien und die schätzbarste Philosophie über die alte Geschichte. In der That, man geräth in einen eifrigen Unwillen, wenn man die Geschichte dieses so wichtigen Mannes in einer Ungewißheit sieht, die uns alles Licht von dem Zeitalter der griechischen Poesie vor dem Homer raubt;

1) I. 18, 5; II. 13, 3; V. 8, 4; VIII. 21, 2; IX. 27, 2; X. 5, 4. — D.

man wird von den einzelnen und so gebrochnen Nachrichten von ihm mit einer tiefen Ehrerbietung angefüllt, die Begierde wächst immer mehr, wenn schon nicht seine Werke, so doch sein Leben zu kennen, welches viele Alte ihrer Mühe so würdig gefunden; und endlich findet man doch Widersprüche, die Aristoteles durch ein unbesonnen Wort und spätere, insonderheit Kirchenscribenten durch eine Menge unbesonnener Worte noch mehr gehäuft. Dank sei in diesem Stück der Muse eines Eschenbach und Gesner's für den Fleiß, den sie diesem Autor geschenkt![1]) Denn gewiß, wenn eine Erscheinung mir frei ließe, drei Männer des griechischen Alterthums zu sprechen, so würde ich ohne Streit mit mir selbst Orpheus, Homer und Plato wählen.

Ich lege bei meinen Betrachtungen die Gesner'sche Ausgabe der Werke des Orpheus und seine Prolegomena Orphica zum Grunde; denn werde ich wol auf Leser rechnen können, die dies letzte Geschenk unsers Gesner's nicht werth achten zu kennen? Ich lege die Hypothese zum Grunde, daß, wenn auch die Werke des Orpheus vom Onomakritus, dem Zeitgenossen Pindar's, herrühren, „sie doch den Vorsatz haben, die Gebräuche und Geheimnisse des Orpheus zu empfehlen, ihn zum Freunde und Boten der Götter zu machen, der, von ihnen unterrichtet, Mittel gegen die Krankheit und Gottesdienste zur Aussöhnung aller Uebelthaten, zur Abtreibung der Gefahren, Hilfsmittel gegen die verzweifeltste Lage der Sachen entweder selbst thätig gezeigt oder den Nachkommen Quellen dazu angewiesen". In diesem Gesichtspunkt brauche ich seine Schriften: können sie nicht selbst das Ziel sein, nach dem ich sehe, so brauche ich sie wenigstens als Fernglas, diese dunklen Gegenden näher zu bringen.

Zuerst bemerke ich: da die älteste Religion der Völker nicht aus Betrachtung über die Werke der Natur entsprungen, sondern da wahrscheinlicherweise Veränderungen der Welt, Zerrüttungen der Natur, Spuren einer unsichtbaren feindlichen Gewalt, ein Streit der Begebenheiten im Laufe der Dinge die sinnlichen Menschen auf den Begriff der Götter gebracht, so müssen die ersten heiligen Gesänge mehr zur lebendigen Handlung als zur todten Malerei gleich von Anfang sein gewöhnt worden. Wären sie tiefdenkende

1) Vgl. Th. XXII. S. 11 ff. – D.

Weise gewesen, die durch sichere Causalschlüsse, durch gründliche Betrachtungen der Schönheit der Natur auf ihre Götter gekommen wären, so wäre ihre ganze Vielgötterei, ihre sinnliche Mythologie freilich weggeblieben; sie hätten den wahren, einen, geistigen Urheber gefunden. Aber was hätte dies auf ihre Dichtkunst gewirkt? Sie hätten sie angewandt, die Schönheit, die Ordnung, die Uebereinstimmung der Geschöpfe zu schildern; sie hätten ihr Schlüsse und Betrachtungen anvertraut; sie hätten den Pinsel der dichterischen Muse zur sclavischen Nachahmung der malerischen Muse verdammt, und wären also immer unter dem Mittelmäßigen geblieben. Denn welche todte Arbeit ist's für ein schöpferisches Genie, zu pinseln, Gegenstände zu malen, die sich in der Rede nicht schildern lassen, und die das Feld der Malerei sind! Alle Quellen der Erfindung werden hiebei ausgetrocknet, alle Bäche der Erdichtung verstopft, der Dichtkunst ihr Wesen ausgezogen und zu ihrem elenden Zweck es gemacht, richtig nachahmen zu können.

Aber wenn die erste Religion sich über Begebenheiten des Schicksals nährte, so bekam ihre Dichtkunst Leben und Handlung. Sie schildert jetzt nicht mehr einen Unsichtbaren, der „da sprach, und es ward!" der dem Laufe der Begebenheiten Grundgesetze der Bewegung eindrückte, die sie nie verfehlen, der die Kette der Dinge mit Weisheit zusammenknüpfte, mit Macht an seinen Thron band und ihr ihren Kreis läßt. Nein, sie sahe die Götter in lauter Handlung: wie dieser die Elemente erregte, jener Zufälle in den Weg schob, dieser schleunige Gefahren sandte und jener sie ebenso schnell abwandte; wie dieser plötzliche Krankheiten, jener Verwüstungen der Länder verursachte. Alles ward in Krieg verwickelt, Loose des Ungefährs mit mächtigem Arm ausgeworfen; überall sahe man unmittelbar wirksame Wesen, überall Aufseher und Auflaurer, Schutz- und feindliche Götter — das machte ihre Hymnen voll Handlung.

Betrachtet die Orphischen Hymnen, die meistens aus Beiwörtern bestehen und dem ersten Anblick nach also ein todtes Gemälde ihrer Gottheit enthalten sollten, näher: jedes Beiwort lebt, jedes malt die Gottheit handelnd; die wenigsten sind bloße Eigenschaften, die meisten enthalten Thaten. Ich nehme das erste das beste θυμίαμα, die Nacht. Diese würde nach der neuern Dichtart mit all ihrer dunkeln Pracht gemalt werden; aber bei dem Orpheus ist sie die Gebärerin der

Götter und Menschen, der Ursprung aller Dinge, die Hervorführerin der Sterne, die die Stille und die schlafvollen Wüsten liebt, die vergnügte Schmäuse schenkt, die Mutter der Träume, die Feindin der Sorgen, die Ruhe nach der Arbeit ertheilt, die Schlaf ertheilt, eine Freundin von allen — — u. s. w. Sein Aether wacht mit schlafloser Macht in den Hütten Jupiter's, zähmt Alles, haucht Feuer, haucht Gluth in alles Lebendige, erscheint hoch in der Höhe mit schimmerndem Glanz und führt den Mond und die Gestirne hervor. Seine Charitinnen zeigt er als Mütter der Freude, als unbefleckte vergnügte Tänzerinnen, die sich immer verändern und immer blühen, die den Sterblichen erwünscht sind und Gelübde hören, die schön von Augen und reizend sind! Und so viel Handlung kann er in wenige Zeilen und in jedes Wort eine neue Handlung legen: glückliche Sprache, die wir trocken und weitschweifig umschreiben müssen! Ich habe zwei todte Gegenstände angeführt, die bei ihm so wirksam werden; nun schließe man auf die nach der Mythologie wirklichen Götter und Göttinnen: Pan und Hercules, Saturn und Rhea, Zeus der Donnerer und der Blitzende, Juno und Bacchus; Alles lebt und thut Thaten. Ich habe die Grazien zum Beispiel genannt, weil diese Göttinnen so sehr das Unglück bei den spätern Dichtern haben, sich von ihnen bis auf den Nagel am Fuß schildern zu lassen. In allen diesen Hymnen sieht man den Ursprung der Dichtkunst, wie man die Götter von Gefahren, Veränderungen, von merkwürdigen Einflüssen abstrahirte; man sieht das, wodurch sie Leben bekam, daß man alle Dinge gleichsam bei ihrer Einwirkung auf die Menschen ertappte, daß man sie in ihren Veränderungen beschlich, ihre Kräfte erwischte und alles das Interessante, Fruchtbare und Wunderbare in seine Arbeit brachte, was unsern neuern Schildereien fehlt, die todt, die gemein, die unfruchtbar werden, wenn sie nicht ein Genie beschäftigen, und dies Genie könnte von den Alten eine würdigere Beschäftigung lernen. Hier hat der Ursprung der Dichkunst freilich Vieles vor uns voraus. Bei uns schläft die Natur, der Lauf der Dinge geht unverrückt; die plötzlichen großen Veränderungen sehen wir zum Voraus, die unvermutheten suchen wir zu erklären; nichts bleibt wunderbar, wenn man es still betrachtet, nichts furchtbar, dessen Ursachen man weiß: so schlummern die Affecte ein, die die Dichtkunst geboren, Furcht, Entsetzen, Hoffnung; so schlummert die sinnliche wilde Neu-

gier ein, sie wird kalte philosophische Betrachtung. Aus diesem schlafenden Zustande muß ein dichterisches Genie herausgehen, sich in das erste Zeitalter versetzen, alle Dinge so ansehen, als wenn sie ihm zum ersten Mal erschienen, alle Veränderungen mit dem Feuer wahrnehmen, als wenn man Alles von ihnen zu hoffen oder zu fürchten hätte. Aber wie schwer ist's, Affecte nachzuahmen, sich in einen sinnlichen Zustand zu setzen, der eine Folge von Unwissenheit und ein Ursprung großer Gefühle ist! Wer es nicht gefühlt hat, wie schwer dies sei, kann den Werken der Neuern ansehen, daß es schwer sein müsse.

Eben von diesem Ursprunge der Gesänge aus Furcht zeugen die vielen Reinigungsgesänge (καθαρμοί) zur Aussöhnung der Götter, die zu den Hymnen jedes Hymnendichters gemeiniglich zugesetzt werden. Sahe man von seinen Gebeten und Gelübden noch keine Wirkung, oder ward die Noth größer, oder fing etwa ein neues Element, ein neuer Feind in der Natur an zu rasen, so kroch man zu den Füßen Deß, den man beleidigt hielt, mit Abbitten, Aussöhnungsliedern, Opfern und Gebräuchen. Epimenides[1]) ist wegen seiner Gesänge so berühmt, daß er in Griechenland für den allgemeinen Entsündiger galt (καθαρτής), daß er nicht blos Athen, sondern viele andre Gegenden reinigte, so daß Ammianus[1]) die größte Stufe der Versündigung Rom's dadurch anzeigt, daß er ausruft: „Und wenn jener Epimenides aus Kreta von den Todten zu uns käme: er allein kann Rom nicht entsündigen!" Orpheus und Musäus waren auch wegen dieser Reinigungslieder berühmt; Abaris und Empedokles, Melampus und Sidon haben in ihren verlornen Stücken auch καθαρμούς. Wenn man nun die Vielheit dieser Gesänge, die große Ernsthaftigkeit bei ihren Aussöhnungen, das Schreckliche ihrer Menschenopfer und Büßungen, das Fürchterliche ihrer Gebräuche betrachtet: so sieht man leider zu sehr, daß ihre Religion eine Tyrannin ihrer Leidenschaften gewesen, und daß also ihre heilige Poesie es gut gehabt hat, sich jedes Unglücksfalls und jedes Versehens zu bedienen, um diese Leidenschaften zu erregen; daß ihre Reinigungsgesänge, die Menschenblut fließen machten und von allem Fürchterlichen der Natur begleitet wurden, die unter Wehklagen über das erlittene Unglück, über das vermeinte begangne Verbrechen und

1) Ammian. Marcell., XXVIII. 4, 5. — D.

über die Zukunft ertönten, doch ohne Zweifel mehr wildes Feierliches haben mußten als ein kalter Dankpsalm, weil jene von den Erbebungen des Herzens, von dem Schauder der Brust, von den Seufzern der ganzen Seele gleichsam mit Gewalt ausgestoßen wurden.

Ich weiß zwar, daß Viele der Religion und den Gesängen der Heiden einen ganz feinern Ursprung gegeben: die Dankbarkeit. Die Sonne und der Mond, die Quellen und das Ganze der Natur seien wegen ihrer Wohlthaten verehrt worden, wie von den Aegyptern der Nil. Saturn und Rhea, Japet und Vesta, Thetis und Neptun, Hyperion und Phöbe, Jupiter und Juno, Ceres und Mercur u. s. w., Alle sind nach der weitläuftigen Homilie des Diodor's aus Sicilien[1]) kanonisirte Wohlthäter des menschlichen Geschlechts; dieser Meinung tritt Cicero auch bei,[2]) und Vossius[3]) hat sie wiederholt: sind diese Männer nicht wichtig gnug, um ihnen beizutreten? Ja, ohne daß ich von meinem Satz abgehe. Eben der Mangel an dem, was ihnen diese Wohlthäter zuwandten, zeigte sie in dem Licht der Wohlthäter, um von rohen Völkern erkannt zu werden. Der Nil mußte bei den Aegyptern manchmal weniger überfließend sein, Neptun mußte manchmal verwüsten, die Sonne oft Strahlen der Pest schießen, der Mond unglücklichen Thau herabsenden, Jupiter mit seinem Donner Schrecken und Schaden anrichten, die Erde erbeben und Städte einschlucken: so lernte man sie kennen, so lernte man ihre Ruhe als Wohlthat empfinden; und dies bitten gemeiniglich die alten Hymnen. Man lernt endlich, daß sie auch Nutzen schaffen können, daß sie unentbehrlich sind: man fleht also um ihre Gnade und Beistand. Es ist ohne Zweifel der Natur der Menschen gemäßer, das, was da schadet, zu entfernen: eben durch Schaden lernt man Klugheit; durch Unglücksfälle sieht man den Nutzen; Anomalien zeigen, daß der vorige ruhige Lauf, den man für unveränderlich hielt, nicht schlechterdings nothwendig sei, und die Furcht und das Schrecken bahnen der Dankbarkeit den Weg. Ueberdem so sind die Elemente und die personificirte Natur ohnstreitig ältere Götter als die deificirten Menschen, deren

1) Biblioth., I. 12–15. Für Japet muß es Vulcan heißen. — D.
2) Er gedenkt dieser Ansicht in der Schrift „De natura deorum" (I. 42), ohne sie zu billigen. — D.
3) De theologia gentili et physiologia Christiana. — D.

Erfindungen selbst nichts mehr als Abtreiberin der Gefahr, der Bedürfniß, des Mangels und der Noth gewesen und also schon wieder Bittlieder voraussetzten. Es ist also die Herleitung der Religion aus Dankbarkeit ein späterer, nicht also ursprünglicher Zustand, eine Verschönerung und Läuterung, die schon die rohe Masse voraussetzt.

Die zweite Bemerkung ist diese. Wie die unangenehmen Leidenschaften stärker und empfindlicher wirken als die angenehmen; wie Furcht lebhafter als Hoffnung, und Rache stärker als Dankbarkeit, und Schrecken empfindlicher als Ruhe ist: so sieht man auch, daß die ältesten Religionslieder von diesen mächtigern Empfindungen vorzüglich belebt werden. Die alten heidnischen Religionen sind den armen Sterblichen zu trösten erfunden, seine Furcht zu stillen, sein Schrecken zu beruhigen; oder vielmehr sie veränderten blos die Gegenstände des Schreckens, daß es jetzt nicht mehr die Dinge der Welt, sondern die unsichtbaren Dämonen blieben, die die Dinge der Welt lenkten. Vor diesen zitterte man und flehte, statt zu erforschen und sich selbst zu helfen und sein eigner Gott zu sein: hat Lucrez nicht ganz Recht in der Stelle, über die man ihn so sehr verketzert hat:[1])

Humana ante oculos foede cum vita jaceret
In terris oppressa gravi sub relligione,
Quae caput a coeli regionibus ostendebat
Horribili super adspectu mortalibus instans:
Primum Grajus homo mortales tollere contra
Est oculos ausus primusque obsistere contra:
Quem nec fama Deum, nec fulmina, nec minitanti
Murmure compressit coelum, sed eo magis acrem
Virtutem inritat animi, confringere ut arcta
Naturae primus portarum claustra cupiret.

Freilich hat die Weltweisheit und die Kenntniß der wahren Ursachen den Menschen von dieser niedrigen Furcht befreit, aber der Ursprung der Dichtkunst forderte diese starken Triebfedern, um hervorzukommen.

Wenn ich alle Orphische Hymnen durchgehe, so zeigen sich überall Spuren von dieser heiligen Zaghaftigkeit, die den Namen Götter und Religion von Furcht und Entsetzen abstammen ließ, die die Ausdrücke heilig und furchtbar,

1) I. 63–72. – D.

Gottesdienst und Erzittern zu Synonymen machte. Ueberall sieht man die Grundfäden bei jedem Gesange: „Mächtiges Wesen, Du bist furchtbar, wenn Du gegen uns bist; wir schmeicheln Dir; drum sei auf unserer Seite, uns wenigstens nicht zu schaden, uns in der Noth beizustehen!“ So ruft man die Juno an als die Schutzgöttin schwerer Geburten, um den Gebärenden beizustehn; das himmlische Feuer, damit es unschädlich und mäßig wirke; die Sterne, vor denen man als Boten des Schicksals zittert, damit sie glücklich erscheinen mögen; die allmächtige Natur, daß sie Frieden hielte; den Hercules, daß er die Ungeheuer von Krankheiten und bösen Vorbedeutungen vertriebe; den Gott der Zeit, daß er einen guten Tod bescheren möchte; die Erde, daß sie Friede hielte, den nöthigen Vorrath hervorbrächte und keine ansteckende Dünste hervortriebe u. s. w. Friede bat man sich von allen Elementen und Göttern und personificirten Wesen aus, damit sie nur nicht schadeten. So wie wir nun nie andächtiger sind als bei melancholischen Aussichten, bei Empfindungen oder Vermuthungen des Unglücks, bei Vorstellungen der Trübsal, so ist die Dichtkunst nie wirksamer, als wenn sie sich dieser Leidenschaften bedienen kann. Daher ist das Trauerspiel ohnstreitig die stärkste Poesie, welcher die Epopöe mit ihrer kalten Bewunderung weit nachsteht. Welchen Vortheil hat also ein Gesang gehabt, der diese gewaltigen Leidenschaften in seiner Hand gehabt!

Für unsre Zeiten ist dieser Vortheil verloren: weil sich bei unserm ruhigen Leben die Gefahren ohnstreitig vermindert haben; weil unsre Kenntniß der Natur durch Erfahrung und Wissenschaft gleichsam den fürchterlichen Dämon jedes Vorfalls vertrieben und eine natürliche Ursache an seine Stelle gesetzt hat, die sich durch Gebet nicht ändern, aber durch Klugheit vermeiden läßt. Uns treibt also weniger Noth vor den Altar der Gottheit: wir sind angewiesen, unsre eignen Götter zu sein, ohne sie durch Bitten um Wunderwohlthaten versuchen zu wollen; unserm Gott ist sein furchtbares Kleid ausgezogen; Güte ist die Beziehung, in der wir ihn kennen lernen; wir sehen in der Natur seine Gesetze, und alle Veränderungen mehr im Licht des Natürlichen als Göttlichen. Und bei dieser Ruhe verliert die Dichtkunst ohne Zweifel, die gleichsam aus einer Erschütterung unsrer ganzen Seele entspringt und im Sturm unsrer Leidenschaft herrscht. Der

Weltweise, der meine Gebete auf Danksagungen einschränken will, kann Recht haben, wenn er mir sinnliche einzelne Gebete untersagt; aber dem Dichter windet er hiemit seinen Zauberstab aus den Händen, Herzen zu rühren. Der feurigste Dank reicht an einen mäßigern Grad von Furcht und Schrecken, und ein Dank, der weniger sinnliche als geistige Dinge betrifft, der über Wohlthaten entspringt, die uns durch langen Genuß leider zu nothwendigen Gesetzen der Natur geworden zu sein scheinen, Wohlthaten, die ihrem Urheber so wenig kosten, die allgemein, die Folgen des Universum sind, die mehr fortgesetzt als neu scheinen: ein Dank über diese Wohlthaten kann wol eine stille Demüthigung der Seele, eine tiefe andächtige Ehrerbietung veranlassen, nicht aber den sinnlichen Aufruhr der Seele, der die ersten feurigen Hymnen gleichsam hervorgährte.

Nicht, wenn das menschliche Herz Gutthaten empfangen hat, wird es mit dem Feuer zum Tempel eilen, als wenn es in Ungewißheit zwischen Furcht und Hoffnung schwimmt; alsdann nimmt es seine Zuflucht zu einem Mächtigern, es fleht seine Erbarmungen an. Ein rohes Volk ist ohne Zweifel mehr in dieser Ungewißheit, da Träume und Ahnungen, Vorboten und Unwissenheit dasselbe in Verlegenheit setzen; da ihre Verrichtungen, Krieg und Jagd, Reisen und Rauben, seine Nahrung suchen und sein Leben erhalten, gleichsam einem Spiel von Zufällen ausgesetzt sind, die der Sterbliche selbst nicht vermeiden kann. Es muß also auch, wie Spieler und Schiffer und Jäger und Krieger und unversuchte Reisende noch heute zu Tage, und Alle, die vom Zufall abhangen, abergläubischer sein, und um doch nicht ganz müssig zu bleiben, wenigstens durch Gebete wirken wollen. Es wird also wünschen und geloben und flehen und um Abwendung des Bösen bitten: sehet, daher sind auch die ältesten Hymnen weniger Danklieder gewesen als Herausforderungsgesänge (κλητικοί), Gelübde (εὐκτικοί), Bitten um Abwendung des Uebels (ἀπευκτικοί), die doch alle Hymnen genannt wurden: so sind die meisten des Orpheus und Proklus, die sich mit einem Anruf anfangen und einer Bitte endigen.

Daß alle diese Bittlieder und Reinigungsgesänge so sehr mit dem Lobe ihrer Götter beschäftigt waren, führt mich auf die dritte Bemerkung des Ursprungs ihrer Hymnen: daß sie nichts weniger als moralisch, sondern blos sinnlich waren.

Ihre Gottheiten waren damals noch nicht moralische Wesen; sie waren Kräfte der Natur; nicht ihre geistigen Gesinnungen, ihre Macht lehrte sie kennen, und dies war auch der Gesichtspunkt ihrer Hymnen: sie besangen nicht den moralisch Vollkommenen, sondern den Mächtigen (non optimum, sed maximum). Ich will es nicht weitläuftig erweisen, daß sie in ihren prächtigsten Hymnen die Lasterthaten der Götter mit anführen: der ganze Anblick jeder Hymne zeigt gnugsam, daß das damalige Zeitalter oder die Reihe von Menschen, denen sie in den Mund gelegt wurde, sich noch nicht bis zum Begriff der Vollkommenheit erheben konnte! Alle ihre Gesänge ruhen auf der Folge von Schlüssen: „Diese unsichtbare Ursache ist mächtig; es muß ihr also nicht zuwider sein, wenn man ihre Macht preist; es wird ihr lieb sein, wenn man sie erhebt, so hoch man kann; und da wir kein andres Mittel haben, diesen Mächtigen Gefälligkeiten zu thun, so wollen wir sie ehren und loben": eine Schlußfolge, die schon gnug beweist, wie wenig Begriff man von der wahren göttlichen Vollkommenheit gehabt, für welcher ein elendes menschliches Lob im Staube verschwindet, und die sich so wenig durch Schmeicheleien lenken läßt als durch Gebräuche. Selbst wenn man die Wohlthätigkeit der Götter in den Hymnen pries, so war dies nichts weniger als moralische Güte, es war eine Handlung, um ihre Macht zu zeigen, um ihre Ehre zu retten und sich ihrer Diener anzunehmen, oder gar um ihren Feinden zu widerstehen; es war also Ehrfurcht, Parteilichkeit oder gar Rachbegierde, daß sie Wohlthaten erwiesen. Man gehe die Hymnen des Alterthums durch: kein Fußstapfe dieser moralischen Vollkommenheit, kein Gedanke, durch wirkliche Tugend den Göttern ähnlich und also gefällig zu werden; ein Preis über ihre Gewalt, Schmeicheleien über ihre Wohlthätigkeit waren die Ketten, sie auf die Erde zu ziehen und den ganzen Himmel in Bewegung zu setzen; die Tugend der Götter war Stärke, Leidenschaften ihre Gesinnungen, und Lob der Lohn ihrer Werke; wie Hektor sein Pferd und der Schäfer seinen Hund lobt, priesen sie ihre Götter.

Es scheint im Anfange, daß durch diese Unsittlichkeit ihrer Religion ihre Gesänge verloren haben; allein dies scheint blos so. Der Dichter ist weder ein theoretischer noch praktischer Philosoph, der die Reinigkeit der Vollkommenheit sucht; er ist ein Dichter, der rühren und Leidenschaften erregen will.

Das Wahre und Moralische der Vollkommenheiten ist für jenen ein großes Feld zu stillen Betrachtungen, es ist für den wirklichen Verbesserer der menschlichen Herzen eine Quelle, sie den Reiz der Tugend anbeten zu lehren, in Bewunderung sie zu erhöhen und durch diese Bewunderung sie selbst zu Nachahmern dieses Moralischen und zu Dienern der Tugend umzuschaffen. Allein diese Bewunderung ist nur kalte Empfindung, diese stillen Betrachtungen sind nicht Leidenschaften: und vielleicht also zu kalt, um ein wildes Volk in Flamme zu setzen, zu still, um eine sinnliche Nation zu beschäftigen. Da ihre Religion nach ihrem ganzen Zuschnitt nichts minder als ein Lehrerin der wahren Tugend sein konnte, von welcher das damalige Zeitalter weder Begriff noch Wort hatte, so war also auch das Geistige und Sittliche in ihren heiligen Gesängen nicht zu missen, die eine ganz andre Absicht haben mußten, man betrachte den Angebeteten oder den Anbeter. Wenn wir also auch diese Stücke drin vermissen: sie sind ja nicht für uns und unsre Zeit geschrieben. Aber ich gehe noch weiter. Würde dies Sittliche ihren Gesängen wol im Ganzen neue Schönheit gegeben haben? Man betrachte genau die damalige Zeit, und man wird Nein antworten. Je mehr ich meinen Gott von den Geschöpfen abstrahire, desto mehr erhebe ich ihn über die Dichtkunst, weil das Höchste sich nicht durch ein Bild sagen läßt. Alle die geistigen hohen Eigenschaften, die der speculative Weltweise in Gottes Vollkommenheit findet, müssen erniedrigt werden, um sie zu schildern, oder sie bleiben metaphysische Subtilitäten, in einem Gedicht unausstehlich. Von Gottes Verstande muß nach der längsten Nachforschung der Dichter sagen: „Er ist unbegreiflich!" von seinem Willen: „Er ist unbegreiflich!" von seinem Namen: „Er ist unnennbar!" und muß er nicht bei diesen Ausrüfen seine Hand und Pinsel sinken lassen? Unsere feurigsten und erhabensten Hymnen, selbst die wir den Engeln in den Mund legen, müssen singen: „Ich kann Dich nicht nennen!" oder sie müssen in Gott menschliche Eigenschaften, aber auf den höchsten Grad veredelt, preisen. Der zweite Punkt einer philosophischen Religion: „Gott ist der Schöpfer und Regierer einer guten Welt, in der sich Alles nach seinen Gesetzen und dem freien Willen der Menschen fortbewegt!" ist gleichsam wiederum über die Sphäre der schöpferischen Dichtkunst. Je mindere Arbeit die Schöpfung und die Erhaltung der Welt einer Gottheit verursacht, desto minder kann sie der

Dichter in Handlung setzen, desto minder kann seine Einbildungskraft sich in diese Handlung mischen; sie ist so hoch, daß sie unnennbar ist. Alles im Lauf der Welt hat entweder seine natürlichen Ursachen, oder der Weise verhüllt sich und wagt es nicht zu sagen: „Hier wirkte Gott unmittelbar! hier war ein Wunder, weil ich es nicht erklären kann.“ In dem ersten Fall werden dem Dichter seine unmittelbar und sinnlich wirksamen Götter genommen, im zweiten sein sinnliches Zutrauen gemildert und das zu errathen verboten, was er sehen will. Endlich, wenn Gott der Heiligste und Gütigste ist, so daß er eine Nachahmung seiner Vollkommenheit als den einzigen Weg, ihm zu gefallen und seine Güte zu genießen, setzt: so schwächt dies aufs Neue die sinnliche Begeisterung, daß Gesänge und Dienste und Handlungen ihn unmittelbar bewegen können. Ich gebe es zu, daß durch diese philosophische Religion alle geistliche Gesänge in ihren Schönheiten verfeinert worden; ich glaube aber, daß dies Feinere dem Stärkeren entgegen gewesen, bei einem rohen Volk die Wirksamkeit der heiligen Dichtkunst aufgehoben, und darf ich es sagen, ihren Ursprung unwahrscheinlich gemacht hätte. Ein Volk, bei dem blos das Gesetz der Nothwendigkeit herrscht, wird nicht auf Gesänge fallen, die ihm entbehrlich oder in verschwindendem Grade nützlich sind; einen unsichtbaren Gott wird es im Geist anbeten, den Höchsten und Vollkommensten nicht zu nennen wagen, den ohne Leidenschaft Gerechten nicht durch Geschrei versöhnen, den ohne Vorurtheil Gütigen nicht durch Schmeichelei lenken, die weisesten Gesetze des Allmächtigen nicht durch Gesänge verdrehen wollen: es wird moralisch gut vor ihm leben, physisch klug handeln und höchstens vor ihn mit Dankgebeten kommen, die gewiß nicht trunkne Poesie sein dürften. Wäre also in diesem verdünnten Luftraum der Religion die Poesie gekeimt? Dies müssen die Deisten beantworten, die selbst bei den ältesten Dichtern auf die Mythologie schimpfen und in dem Spiritus ihrer philosophischen Religion alle sinnliche Künste wollen hervorsprießen lassen.

Allein nun setze man die ungeistige und unmoralische Religion der Heiden! Sie sieht Gott von innen in Leidenschaft, von außen beständig in Handlung und also ganz menschlich (wenn ich den Menschen in seinem damaligen Zeitalter der rohen Stärke nehme): Leidenschaft und Handlung ist die Seele der Dichtkunst; Menschlichkeit in beiden

gleichsam der einnehmende Körper dazu. Ein Gott, voll Zorn rächend, ist in dem Gedicht selbst noch schrecklich; ich sehe nicht blos die traurigen Handlungen, sondern die mächtige Triebfeder dazu. Da ich diesen Gott noch nicht moralisch kenne, so muß eine sinnliche Beleidigung seine Rache erregt haben, und durch eine sinnliche unmoralische Demüthigung vor ihm werde ich seine Flamme der Leidenschaft wieder abkühlen. Wir wollen ihm also abbitten, ihm Ehre erzeigen; nichts als dies kann ihn versöhnen und versöhnt ihn gewiß: mit welcher Begeisterung mußte man also eine Hymne anstimmen, die von so vieler Gewalt über eine blinde Leidenschaft war! Ebenso ist ein Gott, aus Parteilichkeit, aus Ehrsucht, aus Erkenntlichkeit gegen die Verehrung, aus Rachsucht gegen die Feinde wohlthätig, ein großer Gegenstand der Hymnen. Mit welchem Zutrauen stimmte man sie an vor einer Gottheit, die mit ihren Anbetern gleichsam verwandt, die ihnen ihren Beistand wegen der Verehrung schuldig war, deren Ehre bei ihrer Diener Unglück litte und bei ihrem Glücke sich hob; die in jeder öffentlichen Begebenheit mit interessirt, ein Feind ihrer Feinde und ein Schutzgott, ein Rächer und ein Vergelter ihrer Anbeter sein mußte! Wie feurig ward diese Hymne, die ihre Götter an dies Selbstgefühl, an diese Pflichten, die sie ihrer Ehre schuldig wären, erinnerte, sie gegen ihre Feinde in Wuth brachte und ihnen die Wohlfahrt ihres Volks gleichsam ins Herz schrieb! Wie würdig ward diese Anflehung einem Gotte, der gegen keinen geringern Feind als gegen einen andern Gott zu streiten hatte, wo er Gelegenheit bekam, seine ganze Macht zu zeigen und seinen Feind zu überwinden! Wie gewiß ward also bei diesen Menschlichkeiten der Lohn der Hymne, die ihre Angebeteten so gut zu fassen wußte! Nun setze man statt dieser Rachsucht, Parteilichkeit, Ehrbegierde, Geschäftigkeit: Heiligkeit, uneigennützige Güte und mühlose Allmacht eines Gottes über alle Nationen, eines Regierers des Ganzen, eines Allgnugsamen: so ist dies ein Feld, das der Weltweise ausgejätet, auf dem er betrachtungsvoll spaziert; aber der Dichter kann nicht drauf wandeln, noch weniger es für seinen Geburtsort ausgeben.

Alles zusammengenommen, sieht man: die heilige Dichtkunst sproßte auf dem Boden der rohen Denkart, unter dem Schatten der Unwissenheit, von Furcht und Hoffnung hervorgetrieben; sie malte Handlungen, sollte von bösen

Schicksalen retten und durch Schmeichelei Glück gewinnen: ein Ursprung, der dem Anfange der Völker, der Geschichte des menschlichen Verstandes und der Mehrheit der Fälle gemäß ist.

Hier muß ich die ältesten Hymnendichter gegen eine Menge Schriftsteller vertheidigen, die ohne gnugsame Kenntniß der menschlichen Natur, der alten Zeiten und am Meisten ohne alles Gefühl für poetische Schönheit über sie haben urtheilen wollen. Entweder aus theologischem oder historischem Eifer hat man auf sie gelästert, einestheils, daß sie die Herrlichkeit Gottes so erniedrigt, anderntheils, daß sie die erste Geschichte der Welt in so viel Fabeln verhüllt haben. Ich eifre über die Sache selbst mit; denn freilich pflanzten sie Aberglauben auf viele Geschlechter nach ihnen und setzten die angenehmste und nothwendigste Periode der Geschichte in eine undurchdringliche Dunkelheit: ein doppelter und wichtiger Schade für das menschliche Geschlecht.

Aber wider die Personen mag ich nicht eifern und ihnen zu Bewegungsgründen ihrer poetischen Gebete Eitelkeit, die Sucht zu glänzen, die Begierde, was mehr als ungeschmückte Wahrheit zu sagen, ihre studirte Kunst zu zeigen, die niedrigste Schmeichelei einzuernten, Schuld geben. Unter vielen Andern, die diese Vorwürfe auf die Erfinder der Götterfabeln gewälzt, führe ich blos Banier an, weil sein Uebersetzer in den alten Reisebeschreibungen seine Gründe dadurch zu verstärken glaubte, daß er diese Anschuldigungen grob und pöbelhaft übersetzte.[1]) Ich für meine Person könnte diese Eitelkeit weit eher den Ausschmückern als den Erfindern der Fabeln beilegen; ich kann aus ihr wohl den Ursprung der spätern Mythologie erklären, aber den Ursprung der ältesten heidnischen Religion (da sie noch nicht Lehrgebäude war) mit Mühe. Ich muß schon die Wahrheit selbst haben, wenn ich sie lügenhaft verbergen will; der menschliche Geist müßte, wie ein extrafeiner französischer Kopf vielleicht aus Erfahrung weiß, eine Sympathie mit der Lüge haben, wenn er nie eine Wahrheit ohne Fabel, wohl aber eine Fabel ohne Wahrheit annehmen wollte: und dann haben sie auch nicht bedacht, ob man immer wollen darf, ob man nicht öfter muß.

---

1) Antoine Banier's „Explication historique des fables" war von Joh. Adolph und Joh. August Schlegel 1754–1764 übersetzt worden. Den vierten und fünften Band der von Anmerkungen begleiteten Uebersetzung lieferte J. M. Schröckh. — D.

Nehmet einem Menschen das Glück, durch eine höhere Offenbarung über seine Sphäre der Blindheit erhaben zu sein; lasset ihm blos seine natürlichen, rohen Talente und Empfindungen; setzet Euch selbst in diesen Zustand, doch so, daß Ihr nicht blos die erlangten Kenntnisse, sondern auch den höhern Grad Bildung ablegt, den diese Kenntnisse bei Euch gewirkt haben: in dieser Nacktheit tretet von Eurer Höhe zu einem ungebildeten Volk, und Ihr werdet ebenso ungeläuterte Begriffe als sie haben. Warum gebt Ihr ihnen, oft ohne Beweis, das Wort Tradition zu, blos um sie züchtigen zu können!

Was ist's denn Unerhörtes, daß ein Volk zwischen Furcht und Hoffnung, von Sorge und Bekümmerniß umhergejagt, Jedem in die Arme läuft, das es antrifft, daß es, da Alles ihm noch bis auf einen gewissen Grad unbekannt ist, da es bei den wenigsten Gegenständen noch das Verhältniß auf sie selbst kennen gelernt; da es noch lange nicht das Was und Wie entdeckt hat, sich bei dem Woher irrt? Was ist's denn Unwahrscheinliches, daß man bei den nächsten Ursachen stehen bleibt, wenn man noch nicht Schärfe gnug hat, entfernte zu erblicken? daß man, da zehn gute und zehn schlechte Zufälle sich begegnen, sich oft aufheben und unwirksam machen, auch zehn gute und zehn böse Ursachen anfleht, weil man noch nicht Fähigkeit gnug hat, diese Wirkungen zu vergleichen und auf eine Hauptursache zurückzuführen? Lügt man denn, damit man doch etwas sage? oder muß man nicht etwas sagen, selbst wenn man lügen sollte? Wenn ich etwas nothwendig habe, so nehme ich, was mir am Nächsten zur Hand ist, wenn es nur zu meinem Zwecke dient: so ging es mit ihren sinnlichen und polynomischen Hymnen! Schrieben sie sie denn für uns? und daß wir darin Wahrheit und Geschichte suchen sollten? Und wenn sie auch der poetischen Rührung Wahrheit und Geschichte aufgeopfert hätten, thaten sie es denn, blos um sie aufzuopfern? Sie sagten die Wahrheit nicht, weil sie ein andres Gesetz hatten; die spätere Mythologie, die die Geschichte verdarb, sagte nicht blos keine Wahrheit, sondern Unwahrheit!

„Aber daß ihre Hymnen so unmoralisch waren?" Ich habe es schon gesagt: weil sie ihre Götter der ersten Bekanntschaft nach blos als Mächtige und nicht weiter kannten! „Aber sie hätten doch mit Gott die höchste Moralität verknüpfen sollen: wer wird an Eins denken ohne das Andre?" Freilich nennen wir das höchste Moralische göttlich, und Gott

also den höchsten Moralischen; aber Jene kannten weder **Gott** noch wirkliche **Moralität**. „So waren sie Atheisten und Gottlose?" Wenn wir den hohen Begriff unsers Gottes und der Moralität, die er fordert, zum Maßstabe nehmen, allerdings! Alsdann sind ihre Götter und Tugend nichts! Aber so wie sie die Wörter nahmen, waren ihre Götter doch wenigstens wirksame Dämonen — man nenne sie Feldteufel, Poltergeister, oder wie man will —, und die Tugend war, nach ihrer Höhe in Denkungs- und Lebensart, Heldentapferkeit, Macht und menschliches Gefühl; diese legten sie den Göttern bei und suchten sie anzunehmen, um den Göttern ähnlich zu sein; mehr forderte ihre Denk- und Lebensart nicht. Die damaligen Hymnen waren also blos weniger **moralisch**, wenn wir schon den fremden Maßstab unsrer Zeit annehmen sollen; **tugendhaft** nach ihrer Art waren sie; aber wenn die späteren Hymnen ihren Göttern unmittelbar Laster beilegen, wenn sie der poetischen Schönheit die Tugend nicht blos aufopfern, sondern gar das Abscheuliche mit diesem Schmucke behangen, so würde ich dies nicht anders als aus der Zusammenmischung von Geschichte mit der alten reinern Mythologie entschuldigen und an sich immer für schädlich halten.

Allein den ältern Hymnen getraue ich mich in Betracht dieser weniger moralischen und bloßen Heldentugend noch einen größern Grad von Nützlichkeit nach dem damaligen Zeitalter beizulegen. Da die Tugend ihrer Götter nicht über ihre Kräfte erhöht und ihrer Lebensart gemäß war, so fühlten sie desto mehr Muth und Gelegenheit, den Göttern gleich zu werden. Den Nothleidenden, Flehenden beizustehen, gastfrei und patriotisch, voll Gefühl der Ehre und des Mitleids, voll Bestreben nach großen Thaten zu sein und in diesem Bestreben den höchsten Grad der Wirksamkeit zu erreichen, war göttliche Tugend, ward in ihren Hymnen gesungen und also zur Nachfolge vorgestellt: eine Tugend, die sie weit leichter erreichen konnten als Reinigkeit der Seele, Zähmung der Affecten und unbefleckten Wandel; die in ihrem Zeitalter weit nöthiger und brauchbarer war als Demuth, Bescheidenheit, Mäßigkeit und Geduld — Namen, die in schwächern Perioden der menschlichen Natur gelten und herrschen. Und was können wir von Hymnen mehr fordern, als daß sie die Tugend ihres Zeitalters, die Tugend, die sich am Stärksten singen läßt, singen! Aber freilich, weil sie auch mit starken Leiden-

schaften, Rachsucht, Parteilichkeit, Ehrgeiz und Grausamkeit verwandt war, so muß man sie auf keiner Schale als der damaligen Stufe der Cultur und mit keinen andern Gewichten, als der politischen und poetischen Tugend abwägen.

Jetzt wollen wir Beispiele anführen, daß diese Geschichte des Ursprunges der Hymnen den meisten Völkern gemein gewesen sei, so viel wir durch eine Spalte in das Unermeßliche ihres Anfanges sehen können. Bei einem Volke müssen wir doch den Anfang der Kenntnisse suchen, und die Religion zeigt uns hier auf das jüdische, so wie es schon der Geschichte nach ein morgenländisches sein muß. Da bei diesem Volk die natürliche Bedürfniß immer durch göttliche Unterweisung ausgefüllt wurde, so dürfen wir bei ihm eine Ausnahme in dem Ursprunge der Dichtkunst machen, selbst wenn man denselben blos natürlich betrachtet. Er kann in historischen Liedern, in Tänzen der Freude, in Hirtenliedern oder Dankpsalmen bestanden haben; jene gehören in meine künftige Betrachtung, und wenn ich das Letzte annehme, so finde ich folgendes Bemerkbare.

Wir haben von dem Ursprunge der ebräischen Dichtkunst nicht das geringste Ueberbleibsel in dieser Art, weil der Lobgesang Moses' am Rothen Meer das erste in dieser Gattung, aber offenbar schon aus dem güldnen Zeitalter der Poesie ist; wir müssen also aus dem spätern Gebrauch auf den frühern Anfang schließen.

Ich nehme es an, daß den Patriarchen die übernatürliche Schöpfung bekannt war, weil die Väter dies auf die Kinder fortpflanzten; und da sie also im Adel der Begriffe von Gott unendlich weit über den Heiden stehen, so müssen ihre ersten Loblieder einen großen Vorzug haben, da sie den Einzigen, Allmächtigen, Weisen und Gütigen über sein Werk, wodurch er erkannt sein will, über die Schöpfung, priesen, da sie seine geistigen Vollkommenheiten, wenn gleich in Bildern, dennoch reiner sangen und ihr moralisches Verhältniß gegen ihn, obgleich nach ihrer damaligen Natureinfalt, ausdrückten.

So mag eine Hymne der Patriarchen gewesen sein: voll erhabner Ehrfurcht, wenn sie an Gott dachten, statt der sinnlichen Leidenschaft der heidnischen Götter, womit sie auf Kosten des Gottanständigen rührten; voll Betrachtung der

Natur, statt voll von heidnischen Götterthaten; voll Dank und stiller Frömmigkeit, statt des heidnischen Angstgeschreis und der sinnlichen Schmeicheleien. Vielleicht würde ich aus diesem Ursprunge den Unterschied der orientalischen Hymnen erklären können, daß sie auch in der spätern Zeit voll hoher abgebrochner Ausrüfe, voll Naturbilder und voll sanfterer Affecten geblieben sind, weil bei ihrem Ursprung Ehrfurcht, Bewunderung Gottes aus seinen Geschöpfen und Dank sie hervorgebracht hätten. Aber ich halte diese Erklärung späterer Lobgesänge zu entfernt, weil ich, was den Ursprung anbetrifft, folgende Einschränkungen beifügen muß.

Zuerst. Die übernatürliche Mittheilung der Kenntnisse an sie muß man nicht blos nach der Vollkommenheit des Mittheilenden, sondern nach der Fähigkeit des Empfangenden beurtheilen. Wenn man blos aus der Vollkommenheit Gottes als des Allwissenden, Allgütigen und Allmächtigen schließen will, was er durch seine Offenbarung gleich Alles entdeckt habe, so muß der Mensch, der seine Offenbarung genießt, beinahe selbst ein Allwisser werden, und man hat gleichsam der Macht und Güte Gottes keine Grenzen zu setzen. So bildet man sich die ersten Patriarchen und Adam insonderheit mit den reichsten Kenntnissen, als Pansophen, als Theologen, als Naturkenner, als ascetische Frömmlinge, wenn man mir dies Wort erlaubt. Dem Adam legt man die prächtigste Hymne in den Mund, den Patriarchen von Abel und Seth bis Noah, von Noah bis Jakob überall hohe Lobgesänge in den Mund, die nur zu oft nach einem neuern Compendio schmecken. Man glaube nicht, daß ich hiemit auf Milton stichle, der Adam eine Hymne singen läßt, noch auf die Schweizer,[1] die solche Gesänge dem Abel, Elihu und seinen Brüdern in den Mund legen; denn Dichter erheben jede Person ihrer Epopöe zu einem Glanze, der dem ganzen Idealgemälde gemäß ist, das sie nach den Augen und dem Geschmack ihrer Zeit entwerfen. Die Regel, der Zeit und den Charakteren, die man schildert, treu zu bleiben, steht unter einer andern Hauptregel: ein schönes und würdiges episches Ganze zu liefern; und da diese Schönheit und Würde nach dem Grade des Geschmacks bestimmt wird, der

1) Besonders Bodmer. — D.

in der Zeit herrscht, für die man schreibt, so kann dies schon Ursache gnug für den Dichter sein, sich den gemeinen Begriffen zu bequemen, seine Maschinen in Kleidern zu zeigen, in denen man sie erwartet, wenn diese Kleider insonderheit poetische Decoration sein können. Ein Geßner und Klopstock haben über ihren epischen Adam so viel Gewalt, als Buffon über seinen philosophischen Adam, in welchem sich die Sinne entwickeln.

Aber bei Untersuchern der Wahrheit klingt nach meinem Ohr diese Sprache fremde: „Kaum war der Mensch aus den Händen seines Schöpfers gekommen, so bewunderte er das erstaunende Weltgebäude, welches die Güte und Herrlichkeit des Schöpfers verkündigt. Er nimmt die Stimme zu Hilfe: eine gemeine und niedrige Sprache würde sich zu diesem Ausguß des Herzens wenig reimen. Der Mensch macht seine allerlebhaftesten Bilder, seine kühnsten Ausdrücke aus den Reichthümern der Natur; er giebt den Wörtern Klang und Wohllaut: so ist der Ursprung der Dichtkunst.“ Ein Ursprung, der an sich schon der Natur der menschlichen Rührung zuwider ist, da auf das Starren Staunen, auf das Staunen Furcht, auf die Furcht sehr spät Bewunderung, auf die Bewunderung Betrachtung der Gegenstände folgt: an die Ursache, an die Bewunderung, an die Anbetung, an den Dank gegen sie ist spät zu denken.

Ein andrer ton-, aber nicht wortverständiger Schriftsteller[1]) hat eine ganze Abhandlung dazu verdorben, daß Musik und Poesie schon in Adam gewohnt, daß dieser bei seiner Entstehung so gedankenvoll gewesen, daß er die Musik der Vögel nicht gehört, bis er selbst in einen prächtigen Lobgesang ausgebrochen. Er beweist dies aus zehn Zeugnissen, die nichts beweisen, und giebt sich so viel Mühe, diesen Adamischen Gesang zu bestimmen, daß er fast sein Q. E. D. darunterschreiben und ihn componiren kann. Wenn ich die Menge Abenteuer indessen betrachte, welche eine Schaar Rabbinen und rabbinisirender Christen ihrem Adam zuschreiben, so ist gewiß diese prächtige Hymne noch am Ehesten zu glauben, die ich schon bei allen jüdischen und christlichen Geschichten der Dichtkunst zu finden gewohnt bin.

Sobald ich den Allmächtigen und Allweisen mit einem

1) John Brown; vgl. Th. XVII. S. 7, Anm. * und Th. XXI. S. 65, Anm. *. — D.

Menschen zusammensetze, dessen Fähigkeiten er sich bequemt, so werde ich eine Laufbahn gewahr, in die sich seine Unterweisung herabläßt. Sie führt ihren Schüler von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten, von dem Sinnlichen zu dem immer Geistigern, und eine jede gut angewandte Kenntniß wird mit einer höhern belohnt. Dieser allgemeine Weg der Haushaltung Gottes muß uns in einem Zeitraume auch zum Leitpfade dienen, wo wir sonst jeden Fußtritt irren müssen; denn es ist ja bekannt gnug, daß Moses von allen den Wundergaben des Adam's nicht ein Wort gedenkt, die seine Geschichte eher widerlegt, und die meistens aus übelverstandnen Ausdrücken geschöpft sind. Er, der Adam's Worte zu Eva anführte, würde vielleicht die würdigere Nachricht von einer Hymne nicht vergessen haben.

Doch es ist schwer, aus dem, was ein Schriftsteller geschrieben, auf das zu schließen, was er nicht würde ausgelassen haben: lasset uns Adam selbst auftreten lassen, wie Moses ihn schildert. Ein Mann, nach dem Bilde Gottes gemacht, unschuldig und ohne alle Fehler, weise, mit den Talenten, Alles zu fassen, was ihm gut sein könnte, wird in die Welt gesetzt, und Gott übernimmt es selbst, durch seinen Umgang und Offenbarung seinen Mängeln zu Hilfe zu kommen, ihn zu unterrichten und ihm die Reihe von Kenntnissen und Erfindungen leicht und angenehm durchlaufen zu lehren, die ihm nöthig waren. Er giebt ihm die Fähigkeit und nächste Anlage zur Sprache, läßt aber seiner Denkart und Zunge freien Lauf, sich dieselbe zu bilden; er giebt ihm blos durch die Zuführung der Thiere Gelegenheit, sich ein Lexikon von sinnlichen Namen zu erfinden, von welchem Moses bei der Anblickung Evens eine Probe anführt. Er ist selbst sein Lehrer in den Gesetzen und giebt ihm den Baum der Weisheit zur Prüfung, ob er sich würde bezwingen und Gutes vom Bösen unterscheiden lernen: die erste kleine Probe, die er von seiner Weisheit ablegen, und die ihm den Zutritt zu höhern Stufen verschaffen sollte. Und noch vor aller dieser Unterweisung, kaum da sich der Erdenkloß bildete und zur lebenden Seele ward, noch kaum von der Hand Gottes ergriffen, auf der ersten Stufe des Lebens in einer unausgebildeten Sprache mit halbentwickelten Sinnen, noch nicht durch die Erscheinung Gottes zum ersten Denken gleichsam eingeweiht, stieg er bis zum höchsten Gebrauch der Vernunft, der Sinne, der Ein-

bildungskraft, der Sprache, der Töne! sehet, er erhebt sich, die prächtigste Hymne zu singen! Ein Mensch wie er, dem nicht blos Fähigkeiten, sondern Fertigkeiten anerschaffen sind, bedarf der alsdann wol noch der Handleitung, des bildenden Umgangs Gottes? Wie sehr widerspricht diese anerschaffne Fertigkeit jeder Handlung Gottes und leider jeder Handlung des Menschen, der nothwendig nachher in seiner Cultur zurückgegangen sein müßte!

Die beiden Begriffe selbst, anerschaffne Fertigkeit, widersprechen sich, und hingegen ist nichts natürlicher, als sich Adam als einen Mann voll Unschuld und mit den größten Fähigkeiten zu gedenken, der unter der Begleitung Gottes den Weg der Natur gehen sollte, sich immer mehr auszubilden und sich außer den sinnlichen Segnungen, zu denen er damals allein fähig war (sich zu mehren und die Welt zu genießen), noch höhere zu erwerben. Selbst da nach mißlungner erster Probe sich seine ganze Laufbahn verschlimmert hatte, stand Gott ihm noch mit Rath bei, um seinen Bedürfnissen aufzuhelfen; übrigens hatte er sich selbst des weitern Umgangs verlustig gemacht und mußte jetzt für die sinnlichsten Bedürfnisse selbst sorgen: der Unterricht war abgebrochen, und Adam's eigner Beschäftigung blieb der Rest, den gelernten Anfang auszubilden, überlassen. Hier gehörte jetzt Zeit dazu, bis sich seine Sprache, seine Einbildungskraft und Denkart zum völligen Lobgesange erheben konnte. Eine Höhe, die wenigstens eine ausgebildete sinnliche Denkart voraussetzt.

Wir haben uns durch diese lange Ausschweifung einen Weg bahnen müssen, „um über den Fortgang des menschlichen Verstandes nach dem Gange der Natur urtheilen zu können, so daß Gott nur durch außerordentliche Erscheinungen ihrem Mangel zu Hilfe kam", und es folgt aus diesem Grundsatze sogleich:

„daß sie Gott auch gleichsam nur mit sinnlichen Augen angesehen, daß sie sich seiner vorzüglich bei den Schicksalen der Welt und am Meisten bei traurigen Schicksalen erinnert, und daß ihre Verehrung auch blos der Stufe ihrer Denkart gemäß habe sein können".

Sie sahen Gott mit sinnlichen Augen. Da er vermuthlich den Patriarchen in der Hülle der Schechinah[1])

---

1) Nach dem Talmud, vgl. Hamann's Schriften, VI. 34. — D.

erschien; da sie den Cherub mit seinem flammenden Schwerte, d. i. das Donnerwetter mit dem fürchterlichen Blitz, vor der Gegend Eden gelagert sahen; da die Gegend der Erscheinung Gottes Jehovah's Angesicht hieß, von welchem Kain vertrieben wurde: so waren sie Gott als den Herrn des Himmels zu sehen gewohnt, und einen nähern Begriff von seiner geistigen Vollkommenheit müssen sie aus unmittelbarem Unterricht geschöpft haben, wovon wir aber keine Nachricht finden. Die Sprache an Gott war also natürlicherweise auch sinnlich; wenn sie sich gegen diesen Ort der Gegenwart Gottes kehrten, wenn ihnen die Herrlichkeit des Herrn vor Augen schwebte, wenn sie bei Abkühlung des Tages im Donner die wandelnde Stimme des Herrn hörten: so war dies ihnen gleichsam der gegenwärtige Gott; sie sahen und empfanden ihn mit heiligem Schauder, sie dachten ihn nicht blos mit stillen, geistigen Gedanken.

Durch diese sinnliche Denkart und durch die sichtbare Erscheinung Gottes gewöhnt, sahen sie ihn überall in den Veränderungen der Natur. Wenn Kain's Acker nicht trug, so sahe er die Ungnade Dessen, dem er geopfert; wenn er seinen Bruder erwürgt, so mußte die Erde, die unschuldiges Blut getrunken, auch vergeblichen Schweiß trinken und ihren Schooß verschließen; wenn Adam sein Brod im Schweiß des Angesichts aß und Dornen und Disteln einerntete, wenn Eva mit Schmerzen Kinder gebar, so sahen sie den Fluch des Herrn: jede einzelne Begebenheit der Natur leiteten sie von dem Jehovah her, vor dem sie lebten. Da aber mehr widrige als glückliche Zufälle ihnen aufstießen, da sie bei jedem unangenehmen Schicksal am Meisten Ursache hatten, an den Rächer zu denken: so war ihnen Gott furchtbar, ein Gott des Donners und des Feuers, der in alle Elemente den Fluch legen könne. Sie brachten ihm, dem Wohlthäter, also Feldfrüchte und Milch zum Opfer, um ihm das Beste, was sie hatten, zu schenken, aber bald auch das Blut der Thiere, um ihn zu versöhnen: ein sinnlicher Gottesdienst, der mehr als Ehrfurcht bezeigen, der durch die Ehrfurcht ein gnädiges Anschauen Gottes wirken sollte, und ohnmöglich war dieser allein ein Mittel dazu. Die Noth gab Gesänge ein, in denen sie Gottes Macht lobten, um sie nicht gegen sich zu haben. Daß meistens Furcht und heilige Ehrerbietung die Verhältniß gewesen, in welcher sie gegen Gott standen, sollte vielleicht durch

die Worte durchscheinen. Zu Enos' Zeiten nannte man sich mit dem Namen des Herrn; Henoch wandelte mit Gott; selbst Abraham wandelte vor den Augen des Verderbers und war unbefleckt: dies war der älteste Gottesdienst in der Welt, der uns auch mit einem stillen Erzittern durchdringt.

Man gebe mir nicht Schuld, daß ich den Menschen das Anschauen Gottes aus der Schöpfung raube; denn ich weiß wohl, daß Gott dazu den siebenten Tag geheiligt hatte, damit die Väter das Andenken des Schöpfers auf ihre Kinder fortpflanzten. Durch diese nahe Tradition hatten sie unendlich vor allen Heiden zum Voraus; aber da man sich doch nicht Naturkenner in ihnen vorstellen wird, die schon alle Gegenstände mit reichen Betrachtungen ansahen, sondern da sehr viel Erfahrung dazu gehörte, um mit den Dingen der Natur bekannt zu werden, die einem schwachen Geschöpf natürliche Furcht abzulegen, den Gebrauch, die Uebereinstimmung, die Vortrefflichkeit und nach Allem erst die Schönheit der Dinge zu erkennen, so bleibt noch immer das Gesetz bei ihnen: fürchterliche Begebenheiten machen den größten Eindruck bei Unwissenden. Die Mühseligkeiten des Lebens, daß sie Tröster auf der verfluchten Erde nöthig hatten, haben ohne Zweifel mehr in sie gewirkt als die Begriffe der Schönheit, von denen der sinnliche Mensch noch nichts weiß, die die spätesten in der Reihe der Ideen, die nicht eine Folge von Erfahrung, von Nutzen, sondern von einem stillen, prüfenden Geschmack sind. Wer will es nun leugnen, daß Erfahrungen und bloßer Nutzgebrauch der Dinge lange vorhergehen muß, ehe man ihre Schönheit und Vollkommenheit kennt! Und ich darf also den Schluß hieraus ziehen, daß ihre Lobgesänge Gott immer mehr als den Mächtigen, als den Nützenden und Strafenden in den Wirkungen der Natur werden gepriesen haben, als daß sie ihn aus der Natur als Schöpfer abstrahirten, seine geistigen Eigenschaften priesen und ihn sich als den Allgnugsamen, Vollkommenen gedachten. Das zweite Verhältniß war Tradition; das erste lebende Erfahrung: welches wird das andre überwiegen?

Da man also mehr mit den Dingen der Natur bekannt wurde; da man die Eigenschaften des Donners und der Erde näher einsahe oder ihrer gewohnter ward; da durch die Erfindungen, z. B. des Tubalkain's, die Mühseligkeiten des Lebens vermindert wurden: da sank dies Andenken an den Rächen-

den und Nützenden in der Natur; man versüßte sich das Leben, und siehe da, Gott mußte das Urtheil fällen: sie sind Fleisch (die mich vergessen und leben wie das Vieh), ich mag nicht mehr mit ihnen streiten; wolan, der Untergang dieses Fleisches ist beschlossen! Hier sehen wir den Gott, der durch widrige Begebenheiten der Natur mit ihnen stritt und über sie richtete: allein sie entliefen seiner Richterstrafe und verdarben ihren Weg. Sie ersannen sich Natur-ursachen und dachten auf Mittel, dieselben sich unschädlich zu machen und Gott gleichsam nicht nöthig zu haben; so war ihr Nachsinnen und ihre Anschläge nur böse von Jugend auf. Es entstanden Abfällige, die durch Erfindungen und Wunderthaten Männer von großem Namen und gleichsam Götter der Welt wurden; Gewaltthätigkeit hatte überhand genommen; Gott war in ihrem Herzen vergessen; es gereute ihn also der Schöpfung; es kränkte ihn in seinem Herzen, daß er nicht verehrt würde: er beschloß, zu verderben. Ueberall erscheinen hier die einfachsten Bilder von einem sinnlichen Alter der Welt, in welchem man sich Gott nach seinem Einfluß in das Glück und Unglück als den Mächtigen denkt, und selbst der heilige Schreiber bequemt sich dem Charakter dieser Zeit und schildert Gott als einen Mächtigen, der darüber eifert, daß man seine Macht nicht erkennt und fürchtet; der auf Noah mit gnädigen Augen sieht und sich über ihn freut, weil er ohne Gewaltthätigkeit, ohne Befleckung mit ungeweihten Dingen das Andenken von ihm seinen Zeiten unterhielt. Ueberall erblicken wir Spuren von einer sinnlichen Verehrung, die der Unschuld der damaligen Zeit gemäß war.

Aus Allediesem schließe ich, daß vor der Sündfluth das Geschlecht Gottes auch Lobgesänge gehabt haben muß, die sein Andenken fortpflanzten, die bei den Opfern und ihren Ruhetagen erschallten. Und wie waren diese beschaffen? Sie sangen Gott als den Schöpfer der Welt, als den Herrn der Elemente, als den Erzürnten und Versöhnten, als den Wohlthäter und Rächer in der Natur, der auf der Erde verehrt, mit unbefleckten Händen und stiller Seele verehrt sein wolle, ohne die wilde Gewaltthätigkeit, die ihn vergißt und beleidigt: lauter sinnliche Gegenstände, die in ihrer bildervollen einfachen Sprache schon eine natürliche Poesie hervorbringen mußten. Ich habe mich so lange in dieser unbekannten Gegend jenseit der Strafgewässer

aufgehalten und blos dem Leitfaden des Moses gefolgt. Wenn ich auch mit meiner Erzählung es kaum hoffen darf, die vielen rabbinischen Fabeln zu zernichten, die so oft die Erklärungsart der Christen bestimmen, und die diese dunkle Zeit uns in einem so neumodischen Bilde malen, daß Moses das lange nicht mehr sagt, was er wirklich sagt: so hoffe ich auch, daß man meine Meinung blos als eine philologische Hypothese ansehen und aus ihr keine Folgerungen erzwingen wird, die ich verbitte. So wie ich diese Geschichte blos in dem Gesichtspunkt einer sinnlichen alten Erzählung betrachte, die sich nach der bildlichen und (man erlaube mir den Ausdruck) poetischen Denkart richtet, welche der Zeit, für die man schilderte, und der Zeit, welche man schilderte (vielleicht waren beide nicht sehr verschieden), eigen war: so kann ich als philologischer und poetischer Ausleger meine Meinung sagen. So wenig es hier aber meines Orts und Zwecks wäre, andre Ausleger zu widerlegen, die diesen poetischen Gesichtspunkt ganz aus den Augen gelassen und diese historischen Stücke der ältesten Zeit so bearbeitet, als wären sie zu Luther's Zeit geschrieben; so wenig dies hier meines Orts und Zwecks ist, so sehr verbitte ich mir auch, aus diesem Gehege einer Geschichte der Dichtkunst in andre Gegenden gerissen zu werden, denen ich hiemit nicht zu nahe trete.

Vielleicht wird man mir einwerfen, ich betrachte einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren nach der Länge der zwei Capitel, die ihnen Moses schenkt, da ich ihren Fortgang des Geistes so langsam schildere. Und ich antworte, daß ich diesen ohnstreitigen Fehler eben zu vermeiden suche, weil er mir bei vielen Auslegern anstößig gewesen, die diesen Zeitpunkt nach der Länge betrachten, die er in ihrem Auszuge der Kirchengeschichte einnimmt. „Der menschliche Verstand hatte in dem großen Zeitraum von mehr als anderthalb tausend Jahren vor der Sündfluth zu allen nützlichen Erfindungen Zeit gnug; und die tägliche Beschäftigung der ersten Menschen mit der Natur, ihre Aufmerksamkeit auf dieselbe, ihre simple Lebensart, ihre muntre Gesundheit und ihr längeres Leben mußten sie, so weit ihre Sinne reichten, in Erforschung der Natur nothwendig noch schneller fortgehen lassen, als wir thun, die wir durch so viele Zerstreuungen, Vorurtheile und falsche Systeme beständig aufgehalten werden. Der Zeitraum von so viel hundert Jahren

war demnach auch zur Erfindung der Metalle, der musicalischen Instrumente und andrer Künste vollkommen hinreichend." Aber eben diese tägliche Beschäftigung der Menschen mit der Natur, ihre sinnliche Aufmerksamkeit auf dieselbe und ihre simple Lebensart mußte einen voreiligen Fortgang der Vernunft bei ihnen verhindern. Mit ihren Gedanken dem Boden treu, der sie nährte, in ihrer Einbildungskraft mit dem Gott umgeben, der ihren Augen erschien, eingeschränkt in die unschuldigen Vergnügungen der Sinne, mit ihrer Erfindungskraft allein mit nützlichen Entdeckungen beschäftigt: konnte freilich ihre Vernunft sich nicht ins Reich der Ideen erheben, konnte freilich ihr innerer geistiger Sinn nicht die Sprache des Körpers überschreien. Man muß sich von einer solchen sinnlichen Nation nicht so ein häßliches Bild malen, als man es auch noch von einigen unserer Zeit sich macht. Je langsamer, desto sicherer waren die Fortschritte ihres Geistes; je minder ihre Vernunft, desto mehr war ihr guter Verstand ausgebildet, ihre Einbildungskraft lebte, ihre Sinnen waren munter und genau, ihr sinnlicher Scharfsinn, ihre Erfindungskraft blühte, ihre Sprache malte und sang, kurz, eben eine sinnliche Nation von diesem Charakter lebt in dem Zeitalter der Dichtkunst, je minder sie das Jahrhundert der Philosophie erreicht. Eine bildliche, typische Religion, die diesem Volk eigen ist, enthält den Samen zu den prächtigsten heiligen Gedichten, wenn man nur dies Prächtige, dies Heilige, dies Dichterische nicht nach einem fremden Maßstabe mißt und in der Pracht Regelmäßigkeit, in dem rührenden Heiligen trockne Wahrheit und in der Dichterei spielende Kunst sucht. Ich nehme also Elihus und heilige Dichter an; nur sie singen nicht, wie wir, in ihren Hymnen.

Man kann mir zwar noch einwerfen, daß Moses sich der Cultur seiner Zeit bequeme; daß einige Ausdrücke, Sitten und Bilder ägyptisch sind, und daß man vor der Sündfluth geschriebne Schriften haben müßte, um die Höhe ihrer Denkart gleichsam zu messen. Auf den ersten Zweifel antworte ich: Ja! und glaube wohl, daß Moses bei der Beschreibung der ersten Zeit gewisse Worte anticipirt hat, die erst später üblich geworden. Er hat dies vielleicht thun müssen, um seinem Zeitalter verständlich zu werden, dessen Sprache und Denkart sich freilich anders ausdrückte. Allein dies ist nichts als ein Vielleicht, weil wir die ältere Zeit blos aus Moses kennen

und noch Niemand tüchtige Beweise angeführt hat, daß z. B. der Sabbath, der Name Jehovah u. dergl. anticipirt sei. Und wenn Moses sich seiner Zeit auch bequemte, um verständlich zu sein, in den Redensarten, die eigentlich Sitten und Charakter einer Zeit schildern, erwartet man selbst von dem historischen Dichter nicht einen Zeitgeschmack, sondern ein Bild nach der Wahrheit, und eben in dieser Schilderung, die den Kern der Geschichte ausmacht, haben wir uns seiner Worte bedient. Aegyptische Bilder finde ich in ihr nicht; denn das Wandeln vor Gott, seinen Augen gefallen u. dergl. läßt sich eher aus dem Ort der Erscheinung Gottes und aus günstigen Naturbegebenheiten als aus ägyptischen Hieroglyphen erklären; das Uebrige, was man für ägyptisch ausgiebt, gehört nicht zur Denkart der Zeit. Ueberhaupt, wenn allein Schriften aus demselben Zeitraum ein gewisses Bild desselben sind, so habe ich vor meinem Gegner, der gar nichts für sich hat, noch immer etwas Großes zum Voraus: die Analogie der Natur!

Den ganzen Faden dieses sinnlichen Zeitalters bricht die Sündfluth, und wenn gleich mit Noah freilich die heilige Muse in die Arche gestiegen sein und mit ihm gesungen haben mag, so mußte die Sündfluth doch immer für die Erfindungen, für Künste und den Anfang der Wissenschaften fatal sein. Acht Personen wird Alles das in die Hand gegeben, was einige hundert Hände beschäftigt; sie sollen Alles das in eine neue Welt überbringen, was in der alten erfunden war. Ohnmöglich! denn so wenig als ich, wenn ich sogleich auf eine wüste Insel verbannt würde, den Gebrauch aller Künste auf dieselbe nehmen und einführen könnte, so wenig haben acht Personen die ganze Welt der Erfindungen erhalten können. Man wende mir nicht ein, daß der allmächtige Erhalter dieses Geschlechts auch mit ihnen die Producte des menschlichen Geistes hat retten können; ohne eine Reihe von Wundern war dies so ohnmöglich, als die ganze Schöpfung unschuldiger Lebendigen in einem Kasten zu erhalten. Von jedem reinen Thiergeschlecht sieben, von den übrigen Hauptgattungen ein Paar, das Uebrige mußte ersaufen. Ebenso von dem, was zur Verehrung des Rächers und Erhalters gehörte, sieben, und von jedem Uebrigen eine Erfindung wurde erhalten, das Uebrige ging in dem Wasser unter; denn wie viel Erfindungen werden dem frommen Geschlecht völlig unbekannt gewesen sein,

das abgesondert, still, treu den Bedürfnissen der Natur lebte und sich nicht in den Schlamm des Luxus und Vergnügens wagte, in welchem die Erfindungen wie in einem fetten Boden keimten! Es sank also durch die Sündfluth der menschliche Geist von der erreichten Stufe seiner Cultur merklich tief herunter; mit den nothwendigsten Bedürfnissen umschränkt und von dem äußersten Mangel niedergedrückt, konnte sich die Denkart ohnmöglich erheben und ausbreiten.

In dieser Zeit der Dämmerung war der heilige Gesang gewiß einer von denen, die bei diesem allgemeinen Schiffbruche noch am Mindesten litten. Das Andenken des Schöpfers und Erhalters brachten sie durch Gesänge der Tradition in die Arche, und das Andenken des Rächers und Erhalters ist vielleicht der einzige geistige Gegenstand gewesen, der ihnen in diesem Trübsalskasten vor Augen schwebte. Das Einweihungsopfer, mit welchem Noah die entsündigte Erde heiligte, und die abgebrochne Antwort Gottes, die die Bibel anführt: Ich will nicht mehr die Erde um der Menschen willen verfluchen, zeigt deutlich, daß Noah mit seinem Geschlecht, knieend um seinen Altar, den Gesang dem Herren angestimmt, den sie in der dunkeln Zeit der Sündfluth zu sammeln Gelegenheit gehabt: einen Gesang, der ihm das Elend der einbrechenden Ueberschwemmung, die Schwachheit der menschlichen Natur und die Schrecklichkeit seiner Rache schilderte; einen Gesang, der ihm für die Rettung dankte und weitere Verwüstungen des Weltalls verbat; einen Gesang, der in der höchsten Bedeutung ein Reinigungs-, ein Dank- und Bittlied sein konnte (*καθαρμός, ὕμνος εὐκτικός* und *ἀπευκτικός*).

Da dieser Zeitpunkt zugleich der Anfang eines neuen Bundes war, so setzt dieser Umstand aufs Neue einen Gesang zum Grunde, der, wie bei allen alten Völkern, das Andenken dieses feierlichen Friedensschlusses auf die theilnehmenden Nachkommen fortpflanzen sollte, und den diese vielleicht nachher bei jeder Erblickung eines Regenbogens wiederholten. Sofern dieser Bundesgesang auch Gesetze (*νόμους*), so wie die Lieder der alten Griechen, enthält, gehört er in ein andres Capitel; hier sei es gnug, zu bemerken:

Zuerst, daß in diesem Zeitpunkt die heiligen Begriffe von Gott mehr als jemals der sinnlichen Denkart treu geblieben, ihn als den leiblichen Rächer und Wohlthäter durch Lob und Geschenke zu gewinnen, durch

rührende Abbitten und blutige Opfer zu besänftigen, durch Bundesgebräuche auf ihrer Seite zu erhalten. Als den leiblichen Rächer und Wohlthäter, der sich durch die Abwechselung der Jahrs- und Tageszeiten, durch Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht den Menschen zeigte; von dem der Fluch der Erde käme; der Erwürger des Lebendigen, der sein Andenken durch Zerrüttungen und Verwüstungen zu erneuern suchte. Der Wohlthäter, von dem die leibliche Fruchtbarkeit herrührte, der Speise und Nahrung darreichte, der vor den wilden Thieren und vor den öfters noch wildern Menschen schützte; der das Schrecken des Menschen war, so wie sein Bild, der Mensch, die Furcht der Thiere sein sollte: so kannten sie Gott!

Durch Lob und Geschenke suchten sie ihn also zu gewinnen.

Vorrede zur dritten Sammlung der Fragmente.[1])

Ich habe über die zwei ersten Sammlungen dieser Fragmente noch keine Recension gelesen und hole also, meiner eignen Sehart noch allein überlassen, einige Erläuterungen nach, die ich freilich hätte vorausschicken sollen.

„Meine Beilagen sind nicht so schön geschrieben als das Werk, dem ich sie anhänge, der Stil bei den eingerückten und eignen Stellen unterscheidet sich zu sehr.“ Ich gebe dies ganz aufrichtig zu; allein, da ich keine „leichtfertige und muntere Briefe“, sondern ernsthafte Fragmente schreiben, da ich meiner trocknen und vielleicht trübe gewordenen Denkart keinen Zwang anthun und lieber in einige einzelne Fragmente meine Aussichten zusammenpressen, als in die zwanzige von Theilen herüberlaufen wollte: so mußte ich nicht so munter schreiben, ob ich gleich dieser lebhaften Leichtigkeit wegen die Literaturbriefe und das zweite Original in dieser Art, die Lessing'schen Schriften, gern lese. Mir fällt hiebei das sonderbare Urtheil des seligen Christ ein, der die beste Periode der deutschen Sprache in das sechzehnte Jahrhundert setzt; und wie viele Schriftsteller haben wir, die wir dem ehrlichen Stil in unserer Lutherischen Bibelübersetzung zur Seite setzen können? — — —

Ich mußte mich also statt eines leichten Auszuges zur schwerern Rhapsodie entschließen, wählte nach gewissen Hauptclassen die vornehmsten Stellen, die eigne Gedanken enthalten, trug sie mit ihren eignen Worten vor, um Niemanden Unrecht zu thun; und so wären ein paar nette Bändchen draus ge-

1) Diesen Entwurf theilt Suphan, II. S. 205 f. mit. Er scheint früher zu fallen als die folgenden für die dritte Sammlung ausgearbeiteten Stücke. — D.

worden, die ich alsdann mit einem netten Titel: Geist der Briefe über die Literatur, oder vermischte Gedanken über alle Theile der Gelehrsamkeit, oder Rhapsodie der wichtigsten Aussichten und Betrachtungen aus den Literaturbriefen, oder Magazin von Einfällen hätte nennen können. —

Aber ich will nur mit der Sprache heraus: ich hatte selbst so viel auf dem Herzen, das von der Zunge wollte. Da ich nun nichts als ein stiller, müssiger Zuschauer der Literatur bin, der mit keinem berühmten Journal buhlt — —: so verband ich zwei Absichten, ich opferte etwas von dem Meinigen den Literaturbriefen auf und hoffe von ihnen eine gleiche Nachsicht, wenn ich etwas von dem Briefton meiner Denkart, die selbst ein Fragment ist, aufopfern muß. In diesem Theil ist's weniger geschehen.

„Meine Anspielungen sind oft gesucht, zugespitzt und dunkel." Freilich sind sie einem Leser ein Räthsel, der die Alten, aus denen diese Pfeile meistens genommen sind, der die Literaturbriefe und die vornehmsten deutschen Schriftsteller, auf die sie zielen, nicht kennt. Für diesen habe ich aber nicht vorzüglich geschrieben.

Die Homiletik erfordert eine ganz andre Beredsamkeit.[1])

So ist denn die Beredsamkeit des Cicero für uns ausgestorben? Fast! Aber ist denn außer der politischen und römischen Beredsamkeit keine möglich? Man nenne es Wohlredenheit, Homilie, wie man wolle, wenn nur diese Benennung einen Sinn hat und denselben nicht mit andern verwirrt und aus sich selbst so viele Vortheile zieht, als sie ziehen kann, alsdann ihre Nachbarn nutzt, ohne sich zu versäumen, und sich also einen eignen Grund und Boden erwirbt. Diesen etwas näher abzuzeichnen, ist mein Zweck.

Ich habe mich immer geärgert, wenn man die geistliche Beredsamkeit beständig unter oder hinter die politische der Alten setzt, sie nach ihr beurtheilt und bearbeitet oder vielmehr verdirbt. Sobald wir die Beredsamkeit der Alten kennen, müssen wir gestehen: sie ist für uns nach ihrem Saft und Kraft gleichsam verwelkt, verbleicht, ausgestorben. Was ist zu thun? Zuerst sich die Augen zuhalten, als wenn wir keine Römer kennten und unser Feld bearbeiteten, und dann zweitens die alte nachher gebrauchen, nicht um unsre zu bilden, sondern um auszubessern. Alsdann wird man eine blühende geistliche Beredsamkeit bekommen, die nicht blos Bettlerin in der Fremde, sondern in ihrem Hause Eigenthümerin ist und sich von ihren Nachbarn durch eigne Mühe was erwirbt.

---

1) In einem Briefe an Hamann aus dem Ende December 1766 nennt Herder unter den vornehmsten Stücken der dritten Sammlung der Fragmente an fünfter Stelle: „Haben wir Cicerone? sollen wir sie auf der Kanzel haben?" mit der Bemerkung: „Dies Stück werde ich auslassen müssen." Er that dies wirklich, wie er ausdrücklich in einer Note zu der betreffenden Stelle (vgl. Th. XIX. S. 307) sagt. — D.

Cicero bildete sich nach Demosthenes, aber — zum Redner seiner Zeit, seines Staats, seiner Zuhörer, seiner Geschäfte: so ward er Original! Auch wir haben große Homileten; ich verehre die Namen Mosheim, Jerusalem, von Acken, Cramer, Sack, Spalding u. A. m.; sie haben sich nach den Mustern der Alten und Neuern, Jeder in seiner Denkart, ausgebildet: wie kommt's aber, daß unsre gemeineren Homileten sich so wenig unterscheiden, daß sie einerlei Teig, der mannichmal sehr durchsäuert ist, in einerlei Formen, mit einerlei Griffen auftragen, da doch die neueren Dichter, Geschichtschreiber und Prosaisten sich vielleicht mehr eigne Bahnen eröffnet, neue Auswege, wenigstens Schritte genommen? Ich will die Ursache von dieser Unfruchtbarkeit nicht in den theologischen Schulen suchen und überlasse es Andern, darüber zu schreien, daß hier das meiste Vorurtheil des Ansehens, die meiste Bequemlichkeit und zu viel Gesetze der Gewohnheit herrschen! mich geht dies Geschrei nichts an, da ich nicht im Gebiet der Theologie schreibe und nicht will, daß man meinen Fragmenten entgegenrufe: „Der Tod in den Töpfen!" wie jenem Ragout von Kolokynthen.[1])

Ich setze zum Grunde, daß, wie gesagt, unsre Kanzelberedsamkeit keine Nachahmerin sein muß, um sich zur gerichtlichen erheben zu wollen: ich will auf der Kanzel keine Ciceronen, sondern Homileten, und dies vorausgestellt, gehe ich den Zweifeln der Literaturbriefe entgegen, was ihr gegen die politische Gattung fehle; dadurch lerne ich diese Beredsamkeit kennen; aber den Literaturbriefen widerspreche ich damit eben nicht, sondern mache mir durch ihren Fußtritt eigne Bahn.

„Wie kann der Kanzelredner seine Materie neu machen?" Völlig neu — das kann er nicht; das kann kein Dichter, kein Weltweiser, kein Prosaist, ja, selbst der alte Redner nicht völlig. Aber daß seine Materie völlig alt sein müßte, das kann er verhüten. Wenn er nicht über Texte, über morgenländische Parabeln, über abgerissene Stellen redet, die in der Mönchszeit, weiß Gott, für wen? und weiß Gott, wozu? ausgesucht und zu einer Tenne gepflastert wurden, auf der man schon Jahrhunderte durch Unkraut und Weizen gedroschen hat; wenn er nicht über Worte, sondern auch über Vor-

1) 2. Könige 4, 40. — D.

fälle, über Zustände des Privatlebens, in denen sich Jeder erkennt, über Begebenheiten spricht, die den Seinen wichtig sind; wenn seine Trost-, Ermunterungs- und Warnungsstimme aus der Religion sich nicht nach Texten und Skeletten von abgetheilten Lehren, sondern sich nach dem Leben modulirt; wenn er die Religion in die Erziehungskammern, in das gemeine Leben, in den Handel und Wandel, in die Gesellschafts- und Geschäftszimmer einführt; wenn er sie in die Versammlung der arbeitsamen Bürger, der gedrückten Unterthanen, der gefahrvollen Krieger leitet, ein Weg, den ihr der verdienstvolle Abbt hat zeigen wollen; wenn er Kenntniß der Welt in ihren verschiednen Auftritten, Kenntniß des Herzens in seinen verschiednen Lagen, Falten und Situationen, und dann das glückliche Talent hat, die Religion jedem dieser Auftritte zu bequemen, jeder Falte anzupassen, in jede Situation zu stellen; kurz, wenn er zu Menschen und nicht zu Theologen oder zu alten Morgenländern oder zu alten Römern spricht: wie, soll es da an der Neuheit fehlen, die der Homilete zur Aufmerksamkeit nöthig hat? Freilich, ein neues Evangelium soll er nicht predigen, wenn er auch ein Engel vom Himmel wäre; neues Flittergold, neumodischen Putz soll er verachten; aber deswegen darf er nicht der gähnenden Göttin Langeweile opfern. Wenn es wahr ist, daß er die moralische Seite seiner Zuhörer bilden soll: er soll die sinnliche Denkart erheben und den Geist zum Gedanken der göttlichen Anschauung aufklären; er soll ihnen Liebe zur Religion einflößen, edle Gesinnungen der Menschheit und stille Tugenden des Bürgers ihnen schätzbar und theuer machen; soll ihre Vorurtheile bestreiten und die Sitten seiner Nation, seiner Provinz, seiner Stadt, seiner Gemeine aus der Krümme zurückbringen, in die sich jede nach Ort und Umständen gebogen: und soll er in Allem diesen nicht mehr die Aufmerksamkeit erhaschen können als ein eintöniges moralisches oder politisches Wochenblatt, für die Langeweile geschrieben?

Muß ich Exempel geben? Ich thue es ungern und winke blos von Weitem meinem Leser zu, wie das Gespenst dem Hamlet, um ihm selbst zu denken zu geben: ein homiletisches Genie muß jedem einzeln Zuge das Leben geben! Wenn man von der Schöpfung nicht selten und allgemein spricht und dabei niemals die vergißt, die wir an uns tragen, nie den Gesichtspunkt vergißt, in dem wir sie gewohnt sind an-

zuschauen: so dürfte man ja nicht eben befürchten, seine Zuhörer zu Naturalphilosophen zu machen, wenn man sie (doch ohne Wust von Gelehrsamkeit) gewöhnt, Gott um und an sich zu sehen. Wenn man bei der Vorsehung und Haushaltung Gottes die Kunst weiß, dem Zuhörer Steine in den Weg zu legen, daß er darüber fallen muß und einen Schatz finde, d. i. Mittel kennt, um ihn zu zwingen, Gott in seinem Leben, nicht blos in seinem Katechismus zu finden; wenn der Geburts-, Sterbens- und Erhöhungstag des Erlösers auch nur als die Feier an das Andenken des größten Menschenfreundes und verdienstvollsten Mannes in allem Licht erscheint: so kann die Rede doch mehr werden als eine Lobrede von Thomas.[1]) Wenn der Einweihungstag der Kirche Gottes durch den Geist den Homileten beseelt, so kann er ja mehr als eine frostige akademische Jubelrede halten. Kurz, wenn er sich nicht mit System und Analysis quält oder aus der Concordanz und dem Gesangbuche Stellen auffädelt; wenn er der großen Bestimmung nacheifert, ein Redner Gottes zu sein, als Menschenfreund und Kenner des Herzens zu denken und als Hausvater und Seelsorger zu reden: so wird er dem großen Stifter unsrer Religion nacheifern, der die Kunst verstand, sich Aufmerksamkeit zu verschaffen dadurch, daß er über Sachen redete, aus Vorfällen und Gelegenheiten Parabeln und Gleichnisse hob, immer κατ' ἄνθρωπον sprach und die Natur und die Zeit und den Ort und die Umstände und die Begebenheiten zwang, mit ihm zu reden. Ich bin einmal die Reden Jesu in diesem Gesichtspunkt blos homiletisch und casuell durchgegangen, und mich wird diese stille Reise nie gereuen.

„Aber das Interesse des geistlichen Redners? Wichtig ist es zwar, aber nicht nach der Meinung aller Zuhörer, und zwar in dem Grade der Lebhaftigkeit, welche allein den Willen bewegen kann.“ Dies ist das Hauptaugenmerk des Unterschiedes und der Mittelpunkt, wohin sich alle Untersuchungen der Homilie wie Radien lenken müssen: Interesse und Zweck! In einigen Fällen ist das Interesse offenbar ebenso sinnlich vorbereitet, z. B. bei dem Sarge eines Freundes, eines guten und verdienten Bürgers, einer würdigen Mutter und Hausmutter. Hier kannst Du, heiliger Redner, das ganze

1) Dem berühmten französischen Lobredner Antoine Léonard Thomas. — D.

Leben nutzen; Du hattest seine letzten Stunden gemeiniglich in Deiner Gewalt; Du warst der geistliche Vater des Verstorbnen: und sollst der Biograph seines mehr als thierischen Lebens sein. Du, der Du über ihn das letzte Wort der Menschheit sprichst, Du, der für seine Seele hier sorgte, sie gleichsam in die Ewigkeit versorgt hat und den Leib jetzt zur Gruft einweiht, Du besitzest ungleich mehr Würde des Ansehens als ein schreibender Schriftsteller. Die Thränen des Trauerkreises warten auf Dich und locken Deine Worte; jeder Umstand seines Lebens schläft vielleicht in dieser oder jener Seele; und sobald Du ihn aufweckst, belebst Du bald hier bald dort einen Affect; Du hast ein bekanntes Beispiel vor Dir, um christliche und bürgerliche und menschliche Tugenden zu erwecken. Hier wirst Du doch ein Fléchier sein können, nicht durch Schimmer, sondern durch Worte, die ins Herz fallen und sich an dasselbe anheften. Freilich wirst Du alsdann kein Grabmal von Youngischen Sentenzen, das auswendig mit Raube geziert prangt und jedem dürftigen Leichenredner wieder zum Raube dient, aber Du dürftest doch errichten können ein stilles Ehrenmal, das ohne übertünchtes Gepränge auch den fremden Wandrer und noch mehr den vorübergehenden Bekannten aufhalten, gedankenvoll machen und ihm den Zoll einer willigen Thräne rauben kann; ein schätzbares und theures Familienstück dürfte es doch werden, das sich vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter erbt; und sie erben in ihm das beste Geschenk eines Todten, ein rührendes Gemälde seines Lebens. Vielleicht nach verflossenen Jahren sitzen sie an demselben, rufen das ganze Bild des Todten in ihre Seele, feiern sein Andenken mit einer stillen Thräne, muntern sich und ihre Kinder zu einer stillen Tugend durch das vorgestellte Beispiel auf, schöpfen aus ihm einen Trostgedanken, der ihnen ihren Kummer erträglich und den Tod süß macht. Und ist das nicht Interesse gnug? Redner des Herrn, willst Du nicht blos aus Büchern, sondern über das menschliche Leben sprechen, so wirst Du ähnliche Fälle gnug finden.

Aber dies Exempel bleibt nichts als Parenthese, weil es, wie man sagen könnte, blos Familieninteresse hat: meinethalben mag auch Alles, was ich von der Neuheit gesagt, die der Homilete aus Vorfällen und bürgerlichen Situationen zieht, Parenthese oder wenigstens blos Hilfskunst sein. Meine Parenthese ist zu Ende; ich betrachte den eigent-

lichen Zweck und Interesse des Kanzelredners und ziehe von hier aus Schattenstriche zu meiner Homiletik.

Demosthenes trägt eine gegenwärtige, aber verwickelte politische Situation vor; so gewinnt er Aufmerksamkeit. Er trägt seine Gründe vor und sucht zu gewinnen. Er will aber den Entschluß gleich wirklich machen; er donnert also auf ihre Seelen. Wie passen diese drei Fälle auf den Homileten, daß ihm kein Zwang geschicht, daß er gewinnt?

Dort ist eine verwickelte politische Situation; hier aber, jedesmal wenn Du nicht blos kalt und todt lehren willst, eine verwickelte moralische Situation. So soll der Zuhörer sein; so muß er sein; so will er sein: und doch ist er nicht so! Dies ist das Feld, wo der Homilete zu Hause ist: er überzeugt den Zuhörer von den Anforderungen, die auf ihn gemacht werden; von der innern Nothwendigkeit, daß er so sein muß, um sich nicht selbst zu schaden; er überzeugt ihn von seinem eignen Gefühl deshalb, und nun führt er ihn auf seine Gesinnung und Handlungen und ermahnt. In die erste Classe kommen die Befehle und Beweggründe in Beziehung auf Gott; in die zweite die Vorstellungen, von dem Wesen der Pflichten hergenommen; in die dritte die ganze Triebfeder, die man moralische Empfindung nennt; in die vierte die Ueberzeugung, daß man nicht so gewesen. Ich glaube von hier aus die Sache am Besten übersehen zu können.

„So soll der Zuhörer sein." Hier steht die Pflicht selbst: der Befehl Gottes und die Gründe, die ich habe, ihm zu gehorchen; das ganze Triebwerk des Glaubens, die Empfindungen der Dankbarkeit gegen den Stifter unsers Glücks, das Gefühl von Unterwürfigkeit und Demuth gegen den allweisen Schöpfer, von Zärtlichkeit gegen den Erlöser und von Schamröthe über die Begnadigung u. s. w.

„So muß der Zuhörer sein." Hier stehen die natürlichen und positiven Folgen der Sünde und der Gottseligkeit: daß diese nothwendig, auch schon nach natürlichen Folgen, ein glückliches Leben diesseit und jenseit des Grabes nach sich ziehe und jene beides durch eine natürliche Verknüpfung unmöglich mache. Man kann diese beiden Stücke zusammen als den Obersatz des Schlusses ansehen, davon das eine die moralische Situation in Verhältniß mit Gott und das andre in Beziehung auf uns selbst stellt. Jetzt kommt das andre Glied.

„So willst Du selbst sein." Du hast ein Gewissen, hast solch Gefühl gegen die Tugend, empfindest es, daß Du ohne Gesinnungen der Rechtschaffenheit gegen Gott, der Treue gegen Dich und der Menschenfreundschaft gegen Andre nicht gesund und vergnügt und glücklich sein kannst, wenn auch keine physisch böse Folgen der Sünde wären: und so im Gegentheil.

„Und doch bist Du nicht so!" Hier führt man, statt vom allgemeinen Verderben kalt zu reden, Jeden in die dunkelste Kammer seines Herzens und beschleicht ihn auf den verborgensten Wegen seines Lebens und ermahnt ihn, besser zu sein.

Ist dies der wahre Begriff der Predigt, wie ich mir fast einbilde, weil jede gute und erbauliche geistliche Rede solche moralische Situation enthält, jeder Theil zu einem der angeführten Stücke gehört, weil diese Idee den Zweck der heiligen Rede erschöpft und aus ihr nachher alle Fehler, die Heilmann,[1]) Leß u. s. w. angeben, sich von selbst entwickeln, so würde ich aus ihm sehr reiche Folgerungen ziehen können; hier mag aber das gnug sein, was ich zu meinem Zweck brauche. Ich sehe alle Einwürfe zum Voraus, die man dieser Erklärung einer Predigt machen kann; wenn ich aber exegetische und katechetische Uebungen gleich absondere, so glaube ich den eigentlichen Begriff der Homilie nicht verengt, sondern erweitert zu haben und überlasse es jedem Leser, zu überdenken, daß es dieser Begriff allein ist, der Einheit, Interesse, Andacht und Erbauung in eine wahre Homilie bringt, und daß die Auslegungen und Unterweisungen ihrer Natur und Nutzbarkeit nach vielleicht mit ihr nicht zu vermischen sind, ohne daß beide leiden.

1. Der Redner macht der Versammlung eine moralische Situation gegenwärtig. Wie ungleich sind hier der geistliche und politische Redner! Dieser findet seine Zuhörer in einer verworrnen Situation und will sie entwickeln; jener will sie in diese verwickelte Situation führen und ihnen diese ins Licht der Anschauung bringen. Jener fängt an, wo dieser aufhört: wer kann sie vergleichen? „Der geistliche Redner muß das erst thun, was für den gerichtlichen Sprecher schon gethan ist."

2. Der Homilet macht eine moralische Situation gegenwärtig, dies ist ein Theil von seinem Zwecke; bei den ge-

1) Vgl. S. 137. — D.

richtlichen Fällen ist dies blos Mittel. Ist die ganze Seele des geistlichen Zuhörers erfüllt von dieser Situation, so ist dies Andacht; denn eigentlicher Gottesdienst ist nicht möglich. In diesem Begriff der Andacht liegen „die heiligen Affecten, die Empfindungen, die sich in stille Anbetung verlieren". Hat er diesen Grad erreicht, so ist's für die Gegenwart gnug; der Sprecher vor Gericht weiß hievon nichts.

3. Er macht die moralische Situation uns als die unsrige gegenwärtig; der politische findet dies schon vor sich. Hat nun der Homilete dies gethan, so hat er gerührt, d. i. wir nehmen diese Situation als die unsre an, und so hat sein Vortrag Interesse. Wie weit muß aber diese Rührung gehen? Bis zur eigentlichen Erregung der Leidenschaft? So werden wir blos durch Vorfälle und Begebenheiten gerührt und nie durch Vorstellungen, insonderheit, wenn sie wiederholt sind. Bis zur sinnlichen Illusion? Auch nicht; so rührt die dramatische Vorstellung blos. Bis zur dichterischen Illusion? Auch nicht; für die ist die Predigt zu lang, und sie muß sinken, wenn sie die größte Höhe erreicht hat. So lange wir nicht unterscheiden zwischen der wirklichen Leidenschaft im Leben, der sensuellen Illusion bei dem Drama, wenn es seine ganze Stärke erreicht, der sensitiven Illusion bei jedem vortrefflichen Gedicht: so macht man den Homileten bald zum Acteur bald zum Dichter, und er ist dem Innern seines Zwecks nach von Beiden nicht ein Schatten.

4. Wodurch macht er uns die moralische Situation als die unsre gegenwärtig? Durch alle vorangeführten Stücke, von denen freilich nach Gutbefinden gewählt, nie aber eins durchgängig kann ausgeschlossen werden. Hieraus widerlegt sich der Gedanke der Literaturbriefe: „Aus den Beweisen entsteht für die Kanzel eine Unbequemlichkeit. Die Aussprüche der heiligen Schrift, sobald es klar ist, wohin sie gehen, schneiden alle Erfindungskunst ab. Gott hat es befohlen: hier ist der ganze Beweis." Diese Worte scheinen mir der ganzen schönen Abhandlung unwürdig. Heißt das biblisch, erbaulich, christlich und homiletisch vollkommen predigen, wenn man hier eine Lehre und dort eine Pflicht mit einer Kette biblischer Beweise umflicht, die oft wenig gnug beweisen, und in diesem Aufzuge seine Materie vorführt, so ist der Kanzelredner freilich sehr eingeschränkt; aber wer schränkt ihn so

ein? Die Bibel? Nein! Das Beispiel Jesu und der Apostel? Noch weniger! denn wo haben sich diese je darauf eingeschränkt, mit einem Beweise aus dem Alten Testament ihre Lehren zu unterstützen? und noch minder ihre moralischen Vorschriften. Dazu kannten sie das menschliche Herz zu gut, daß mit einem Befehl Gottes an ihm nicht Alles ausgerichtet sei; daß dieser auf abtrünnigen Seelen so wenig hafte als bei Rebellen der Befehl eines Königs; daß er selbst bei folgsamen Zuhörern den kältesten Entschluß hervorbringen müsse, aber ganz und gar nicht jene Macht habe, den Willen zum Kampfe, zur Selbstüberwindung, zur schweren That zu erheben. So glücklich man den Irrthum aufgedeckt hat: biblisch reden heiße mit orientalischen Ausdrücken sprechen, so führt es auf ebenso große Abwege, wenn man es gnug hält, zu sagen: Das hat Gott befohlen! Alsdann wird freilich der Vortrag alt, uninteressant, unfruchtbar, kalt bleiben, wie Alles dies der Kunstrichter findet; aber sobald man es bedenkt, daß alle die großen Empfindungen von Dankbarkeit und Liebe das moralische Gefühl und Gewissen und die Ueberzeugung von der innern Nothwendigkeit gleichsam das Medium sein müssen, durch welches der Befehl Gottes fallen muß, so bekommt Alles Geist und Leben.

5. Wozu macht der Homilete die moralische Situation mir gegenwärtig? Hier scheidet er sich völlig vom politischen Redner: nicht zur plötzlichen That, sondern zum reiflichen Entschluß sucht er zu bringen — ein Punkt, der noch sehr verdient, in sein Licht gesetzt zu werden. Es hat ein großes homiletisches Zeitalter, wenigstens eine homiletische Schule gegeben, die sich zum einzigen Zweck setzte, die Zuhörer in einen Taumel von Empfindungen, Gefühlen und gleichsam blinder Entschlüsse zu stürzen, daher auf sie donnerte und jede Predigt von Neuem donnerte als auf Unbekehrte, denen man noch keine Moral predigen könnte, weil sie noch todt und kraftlos wären. Diese Art wäre unstreitig die beste, wenn ich mir es möglich gedenken könnte, daß in einem Augenblick meine ganze Seele geändert werden könnte ohne eine Reihe von Wundern; daß ein einziger brennender Entschluß, ein einziges Gebet voll flammenden Enthusiasmus mich an sich selbst, ohne moralische Triebfedern, ohne Tugendübungen, auf einmal moralisch gut machen könnte. Hiemit fiele aber ein großer Theil vom Begriff der Tugend weg.

Es giebt also wenige und nur einzelne Fälle, wo solche heiße Zeitentschlüsse, die desto eher erkalten, je heißer sie waren, der letzte Zweck des Redners sind. Jener Eiferer in Keyßler's Reisen, der mit solchem Eifer die Versöhnlichkeit predigte, daß seine ganze Versammlung in Tumult gerieth, um sich die Hände der Versöhnung zu geben, sah nach weniger Zeit statt eines Hyderkopfs der Feindschaft zehn andre hervorbrechen. Wäre also die Trägheit allein zu besiegen, „einen augenblicklichen Entschluß einzutreiben", so wäre die, wie ich glaube, zwar schwer, aber doch noch eher zu besiegen als die, an die der Kunstrichter nicht gedenkt, vom Entschluß zur That zu bringen. Vom Entschluß zur That, welche weite Kluft!

6. Was ist hiebei zu thun? Dreierlei!

Zuerst. Ist Deine Situation von so einzelnem Falle, daß Dir der Entschluß gleich nöthig ist, so mache sie so andringend, als Du kannst, nur daß er nicht blind und taumelnd sei. In solchen Beziehungen kann meistens der Widerstand der Zeit überwunden werden. Z. B. der Gedanke: „Ihr seid eben hier vor dem Angesicht des Herrn!" sollte der nicht in einer stillen und lebhaften Einbildungskraft bis zur vermischten Empfindung können erhoben werden, daß der Zuhörer mit uns das fühlt, was Klopstock seinem Henoch in den Mund legt,[1]) oder was bei dem Gemälde auf die Allgegenwart Gottes[2]) ihm durch die Seele gegangen? Die Vorstellung: „Ihr sollt den Leib Jesu empfangen!" ist ja, recht in ihre Macht gekleidet, immer fähig, die ganze Seele so zu fassen, daß sie sich nicht loswinden kann.

Zweitens. Mußt Du Deinen Zweck aufschieben, und Du willst ihn doch von der Zeit nicht schwächen lassen: schwer! Nur Eins versuche, die moralische Situation verwickelt darzustellen: daß Jeder dies oft habe thun wollen und doch nicht gethan! jetzt thun wolle und doch nicht thun werde! Die Bemerkung ist ganz fein und wahr: „Das freieste Feld für den Kanzelredner verschafft der Contrast der Handlungen mit der Ueberzeugung von den Gesetzen; daher sind unsre besten geistlichen Reden über dergleichen Materien geschrieben. Bourdaloue, Massillon, Mosheim — wählen Sie die besten

1) Messias, X. 648—656. Es ist dort aber nur von dem Gefühl die Rede. — D.

2) In Klopstock's Ode Dem Allgegenwärtigen. — D.

ihrer Reden, und ich hoffe, daß Sie mir Recht geben werden.“ Wenn nun dieser Contrast am Füglichsten mit Hilfe des moralischen Gefühls ins Licht gestellt wird, so muß diese Quelle immer viel Eindruck machen: aber eine Predigt blos aufs moralische Gefühl gebaut, die kann ich mir nicht denken; wie kann ich denn davon urtheilen? Sie ist gar nicht Predigt, sondern moralische Unterhaltung.

Drittens. Mache Deine moralische Situation dadurch gleichsam lebendig, daß Du in sie Zeit und Ort und Umstände einwebst und sie also der Ausübung näherst. Hast Du die ganze Lage von Vorfällen lebend dargestellt, in denen jene moralische Denkart sich zeigen soll, so hast Du nicht blos Andacht erregt, sondern auch gute Eindrücke eingeprägt, d. i. erbaut. Gehört der Zuhörer in diese Situation des Lebens, so muß bei ihm wider Willen die ganze moralische Situation erwachen, die Du in ihn gelegt, und so bleibt immer wenigstens der Grund und Boden weich in dem Herzen des Christen, sollte sich auch die Oberfläche härten. Hier knüpfe man nun meine vorige Betrachtung an: „man soll über Vorfälle, nicht Worte zu predigen suchen“, und man wird mir Recht geben, daß dies alsdann der Weg zur wahren Erbauung sei.

* * *

Dies ist mein Traum von einem Ideal zur Homilie; und ich wünschte eine philosophische Homiletik ohngefähr über diese Grundsätze, die freilich noch sehr bestimmt, entwickelt und zerlegt werden müßten. Ob wir schon eine von dieser Art haben, weiß ich nicht, weil ich unter Büchern von dieser Art nicht sehr bekannt bin, aber Eins setze ich dazu: ich meine eine Homiletik, nicht aber eine Schul- oder Gelehrten- oder Kirchenrhetorik. Wenn die geistliche Schuloratorie Alles nach Cicero und Demosthenes bildet und die geistliche Kirchenrhetorik blos System und Analysis nach dem Fachwerk einer gewöhnlichen Disposition schichtet und die geistliche Gelehrtenrhetorik Abhandlungen von den Kanzeln liest, so muß man die wahre Homiletik die ihr eigenthümliche Sphäre suchen lassen, die alle diese drei angeführten Zirkel durchschneidet, um keinen aber concentrisch umhergeht. Indessen mag sie diese Sphäre bald oder spät finden, so will ich mich um eine gewisse angekündigte und verbrannte und aufgelebte und als opus postumum

versprochne Charakteristik der Kanzelredner, die ohne reife theologische, ästhetische und philosophische Grundsätze sein möchte, nicht bekümmern und lieber zum Schluß dieses Fragments an Heilmann's Grab gehen und einen Kranz darauf pflanzen, über die Schrift: Der Prediger und seine Zuhörer in ihrem wahren Verhältniß betrachtet!

Manibus date lilia plenis:
Purpureos spargam flores, animamque beatam
His saltem accumulem donis et fungar inani
Munere.[1])

---

1) Virg., Aen., VI. 884–887. – D.

Haben wir eine französische Bühne?[1]

„Können wir wol im eigentlichen Verstande sagen, daß wir eine **deutsche** Schaubühne haben, so wie die Franzosen und Engländer sich rühmen können, daß sie eigne Schaubühnen haben? — Es ist wahr, zwei Städte an den beiden Enden von Deutschland unterhalten eine beständige Gesellschaft, und in vielen andern großen Städten erscheinen zuweilen herumziehende Gesellschaften, die sich mit einem Winkel eines Privathauses oder gar mit einer elenden Bude behelfen. Letztere können unmöglich für Schaubühnen gelten, bei denen die Ehre der deutschen Nation interessirt ist. Die erstern möchte man meinetwegen die **Wiener** und **Hamburger** Schaubühne nennen, weil sie die Hamburger und Wiener Bürger vergnügt; aber das ganze übrige Deutschland ist sehr gleichgiltig dabei. Da wir also kaum ein Theater haben, wo haben wir denn dramatische Schriftsteller und Stücke? und was das Meiste ist, wo haben wir denn ein Parterre oder ein Publicum, das an dramatischen Stücken Antheil nimmt, seinen Beifall ertheilt oder mit seinem Tadel zu Boden wirft?

„Unsre dramatische Schriftsteller? Wenn wir noch einige Leute von Talenten hätten, die sich mit der Schaubühne abgeben wollten, so fehlet es ihnen sehr öfters an genugsamer Kenntniß der Schaubühne, weil sie wenige oder gar keine Gelegenheit haben, gute Schauspieler zu hören oder auch ihre eigne Stücke aufführen zu sehen. Den meisten übrigen

---

1) In dem oben S. 126, Anm. erwähnten Briefe wird unter den vornehmsten Stücken der dritten Sammlung der **Fragmente** angeführt: „Von der Gallicomanie in den Komödien. (Werden wir je eine komische Bühne bekommen?)". — D.

Schriftstellern fehlet noch dazu die Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens. Ein Mensch, der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschränken will, die eine Universität oder eine Provincialstadt darbieten, kann unmöglich mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten. Daher merkt man an vielen Stücken deutscher Schriftsteller so viel Pedantisches und Kleinstädtisches,*) und überhaupt können wir die wirklich guten Stücke in beiden Arten der dramatischen Dichtkunst mit vieren oder sechsen zählen. Ist es demnach Wunder, daß unsre Schauspieler mehrentheils ihre Zuflucht zu den Ausländern nehmen müssen, wenn sie uns nicht durch deutsche Originale nach allen Regeln einschläfern wollen? Ich rede von denjenigen deutschen Schauspielern, welche sich noch schämen, durch extemporirte Stücke, an denen Unsinn und Zügellosigkeit gleichen Antheil haben, den Unwillen derer Zuhörer zu erregen, denen Geschmack und gute Sitten nicht gleichgiltig sind.

„Und was sollen wir endlich zu unsern Parterren sagen? Die wenigen Personen, welche Müssiggang oder Neugierde in die Schaubühne locket, scheinen nicht den geringsten Antheil an den vorgefallenen Stücken zu nehmen; man merket weder, daß sie außerordentlichen Beifall noch besondres Mißfallen bezeugen; blos den Schwänken eines Hanswursts geben sie einigen Vorzug, sonst ist es ihnen ziemlich einerlei, was man ihnen vorspielet. Sie sehen den Herrn von Ahnenstolz oder die Hausfranzösin ebenso lieb als die zärtlichen Schwestern, und es ist ihnen gleichgiltig, ob sie im Timoleon gähnen oder in der Miß Sara weinen. Daher ist es auch in Deutschland die undankbarste Arbeit, für die Schaubühne zu arbeiten. Wenn deutsche Stücke blos gedruckt werden, so kann der Leser sie, so zu sagen, nur halb beurtheilen, und werden sie auch auf irgend einem Theater vorgestellet, so bleiben sie diesem ohnerachtet dem größten Theile von Deutschland unbekannt; ja, die wenigen Personen, die diese Stücke vorstellen sehen, betrachten sie mit einer kalten

*) So ist z. B. Der Mann nach der Uhr,[1]) ein Nachspiel, dem so sehr zugeklatscht worden, eines von den neuesten, das mit allen seinen Charakteren hier zum völligen Beispiel dienen kann. — H.

---

1) Von Hippel. Lessing beurtheilte das Stück in der Dramaturgie (Hempel'sche Ausg., Th. VII. S. 149 f). — D.

Gleichmüthigkeit, dafür ein guter Schriftsteller jeder andern Nation lieber den bittersten Tadel hören würde.

„Es ist also ausgemacht, daß dasjenige, was man auf gewisse Weise von dem guten Geschmack in Deutschland überhaupt sagen kann, insbesondere und auf alle Weise von der deutschen Schaubühne gelten müsse, nämlich: daß sie nur noch in ihrer Kindheit sei. Und wann wird sie aus der Kindheit kommen? Fast möchte man sagen: Niemals! So lange Deutschland verschiedene Reiche in sich schließet, deren jedes seine Hauptstadt hat und sich gar nicht verbunden hält, sich nach den andern in Absicht auf Sitten, Geschmack und Sprache zu richten; so lange nicht wenigstens in einer von den Hauptstädten, denen Deutschland in Absicht auf Geschmack und Sprache einigen Vorzug zugestehet, der Fürst eine deutsche Schaubühne nicht etwa blos an seinem Hofe, sondern öffentlich errichten läßt und ganz besonders beschützet; so lange nicht Belohnungen ausfindig gemacht werden, wodurch fähige Köpfe angefeuret werden, die neu errichtete Schaubühne stets mit neuen Stücken zu versehen; so lange das Parterre nicht Muth oder Einsicht genug hat, gute Stücke mit lautem Beifall und schlechte Stücke mit verdientem Mißfallen zu begleiten; so lange es noch nicht möglich ist, die schlechten Originale und noch elendern Uebersetzungen, welche bereits auf unsern Schaubühnen sind, abzuschaffen; so lange wir uns in unsern Originalen noch sclavisch an die Regeln halten und nicht daran denken, der deutschen Bühne einen eigenthümlichen Charakter zu geben: so lange werden wir uns nicht rühmen können, daß wir eine deutsche Schaubühne hätten, die diesen Namen mit Recht verdiente.“ [1])

„Nun [2]) aber unterhalten die meisten deutschen Fürsten französische Schauspieler und erlauben mit genauer Noth, daß für den Pöbel deutsche Gaukelspiele vorgestellet werden, wodurch sich denn endlich Viele bereden, es sei nicht möglich, ein gutes, ehrbares deutsches Schauspiel zu haben. So ist es auch ein großes Hinderniß zur Aufnahme der deutschen Schaubühne, daß der Unterschied in der allgemeinen Lebensart, in den Ergetzlichkeiten, in den Höflichkeitsbezeigungen, in den Ausdrückungen nach den verschiedenen deutschen Staaten

1) Literaturbriefe, Bd. XII. S. 299—305. Der Brief ist von Nicolai. — D.

2) Daselbst, S. 318—320. Herder giebt einen bloßen Auszug. — D.

ganz außerordentlich ist. Ein Verfasser, der ein Lustspiel nach der Kunst, d. i. ein Bild eines oder des andern im Schwange gehenden Lasters, Fehlers oder einer übeln Gewohnheit vorstellen und lächerlich machen wollte, so sehr er auch an dem Orte, wo er schreibt, natürliche und wahre Charaktere abschilderte, würde demohngeachtet wahrnehmen, daß eben dieses Stück an einem andern Orte von Deutschland weder die Kraft und Stärke noch das angenehme kritische Salz bei sich haben würde. So gut auch immer der politische Kannengießer des Freiherrn von Holberg in seinem Vaterlande ausfallen mag, so wenig Empfindung erweckt er in einem andern Lande, wo die Gestalt der Regierung ganz unterschieden ist. Gellert's Betschwester ist in einigen protestantischen Ländern gut, doch nicht in allen, noch weniger in den römisch-katholischen. Ein Geiziger, ein Stutzer, ein Stolzer, eine Widersprecherin, eine Buhlerin, welche in jenem deutschen Lande vollkommen gut gemalet sind, würden in diesem kaum erkannt werden." *)

„Ueberdem [1]) wähnen Viele, als wenn unsre Schaubühne in wer weiß was für einem vollkommenen Zustande wäre, und durch diesen Wahn werden auch die ersten Schritte, die man zur Verbesserung derselben thun sollte, gehemmet. Fällt man ja darauf, etwa die gröbsten Fehler zu verbessern, so glaubt man, wenn man z. E. nur den Hanswurst und seine Possenspiele abschaffete, daß alsdann schon Alles gethan sei. Man dringet alsdann gar nicht weiter in die Hauptfehler unserer Schaubühne ein, und man bemäntelt die Hauptursachen, warum unsre deutsche Schaubühne noch unmöglich vollkommen werden kann; ja, ein übel angebrachter Nationalstolz macht, daß wir unsre unvollkommenste Versuche als Meisterstücke ausgeben und uns dieserwegen mit einem Erfolg schmeicheln, den wir der Natur der Sache nach unmöglich erhalten können."

Sofern diese Beobachtungen der Literaturbriefe den königlichen Wunsch enthalten, eine Residenz, deren Namen

*) Man wird eben dies von den Candidaten, [2]) insonderheit in der Rolle des Licentiaten, die am Meisten auf Hamburg, von den Poeten nach der Mode, [3]) die sonderlich auf Leipzig passen möchten, und von andern unsrer Originale sagen. — H.

1) A. a. O. S. 305. — D.
2) Von Krüger. — D.
3) Von Weiße. — D.

leicht zu errathen wäre, zum Paris in Deutschland zu machen, von welchem die übrigen Hauptstädte (wie die Provinzen aus dem Athen oder Rom, das sie königlich die Stadt nannten) Gesetze und Muster holen sollten, so geht er über meine Sphäre. Muß es sein, daß in Deutschland nur ein Haupttheater wäre, so hat freilich eine Stadt vor vielen andern dazu größere Anrechte. Sind aber diese Anrechte nicht auch zugleich Hoffnungen, sondern blos Wünsche (als nackte Wünsche gelten sie weniger): so ein Haupttheater streitet völlig mit dem Zustande, mit den Sitten und der Bedürfniß Deutschlandes. Wenn es schon aufs Wünschen ankommt, so meine man es redlicher. Deutschland hat viele Hauptstädte: warum müßte denn eine Hauptbühne sein? Man bilde sich nicht ein, daß eben ein Ludwig XIV. dazu gehöre, um für die Bühne ein goldnes Jahrhundert zu machen: der zu wirksame Glanz einer solchen Sonne macht immer eher Schaden; er gährt Würmer auf und macht Mohren im Geschmack. Ich glaube immer, so Wenige es mit mir glauben mögen, daß Corneillens und Racinen, auch ohne Richelieus und Colberts, so gut als die Crébillons und Voltairen, so gut als die Shakespeares und Fletcher aufgekeimt wären; ja, ich glaube, daß sie, wenn kein Hofgeschmack regiert hätte, weit größer gewesen wären, als sie jetzt sind: sie hätten mehr gewagt, mehr ihrer eignen Kraft sich überlassen, auf ihrem Kothurn minder nach den Mienen der Logen und des Parterres geschielt, minder nach dem Urtheil der Akademie und dem Geschmack des Hofes gefragt; sie wären, ich gebe Alles zu, unregelmäßiger, mehr den Fehlern ausgesetzt, aber auch mehr original gewesen. Es ist unwidersprechlich, daß Mäcenas an August's Hofe den Geschmack verdarb.

Eine gemäßigte natürliche Wärme und eine Frühlingssonne, die sich oft unter Wolken verdeckt und oft, wie der Pöbel sagt, Wasser zieht, bringt die besten Früchte hervor, und ich schmeichle mir, da ich dies schreibe und Deutschland überschaue, noch sehr mit der Hoffnung, daß — zwar nie ein Jahrhundert Ludwig's, und das wünschen wir eben auch nicht, aber doch ein Frühling für unsre theatralische Dichtkunst entstehen werde. Wer wagt es, das Parisische Theater mit irgend einem deutschen zu vergleichen, in Ansehung dessen, was Frankreich darauf wendet? Und doch haben viele deutsche

Acteurs, die doch überall als Handwerker agiren müssen, sich sehr über das Handwerksmäßige, ja einige selbst als Künstler über das Mittelmäßige erhoben! Man thut ihnen Unrecht, wenn man ihren Bestrebungen den gehörigen Ruhm entzieht und aufs Parterre geht, blos um sie französisch auszupfeifen. Mit welcher Aufmunterung arbeitet ein dramatischer Schriftsteller in Frankreich und England! Und in Deutschland? Man glaube doch nicht, daß ein eigensinniger Preis Genies wecken wird; ein von Cronegk ergriff die Appellation blos, um sein Stück bekannter zu machen: Die sich von einem Preise wecken lassen, sind Genies, die Apollo für Renegaten des Theaters erklärt. Ich sage dies nicht, um löbliche Bestrebungen zu verachten; ich zeige nur ihre Schranken und behaupte nicht nur, daß ein ausgebildetes Parterre, der Augenschein vortrefflicher Zuhörer und inneres Gefühl seiner Geschicklichkeit und Selbstbelohnung nicht blos die besten, sondern auch die ersten Aufweckungen sein müssen; alsdann kommt Muße, alsdann ein Preis. Da nun gleichsam bei dem Ende des Winters für unser Theater schon Lessings und Cronegks und Brawe und Schlegels und Weiße und Gellerts entstanden sind: wie, wenn ein Frühling käme, er sei so mäßig, als er wolle!

Zweitens. Wie kann ein Paris in Deutschland sein, da der Kunstrichter selbst den Unterschied zwischen den Provinzen in Geschmack und Sitten zugiebt? So würden ja noch immer die Stücke dieses gesetzgeberischen Theaters für seine Vasallen fremde Muster bleiben, die linkische Nachahmer und einen schiefen Geschmack hervorbrächten. Aber nun! laß in jeder Provinz nur zween Provincialdichter entstehen, laß sie auch nur Holbergs in ihrem Lande sein: ohne Zweifel wird dadurch das Eigenthümliche der deutschen Bühne eher erreicht werden als durch Dramata im Modegeschmack. Ueberhaupt um die Laune einer Nation, den Charakter eines Theaters, ja, darf ich sagen, den unterscheidenden Hauptton seines eigenen Genies festzusetzen, fange man immer vom Groben an; man verschließe sogar nicht dem altdeutschen Hanswurst das Theater; dies ist noch immer viel zu früh. Noch immer ist Deutschland im Alter der Versuche, der Proben; diese stelle man an, so vielseitig, so verschieden sie sein können; auf diese Versuche stützt sich endlich, wenn es ja sein soll, der Dichter, der geboren ist, um,

aber später, einem Theater den Namen zu geben, den Charakter einer ganzen Nation auf die Bühne zu bringen und seinen Geschmack zum Geschmack des Volks zu machen. Unmöglich wird Deutschland zu diesem eigenthümlichen Dichter und Bühne kommen, ja seinen Charakter nicht einmal von ferne sehen, wenn eine Stadt, ein Theater, eine Reihe Kunstrichter sich zu frühe, und manchmal ohne den gehörigen Ruf, zum Muster, Gesetzgeber und Richter des ganzen Deutschlandes aufwerfen will. Laß im Anfange den Wiener und den Schweizer, den Schwaben und Hamburger Sitten zeichnen, wie er will und sieht, ohne ihn nach Leipzig oder Berlin beurtheilen zu wollen; kein Einzelner von ihnen wird sich freilich mit Paris messen können; dies wollen sie auch nicht: aber von einem deutschen Paris Urtheil annehmen, das auch nicht, dies erstickt die Freiheit und Provincialgeschmack. Unsere Nation besteht aus vielen Provinzen; der Nationalgeschmack unsers Theaters muß auch aus den Ingredienzien eines verschiedenen Provincialcharakters entspringen.

Und würde eine Hauptbühne denn auch mit der deutschen Freiheit bestehen? Die deutschen Höfe wollen einander nichts weniger als nachahmen; sie ahmen immer lieber die fremden nach, um sich zu übertreffen, und bei diesem Theater, das mehr als Exempel sein wollte, würden die französischen immer desto ungestörter bleiben. Aber kann statt des despotischen Musters ein republikanischer Wetteifer eingeführt werden; sind viele Bühnen und dramatische Schriftsteller, die für die Ehre ihrer Provinz streiten, und Kunstrichter, die das Eigenthümliche eines jeden zur Nacheiferung mit Fleiß auseinandersetzen: alsdann wird das Parterre gleichsam Sitz und Stimme bekommen; elende Uebersetzungen werden von selbst fliehen, die Regeln werden von selbst ihre fesselnde Kraft verlieren; kurz, die deutsche Bühne kann nie einen eigenthümlichen Charakter bekommen, wenn eine von den Hauptstädten den Ton angäbe oder gar die einzige wäre.

Daß die deutsche Bühne gleichsam in ihrer Geburt verwahrlost ist, daß man, statt ihr Eigenthümliches zu entwickeln, sie zur knechtischen Nachahmerin machte und ihr einen schwer zu verwindenden Schaden anthat: was war davon die Ursache? Eben eine Privatstimme, die den Ton für Deutschland angeben wollte und dazu so geschaffen war als Thersites zum Rathgeber Griechenlandes.

„Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen.

„Als die Neuberin blühete,[1]) sahe es freilich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln, man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Heldenactionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man nicht eben der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der Erste, der es einsahe; er war nur der Erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er zu Werke? Er verstand ein Wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte Alles, was reimen und Oui, Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er ließ den Harlekin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlekinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowol unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden, ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkart angemessen sei oder nicht.

„Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde als die zu große Verwickelung rc. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführet haben. — Eben, daß er den Addison'schen Cato für das beste englische Trauerspiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und damals keinen Shakespeare, keinen

1) In den Literaturbriefen (die Stelle findet sich Band I. S. 97 bis 100) folgt hier noch: „und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen". — D.

Johnson, keinen Beaumont und Fletcher rc. gekannt, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen."

In der That, unser Theater französirt zu sehr; und wenn es die Franzosen blos in ihren Fehlern nachahmt, so ist's, als wenn Jemand das Lispeln einer Schöne affectirt, ohne doch die Grazie erobern zu können, mit welcher sie lispelt. Die französischen Uebersetzungen, die auf unsrer Bühne, und die französischen Muster, die in den Händen unsrer jungen Genies sind, bilden Plan und Denkart, sind die Solons über die Sitten und das Pathos, zeichnen Charaktere, inspiriren die Sentiments, moduliren die Versification, ja, bestimmen auch die Declamation unsrer dramatischen Stücke: gallische Luft ist das Element, in welchem unsere Bühne athmet.

Man höre viele deutsche Kunstrichter über das Drama urtheilen: wahre Aubignacs![1]) Die drei Einheiten sind ihre drei Götter, die Verbindung der Auftritte ist die goldne Kette des dramatischen Schicksals, die äußere Regelmäßigkeit ist der Kanon ihrer Gesetze; aber Regelmäßigkeit, die nichts minder als die edle innere Simplicität der alten Griechen ist. Man lese die Kritik, die Cronegk über seinen Codrus fällt, und die meisten Beurtheilungen der Journale über dramatische Stücke.

Die Franzosen haben die Kunst gelernt, die Charaktere der Alten so schön nach ihrem Geschmack umzubilden, daß Porträte bei ihnen Ideale französischer Schönheit werden: der Oedipus und Philoktet des Voltaire, und die Personen des Racine noch ungleich mehr, sind ganz artige Leute und meistens verliebt. Wie viele deutsche Trauerspiele metamorphosiren ebenso, schnitzen sich silberne Götzen und verehren das Werk ihrer Hände! Allerdings muß man dem Geschmack der Zeiten folgen, für die man schreibt; aber wenn man alles Pathos der Zeiten, aus denen man schreibt, dabei aufsetzt und ihnen kein Pathos aus den Zeiten, für die man schreibt, zu geben weiß, so ist man weder auf der alten noch neuen Seite sicher. Shakespeare nahm seinen Süjets das wirkliche Pathos der Alten, sein Cäsar und sein Timon u. s. w. denken und fühlen wie Briten, wenn sie auch manchmal wie Griechen oder Römer sprechen; allein er gab ihnen davor das Rührende seiner britischen Denkart, und er ist in dem größ-

1) Der Abbé d'Aubignac schrieb 1715 „La pratique du théâtre", Amsterdam, 3 Voll. 12. — D.

ten Verstande der Schöpfer eines neuen Theaters geworden. Johnson konnte das Letztere nicht; allein er kannte das Pathos der Alten und wandte es an, so viel es sich thun ließ. Er ward also freilich kein so außerordentliches, leuchtendes und feuriges Meteor als Shakespeare, allein gegen die Alten doch mehr als das, was eine Sonne im Wasser gegen ihr oberes himmlisches Urbild ist.

Dies sind die meisten Nachbildungen der Franzosen; deswegen aber bleiben sie noch immer glänzend und schön; ja, schwachen Augen sind sie unstreitig schöner als ihre Originale. Aber diese brennen, sie erwärmen, sie nähren; bei jenen ergetzt man sich am Glanze, am Abendroth, am Licht und Schatten, und auf die bequeme Lage, in der sie uns lassen, thun wir uns am Meisten zu gut. Wenn man nie die kanonische Regelmäßigkeit der französischen Bühne gekannt hätte: freilich hätte man viel Schönes, viel Nachahmenswürdiges verloren, allein diese Muster hätten uns auch nie gefesselt; wir hätten viele schlechte, meistens elende und vielleicht durchgehends unregelmäßige Stücke, aber eine eignere Bühne; der Hanswurst hätte sich so auf unserm Theater ausbilden können als der Harlekin und seine Genossen auf dem italienischen; wir wären noch gröber, aber minder entnervt. Jetzt ist unsre Bühne ein Kind, das durch Nachahmen zu frühzeitig klug geworden; es muß sehr zurückarbeiten, um ein Emil und ein Zögling der Natur zu werden.

Du Bos hat völlig Recht, daß bei einer Nation, die sich bildet, das tragische Genie eher zur Reife kommt als das komische. Unser Theater hatte noch gar keine Komödie; plötzlich wurden die französischen Muster hervorgeführt: sie bildeten den Geschmack der Zuschauer ohnstreitig; allein sie unterdrückten auch das komische Genie deutscher Schriftsteller. „Da unsere Charaktere der Komödie zu ruhig, zu kalt-vernünftig, unsere Lebensart zu einförmig und standesmäßig, unser Umgang zu steif und unsere gewöhnlichen Gespräche zu leer und witzlos; da wir mehr langweilig als lächerlich sind", [1]) so war es freilich leichter, von einer Nation zu borgen, deren Charaktere komischer, deren Lebensart komischer, deren Umgang komischer ist, deren ausgebildete komische Bühne reizte, deren Originale und zahlreiche komische Schriftsteller fessel-

1) Literaturbriefe, Band XXI. S. 132 (von Mendelssohn). — D.

ten: man zeichnete französische Charaktere und verließ Deutschland, mit dessen Sitten man freilich sehr kämpfen mußte, um aus ihnen eine deutsche Komödie zu bilden. Eine Bemerkung, die die Literaturbriefe an Schlegel's Triumph der guten Frauen mit Recht machten, und die man an mehreren deutschen Stücken machen müßte. Und wo ja deutsche Charaktere sind, da sind sie nach französischer Art gezeichnet, mit französischen untermischt und also immer schielend. Ein Fehler, den ich bei den Krüger'schen Stücken glaube bemerkt zu haben. In seinen Candidaten sind der Licentiat und Hofmeister von ganzem Herzen deutsch, der Graf und die Gräfin unerträglich deutsch-französisch, der Fähnrich und das Kammermädchen französisch-deutsch, und aus dem Secretär ist fast gar nichts zu machen. In seinem Blinden Ehemann dürfte dies Gemisch weniger in die Augen stechen, weil Alles, ein paar Charaktere ausgenommen, französisch ist. Ich verkleinere gar nicht den Ruhm dieser Stücke als Komödien, ich betrachte sie als deutsche Komödien; so muß ein Deutscher sie beurtheilen; denn das kann kein Ausländer von einer fremden Nation. Aber eben weil es kein Ausländer vormachen kann, so thun es auch so wenige deutsche Kunstrichter. Wie selten urtheilt man von Deutschen als Deutschen! Warum? Weil man nicht gern mit dem ersten Wort heraus will.

Auch ich werde vielleicht sagen müssen:

Barbarus hic ego sum, quia non intelligor omni.[1])

Allein ich schreibe fort, als Patriot, der deutsche Schönheiten um so mehr fühlt, je minder er undeutsche Schönheiten ausposaunt, und der deutsche Fehler um so viel eher übersieht, je weniger er undeutsche Fehler leiden kann.

Auch die Versification unsrer Bühne ist augenscheinlich französisch. Ich weiß nicht, was ein unverwöhntes Ohr zu unsern Alexandrinern sagen würde: ob sie ihm nicht äußerst fremde, in der Anlage der Situationen oft lächerlich und nach der gewöhnlichen Declamation unausstehlich vorkommen würden; aber zwei Fehler weiß ich, die ihre Töchter und auf der französischen und deutschen Bühne beliebt sind: die Sprache durch Sentiments, Sittensprüche und Gegensätze und dann die unerträgliche französische Declamation.

1) Nach Ovid., Trist., V. 10, 37. — D.

Nach der letzten richten sich unsre Acteurs gemeiniglich, wenn sie nicht gar wie Schüler scandiren, und nach der ersten die dramatischen Schriftsteller, wenn sie nicht gar wie Schüler versificiren.

Auch hier setze man das englische und französische Theater zusammen; der Geist von beiden lebt auch in ihrer Versart. Die englischen fünffüßigen Jamben ohne Reime sind pathetisch, aber innerlich äußerst schwer zu machen und noch schwerer zu declamiren. Die französischen sind lehrreich, äußerlich (so fremde dies auch scheinen möchte) weit leichter nach dem Boileau'schen Handwerks- und Kunstgriff zu versificiren und äußerlich nach einem theatralischen Kunstgriff auch weit leichter zu declamiren, aber innerlich dem wirklichen Affect sowol als der kältern Sprache ein Zwang; ein Zwang dem tragischen und theatralischen Genie, ein Zwang dem Ausdruck des Affects und der dramatischen Declamation. Man gehe unsre Schriftsteller durch: je minder theatralisches und tragisches Genie, desto schönere französirende Verse; je mehr von jenem, desto minder von diesen. Wem fällt nicht bei der ersten Induction die vortreffliche Versification eines Schlegel's und Cronegk's, bei der zweiten die weit rauhere eines Weiße und Lessing's in seinem Henzi ein. Schriebe ich Recensionen, so würde ich solche Phänomene, die wahrhaftig und — fruchtbar sind, nicht entwischen lassen.

Hier will ich blos einige Gedanken darüber entwerfen, ob unsre Bühne einen originellen Charakter erlangen und neben der französischen behaupten könne. Ich rede nicht vom Trauerspiel, das sich füglicher neben die Briten setzen läßt, sondern von dem, was man gemeiniglich mit dem unbestimmten Namen Komödie unter sich faßt. Auch hier sehe ich einige Fußstapfen vor mir, die ich versuchen muß, um — mitten auf dem Wege zurückzukehren.

„Ich[1]) weiß nicht, wo" — (vermuthlich im Du Bos!) „Ich weiß nicht, wo ich die Anmerkung gelesen, daß bei einer Nation, die sich bildet, das tragische Genie natürlicherweise weit eher zur Reife kommen muß als das komische. Zum Tragischen braucht die Nation weder Sitten noch Lebensart zu haben. Die handelnde Personen sind Helden, die bei der rohesten Nation einige Begriffe von der Anständigkeit in den

1) Literaturbriefe, Band XXI. S. 129—132 (von Mendelssohn). — D.

Sitten besitzen, aber noch nicht so sehr an diesen Begriffen gekünstelt haben, daß sie aus Wohlstand ihre Leidenschaften hätten verbergen gelernt. Dieses ist die glücklichste Situation für das Trauerspiel, das, eigentlich zu reden, keine Gemälde der Sitten aufstellen, sondern Leidenschaften erregen soll. Das Lustspiel hingegen, dem keine so mächtige Triebfedern, als die Leidenschaften sind, zu Dienste stehen, muß Wohl- und Uebelstand in einen Contrast bringen, die Triebe eines wohlerzogenen Mannes mit der feinern Lebensart in Conflict kommen lassen, um das edle Komische zu erhalten, das auch den Weisen vergnügt; denn von dem Possenhaften ist hier die Rede nicht. Die Komödie ist weit mehr Nachahmung, mehr Porträt als das Trauerspiel, daher sie sich auch weigert, in unbekannte Oerter oder Zeiten verlegt zu werden wie das Trauerspiel. Die Zuschauer müssen mit den handelnden Personen vom Anständigen ähnliche Begriffe haben und alle ihre Verbindungen und Verhältnisse kennen, wenn sie ihre bürgerlichen Handlungen aus dem gehörigen Augpunkte betrachten und das Lächerliche derselben fassen sollen. Der Dichter selbst muß die Urbilder vor Augen haben, muß den feinsten Umgang genießen, muß den ausgebildetesten, üppigsten Theil der Nation kennen lernen, um seinen Unterredungen Leben und Bewegung und seinen komischen Situationen Salz zu geben. Das ungesitteteste Volk kann einen Shakespeare, einen Corneille haben; denn was Jener Komisches hat, ist von niedriger Gattung. Hingegen zu welchem Grade von Geselligkeit, Sittlichkeit, feinern Lebensart und, wie Rousseau will, Verderbtheit muß es eine Nation gebracht haben, die einen Destouches oder Marivaux aufzuweisen hat! Ich weiß nicht, ob wir Deutschen noch nicht reif gnug zum Komischen sind. So viel merke ich, daß uns die Dichter allezeit fremde Sitten leihen, wenn sie im Komischen glücklich sein wollen. Man macht uns so flatterhaft, so frech, so scheinverliebt als die französischen Marquis, oder so offenherzig und so läunisch, als man die Engländer vorzustellen pflegt.

„Unsere Charaktere sind der Komödie zu ruhig, zu kaltvernünftig, unsere Lebensart zu einförmig und standesmäßig, unser Umgang zu steif und unsere gewöhnliche Gespräche zu leer und witzlos. Wir sind mehr langweilig als lächerlich."

So ist uns also die Komödie abgesprochen: sie ist vom Luxus oder gar vom Verderben der Sitten unabtrennlich.

Nikanders giebt es in Deutschland nicht: „gottlob, daß ein Deutscher, der so leben will, das verderbteste Herz von der Welt haben muß!" — „Das Original zu dem nachgeahmten Petitmaitre, Hilaria, ist gottlob kein Deutscher." [1]) Gottlob, wir sind nicht komisch wie die Franzosen, und Rousseau kann nach Deutschland kommen, um wider die Einführung fremder Komödien zu predigen. So lange aber, bis er kommt, so rechnet, Ihr politisch-kunstrichterischen Philosophen, aus, was besser sei, eine komische Bühne oder komische Sitten; ob Ihr uns Deutschen über den Mangel des Lustspiels Glück zu wünschen oder uns zu beklagen habt. Und bis dahin könnt Ihr, Schriftsteller der Komödie, getrost nachahmen; denn es giebt in Deutschland keine Sitten dazu, aber Frankreich ist das Magazin der Narren. Ahmet nach, so werden Euch beide Völker loben, die, von denen Ihr Charaktere erhandelt, und unter welche Ihr sie verkauft. Aber thut es bald, ehe der benannte Kunstrichter sein ob — oder ausgemacht hat und es in unsern moralisch-politisch-philosophisch-ökonomischen Zeiten Euch verboten werden dürfte, Charaktere einzuführen, die uns flatterhaft, frech, scheinverliebt und launisch machen können, das wir bis jetzt gottlob noch nicht sind. Lebte ein Cato von Utica noch, oder gälten noch die griechischen Gesetze über die Schönheit, so wäre Euch längst die Feder genommen!

Der Kunstrichter wird selbst über seinen Weg ungewiß; er setzt also dazu: „Ich rede blos vom edlen Komischen. Dem Possenspiel fehlt es nirgend an Stoff. Der ganz niedrige Stand hat auch unter uns seine burleske Seite, und wenn sich unsere Schriftsteller mit diesem Pöbel abgeben wollten, so könnten sie so original reden als Holberg unter den Dänen." [2]) Ja so, so ist die vorige Komödie nur eine Gattung der Komödie; was giebt es denn außer ihr? Possenspiele, Holbergische Stücke, Burlesken. Mit diesem Pöbel wollen sich unsre Schriftsteller nicht abgeben, sonst —. Und warum wollen sie nicht? Hier widerspricht sich der Kunstrichter selbst: „Aus einem seltsamen Eigensinn laufen sie alle dem hohen Komischen nach und müssen nachahmen, oder — sie

1) A. a. O. S. 134 f. Nikander und Hilaria sind die Hauptcharaktere in Schlegel's oben angeführtem Lustspiel: Der Triumph der guten Frauen. — D.

2) Diese und die folgende Stelle stehen a. a. O. S. 132. — D.

werden unschmackhaft.“ Nun, liebe Muse, ist das seltsamer Eigensinn, wenn man nachahmen muß und nachahmt, um nicht unschmackhaft zu sein? Schlegel porträtirt die Müssiggänger, die vernarrten Mütter, die Pelzhändler, wie wir sie sehen — und der Kunstrichter gähnt. Der Dichter will mehr als porträtiren: er muß die Franzosen nachahmen, und das heißt „seltsamer Eigensinn“.[1])

Vielleicht ist es „seltsamer Eigensinn“, wenn ich außer der französischen Komödie, die freilich par excellence edel und hoch heißt, noch etwas Anders möglich finde als langweiligen oder plumpen Stoff, und diesen Stoff sogar in Deutschland aufsuchen will. Vielleicht weiß ich selbst nicht, was ich suche, und finde — indessen etwas Anders und doch Nützliches!

Zuerst. Die Komödie, das gepriesene Charakterstück „der Geselligkeit, Feinheit und schönen Lebensart“, welches dem Kunstrichter im Auge steckt, ist im eigentlichen Verstande nicht die hohe und edle Komödie, wie er sie nennt. Und noch minder können Destouches und Marivaux zu der hohen und edlen Komödie als Muster angeführt werden.

Die hohe und edle Komödie sind eigentlich wieder nicht einerlei, ob sie gleich zwei Schwestern des rührenden Lustspiels sein dürften; das rührende Lustspiel aber ist so wenig eins mit der feinen französischen Komödie, daß ekle Kunstrichter jenem sogar den Namen Komödie versagen wollten.

Sowol die weinerlichen als lächerlichen Komödien modificiren sich wieder so sehr nach der Art, wie einige Schriftsteller, und nach der Seite, welche sie zeichnen, daß man hier noch feine Unterschiede und Classen abtheilen wird, die aber neuen Arten nicht im Wege sein können und müssen. Sobald man die gewaltige Kluft zwischen dem Terenz, Molière, Destouches, Marivaux u. s. w. fühlt, so wird man nicht an neuen Colonisten in diesen Zwischenräumen verzweifeln, die noch alle weinerliche oder fein lächerliche Komödien liefern können nach eignem Schnitt.

Wenn einem ungebildeten Volk das feine Komische abgesprochen wird, so kann doch einer Nation, die

---

1) A. a. O. S. 133: „Die Charaktere [in Schlegel's Lustspiel: Der geschäftige Müssiggänger] schienen mir vollkommen nach dem Leben: solche Müssiggänger, solche in ihre Kinder vernarrte Mütter, solche schalwitzige Besuche und solche dumme Pelzhändler sehen wir alle Tage. — Der Dichter hat seine Pflicht gethan, er hat uns geschildert, wie wir sind: allein ich gähne für Langeweile.“ — D.

voll Gefühl vor Redlichkeit und Tugend ist, das Weinerlich-Komische nicht abgesprochen werden; dazu giebt sie Stoff, dazu hat sie Talente, davor hat sie Gefühl.

Und sollte dies Gefühl auch still, sollte ihr Stoff nicht gar zu rauschend sein, so giebt es zwischen der Komödie und dem rührenden Lustspiel noch eine mittlere Gattung, die heißt bürgerliches Schauspiel: ein Feld, das noch ein Genie erwartet und der eigentliche Mittelpunkt zwischen einem heroischen Trauer- und gesellschaftlichen Lustspiel ist. Dies würde die Stelle der eigentlichen weinerlichen Komödie vertreten.

Aber jetzt das feine gesellschaftliche Drama! Auch dies ist nicht die einzige Art, die zwischen dem hohen und niedrigen Komischen in der Mitte steht; ja, darf ich sagen, die schwächste Art, die das Theater am Wenigsten belebt, weil sie feine Verfasser, Acteurs und Zuschauer fordert: dies ist die französische Komödie im eigentlichen Verstande.

Es giebt ein Komisches im Gegensatz des Erhabenen, ohne doch daß ich Parodien meine: die Nationen, die Talente zum Erhabenen haben, haben jenes bearbeitet, wie die Franzosen ihr feines Lächerliches. Das Abenteuerliche in der spanischen Komödie, das Launische in den Farcen der Engländer, die vier Zanni[1]) der Italiener sind alle des Theaters werth, ohne daß sie die feine französische Komödie vertragen kann.

Aber wenn eine Nation denn diese komische Laune nicht hätte und ihr also blos das niedrige Lachen übrig bliebe: das niedrige Lustspiel ist das reichste; unter ihm steht die Komödie in ihrem Ursprunge, der die Bühne des Aristophanes noch treu bleibt, das Lustspiel des Plautus, das Komische in Shakespeare, das Holbergische Drama u. s. w. Jede Nation in der Welt, die Kömödien nach ihrer Art liebt, zeichnet dies Lächerliche — nach ihrer Art.

Das italienische Theater ist am Reichsten an komischen Creaturen dieser Gattung, mit welchen Genies sehr nach Gefallen schalten werden; in Deutschland hatte man kaum mehr als den Harlekin, und man hat ihn vom Theater gejagt, ehe man ihn zu brauchen gelernt, und ehe man was Besseres hatte.

Soll die Bühne eine Schule der Sitten sein im Gesichtspunkte der Moralité, so predige man auf derselben. Soll sie

---

1) Die bekannten komischen Charaktermasken. — D.

eine Schule des Umganges sein, so complimentire man auf ihr immer weg. Das erste Vorurtheil hat man gottlob aufgedeckt, das zweite sitzt desto tiefer; daher französirt man so gerne. Wirklich, die französische feine Komödie hat Deutschlands Sitten mit verfeinigt; allein dies ist ebenso fremde, als wenn die moralisch vollkommenen Trauerspiele deswegen gelten sollten, weil sie lehrreich sind. Wider das Letzte hat man mit Glück geschrieben; aber wie noch wenig über das Lächerliche gearbeitet ist, über das Extrafeine der Komödie erinnere ich mich noch weniger.

Ein Harlekin, aber ein einsichtsvoller und äußerst feiner Harlekin,[1]) hat die komische Welt von der Brauchbarkeit seiner werthen Person überzeugen und das groteske Komische empfehlen wollen. Arbeitet der Dichter mit so viel komischem Genie, als der Kunstrichter mit komischem Geschmack schrieb, so werden wir uns wahrhaftig nicht dieser Possenspiele zu schämen haben. Ueberhaupt hätte der Verfasser von vorgesetztem Urtheile über die Possenspiele sich an dieses kleine Schriftchen und an seine Recension[2]) erinnern sollen, um sich nicht an diesem Wort zu ärgern:[3])

„Er dachte gewiß nicht an die Schaubühne aller gesitteten Völker, sonst müßte ihm eingefallen sein, daß auf dem französischen Theater ein Harlekin mit dem größten Vergnügen gesehen wird, daß ein Dominique, Gherardi, Thomassin durch Vorstellung dieses Charakters sich einen unsterblichen Ruhm erworben. Es fiel ihm nicht ein, daß die neuern Franzosen den Charakter des Harlekin auf so vortreffliche Art zu bearbeiten wissen, daß er keinem Charakter, selbst des hohen Komischen, weder an Wirkung noch an Anständigkeit etwas nachgiebt; wie sich denn zum Beispiel Arlequin sauvage für einem Misanthrope oder Glorieux gar nicht zu schämen hat. Es fiel ihm nicht ein, daß ein einsichtsvoller Goldoni die vier Zanni keineswegs abgeschafft, sondern vielmehr z. E. einen Pantalon und Brighella zu den besten Charakteren gemacht und Fielding und andere Engländer sich nicht schämen, ihre sehr artige Stücke Possenspiele (a farce) zu betiteln.

---

1) Vgl. J. Möser's Schrift Harlekin, die Herder in den Fragmenten (Th. XIX. S. 78) anführt. — D.

2) Die betreffende Recension in Brief 204—206 (Band XII. S. 331—364) ist von Abbt, mit Beiträgen von Nicolai; nur Weniges in Brief 206 ist von Mendelssohn. — D.

3) Literaturbriefe, Band XII. S. 330 f. (von Abbt). — D.

— Wäre ihm dies eingefallen, so würde ihm der Name eines Possenspiels auch nicht so fürchterlich geschienen haben."

Vielleicht würde außer dem Grotesk-Komischen sogar das Burleske nicht auszuschließen sein, wenn es mit Geist bearbeitet würde. Vielleicht dürfte es ein Vorurtheil sein, daß „der mittlere Stand"[1]) unter dem komischen Theater wäre: nicht auf das, was, sondern wie es ausgebildet wird, kommt es an, und Holberg's Stücke werden mehr durch das Letztere als das Erste grob. Ich weiß, daß die Tragödie mehr Gewalt hat, den Menschen, so wie er ist, abgesondert von seinen politischen Hüllen, zu betrachten; allein die Komödie kann sich mehr Freiheit nehmen, die man ihr gerne zugiebt, wenn sie nicht über die Hüllen lacht, sondern über Den, der unter ihnen steckt.

Eine Bühne in der Kindheit muß durch diese Wege gehen. So machte es die alte griechische, die alte englische, die alte französische, die alte italienische Komödie: die deutsche hat nicht diesen Anfang gehabt und wird auch nicht so weit als jene kommen. Die Menanders und die Terenze folgten auf Vorgänger, die ihnen die Bahn brachen; und die Komödie stieg mit den Sitten. Wir sollen, wie man sagt, mit diesen auf einer noch niedrigen Stufe sein, und mit jener stehen wir hoch, prangend wie Swift's Diebe mit einem erkauften Stricke.

Die Provincialsitten in Deutschland würden, so nachtheilig sie sonst dem Theater sind, hier Verschiedenheit liefern, und wie die Staatsverfassung Deutschlands die einzige von ihrer Art in der Welt ist, so würde, wenn ein großes Exempel unserer Zeit Nachahmung findet, sich auch die Bühne an verschiedenen Höfen und in unterschiedenen Provinzen langsam, schwer, aber doch endlich zur Welt arbeiten.

Der Deutsche ist nicht so launisch wie der Engländer und hat nicht die Dose komischen Esprit wie der Franzose: er schwankt zwischen beiden und verfällt, wie ein Schriftsteller von philosophischer Denkart sagt,[2]) auf das Aeußere des Erhabnen und Schönen: er liebt Pracht. Sollte nun schon unsre Bühne langweilig sein müssen, so gebe man uns wenigstens was zu sehen, und wenn diese Pracht in der innern

1) In den Literaturbriefen (oben S. 151): „der ganz niedrige Stand". — D.

2) Kant in der Th. XIX. S. 123 f. angeführten Stelle aus den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und des Erhabenen". — D.

Bildung des Stückes und (damit man nicht blos die Anlage der Scenen meine) in der Denkart des Schriftstellers wirkt, so ist sie mehr als äußere Decoration, an der doch auch die deutsche Schwachheit sehr haftet.

Es ist eine viel zu weite Materie für diesen Ort, der Frage nachzuspüren: „wiefern wirklich der Geschmack am Lächerlichen dem Geschmack am Erhabnen entgegen sei?“ Ich meine nicht blos, daß Parodien uns wirklich große Empfindungen rauben; noch weniger, daß lächerliche Charaktere im Leben nicht zugleich erhaben sein können: das Letzte ist offenbar, und dem Ersten hat Abbt in seinem Tode fürs Vaterland eine lesenswerthe Note[1]) gewidmet. Ich meine das Problem, wie bei Nationen die innere Veränderung des Geschmacks sich so gewechselt, daß, wenn die Lachsucht in einer Nation die Oberhand gewonnen, das Große und Schöne aus den nachahmenden Künsten und Wissenschaften sich allmählich verloren, ja, daß ebenso beide Denkarten beinahe entgegengesetzte Pole des Genies sind.

Man wende diese hingestreuten Beobachtungen und Meinungen zum Nutzen von Deutschland an; man lerne von den französischen Dichtern, deutsche Sitten so zu schildern, als jene es bei den französischen thun konnten; man lerne insonderheit von ihnen das Hervorstechende und die Uebertreibung, die man theatralischen Geschöpfen geben muß, damit sie leben. Wahr und genau zu schildern, heißt noch nicht theatralisch schön zeichnen. Jenes ist der Fehler der Deutschen, der nicht selten Langeweile erregt, wenigstens ihr Platz läßt; in diesem sind die Franzosen beneidenswerthe Muster! Lasset uns also ihre Schüler sein, in der Kunst, nicht aber in der Natur des Theaters.

Ich schreibe einige Züge aus einem französischen Gedicht ab, die sich nicht übel unter pia desideria schicken, wie diese Fragmente für Deutschland sind.

Les Voeux.[2])

Comme un Amant attend une maîtresse,
Un Courtisan l'accueil du Souverain,

---

1) S. 27 f.; im zweiten, weiter unten abgedruckten Stücke des Torso von Herder angeführt. — D.

2) In einem Excerptenheft führt Herder an: „Die Voeux über die

Un pauvre Auteur le succès de sa pièce,
Un faux dévot le malheur du prochain: — — —
Ainsi j'attends, que la force comique
Revienne enfin au théâtre françois:
Qu'on en éloigne un goût métaphysique
Qui chaque jour fait de nouveaux progrès;
Que l'on redonne à la scène tragique
Sa dignité, sa vie et sa chaleur,
Qu'à la pitié conduits par la terreur.
Nous éprouvions l'effet d'un pathétique
Qui, malgré nous, déchire notre coeur;
Que l'on nous rende un ensemble sublime
Qui vers le but se presse avec vigueur,
Et qui, rempli par Phèdre ou par Monime,
Ne laisse point de vuide pour l'Auteur.
Ainsi j'attends, qu'un froid Déclamateur
Ne pense plus par une Pantomime,
Dont à la foire il peut se faire honneur,
Frapper, saisir l'âme du Spectateur. — —
Ainsi j'attends . . . Bornons ici des voeux
Qui sans succès deviendroient trop nombreux,
Et gardons-nous d'étendre cet ouvrage
Par un détail de désirs impuissants.
Ceux-ci remplis, j'en ferai d'avantage;
Mais par malheur j'entends la voix du Sage
Qui me prédit, que j'attendrai long-tems.

Noch ein Wort von der französischen Ode, die auch in Deutschland viel Nacheiferer erregt. Nehme ich einen Begriff der Ode an, wie er ohngefähr aus den Werken der Alten, einem Pindar, Horaz, und aus den göttlichen Mustern der ebräischen Poesie bestimmt würde, so haben die Franzosen wenige oder gar keine Oden, ja, ich wage es zu sagen, daß wenige Kunstrichter, wenn die Nationaldenkart ihre Seele ausfüllt, die wahre Schönheit, ich meine nicht einzelne Züge, sondern das Große und Vollendete in dem Gebäude der Ode, völlig empfinden. Sie kunstrichtern über Theile und be-

Literatur f. Mars 1763", ohne Nennung der von ihm gemeinten Zeitschrift. Redlich hat bemerkt, daß dieses Gedicht vollständig unter der wol richtigern Ueberschrift Les Désirs und mit einigen Abweichungen sich auch im „Almanac des Muses" 1768 findet. — D.

handeln höchstens ein lyrisches Stück wie eine andre antike Poesie, ohne den unterscheidenden Charakter desselben in seiner Stärke zu fühlen. Ihr ganzer Geschmack ist zu modern; ihre Sprache und der Wohlklang ihres Ohrs ist zu entfernt von jenen; ihre ganze Denkart athmet in einem andern Elemente. Daher muß sich der Alte modernisiren lassen, um ihnen zu gefallen; sie tadeln als verzogene und verwöhnte, oder sie gaffen an Kleinigkeiten wie unerzogene und mißgebildete Kinder. Vielleicht bin ich eigensinnig — allein ich erinnere mich an keinen Aesthetiker in Frankreich, der, so viel sie von der Ode geschrieben, den wahren und hohen Begriff von ihr erreicht hätte.

Ihre Odendichter haben also von Malherbe bis zu Rousseau eine eigne Manier, die sehr von den Alten abweicht. Einen Plan zum ganzen Gebäude findet man nicht; dazu sind die Stücke, die sie Oden überschreiben, meistens zu lang und viel zu dogmatisch, so daß eine sinnliche Einheit und Mannichfaltigkeit in ihnen so fremde sind, als unter den Gezelten der Sceniten [1]) ein römischer Palast. Eine Sprache wie die ihrige, die zu zerstückt und kleinfügig ist, um ein wahres Horazisches Ganze zu erbauen, und reich an kleinem Vorrath, an ähnlichen Formen und Falltönen ist: diese Sprache hat einen Gesang hervorgebracht, der voll Reime und ähnlicher Wendungen ist, einige Wellenkreise über einander schlagen läßt, bis eine Strophe abgezirkelt ist — kurz, ein Gesang, wie ihn Rousseau zur größten Vollkommenheit gebracht und Cramer, unser deutsche Rousseau, fast noch mit größerer Leichtigkeit in unsere Sprache übergetragen.

Der Faden von Gedanken, der diese moderne Dichtart leitet (denn wenn man Cramer mit Pindar und Rousseau mit Horaz parallelisirt, so dürften Diese ihre Brüderschaft kaum erkennen), geht nie fort; kühne Fragen, Ausrufe, glänzende Wendungen und zum Schluß der Strophe meistens ein witziges Epigramm lösen sich ab; die Ode wird ein vielfarbiges in die Augen fallendes Kleid, das aus Läppchen künstlich zusammengestückt ist, von denen dies und jenes hervorsticht und der Geschmack des Näherwerks sehr gelobt wird.

Ich spreche ihnen als einer modernen neuen Gedichtart nicht ihren Werth ab, aber als Ode kann ich sie nicht mit

1) Plin., N. H., V. 21; VI. 30. 32. — D.

den Alten vergleichen. Ja, darf ich sagen, sie ist unsrer Sprache minder natürlich als der französischen, nicht dem Laute nach — denn unsere hat vor jener mehr Subsistenz und Stärke —, sondern nach dem Ueberfluß ähnlicher Formen zu urtheilen. Bei uns fallen die zu öftern Reime, die öfters wiederholten Wendungen sehr leicht, jene ins Leere und diese ins Gezwungene. Unsere Sprache, auf unsere innere Fülle stolz, will und darf sich nicht immer falten und biegen und durch Reime und Antithesen von beiden Seiten umherhüpfen: diese Oden werden also oft matt und langweilig.

Ihre Anzahl hat sich durch die schweizerische, Klopstockische und Ramler'sche Odenmanier merklich gemindert, da sie sonst Deutschland eine Sündfluth drohte. Wenn nur nicht jetzt ein böser Genius den Geschmack an Heroiden, der in Frankreich herrscht, auch zu uns überführte! denn eine Ode im französischen klimpernden Silbenmaß ist nicht viel besser als eine Heroide in prächtigen Alexandrinern.

Lessing hat die Fabel von ihrer französischen lustigen Verzierung entladen und ihr den Schlamm der Seine entwischt, in dem man sie vorher taufte; er hat den alten griechischen Aesop in seiner naiven Einfalt uns wiederhergestellt: wo findet sich ein Lessing auch für die Ode?

Vom britischen Geschmack in Trauerspielen.[1])

„Unsere alten dramatischen Stücke zeigen hinlänglich, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte. . . . Diese Spur würde uns geraden Weges auf das englische Theater geführet haben.

„Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an Jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an Diesen nicht finden kann, und zweitens würde Jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von Diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am Leichtesten von so einem, das Alles blos der Natur zu danken zu haben scheinet und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket.

„Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich Dieser die Alten sehr wohl und Jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der

---

1) Unter den vornehmsten Stücken der dritten Sammlung der Fragmente nannte Herder in seinem Briefe aus dem Ende December 1776 (siehe oben S. 126, Anm.) nach der vorigen Abhandlung (an siebenter Stelle): „Vom britischen Geschmack in Trauerspielen". In der Handschrift steht hier Schauspielen. Haym, I. S. 244 will unsere Abhandlung früher als die eben mitgetheilte setzen. — D.

mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigne Wege er auch wählet, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben als Othello, als König Lear, als Hamlet. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das nur halb so rührte als die Zaïre des Voltaire? Und die Zaïre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosman's entlehnet worden!" [1])

Bei dem Trauerspiel läßt sich vielleicht mehr nachahmen als bei dem Lustspiel. Bei jenem ist es schwer, ein ganzes Süjet zu erdichten, wenn man nicht entweder von einer historischen Begebenheit oder oft schon von einer Situation eines andern Drama geleitet wird, obgleich das Letztere sehr unmerklich und oft unsichtbar geschieht. Ich sage, es ist schwer, und beinahe möchte ich sagen, fast unmöglich; denn einen ganzen tragischen Plan gleichsam a priori zu erfinden und von der Leidenschaft philosophisch zu abstrahiren, ist nicht der ordentliche Weg, den unsere Einbildungskraft nimmt. Vielleicht ist dies die Ursache, warum Regeln kein Genie wecken, noch weit weniger schaffen können, ja, warum sogar die größten Genies zügel- und regellos sind.

Wenn nun die Einbildungskraft des Dichters nicht im eigentlichen Verstande aus sich erfinden kann, so muß sie ihr gegebne Plane bearbeiten. Zur Komödie liefert das Leben und die lebendige Erfahrung Süjets, und ich kann mir auch keinen vortrefflichen komischen Dichter vorstellen, der seine Gegenstände aus Büchern oder Speculationen zeichnen wollte. Zum Trauerspiel aber liefert die Erfahrung nicht eben oder sehr selten Gegenstände; unser Leben ist durchgehend zu einförmig und zu politisch dazu; in dieser Aussicht können blos die Griechen und die halbwilden Nationen Trauerspiele haben.

Die Geschichte ist also der große Zufluchtsort der tragischen Genies, eine Freistatt, die allen cultivirten Nationen offen steht. Ich meine nicht blos die ältere Geschichte, aus

1) Aus dem siebzehnten Literaturbriefe (Th. I. S. 99 ff.). Von Lessing. Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. IX. S. 81–83. — D.

der Franzosen und Engländer mit so ungleicher Manier geschöpft haben, sondern selbst die neuere; nur die neueste kann es nicht sein, weil diese theils an sich selbst fürs Drama arm und ihre Geschöpfe nicht gnug von dramatischer Hoheit, Anstand und Feierlichkeit begleitet sind. Diese Quellen sind allen Nationen gemein, ohne daß sie sich, wie die Araber bei ihren Brunnen, zanken dürfen. Mit eben dem Recht, als die Griechen Geschichte von Barbaren griechisch umkleiden konnten, mit mehrerm Recht können wir Neuere uns mit tragischen Geschöpfen aushelfen.

Sollte die Vaterlandsgeschichte einen Vorzug in dem Interesse haben, so kann dieser Vorzug im engern und weitern Verstande gelten. Im weitern haben alle Christen ein Interesse, und ein Olint und Sophronia[1]) haben Anrecht auf christliche Empfindungen, ob sie gleich katholisch und im gelobten Lande sind. Höchstens dürfte der Dichter ohne große Mühe die Scenen nach unserm Gefühl wählen und bilden. Im engern Verstande ist die alte englische, dänische, schwedische und fränkische Geschichte noch immer die Historie unsers Volks, wenn ich sie nicht historisch und politisch, sondern dichterisch behandle: und noch bis auf diesen Punkt weiden alle zusammen.

Wollte man aber den Deutschen im engsten Verstande ihr Vaterland anweisen, so wäre es zwar freilich wahr, daß die deutsche Kaiserhistorie weniger tragische Vorfälle aufzuzeigen hätte, als Shakespeare aus der Geschichte seines Landes zog. Erklären würde man diesen Mangel leicht können, aber ersetzen? Immer auch ersetzen aus der besondern Geschichte eines jeden Landes in Deutschland und aus der Geschichte der mit ihnen verwandten und beinahe verschwisterten Völker. Ueberhaupt ist für dramatische Genies auch besonders in Deutschland noch so viel Stoff übrig, daß jedes seine tragische Welt unabhängig von andern schaffen könnte.

Hier stehen also alle neuere Dichter des Trauerspiels vor einerlei Schranken, und welche unterscheiden sich hier am Meisten in der Art, historische Süjets wohl zu bearbeiten? Nicht einen Augenblick steht man mit der Antwort an: die Engländer! Und über alle ragt Shakespeare hervor.

---

1) Cronegk behandelte diesen von Tasso gebotenen Stoff. Mit der Beurtheilung dieses Stückes beginnt Lessing's Dramaturgie. — D.

Die Künste der Franzosen fallen hier ins Kleine! Charaktere zu arbeiten, die Regeln zu beobachten, Sentiments in den Mund zu legen, diese Arbeiten sind hier eben die letzten; denn das ist nicht das vornehmste Tragische einer Begebenheit, daß sie sich in die fünf Acte bringen läßt: die Charaktere, so wie sie die Franzosen schildern, sind überhaupt bei solchen historischen Stücken Mißgeburten, da alte Stücke modernisirt und eine neue witzige und spruchreiche Denkart in alte Kleider eingehüllt werden.

Aber ich schließe weiter. Wenn die Engländer in Absicht auf das Handlungsvolle vor den Franzosen und Shakespeare unter allen seinen Landesleuten hervorragt, so hätte er der Erste sein sollen, der unser Theater gebildet? Der Kunstrichter behauptet dies, aber er erlaubt doch einige bescheidne Veränderungen. Wohl! auch ich erlaube mir einige bescheidne Abweichungen von seiner Meinung. Es ist wahr, die Deutschen wollen gerne sehen; sie lieben den Aufwand und die Handlung, und sollten sie jemals eine tragische Bühne bekommen, so glaube ich sagen zu können, daß sie nie die Leidenschaften der Engländer, nie die Charaktere der Franzosen erreichen werden: der Charakter ihres Trauerspiels wird Handlung sein, die nicht wie das britische rühren, noch wie das französische schleichend gefallen, sondern an Beidem Theil nehmen wird. Darf ich ein Wort über ihren dramatischen Charakter bemerken, so ist's: sie wird an sich ziehen; darf ich ein Wort wagen, wie dieser Charakter tragische Wirkung erreichen kann: sie wird interessiren; und darf ich weissagen: sie wird auf der einen Seite sich überladen, auf der andern . . .

Vielleicht kann ich an einem andern Ort dies nach seinen Gründen und Folgen mehr auseinandersetzen; hier zeichne ich blos mein Profil weiter. Wir müssen zuerst den Deutschen etwas zu sehen verschaffen: hiezu sind die Franzosen unbrauchbar; aber die Engländer? und Shakespeare? Ja, sie geben sehr viel zu sehen, aber uns Deutschen wirklich zu viel. Man gebe doch nur auf sich Acht, was man bei Shakespeare sieht: immer zu viel, als nicht betäubt zu werden; zu fremde Phänomene, als an ihnen Theil zu nehmen; zu unwahrscheinliche, als sie auch mit einem starken theatralischen Glauben ansehen zu können. Nun vergesse man nicht, daß diese Schwergläubigkeit, diese Trockenheit, diese — — —

Von Baumgarten's Denkart in seinen Schriften.[1])

I.

Ein jeder Weltweiser, der nicht blos nachbetet, hat eine gewisse eigene Manier zu philosophiren, wenn er auch nicht völlig eigene Lehrsätze erfände oder behauptete, so wie ein Virtuose in der Kunst sich bald entweder durch seine Farbenmischung oder durch seine Formen und Compositionen den Augen des Kenners unterscheidend darstellt. Nun ist es freilich der unterste Grad dieses edeln philosophischen Eigensinns, wenn man den Teig des Andern blos neu umknetet und in eine andre Form bringt, ohne ihn auch nur durch angenehme Gerüche lieblicher zu machen; ja, dieses Umbilden der Weltweisheit würde ihr endlich zum wirklichen Verderben gereichen, weil ihre Form in so vielerlei Händen endlich von außen eine schlechtere Gestalt bekommt und innerlich ihre beste Kraft vergährt. Sollte daher bei dem Grabe eines Weltweisen von Profession ein Richter der Verdienste sitzen, der, wie jene auf der Insel Möris,[2]) unparteiisch wäre, so weiß ich nicht, was er über viele philosophische Handwerker urtheilen würde, die ihren Lebenswandel in der Weltweisheit damit anfangen, ein Lehrbuch nach ihrer Art zu schreiben und mit einer Erklärung dieses Lehrbuchs endigen. Seitdem diese Mode auch in Deutschland aufgekommen, ist die wahre Weltweisheit augenscheinlich gesunken. Man hat den weisen Unterschied beliebt: Stücke, die wirklich die Wissenschaft erweitern, gehören in Commentare der Societäten und in Memoires wissenschaftlicher Akademien; den Universitäten aber, als solchen, blieben Lehrbücher übrig und Disputationen, bei denen man nichts Neues erwarten müsse; und hat zu eben der Zeit die Mode sehr gelobt und gebilligt, daß jeder Lehrer sein Com-

---

1) Diese in „Herder's Lebensbild", I. 3, 1. S. 292—346 abgedruckten Stücke, der Entwurf der Einleitung, ein Theil des Schemas und die theilweise Ausführung der zwei ersten Abschnitte, fallen spätestens in den Anfang des Jahres 1767. Baumgarten war schon am 26. Mai 1762 gestorben; einen Lebensabriß von ihm hatte Abbt geliefert. — D.

2) Vielmehr am See Möris. — D.

pendium so regelmäßig schrieb, als jeder Tag seine Plage hat; zwei Dinge, die ich zu einander nicht recht passen kann. Wenn die Wahrheit nur eine ist, so läßt sie sich auch nur auf eine Art und in einer Ordnung am Besten sagen. Es würden also alle akademische Umsätze und akademische neue Manieren so weise sein als die rhetorischen Schulvariationen. Sie müssen verderben, wenn sie nicht bauen, da es keinen Mittelweg zwischen Wahrem und Falschem, Gutem und Schlechtem giebt.

Allein dies hindert das eigene Denken so wenig, daß es eben hiedurch Flügel zum Aufschwunge in den freien Raum der wahren Weltweisheit erhält, wo Niemand lernen, sondern Jeder denken muß. Allein da die Weisheit eine Göttin ist, die bisher kein Auge in ihrer ganzen Gestalt gesehen und vielleicht kein sterbliches Auge sehen kann; da man, wenn man auch eben kein Zweifler an den verschiedenen Schulen sein will, doch endlich mit Pilatus fragen muß: „Was ist Wahrheit?"[1]) so wird man gleichsam gegen den Eigensinn der Philosophen tolerant; man läßt einen Jeden auf seine Art nach dem Schatze der Wahrheit graben, wenn es nur wahr ist, daß er gräbt; man läßt einen Jeden sagen, wie er den Chamäleon der Wahrheit glaubt gesehen zu haben, wenn er nur gesehen; man läßt einem Jeden gern seine eigne Methode und Lehrart, wenn sie nur Methode genannt zu werden verdient. Es ist dieser Eigensinn der Sauerteig, der gleichsam Alles in Gährung setzt, und eine Begeisterung, die der Trägheit am Gewissesten widersteht, auf die Sätze seines Meisters zu schwören.[2])

Wir können also auch die Arbeit eines Weltweisen vom zweiten Range nicht verachten, der zwar kein eigenes System ausgeheckt, aber auch nicht sein erstes Gesetz hat sein lassen, die Fußstapfen eines Andern nachzudrucken.

Ueberdem hat jeder Mensch seine eigene Art, sich die Ideen einzuprägen und sie in der Seele umzusetzen; er hat seine eigene Seele, die ein Individuum in der Reihe der Geister ist; er empfindet also nach der einzelnen Bildung und Stärke seiner geistigen Organe. So müßte also ein jeder Weltweiser Originalität haben, wenn seine Arbeiten vollständige Abdrücke seines Geistes wären und er Alles lieferte, was er liefern

1) Joh. 18, 38. — D.
2) Jurare in verba magistri. Hor., Epist., I. 1, 14. — D.

könnte. Ob man nun aber gleich diesen Fall bei keinem Werke der menschlichen Seelen annehmen kann, so müssen sich doch, wenn unsere Denkkraft freien Lauf bekommt, gewisse Originalstriche äußern. Und diese Originalstriche seines Autors studiren und alsdann dessen wahres Bild, das weder verschönt noch verschlimmert noch fremde ist, an seinen wahren Platz im Range der Geister stellen — ist kein verdienstloses Unternehmen.

II.

1. Baumgarten's Sprachenstudium.

1. Seine Philosophie ist ins Lateinische verhüllt. Gewählte Worte. Redensarten. Kürze.

2. Er hat in die Worte Bedeutung gelegt.

3. Die Kenntniß der Worte als einen Theil der Philosophie angesehen. Sein Charakter.

4. Wörter sind bei ihm Bahnen und Signale und Methoden.

5. Er spielt mit Worten, setzt um; bei ihm ist die nackendste Weltweisheit.

ad 1. Ich würde sie gern deutsch lesen.

ad 2 und 3. Philosophie der Sprache.

Fehler dieser wörtlichen Philosophie:

a) kein Gedanke, der unter dem Wort ist;
b) sehr formal;
c) sehr akademisch, nicht frei;
d) hält ab von Kenntniß der Welt.

ad 4. Die Kunstwörter, die er erfunden, und die leidigen seiner Schule unterscheiden.

ad 5. Ist Philosophie ein Calcül von Worten?

2. Seine schönen Wissenschaften und Altenkenntniß.

1. Nicht Verse machen und dergleichen.

2. Die Alten kennen. O, hätten wir seine Geschichte der Gelehrsamkeit! Stelle aus Christgau.[1])

3. Mit den Alten sprechen. Seine Blumen.

---

1) Es sind wol die „Elogia illustrium praesentis aevi scriptorum lucubrationibus dicata" (Francof. ad Viadrum 1766) gemeint. — D.

4. Ueber die schönen Wissenschaften philosophiren.
Fehler:
ad 2. Das, was die Alten gedacht, erstickt zu denken.
ad 3. Nichts unbestimmt und witzig.
Unterschied zwischen Witz und Einbildungskraft.
ad 4. Man muß nicht selbst schön denken wollen.

3. Seine religiöse Denkart

1. nahm ihm Zeit weg;
2. zeigte ihm immer den Gesichtspunkt der Religion;
3. gab ihm die Richtung der Religion, zu glauben;
4. schnitt ihm ab, über die Religion zu philosophiren.

4. Tabellarische Methode seines Bruders.

III.

Ich mache in diesem Abschnitte gleichsam den Umriß, in welchem Baumgarten's Denkart meinem Auge erscheint: welche Bestimmungen es nämlich sein mögen, die derselben gleichsam ihre Figur und ihre Schranken gegeben; die innern Gesichtszüge lasse ich noch unbestimmt. So gewann jenes korinthische Mädchen den Umriß ihres Liebhabers dem Schatten an der Wand ab,[1]) und hatte also eine Figur, die ihre Einbildungskraft so auszumalen Raum hatte, daß sie ihren Liebhaber, Andre aber nichts erblickten. Wer über meinen Umriß urtheilen will, habe Baumgarten gelesen: hier ist er!

„1. Man sieht überall in seinen Schriften, daß das Sprachenstudium einer der ersten Uebergüsse gewesen, in welchem sich seine Denkart geformt; daher ist seine Weltweisheit überall mit der lateinischen Sprache umhüllt. Er legt in jedes Wort Bedeutung und denkt bei der Erklärung, Lehrart und Beweisen gleichsam wörtlich.

„2. Sein Studium der Alten hat ihn mit denselben sprechen gelehrt und seiner Aesthetik fortgeholfen.

„3. Die mathematische Methode seines Urbildes, Wolff's, nahm unter der Hand Baumgarten's, die vielleicht zur tabellarischen Methode gewöhnt war, eine neue Gestalt an.

„4. Seine theologische Denkart gab hier und da seiner Weltweisheit besondre Richtung."

Diesen vier Linien will ich folgen, um das formelle

1) Plin., N. H., XXXV. 12, sect. 43. — D.

Denken Baumgarten's zu umschreiben; die Materie desselben wird zween andere Abschnitte einnehmen.

* * *

So wie wir heut zu Tage mit der Sprache denken lernen und nicht die Sprache blos als Werkzeug bekommen können, unsre schon gebildeten Gedanken auszudrücken, so ist's auch in der gelehrten Erziehung lange Zeit Gebrauch, die jungen Seelen zuerst in gelehrte Sprachen einzutauchen; ein Anstrich, der sich, nach dem bekannten Sprichwort,[1]) bei einem neuen zarten Gefäße lange erhält. Baumgarten bekam eben diese Sprachenerziehung; die theologische Philologie blieb fast seine ganze Lebenszeit durch sein Theil Arbeit; lasset uns sehen, was dies wörtliche Denken seiner Philosophie für Grundstriche gegeben, nach ihrem Aeußern und Innern.

Die Weltweisheit giebt ihrer innerlichen Würde und Beschaffenheit nach alle Ansprüche auf die poetischen Sprachschönheiten auf, die in dem Wohlklange der Wörter, in dem Wechsel der Silben, im rührenden Ausdruck und im Schmuck der Bilder bestehen. Sie verschmäht alle diese Schönheiten, wie Hektor die Gaben der Venus an Paris[2]) oder wie Hercules, da er die Statue des Adonis im Tempel erblickte und voll Unwillen ausrief: „In Dir ist nichts Heiliges!“[3]) Können Hercules und Hektor deswegen nicht schön sein, weil sie nicht wie Paris und Adonis schön sein wollen? Hat die Weltweisheit keinen Reiz, weil sie ihr Angesicht nicht mit Schönpfläſterchen der Poesie und Rednerei verunstaltet? Wer dies behauptet, hat sie nie von Angesicht gesehen.

Wenn die Grundsätze und Regeln, die der Weltweise bei einer Semiotik a priori bestimmt, bei einer der wirklichen Sprachen wenigstens theilweise anzuwenden sind, so ist's bei der Sprache der Philosophie, die keine sinnliche Schönheit, aber intellectuale Vollkommenheit zum Bilde ihres Stiles haben muß. Ich rede nicht von der Sprache der Weltweisheit, die die Philosophen selbst erfunden haben, um z. B. ihre Syllogismen anzuzeigen, sondern von dem ordentlichen strengen Vortrage der Weltweisheit in einer Sprache überhaupt: hier ist Alles ein Fehler, was zu viel oder zu wenig sagt, es sei in einem andern Gesichtspunkt so schön, als es wolle.

1) Hor., Epist, I. 2, 69. 70. — D.
2) Ilias, III. 64. — D.
3) Suidas, s. v. Οὐδὲν ἱερόν. — D.

Jeder deutliche Begriff muß in dieser Sprache also nur einen Ausdruck haben; denn wenn er mehrere hätte, so muß allemal die Gelegenheit, die dies Wort erschuf, anders gewesen sein. Sollte daher der gewöhnliche Sprachgebrauch, der nie philosophische Deutlichkeit zum Zweck hat, beide Unterschiede verwirren, ohne doch seinen Zweck zu verfehlen, so muß doch der Philosoph lieber, wenn er kann, unterscheiden und in ein jedes Synonymum einen bestimmten Unterschied legen; oder er muß sich an ein Wort binden, weil bei Abwechselung dieser halb gleichgiltigen Wörter meine Aufmerksamkeit sich auf einen Nebenbegriff des Wortes heften und also den Hauptbegriff zum Theil verfehlen kann, oder wenigstens durch diese Wortveränderung in eine kleine Verwirrung gerathen kann, als sei der Gegenstand selbst verändert worden.

Dies ist die Ursache, warum ich von dem „beinahe philosophiren" nichts halte, da man sich an Worte bindet, um, wie man sagt, uns nicht durch ein ewiges Einerlei zu ermüden, sondern uns Worte vorspielen läßt wie ein Farbenclavier. Einem Auge, das sich anzuheften weiß, ist diese Abwechselung so unangenehm als eine Augenblende: es will eben ein Einerlei und öfteres Wiederkommen desselben, um seinen starren Blick auf dasselbe einzusenken und es gleichsam durch und durch zu sehen. Für ein flatterhaftes Auge ist freilich ein schönes Wortspiel willkommener: für Damen und weiberartige Männer sind freilich solche Fontenellische Spaziergänge angenehmer; allein wenn man sein Ziel beständig vor Augen hat, so wird man den kürzesten Weg suchen, und allen Schmuck der Worte und alle schöne Abwechselungen und Zerstreuungen für goldene Aepfel der Atalanta ansehen, die uns im Lauf hindern. Wenn man das Lob vieler Philosophen nach der Mode liest, sollte man nicht argwöhnen, daß sie dieses aurum volubile[1]) wie Hippomenes fallen lassen, damit wir auf ihre lahmen Füße nicht merken sollen?

Doch ich falle vielleicht selbst in den Fehler, den ich tadle, und wende also lieber kurz und gut an: wenn ich die Schriften Baumgarten's als Lehrgebäude in Miniatur betrachte, ohne zu erwägen, für wen sie geschrieben sind, so kann ich in Absicht auf den Stil ihre Genauigkeit, Kürze und Einförmigkeit nicht anders als loben. Blos durch diese harte und feste Andeutung der Begriffe kann die Weltweisheit zur

1) Ovid., Met., X. 667. – D.

sichern Gestalt gelangen, und Jeder, der sich bis zur abstracten Vollkommenheit erheben kann, wird in diesem ungekünstelten viereckigen Umriß, der auf nichts als Wahrheit geht, mehr hohes Vergnügen finden als in allen Hogarth'schen Schönheitslinien eines Stils, der sich krümmt und mit Farben wechselt und sich in fremde Verzierungen verliert. Baumgarten's Schriften und insonderheit seine Metaphysik sind ein simpler philosophischer Grundriß von Wahrheiten, wo ich keine sanfte Schlängelungen, sondern Linien suche, die fest nach der Kunst, richtig dem Verstande und deutlich dem Auge sein sollen. Hier würde ich, wie bei einem topographischen Risse, Alles verdammen, was der Schönheit wegen von der Richtigkeit wankt und für das Auge spielt, da es den Verstand unsicher läßt, weil ich in ihm nichts weniger als einen chorographischen Tanz oder kein architektonisches Muster der Schönheit sehen will.

In dieser Absicht ist es mir angenehm, synthetisch zusammengeordnete Wahrheiten in aller ihrer Kürze und Genauigkeit zu überschauen, um mir von ihnen ein Ganzes der scientifischen Philosophie im Verstande entwerfen zu können. Zu diesem Zweck danke ich dem Verfasser, daß er das Ueberflüssige entfernt, in geraden Linien zu seinem Punkt geht, ohne schön abzuweichen, in jedes Wort Verstand legt, und wo der Sinn wiederkommt, auch den Ausdruck wieder vorbringt. Ich danke es ihm, daß er eintönig und hart und wiederholend ist, wo es sein muß, und dem Reichthum entsagt, der im Detail verschwenderisch, und dürftig im Ganzen ist; der Schönheit entsagt, die die Vollkommenheit und Bestimmtheit schwächt; der Grazie entsagt, die einen Schleier vorwebt für Theile, die ich scharf anschauen will.

Hat er etwa nicht Synonyme gewußt, um abzuwechseln? Ja! denn er setzt ja sogar synonymische Allegorien neben sein Hauptwort, die er aber wie in ein Gefängniß einklammert, damit sie nicht Verwirrung erregen! Hat er sich nicht überall der Kürze beflissen und den Ueberfluß vermieden? Ja! denn auf seine Schriften kann man gewiß das seltne Lob schreiben: Haud quid nimis![1]) und doch wiederholt er sich in ganzen Paragraphen so monotonisch wie der Leiermann des Horaz,[2]) der auf einer Saite umherirrte. Warum? Damit diese Ein-

1) Nach dem Ne quid nimis bei Ter., Andr., I. 1, 34. — D.
2) Ars Poet., 355. 356. — D.

förmigkeit Ordnung und Deutlichkeit befördere. Hat er nicht Blumen gehabt, um seine Schreibart zu bestreuen? Leset seine Aesthetik, seine Vorreden, seine Abhandlungen, wo er sich seinem Geist überlassen kann, und Ihr werdet einen Reichthum von Blüthen finden, die er aus den Alten gebrochen und sehr geschickt einzuweben weiß; und doch giebt er dieses Füllhorn aus der Hand, wo es auf Waffen, zu streiten, oder auf freie Hände, zu ringen, ankommt. Sollte also sein Stil nicht ein Werk des Vorsatzes sein, selbst in seiner trocknen Dürre, zusammengepreßten Kürze und einfachen Wiederholungen? Er ist's, und wenn ich eine Vergleichung zwischen der Weisheit und der Kunst anstelle, so hat er mit dem ältern Stil der Bildhauerei eine Aehnlichkeit, da die Zeichnung nachdrücklich, aber hart, mächtig, aber ohne Grazie war, und wo der starke Ausdruck die Schönheit verminderte. „Wie in Erlernung der Musik und Sprachen dort die Töne und hier die Silben und Worte scharf und deutlich müssen angegeben werden, um zur reinen Harmonie und zur flüssigen Aussprache zu gelangen, ebenso führt die Zeichnung nicht durch schwebende, verlorene und leicht angedeutete Züge, sondern durch männliche, obgleich etwas harte und genau begrenzte Umrisse zur Wahrheit und Form." Und so ist der Stil Baumgarten's.

Freilich nähert er sich blos von ferne diesem strengen Einfachen der Wahrheit; so viel es nämlich seine Sprache, die Unvollkommenheit seines Systems und die Schwäche der menschlichen Denkart zuläßt. Es müßte die vollkommene philosophische Sprache erfunden, die Weltweisheit erschöpft und die Kräfte der menschlichen Seele vollendet sein, um solch ein System in seiner wahren Größe zu liefern. Aber wenn er sich zu dieser Höhe hinaufzuklettern bestrebt, so muß man seine Bemühungen nicht verkennen. So wie die wahre philosophische Sprache, wenn sie nicht über die Erfindung und Fassung der Menschen ginge, sehr gerne die Beschuldigungen auf sich nehmen würde, die man ihr zum Voraus macht: daß sie barbarisch, monotonisch, ohne Ausdrücke für das Herz, ohne sinnliche Reize und trocken sein müßte — denn diese Mängel werden bei ihr Mittel zu Vollkommenheiten oder Vollkommenheiten selbst oder verschwindende Fehler —, so nimmt ein Weltweiser, bei dem die einfache, ungekünstelte, nackte Wahrheit über Alles gilt, den Namen eines Barbaren, eines simpeln trocknen Kopfes so gern zu seinem Ruhm an

als Sokrates den edeln Namen eines Unwissenden. Denn wer heißt in Rom und in dem Munde des Volks Barbar? Der eine fremde Sprache spricht; und die muß der Weltweise sprechen, der die Begriffe der gemeinen Rede berichtigen, erhöhen und mit andern verknüpfen will. Wer heißt ein simpler Kopf? Wer mit Worten karg ist und den schönen Luxus nicht affectirt, der das Wohlleben in der Gesellschaft und das Wohlschreiben im gewöhnlichen Stil ausmacht; und dieser schönen Verschwendung muß er entsagen, die sein Gewicht an Worten und seine Nerven der Stärke schwächt. Und wer heißt ein trockner Kopf? Der Alles aufgedeckt vor Augen legt, ohne es mit Blumen zu bestreuen, und sich nicht um das künstliche Gewebe zugespitzter Ausdrücke bemüht, die sinnreich scheinen und den wahren Sinn entkräften. Wer wird nicht also diese Vorwürfe gern auf sich nehmen, wenn er den Ehrennamen eines richtigen, tiefen, behutsamen Forschers mit ihnen erwuchern kann und die Schönheit der Wahrheit aufopfern muß? Wenn der größte Dichter, Homer, blos im Ganzen Majestät in der Dichterei sucht, daß er die unglückliche Kunst vergißt, im Kleinen zu glänzen; wenn er bei dem Verzeichniß seiner schwarzen Schiffe so eintönig wird, daß sich alle Scholiasten über ihn ärgern und den abwechselnden künstlichen Virgil bewundern, statt daß Jener nur im Ganzen und jedem Theile Schöpfer sein will: warum sollte man nicht dasselbe Lob mit mehrerem Recht auf einen Weltweisen überpflanzen können, das Macrobius[1]) dem Homer giebt: „daß er sich nach jeder Kleinigkeit nicht bücke und seinen Stil durch kleinliche Abwechselungen einzelner Stücke drehe und wende, sondern wie ein Befehlshaber steht, der eine Menge von Begriffen überzählt und ordnet und jeden bei seinem einzigen wahren Namen nennt"? Ich mag die Sache betrachten, wie ich will, so ist der strenge Stil der einzige für die Philosophie, vorausgesetzt, daß man es Philosophie nennen kann und die ganze Sache an sich selbst betrachtet.

In der That wünschte ich, daß Baumgarten seine Systeme deutsch geschrieben hätte in dieser kurzen, genauen und nachdrücklichen Sprache. Diejenigen, so ihn schon in der lateinischen Sprache, die mit der Philosophie schon vermählt ist, für einen Barbaren gescholten, würden ihm im Deutschen

1) Saturn., V. 15. — D.

diesen Namen dreifach geben, weil er unserer Sprache diese Barbarei zum Theil erst anschaffen müßte, weil in ihr die Wiederholungen noch verdrießlicher und langwieriger sein würden und sich über dieselbe mehr eigenmächtige, unweise Richter finden als in der Sprache der Gelehrten. Daher hat er auch die lateinische gewählt, nach vielen Versuchen die deutsche Sprache noch nachgelassen und die Uebersetzung in dieselbe aus dem Latein nicht zur Erfüllung gebracht. Ich kenne Baumgarten nicht in seiner deutschen Schreibart, ich vermuthe bei ihm keinen biegsamen, schönen und neuen Stil, den ihm die Grazie gegeben hätte; allein eben weil ich mich seiner simpeln, nachdrücklichen und trocknen Denkart versichert habe, würde ich in ihm einen classischen Autor für den viereckigen harten Paragraphenstil erwartet haben, der uns in der Philosophie ein classisches Compendium geliefert hätte, voll Bedeutung, Kürze und Festigkeit, was wir noch nicht haben. Wir haben ja aber seine Metaphysik, von Meier übersetzt! aber in andern Zwecken, die er auch erreicht haben kann, nicht aber in unserer Absicht, als ein classisches Kernbuch der Philosophie von lakonischen Ausdrücken. Denn hier sagt er selbst in der Vorrede, „daß diese Metaphysik nicht mehr Baumgarten, sondern auf viele Art die seinige sei".

Ich habe von Baumgarten's Schriften als systematischen Compendien geredet und es hier nicht blos meinem Autor zu gut behauptet, sondern setze es allgemein fest: daß ein vollkommenes philosophisches System in einer vollkommenen philosophischen Sprache geradezu aller Zierrathen der Dichtkunst nicht blos entbehren könne, sondern, welches noch mehr ist, entbehren müsse. Ich setze, ohne einen paradoxen Satz affectiren zu wollen, dazu, daß es blos von der Unvollkommenheit der Erkenntniß oder der Sprache herrühre, wenn die nackte Wahrheit sich mit schönen Feigenblättern umhüllen muß, um den Augen der Menschen zu erscheinen, und ich überlasse es jedem Sprachweisen, diesen Satz auf mehreren Seiten zu betrachten. Eine Philosophie, die in allen Worten richtig, genau und erwiesen wäre, die würde erst ein Schatz von vollkommenen Begriffen sein; und würde die Schönheit hier nicht der Richtigkeit Eintrag thun?

Mit einem Mal aber ändert sich meine ganze Aussicht, wenn ich die Philosophie subjective betrachte, wie wir zu ihr gelangen, wie viel wir von ihr wissen, und wie sie vorzutragen

ist. Hier halte ich's wirklich für einen Irrweg, auf diesem abgezirkelten Pfade zur Wahrheit zu kommen; ich halte es nach der jetzigen Gestalt der Wissenschaften noch viel zu früh, diese Lehrart für die einzige anzunehmen, und am Meisten glaube ich, daß Bücher von diesem schmalen Vortrage nicht füglich zum eignen Lernen sind. Vielleicht bringe ich muthmaßliche Gründe meiner Einwendungen an.

Zur abstracten Philosophie durch einen so strengen Vortrag zu kommen, ist mißlich, weil der gesunde Verstand vor der philosophischen Vernunft und die Sprache des gemeinen Lebens vor der speculativen Sprache vorausgeht. Da wir eher Menschen als Weltweise sind, so ist's natürlich, daß die menschliche Denkart der philosophischen zum Grunde dienen müsse. In der gemeinen Sprache ist ein unermeßliches Feld von Begriffen enthalten, auf dem also der Weltweise frei spazieren muß, um dasselbe sich ganz bekannt zu machen. In ihr liegen alle die Schätze verborgen, die wir durch die sinnliche Erfahrung und die vernunftähnlichen Seelenkräfte erworben haben, in ihr liegen die Goldadern, aus denen die Philosophie das Gold gräbt, um es zu läutern! Augenscheinlich muß man daher von diesem Punkte ausgehen und zuerst reich und vieldeutig sprechen, suchen und graben, wühlen und die Erde umrühren, um nachher bestimmt und eindeutig zu sprechen und die Wurzeln hervorzubringen. Es ist also der Vortrag, den der Engländer Hume, Rousseau unter den Franzosen, Sulzer und Lambert unter den Deutschen erwählen und durch unbestimmte Wörter, durch einen freien akademischen Spaziergang, durch einen freien Vortrag zu den Gebieten der Wahrheit zu kommen suchen, in seiner Art gut und vortrefflich. Nur muß man beide Wege nicht verwirren und den einen verwerfen, weil man den andern liebt. Ohne Zweifel ist's besser, wenn man zur Wahrheit geht, auf der Bahn der gemeinen Sprache zu gehen: so wird man fruchtbar, denn man hat mehr data; man geht sicherer, denn man heftet sich nicht voll Eigensinn an gewisse Worte; man geht faßlicher, denn wir erheben gleichsam den Menschen von der Höhe seines gesunden Verstandes allmählich zu dem Gipfel, auf dem wir ihn haben wollen. Aber wenn wir einmal so weit zu sein glauben, so ist wiederum kein Ausdruck besser als der philosophisch vollkommene, um gleichsam in Musterung zu nehmen, was wir besitzen, und zu überzählen, was wir

gesammelt haben. Wenn ich Hume, Montaigne oder Rousseau lese, so folge ich zuerst ihrer Reihe von Gedanken; denn sie führen mich durch blumenreiche Pfade und gewöhnen mich nach und nach zum Lichte: allein glaube ich zu sein, wo ich sein wollte, so entwerfe ich meinen Gang ohne Zierrathen blos in richtigen Linien mit meiner Reißfeder auf dem Papier. Nun lasse ich Alles weg, was Vorbereitung, Alles, was Erleichterung, Alles, was Verschönerung war; ich will blos das Wesentliche, das Schwere, das Wahre; jedes Fremde fällt weg, und so habe ich einen simpeln philosophischen Riß, ohne Schmuck und Zierde, ohne Synonyme und Ausrufungen. Hier wäre jede Verzierung fremde, unbestimmt, vieldeutig, zerstreuend und also ein Fehler.

Dagegen lehrt die Erfahrung, daß ein so skelettartiger, viereckiger philosophischer Vortrag zum Anfang der philosophischen Bildung nur abschreckt oder historische Gedächtniß- oder halbe Vernunftphilosophen oder höchstens Weltweise hervorbringt, die Dolmetscher, Erklärer und Retter gelernter Schulsätze sein können. Kann also ein solcher wol der wahre Vortrag für Anfänger sein? Er macht, daß sie Philosophie hören, verstehen, glauben: nichts mehr! denn um durch ihn gebildet zu werden, müßte man schon Philosophie wissen, ja, was noch mehr, philosophisch denken, ehe man es doch durch ihn lernt. Ja, man müßte die schärfste Philosophie aufs Genaueste wissen, weil gleich bei seinem Anfange die ersten und abstractesten Begriffe verkettet vor uns stehen, die man, der Philosophie ungewohnt, unmöglich sogleich einsehen kann, wenn man sie auch versteht, sich erklären kann, wenn man sie auch begreift, und noch weniger in ihrem ganzen Zusammenhange anwenden kann, selbst wenn man sie beweisen könnte. Schwerlich dürfte also ein synthetisch trockner Vortrag zum Lehr- und Lesebuch der beste und nützlichste sein.

Ich habe bisher überhaupt geredet; die Anwendung auf Baumgarten wird man sogleich errathen. Seine Metaphysik ist ein vortreffliches Buch für Den, der die Wahrheiten der Philosophie schon einzeln alle gefaßt, geprüft, verdaut und anzuwenden gelernt hätte und nun seine analytisch gesammelten und vergewisserten Ideen synthetisch ordnen will. Alsdann hat er in ihr (vorausgesetzt, daß das System materiell richtig wäre) die schönste Kette von Wahrheiten. Er

sieht von der Höhe herab eine Reihe von fruchttragenden Bäumen, wie nach der Richtschnur gepflanzt; ein Bette von mancherlei Blumen, wie von den Händen der Flora gesät. Er sieht Glieder von Wahrheiten, die sich, wie der macedonische Phalanx, Schild an Schild schließen und sich auf einander zudrängen, um für einen Mann zu stehen. Das Alles sieht er mit einem großen Blick des Vergnügens, und siehe da, es ist Alles richtig und genau und voll Ordnung! Er wird also dies treue Compendium zu seinem Handbuch wählen und in ihm einen Riß von seinen Reisen und Entdeckungen und gefundenen Schätzen betrachten.

Wer aber diese Reisen erst thun will, dem wird dies Buch nicht eben der kürzeste Wegweiser sein können, weil er sonst verkehrt und beschwerlich reiste, indem er da aufhören dürfte, wo er jetzt nach demselben anfangen müßte. Und wenn ich ihm auch auf seine Reise weitläufige gedruckte Commentarien in vielen Bänden mitgäbe, auch sie würden nichts ändern, weil sie blos mit vielen Worten das sagen, was Baumgarten in wenigen sagt. Und wenn Baumgarten auch selbst sein Buch erklärte und, damit ich mich seines Ausdrucks bediene, „ein Skelett mit Fleisch und Adern zu bekleiden wüßte“: noch bin ich etwas ungläubig, weil es hier darauf ankommen dürfte, einen vollen Körper zu zergliedern, damit man erst ganz zuletzt ein Skelett habe. Kurz, wenn ich eine synthetische Tabelle nöthig habe, die Wahrheiten im Zusammenhange, von oben herab, in aller Kürze und Fülle zu überschauen, so ist Baumgarten mein Autor; wenn aber eine Analysis der Begriffe im Ganzen des Buchs und in seinen einzelnen Theilen die Methode der Philosophie ist, so würde ich einem αὐτοδιδάκτῳ sowol als einem akademischen Schüler ein anderes Lehrbuch wünschen.

Wolffens Methode ist der natürliche Weg, den ein Geist wählt, welcher aus Leibnizens Schriften einzelne Wahrheiten wie Inseln hervorhebt und groß gnug ist, um dieselben zum festen Lande eines Systems zu verbinden: mathematisch stellte er sie hin, weil sie sich sein letzter Blick in dieser Gestalt am Vollkommensten dachte. Baumgarten's Methode ist der natürliche Weg, den ein Geist wählt, welcher aus Wolffens Schriften einzelne Wahrheiten wie Glieder ausreißt und genau gnug ist, um dieselbe zur bündigen Kette einer Tabelle zusammenzufügen; synthetisch knüpfte er sie

an einander, weil sie sein letzter Blick in dieser Ordnung am Vollkommensten sahe. Ist aber darum Wolffens und Baumgarten's Methode auch die Ordnung, in welcher man denken lernt? die Ordnung der Natur und der philosophischen Erziehung? Man sieht, diese Frage ist ganz etwas Anders.

Welch ein nützliches Unternehmen würde es sein, ein Lehrbuch zu schreiben, wo diese Methoden nicht verwirrt, sondern neben einander gesetzt würden! da der Philosoph, mit allem Reichthum der Erfahrungen und des gesunden Verstandes begabt, eine Menge Erscheinungen, Data und bekannte Gegenstände uns vors Gesicht brächte, sie zuerst entkleidete, damit wir sie in ihrer ganzen schönen und proportionirten Nacktheit sähen; und so hätte er eine Philosophie des Bonsens geliefert, die darum noch nicht ungründlich ist, weil sie nicht Alles erschöpft. Jetzt käme der mehr speculative Theil, wo der Körper der Erkenntnisse zergliedert wird, daß man bei jedem Theil Leben und Bewegung und Nutzen sieht, bis endlich nach langem Unterricht ein Skelett da steht, wo man die Haltung aller Theile und ein Grundgebäude der Wahrheiten sieht. Hat man vorher den Körper nach seiner äußern Gestalt gesehen, als ein Bild der Schönheit, so wird man bei der Anatomie nicht mehr fordern, daß diese Schönheit noch daure, weil man da andre Bemerkungen hat, und am Mindesten wird man die Folge von Allem, das Skelett, wieder mit Fleisch und Adern bekleidet, als ein lebendiges Bild der Schönheit zu sehen wünschen; dazu wird Wunderkraft erfordert. Ein Lehrgebäu von meinem Risse erfordert einen Kenner der Natur wie Rousseau, doch ohne seinen Eigensinn; einen Bemerker wie Montaigne, doch ohne seine Schwachheiten; hierauf einen feinen Kopf wie Hume, doch ohne sein erstrebtes Zweifeln; und nun kommt Baumgarten, der das, was sie gesammelt und menschlich vorgetragen, künstlich in seine Zellen ordne.

Man sieht, daß ich das Innre der Methode ändere, um der Fruchtbarkeit und Sicherheit der Philosophie und um des Ganges unserer Denkart und Gebrauchs willen, nicht aber der Leichtigkeit und Annehmlichkeit wegen. Man kann mir also nicht Meier's Commentarien einwenden, die zwar ihre, nicht aber meine Zwecke erreichen, weil sie einen Schüler der Weltweisheit mit Worten überschwemmen, eine unerträgliche Mitte des halbschönen und halbgründlichen, d. i. des gewöhn-

lichen Vortrags halten, sich weder zur analytischen Methode herablassen, noch zum strengen systematischen Ausdruck Baumgarten's heben, und also Mittelgeister sind, die in einer leichten mittleren Sphäre schweben, wohl aber dabei noch immer nützlich sein können.

So lange man indessen noch kein analytisches Lehrbuch hat, so hat der akademische Lehrer den Ausweg vor sich, einzelne wichtige Artikel seines synthetischen Lehrbuchs mündlich nicht zu erklären, sondern analytisch zu entwickeln und theilweise zu bilden, wenn freilich das Ganze alsdann noch immer blos zu lernen aufgiebt; und sofern sind die Baumgarten'schen Lehrbücher vielleicht die bequemsten dazu.

Ich trete dem Innern der Baumgarten'schen Philosophie näher und bemerke, wie sehr dieselbe mit der Sprache verknüpft sei, so daß sich seine Erklärungen, Unterschiede und Beweise oft in das Namentliche zu weben scheinen. Ich vermeide es hier so viel als möglich, Supplemente zur Preisschrift eines Sprachgelehrten zu machen, was für nützliche und schädliche Einflüsse die Weltweisheit zu erwarten habe, wenn sie sich mit der Sprache genau gattet; ich will blos bei Baumgarten's Charakter in einzelnen Fällen bleiben.

Nicht selten liegt in dem verschiedenen Gebrauch eines Worts viel Reichthum an Materie zur Untersuchung desselben. Baumgarten hat es daher gut gethan, daß er die Synonyme seines zu erklärenden Worts, sie mögen nun genau oder ohngefähr so viel bedeuten, hinter sein Hauptdefinitum stellt. Ich sehe nicht, daß er von dieser Sprachverschiedenheit allen Gebrauch gemacht hat; ich glaube aber, daß, wenn man auf sie als auf eingetretene Fußstapfen merkte, man wenigstens mehr Spuren hätte, der wahren Erklärung näher zu kommen. Baumgarten sah in seiner lateinischen Sprache, in die so viele Jahrhunderte schon die Philosophie verwachsen war, hier den Gebrauch der Schulen schon vor sich, dem er also meistens folgte, ohne auf die Nebenbedeutungen zu merken. Allein wenn ein deutscher Philosoph sich fände, der allen Gebrauch der Schulen und alle griechische und römische Philosophie vergessen könnte (eine sehr schwere Kunst!) und in unserer Sprache gleichsam von Grund aus philosophirte, nicht die Benennungen derselben als Anhänge hinter das angenommene Schulwort setzte, es mag nun latein oder lateinisch-deutsch sein, sondern sich zur Hauptabsicht nähme, unserer Sprache

eine Philosophie anzuschaffen: der ginge von dem gewöhnlichen Gebrauch eines Wortes aus, suchte seinen Begriff zu entwickeln, zu bestimmen, zu erklären, und wo es Noth thut, aus der recipirten Philosophie andrer Sprachen zu verbessern. Ein Werkchen in dieser Gestalt, auf deutschem und nicht auf römischem und halbgriechischem Schulboden gebaut, wäre kein vollständiges System nach Zirkel und Winkelmaß der Kathedersprache, aber unserer Sprache nützlich, der Weltweisheit vielleicht zu neuen Bahnen förderlich, dem guten gesunden Verstande angenehm, dem gemeinen Gebrauche zur Hand und der deutschen Nation ein schätzbares Eigenthum. Die Deutschen haben schon so viel eigenes erworbenes Verdienst auf dem Boden der Abstractionen, daß ich mich wundere, warum sie noch immer Lehnsträger der lateinischen Philosophie bleiben und Fäden, die sie aus sich gezogen, an die Punkte fremder Sprachen anknüpfen.

Eine deutsche Philosophie in diesem Verstande scheint anfangs leicht und fast unnöthig; allein so scheint sie nur, ehe man die Hand an Versuche legt. Die lateinische Sprache ist an sich arm und dürftig, allein durch die Beihilfe der griechischen und durch die Bemühungen so vieler scholastischen Zeiten ist sie zu Speculationen eine Werkstatt ausgefeilter Benennungen, Erkärungen und Eintheilungen geworden, daß man alles Geräthe schon vor sich findet. Die deutsche Sprache, die ihren innern Nerven nach unendlich mehr Stärke als jene hat, ist demohngeachtet noch keine classische philosophische Sprache von Grund aus geworden und wird es vielleicht spät werden durch einen Mann, der das für die Weltweisheit sei, was Shakespeare für die Dichtkunst seines Landes war, in Absicht auf seine Fehler und großen Verdienste.[1]) Was uns aber diesen Wunsch näher brächte, wäre ein wahres philosophisches Lexikon in unserer Sprache, von einem Sprach- und Weltweisen zusammengetragen, nicht aus den gewöhnlichen Systemen artikelweise gerissen, nicht nach dem Lateinischen geformt, sondern in den Schachten unserer Sprache und Denk- und Lebensart gezimmert. Wenn ich dem Sulzer'schen Plane zu seinem ästhetischen Lexikon[2]) meinen Beifall gebe, so ist's blos in dieser Absicht. weil in jeder andern eine analytische

1) Herder denkt an seinen Lehrer Kant. — D.
2) Mitgetheilt im 78. Literaturbrief. — D.

zusammenhängende Untersuchung vorzuziehen wäre, allein zu meinem Zwecke die Aesthetik aus der Sprache und die Sprache aus der Philosophie sehr berathen würde. Daß dies Philosophiren in der deutschen Sprache so leicht nicht sei, sieht man aus einem Zeugniß des Baumgarten von den Schwierigkeiten, die er dabei empfunden, und es bleibt also einem zweiten Sokrates[1]) aufbehalten, der die Weltweisheit aus der Fremde rufe und nach dem Ausdruck des Horaz[2]) wisse, was er dem Vaterlande und seinen Brüdern schuldig sei.

Ich wende die Seite um und zeige dem Leser, wie sich das Gepräge der Philosophie leicht verschlagen lasse, wenn es zu sehr auf die Sprache trifft. Eine völlig philosophische Sprache müßte die Rede der Götter sein, die es zusahen, wie sich die Dinge der Welt bildeten, die die Wesen in ihrem Zustande des Werdens und Entstehens erblickten und also jeden Namen der Sache genetisch und materiell erschufen. Da aber diese Sprache des Olymp's unter die Geheimnisse trifft, die kein Ohr gehört und kein menschlich Ohr hören kann, so muß man auch hier nach jenem altgriechischen Ausdruck die Sprache der unsterblichen Götter, die die seligen Wohnungen inne haben, und die Sprache der irdischen, zur Erde schauenden Menschen[3]) unterscheiden. Diese bezeichnen die Dinge nicht, wie sie sich erzeugt, sondern wie sie ihnen erscheinen, nicht nach ihrem Wesen, sondern nach ihrer Form; jenes kann scheinbare Substanzen, dieses leere Benennungen geben und also beides trügen. Daher kommt's, daß die Nominalerklärungen so oft apparent nach ihrem Gegenstande oder leer in ihrer Erklärung sind, und die Sprache der Gelehrten manchmal mißlich ist. Sollte nicht auch Baumgarten, dieser philologische Philosoph, nicht auch bisweilen in sie gefallen sein?

Was[4]) ist das negative Nichts bei ihm als eine realisirte Negation, die in der Mathematik ganz was Anderes ist, als sie in der Philosophie sein kann, wenn man sie als einen materiellen Begriff und das mit ihm verwandte Principium des Widerspruchs als einen Satz ansieht, aus welchem (ich sage nicht: nach welchem) man etwas beweisen könnte. In

1) Nach Cicero, Tusc., V. 4, 10. — D.
2) Ars Poet., 312. 313. — D.
3) Frei nach Ilias, V. 442. — D.
4) Zum Folgenden vgl. Kant's „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen" (1763). — D.

der Mathematik kann das Nichts als Etwas berechnet werden, allein in der Philosophie nicht. Und wird es nicht so angenommen, wenn das aliquid als ein non-nihil, und das possibile als ein non-contradictorium, und das necessarium als ein non-impossibile betrachtet wird? ich nehme alle diese Worte negativ und nicht blos privativ. Wie fruchtbar diese scheinbar realisirten Begriffe an unsichern Folgerungen sind, wird vielleicht aus dem Folgenden erhellen, wo viele Beweise auf ein Nichts im eigentlichen Verstande gebaut sind, als wenn es ein Etwas wäre. In Wolff's Philosophie schlich sich vielleicht dieses Blendwerk aus der Mathematik, und bei Baumgarten hüllte es sich tief in die lateinische Sprache ein, daß Beide es nicht erblickten.

Ich gebe ein Beispiel von dem Leeren in den Nominaldefinitionen, das mit dem vorigen Scheinbaren grenzt. Was ist ratio? Id, ex quo cognoscibile est, cur aliquid sit. Einige andere Unvollkommenheiten dieser Erklärung zu übergehen, so ist das böse cur in ihr, und dies trägt den ganzen Knoten im Schooße: qua ex ratione? Was heißt conjungi? Si quae juxta vel post se ponuntur. Gut! Aber das juxta und post ist mir ebenso unverständlich. Oft kann dies Leere nur nicht ausfüllend gnug sein, weil zu der Definition gleichsam nicht data gnug im wörtlichen Sinne sind; und doch gebiert es schon Unrichtigkeiten. Ich führe wieder ein paar Exempel an. Was ist die Existenz? Complementum essentiae sive possibilitatis internae. Gut, aber nicht vollständig; was ist's, das dies complementum ausmacht und, sinnlich zu reden, dazu kommen muß, daß das Mögliche wirklich werde? Dies sagt mir nicht die Definition! Was ist Vollkommenheit? Consensus plurium ad unum. Mit allen Erläuterungen, die ein neuerer scharfsinniger Philosoph[1]) dieser Erklärung zu geben gesucht, finde ich in ihr doch nur das Formelle der Vollkommenheit, ohne daß ihr Wesen erschöpft wird.

Ich zähle meine Exempel über und finde, daß sie der Grund von der ganzen Polemik über die Wolff'sche Philosophie sind, weil auf das a und non-a der Grund des Widerspruchs, auf das Mögliche und Wirkliche die Widerlegung der Idealisten und Atheisten, auf das Nothwendige und den Begriff des Grundes die Contingenz und

1) Kant, in der Abhandlung „über den Optimismus" (1759). — D.

Schöpfung, auf das Neben- und Nacheinander Raum und Zeit, und auf die Vollkommenheit zugleich die beste Welt gebaut ist. Da ich den Grund von allem diesem Streitigen als etwas unsicher getastet habe, ohne daß ich auf die Folgerungen habe sehen wollen, so hätte ich mehr gethan, wenn ich, im Fall diese Ableitungen unsicher wären, den Grund dieser Unsicherheit richtig entdeckte, als wenn ich ebenso ungewisse Behauptungen ihnen entgegensetzte. Es liegt in der Schwäche der menschlichen Natur, immer ein System errichten zu wollen; vielleicht liegt es auch in der Schwäche derselben, es nie errichten zu können. Wer diese letzte zeigt, wird nützlicher, als wer drei Systeme errichtet; und es ist gewiß, daß diese gerügten Begriffe Adern sind, die das ganze Baumgarten'sche System durchlaufen oder Knochen sein sollen, die dasselbe stützen.

Unvermerkt wird die Bahn, die unser Verstand einmal genommen hat, uns zur Gewohnheit, und ein Kopf, der gleichsam mehr mit der Sprache denkt als ein anderer, nimmt bald gewisse Worteintheilungen zu Leitfäden, denen er folgt. Aus diesem Grunde entsteht die große Symmetrie, nach welcher Baumgarten ähnliche Begriffe auch auf einerlei Art zu stellen wußte, daß sie sich unter seinen Händen bald in gewisse Ordnungen stellen, die ihm geläufig sind. Die tabellarische Methode trägt hiezu viel bei, unser Auge an gewisse Gesichtspunkte zu gewöhnen, in die wir die Gegenstände rücken; und da Baumgarten in dieselbe vielleicht durch den Unterricht seines Bruders oder durch seine eigene Schärfe im Zergliedern verliebt war, so ward die Methode ihm eigen, die Begriffe neben und unter und hinter einander zu stellen, bis sie sich in seine Lieblingseintheilungen passen. Ich nenne diese Methode bequem, weil sie die Einsichten ungemein faßlich macht; denn der Anfang im Denken ist immer die größte Schwierigkeit, da ich ohne Lehne und Haltung ungewisse Schritte thun muß. Hingegen, sobald ich in einem bekannten Gleise bin, sobald ich die neue Sache in der alten Figur sehe, so bin ich gleichsam zu Hause und weiß mich einzurichten. Es erleichtern alle diese Worteintheilungen, die alle Baumgarten'sche Schriften enthalten, dem Leser ungemein den Gang.

Allein sie können wieder der Weltweisheit schädlich werden, wenn man sich zu sehr an sie gewöhnt. Denn sie können

sehr bald Schranken der Erkenntniß werden, die uns hindern, weiter zu sehen und zu gehen. Sie werden Steine der Bequemlichkeit, von denen es heißt:

Sedet aeternumque sedebit
Infelix Theseus.[1])

Sie machen den Vortrag monotonisch, unfruchtbar und gezwungen, weil man alsdann in dem Munde eines solchen Autors seine Formel der Eintheilung so oft findet als ein Ave Maria im Munde des Katholiken oder einen angewöhnten Fluch auf den Lippen eines Soldaten. Man wird diese Classificationen doch nicht mit den mathematischen Formeln vergleichen, auf die man unbekannte Größen zurückführt; denn hier verhält sich ja die Sache ganz anders. Und sind diese Eintheilungen nicht außerdem einmal richtig gnug, und sie kommen dann so oft wieder, so wird Alles unausstehlich, zum Ekel und Aergerniß. Man sieht den akademischen Schuster, der immer denselben Leisten bei der Hand und einige Grundfäden immer zum Voraus fertig hat, um, was ihm in die Finger kommt, durchzuschlagen, so daß immer dieselben Streifen zum Vorschein kommen. — — —

IV.

Wie doch in dem Geisterreiche und selbst in der Republik der Philosophen die sonderbarsten Erscheinungen so sehr von äußern Ursachen abhangen! Die mancherlei Zeitläufte und Situationen des Lebens geben der Denkart ihre verschiedenen Richtungen, und insonderheit trägt die Farbe der Unterweisung, gleichsam als der erste Ueberguß der jungen Seele, das Meiste zu der Gestalt bei, in der sie nachher der Welt vortritt. Alles dies bei Alexander Gottlieb Baumgarten. Seine erste gelehrte Erziehung war unter den Händen eines — Philologen. Wozu also anders als zur lateinischen Sprache und Dichtkunst vorzüglich? Und wie zu derselben unter den Händen eines Philologen? Wie anders, als beide mehr wie Blüthen als Früchte, mehr wie Spielgeräth als Werkzeug, mehr wie eine Süßigkeit auf der Zunge als wie ein Nahrungsmittel anzusehen. So ward also der Jüngling Baumgarten, der jeden Tag seine Linie leer zu haben glaubte, wenn er nicht lateinische Verse gemacht hatte, der seine liebe Sonntags-

1) Virg., Aen., VI. 617. 618. — D.

predigt nicht besser verdauen konnte, als wenn er sie in ein lateinisches Silbenmaß zwang, und der endlich, sagt sein Lebensbeschreiber,[1]) von seiner lateinisch-philologischen Erziehung den ungemeinen Nutzen hatte, daß er nachher in reifern Jahren seine Antrittsrede in Frankfurt noch in lateinischen Versen halten konnte. Ein ungemeiner Nutzen!

Baumgarten's akademische Studien trafen eben auf die Zeit, da Wolff's Philosophie in Deutschland Ketzerei war —: Beweggrunds gnug für einen Kopf, der zum Nachdenken geboren und bisher durch Theologie und Wortstudien davon abgehalten war. Er brach durch, durch das Hinderniß dieses verschrieenen Namens: eben das Hinderniß munterte ihn auf; sein Genie ward rege, und so bildete sich an Wolff's Schriften Baumgarten der Philosoph.

Nur daß freilich die Züge seiner vorgängigen ersten Bildung auch durch diesen neuen Anstrich seines Geistes durchblicken mußten. Er behielt noch von seiner Waisenhausmethode die tabellarische Form im Kopfe, in die sich Alles also bei ihm einschlug; er behielt noch von seinem Christgau den gezwungenen lateinischen Stil Desselben, der so mühsam Blumen einzuweben sucht, und dann, was am Meisten hieher gehört, die Neigung zur lateinischen Poesie.

Ein Wolffischer Philosoph und ein Christgauischer Poet in einer Person, freilich in der damaligen Zeit eine seltene, eine abenteuerliche Erscheinung: damals, als man nichts einander so zuwider glaubte als Geschmack und philosophisches Nachdenken; damals, als man über Alles, was man kannte, philosophirte, nur nicht über Schönheit und über das Gefühl derselben. Damals also entstand der Philosoph, der es sich zuerst in Sinn nahm, Beides zu vereinigen, was schon in der Bildung seiner Denkart vereint lag, und also versuchte, ob sich nicht die Wolffische Philosophie auch über die Dichtkunst ausbreiten lasse.

So erzeugten sich seine philosophischen Betrachtungen über einige Stücke, die zur Poesie gehören: eine kleine akademische Schrift, in der ich aber den ganzen Grundriß zu seiner Metapoetik finde, und die ich für mich selbst als jene Kuhhaut betrachten darf, aus der eine ganze Königsstadt der Dido, eine wahre philosophische Poetik, umzirkt wer-

1) Abbt. Vgl. Dessen Werke, IV. 217. — D.

den könnte. Die Erstlinge eines Geistes betrachte ich allemal mit einem kleinen Schauder der Ehrfurcht vor eine menschliche Seele, und daß ich die Entstehungsart derselben in der Seele Baumgarten's mir nicht erträumt oder übel errathen habe, mag die Vorrede und das ganze Schriftchen selbst zeugen. Ich glaube ihren Charakter kurz und gut anzugeben, wenn ich es einen Versuch nenne, Wolffische Philosophie auf den unserm Baumgarten so geliebten Boden seiner alten jugendlichen Freundin, der Dichtkunst, zu verpflanzen, oder die Hauptbegriffe, die zum Poem gehören, mit einer philosophischen Genauigkeit und Strenge zu bestimmen.

Zu diesem Zwecke also sucht er eine philosophische Erklärung von der Dichtkunst auf und zählt aus der Seelenlehre mit philosophischer Sparsamkeit die Begriffe hin, die zum Poetischen beitragen. Nach den Begriffen handelt er die Ordnung und nach der Ordnung den poetischen Ausdruck ab, um allenthalben feste Begriffe zu bestimmen und aus seiner Hauptidee: „die Poesie ist eine sinnliche Rede", die Theilbegriffe zu entwickeln. So war dieser Aufsatz das Werk eines scharfsinnigen Zergliederers, der aus dem Keime einer kleinen Erklärung von drei Worten: Oratio sensitiva perfecta, das ganze Wesen der Poesie, diesen so herrlichen und fruchtbaren Baum, entwickelt.

Ohne mich nun auf die Wahrheit und Vollständigkeit seines Begriffs von der Dichtkunst einzulassen, nehme ich mir nur so viel zuvor aus, daß „unter allen Erklärungen von der Poesie, die das Wesen derselben in einen Begriff fassen wollen, die Baumgarten'sche mir die am Meisten philosophische dünke".

Wie das? weil sie etwa aus dunkeln, und wie unsre süßen Lateiner sagen werden, aus barbarischen Kunstwörtern besteht? etwa weil ihre Worte: Oratio sensitiva perfecta, die unbestimmtesten sind, wobei sich also am Längsten erklären ließe? oder weil sie sich aus der Wolffischen Schule herschrieben, aus dessen Hand Alles sogleich den Stempel der Philosophie empfing? Nichts von diesem! sondern weil diese Erklärung mich am Weitesten in die Seele hineinführt und mich gleichsam das Wesen der Poesie aus der Natur des menschlichen Geistes entwickeln läßt; weil zweitens mit diesen wenigen Worten das Meiste angedeutet wird,

das bis auf den Grund der Dichtkunst sehen läßt; ferner, weil sie die beste Aussicht über die ganze Philosophie des Schönen gewährt und die Poesie also mit ihren Schwestern, den schönen Künsten, paart, und endlich, weil sie auch dem mindesten Mißbrauch in Ausübung der Dichterei Platz läßt.

1.

Aus der Seelenlehre ist die Baumgarten'sche Erklärung der Poesie geschöpft und giebt also auch am Meisten Anlaß, die Dichtkunst auf ihre Mutter und Freundin, die menschliche Seele, zurückzuführen. Im Geiste des Menschen, das war Baumgarten's große Ahnung, in der Seele muß der Poesie ein Gebiet des Eigenthums zuerkannt und genau angewiesen werden können. Hier müssen Kräfte liegen, die dieselbe hervorbrachten, und die Kräfte, die sie wieder beschäftigt. Hin also in diese dunkeln Gegenden, um aus ihnen wie aus einer Wunderhöhle Nachrichten zu bringen, wo diese Göttin wohne!

Nach Wolff's System hieß dies das Gebiet der untern Kräfte, der sinnlichen Vorstellungen, der extensiven klaren Begriffe, und mit einem ihm eigenen Scharfsinn ging Baumgarten durch diese sonst so benebelten Gefilde, um in der Sinnlichkeit, in der Einbildungskraft, im Witze, im Vermögen der Dichtung, im Urtheil, im Bezeichnungsvermögen, im Gefühl und in der Leidenschaft Alles aufzusuchen, was poetisch war. Hier hat seine Seelenlehre die Vorzüge, die Der nur erkennt, der Entdeckungen im menschlichen Geiste zu schätzen weiß und in diesem Betracht die Lücken der psychologischen Systeme vor ihm empfunden. Die obern Seelenkräfte endlich lassen sich noch aus so manchen Psychologien und Logiken lernen, weil hier Alles auf weniger verworrene Begriffe, Idee, Satz und Schluß, hinausläuft; allein in der Sinnlichkeit meiner Seele, in Phantasie und Geschmack, Gefühl und Leidenschaft, wie unaufgeräumt war hier Alles! Und wenn eben in diesem dunkeln Grunde mein ganzes Gefühl für das Schöne und Gute liegt: o, so komme ein Montaigne, ein Rousseau, ein Locke, ein Home, mir nach ihrer Seelenkenntniß die Baumgarten'sche Psychologie zu erklären und vollzufüllen! Wie würde ich eilen, wenn ein Plato, ein Sokrates unserer Zeiten, voll von

Erfahrungen des menschlichen Geistes, mich nach der Präcision, mit welcher Baumgarten diese Gegend der Seele bestimmt hat, unterrichten wollte!

Die Grundsätze des Aristoteles, des Batteux und Anderer sind lange nicht von dieser psychologischen Ergiebigkeit: sie deuten mehr auf den trocknen Vorwurf als auf die lebendige Person, die auf solches Object wirkt, und also weniger den Wirkenden als die abgetrennte Wirkung. Selbst also unter der Hand eines Aristoteles und Batteux haben diese Grundsätze nicht alle die Fruchtbarkeit erhalten können, die der höchste Grundsatz der Poesie und der schönen Künste haben müßte. Und an die elenden Philosophen, die das Wesen der Dichtkunst etwa in Vers, Reim, Wohlklang setzten, nicht zu gedenken. Aber ein Weiser über die Poesie nach Baumgarten?

Die menschliche Seele liegt vor ihm, ihrem sinnlichen, d. i. ihrem wirksamsten und lebendigsten Theile nach, wie ein ungeheures Weltmeer, das auch selbst bei seiner stillen Zeit voll Fluthen scheint, die an die Wolken reichen. Da stelle ich Dich, o Philosoph des Gefühls, wie auf einen hohen Fels mitten unter den Wellen. Nun siehe in den dunkeln Abgrund der menschlichen Seele hinunter, wo die Empfindungen des Thiers zu den Empfindungen eines Menschen werden und sich gleichsam von fern mit der Seele mischen; siehe herab in den Abgrund dunkler Gedanken, aus welchem sich nachher Triebe und Affecten und Lust und Unlust heben. Setze das Gefühl der Schönheit an seine Stelle zwischen den Engel und das Thier, zwischen die Vollkommenheit des Unendlichen und zwischen die Sinnenlust des Viehes, als eine Pflanze betrachtet. Bist Du es, der einen Gedanken und ein Gefühl zählen, messen und wägen kann, so bestimme den Reichthum, die Erhabenheit und Würde einer menschlichen Kenntniß. Kannst Du den Sonnenstrahl eines Gedankens und einer Empfindung theilen, so theile jene schwangere, jene nachdrucksvolle Vorstellung, die bald mit dem schärfsten bald mit ausgebreiteterm Licht auf meine Seele wirkt, und sondre sie von dem Schimmer der Rede. Kennst Du die Werkstätte meiner Lebensgeister, so zeige mir den Geist der Schönheit, der in meine Adern dringt, mein Herz anfüllt, meinen Busen hebt und mir so lange statt Ueberzeugung und Vernunft und Wahrheit ist. Zeige mir den Weg, wie die Empfindungen meiner Sinne Bilder meiner Seele werden und meine Einbildungskraft Entzückung

in meine Adern gießt und eben zu der Zeit einen Nebel vor meine Vernunft webt. Rege mir alsdann auf diese Bilder der Dichtung, die meiner Seele so große und süße Träume schafft, die mich mit Affecten und Welten täuscht, die mich in andre Naturen und Empfindungen zaubert! Siehe, das liegt im sinnlichen Gebiet der Seele!

Nun erschaffe mir hieraus die Poesie, wie Prometheus die menschliche Natur, und rücke mich hin in die Welt der Gegenstände, die meine Seele mit solchem Licht und Kraft erfüllen. Zeige mir die Gewalt einzelner Vorwürfe und Beispiele und Schilderungen und Aehnlichkeiten und Erdichtungen auf mich selbst, damit ich anschauen und lieben und bewundern lerne. Entwirf mir alsdann in Sprache und Ausdruck die Mittel, die Werkzeuge, wie ich die Seele auf so verschiedne Art bestürmen und besänftigen, in süße Freude und in noch süßern Schmerz zerschmelzen, erleuchten und entzücken kann. Dies, o Philosoph des Gefühls, und ich werde Dich auch als meinen Lehrer des Geschmacks verehren. Du wirst meinen Scharfsinn schärfen und meinen Witz feilen, mein Urtheil des sinnlichen Verstandes prüfen und in Schlüsse der Richtigkeit verwandeln können: und dies Alles, weil Du aus meiner Seele redest und mich in meine Seele hineinlehrst. Philosoph der Schönheit, des Gefühls und der Dichtkunst, alsdann hast Du Worte der Allmacht!

Ich stelle mir vor, daß ich durch diese Schrift mit Menschen spreche, die eben ein solches Gefühl an Menschlichkeit haben wie ich. Und welche Philosophie, mein Leser, wird Dir angenehmer sein: die in der Welt umherirrt und sich vergißt, oder die Freundin Deiner Natur, und mit einem Briten zu reden, die Hausphilosophie Deines Herzens! Was wird Dir also für eine Theorie der Wissenschaft des Schönen gefälliger sein, als die Deine Empfindungen hervorzulocken weiß und in einem Gespräche mit Deinem Herzen mit Dir wetteifert und Alles, was sie Dir vorzeigt, aus Dir selbst entwandt hat! Nur allein das Object vor Augen ermüdet: es fordert eine einseitige Hinaussicht und das unwankende Auge, das keine Seite, keine Lichtbrechung aus der Acht lasse; es ist nur für Leser, die mit einer Eroberungswuth aufs bloße Wissen ausgehen, und nicht eben für die, denen nicht sowol am Wissen als am Untersuchen, am Kennenlernen Alles liegt. Diese, die an nichts hangen und keinen Satz nur deswegen

festhalten, weil sie ihn doch einmal haben, diese mögen nichts so gern lesen als ihre eigne Seele. Werden aus dieser Erfahrungen hervorgehoben, Empfindungen ihnen deutlich gemacht: unbekümmert, wie diese Erfahrungen sich werden in ein Lehrgebäude bringen lassen und diese einzelnen Empfindungen sich zu diesem und jenem Object passen werden, ist ihnen an der Untersuchung selbst gnug, und nothwendig also mehr an der subjectiven als objectiven Philosophie gelegen.

Zugegeben also, was wol nicht zugegeben werden kann, daß der Grundsatz des Aristoteles und Batteux ebenso wahr und vollständig sei: so bequem, so menschlich als der Baumgarten'sche ist er wol nicht; denn der ist's vorzüglich, der uns in die tiefsten Geheimnisse unserer Seele geradezu einführen und mit jeder Regel der Schönheit eine Entdeckung in der Seelenlehre thun lehrt. Von ihm also gilt vorzüglich der Lobspruch unsers Moses Mendelssohn's: „Wenn der Weltweise die Spuren der Empfindungen auf ihrem dunkeln Wege verfolgt, so müssen sie ihm neue Aussichten in der Seele aufthun, die er sonst durch Vernunftschlüsse und Erfahrungen nie entdeckt haben würde. Die menschliche Seele ist so unerschöpflich als die Natur; das bloße Nachdenken kann unmöglich Alles ergründen, was ihr zukommt, und die alltägliche Erfahrung pflegt selten entscheidend zu sein. Die glücklichen Augenblicke, in welchen wir die Natur gleichsam auf der That ertappen, entwischen uns niemals so leicht, als wenn wir uns selbst beobachten wollen; und wenn sie da sind, so ist die Seele allzu sehr mit ihren äußerlichen Absichten beschäftigt, als daß sie wahrnehmen könnte, was in ihr selbst vorgehet. — Man wird also die Erscheinungen, bei welchen die Triebfedern unsrer Seele in der größten Bewegung sind, sorgfältig zergliedern und mit der Theorie vergleichen müssen, um auf diese ein neues Licht zu verbreiten und ihre Grenzen durch neue Entdeckungen zu erweitern. Bei welchen Erscheinungen sind aber wol alle Triebfedern der menschlichen Seele mehr in Bewegung als bei den Wirkungen der schönen Künste!" Und wenn uns also bei diesen der oberste Grundsatz auf nichts so aufmerksam machen soll als eben auf diese Triebfedern und Empfindungen der Seele: welcher ist besser? Eben diesem Grundsatz haben wir also die Briefe über die Empfindungen,[1])

1) Von Mendelssohn (1745). — D.

die Theorie der Empfindungen zu danken und mancherlei psychologische Bahnen, auf die die Baumgarten'sche Aesthetik leitet. Es bleibe dabei, der Grundsatz allein: Ahme die Natur nach! führt mich meistens auf todte Betrachtungen; der Grundsatz aber: Spüre der sinnlichen Vollkommenheit nach! versammelt gleichsam die Strahlen der ganzen Natur in meine Seele und ist nichts als die Anwendung jenes Orakels: „O Mensch, lerne Dich selbst kennen!"

2.

Wenn das der beste Grundsatz ist, der mit Wenigem das Meiste sagt, so steht hier der Baumgarten'sche auf der höchsten Stufe, und er ist der Schauplatz der ganzen Kunst und Wissenschaft des Schönen. Mit wirklicher Freude las ich den Versuch Baumgarten's, die Poesie in ihren beträchtlichsten Eigenschaften aus diesen dreien Worten herzuleiten, und das so natürlich, so glücklich, daß ich mit dieser Erklärung einen Schatz zu haben glaubte. Und noch sicherer schien mir der Schatz, da ich von Moses Mendelssohn die Hauptgrundsätze zu allen schönen Künsten und Wissenschaften aus diesem so einfachen Satze entwickelt fand. So wie der trefflichste Edelstein in der feinsten Einfassung eben am Herrlichsten erscheint, so ein Grundsatz, voll von Gedanken und Aussichten, dem die Worte mit spartanischer Hand zugewägt worden. Daß es immer schwerer sei, mit Wenigem viel anzuzeigen, als mit Vielem nichts zu sagen, mögen die öftern schwatzhaften Erklärungen unserer neuen Weltweisen zeigen, die sich hinter die Menge der Worte wie hinter Feigenblätter verstecken und den Sinn zu haben scheinen: „Trifft nicht eins, so doch das andre." Allein hinter diesen Feigenblättern steckt wirklich Blöße, und wenn man ein überflüssiges, unrichtiges Wort nach dem andern wegnimmt, so — bleibt endlich nichts nach als das zu erklärende Wort. So ist z. B. die Basedow'sche Philosophie häufig in ihren Erklärungen, wie auch hier zum nähern Beispiel in Erklärung der Dichtkunst;[1]) so die Erklärung Schlegel's[2]) und vieler Franzosen: sie verirren sich in einem Gedränge von Worten, die oft alle nicht dahin gehören.

Selten hat es in dieser Absicht einen glücklicheren Kopf

1) Im dritten Theile seines „Lehrbuchs prosaischer und poetischer Wohlredenheit" (1756). — D.

2) Des Uebersetzers von Batteux. Vgl. Th. XXIII. S. 96 ff. — D.

gegeben als Baumgarten, der so wie er die Theilbegriffe einer Hauptidee richtiger durchdenken, netter absondern und bündiger ausdrücken könnte. Seine philosophischen Lehrbücher sind in ihren Vorzeichnungen gleichsam ganz Geist, der nur so viel Materie angenommen, als zur Sichtbarkeit nöthig war, und ich kenne wenig Andere, denen es mit einem Einstrich, mit einem Monogramm so gelänge, den verwickeltsten Begriff in aller seiner Größe und Wahrheit zu zeichnen. Man sollte glauben, daß ihm das Bezeichnungsvermögen zugewogen wäre, und nur eben so viel, als zur äußersten Richtigkeit nöthig war. Hierin sind ihm selbst seine barbarische Sprache, sein Neulatein, seine scholastischen Kunstworte so außerordentlich zur Hand, daß ich auch selbst von einer lateinisch-deutschen Uebersetzung seiner Metaphysik, selbst wenn sie sein größter Dolmetscher Meier gemacht hätte, freiwillig zu seinem Latein reise. Wären seine Ausdrücke auch oft völlige Quasimodogenita: wenn ich einmal den Berg überstanden, ihn und seinen Wolff zu verstehen — welch ein Feld von Gedanken und Erklärungen!

Dies gelte auch von seiner sensitiven Rede: immer barbarisch, aber auch immer so schwanger von Gedanken, daß ich kurz kein ander Wort, keine Umschreibung dagegen mag. Man muß sich in das Innerste der Wolffischen Terminologie zu finden wissen, selbst wenn man diesem Ausdruck Grenzen bestimmen soll: ich mag ihn also wegen seines innern Gehalts nicht vertauschen. — —

V.

— — Ja freilich, wenn uns blos an barbarischer Terminologie läge, die sich durch Schuleintheilungen und das Gegitter des Paragraphenstils drängt: aber nun? sollten so verschiedene vereinte Jahrhunderte, Nationen, Denkarten und Sprachen nicht neue Gesichtspunkte zu hellerm Anschauen der Dinge gefunden, nicht tiefere Blicke in die menschliche Seele gethan, nicht weiter zum Ziel allgemeiner Betrachtungen gekommen, nicht wenigstens alte Hindernisse vor den Füßen weggeräumt haben? Sollten wir nicht wenigstens nach mehreren Fehltritten sicherer, im Gange der Methode aus mehreren Irrthümern auf mehrere Wahrheiten und bei neuen Phänomenen auf neue Entdeckungen gekommen sein? Im speculativen Theil der Philosophie, insonderheit in der Seelenlehre und im Gebäude des Wissenschaftlichen, sollte da nicht so Manches

unser sein? und wenn Alles nicht, ist die philosophische Cultur unsrer Zeit durchaus nicht höher, wie es zehnfach zu zeigen wäre, so haue ich mit dem Schwerte drein.

So ist die philosophische Cultur unsrer Zeit anders. Mit andern Kenntnissen verwachsen, mit andern Wissenschaften zusammen erzogen, aus andern Gesichtspunkten betrachtet, auf andre Grundsätze gebaut, mit andern Hilfsmitteln und Instrumenten bräuchlich, auf andre Zwecke gerichtet, kurz, nach andrer Zeit und Denkart gebildet. Wer dies anstreitet, spricht als ein Exulant der Zeit und des guten Verstandes. So kann ich also den Schluß kurz und scharf abbrechen, daß man auch die Griechen lesen müsse, wie in seiner Zeit, in einem Tempel, der unserm Jahrhunderte und dem Aeon unsrer Denkart zugehört. Freilich stehe ich hier vor dem guten Geschmack wie vor dem Altare der Isis, die da war und ist und sein wird;[1]) allein auch sie erscheint ja in mancherlei Gestalten und unter mancherlei Gottesdiensten. So ist auch, um mit Quintilian zu reden, die voluptas des schönen Geschmacks immer dieselbe, bei Gelehrten und Ungelehrten, bei Völkern und Zeiten; aber desto mehr bekommt die ratio artis, quam docti intelligunt, nach der Denkart eines Volks, eines Jahrhunderts, einer Sprache eines Hauptschriftstellers und durch das Zutreffen unzähliger Nebenumstände eine eigne Form: veränderte Bahnen laufen einem andern Ziele zu, und andre Lichtbrechungen geben der Wissenschaft des Geschmacks auch eine andere Farbe. So trage man also aus unsrer Zeit die Fackel der Kritik unter die Griechen, oder wenn man lieber will, man leite aus den Griechen Ströme ab, um unsere Aesthetik rein und fruchtbar zu machen.

Gereinigt werde sie durch die Einfalt der Griechen; denn so wie Baumgarten derselben unter uns Gestalt gab, ist sie freilich überall mit lateinischer Schulsprache umhüllt. Wie in der gelehrten Erziehung seit langer Zeit der Gebrauch herrscht, die jungen Seelen in Gelehrsamkeit der Sprache einzutauchen, ehe sie die Begriffe von selbst auf die Worte leiten können — ein Anstrich, der sich nach dem bekannten Sprichwort bei einem neuen, zarten Gefäß lange erhält[2]) —, so scheint auch Baumgarten's Denkart sich in solcher

1) Nach der bekannten Inschrift zu Sais. — D.
2) Vgl. oben S. 168. — D.

gelehrten Sprachenform gebildet zu haben. Und so stand auch für die Aesthetik die Form bereit, ehe der Einguß da war; die Lieblingsworte der Wolffischen Schule, ihre Eintheilungen und Zauberformeln waren schon wie Grundfäden im Webestuhl gespannt, und nun wurden die Begriffe des Schönen hindurchgeschlagen: Gesner's Thesaurus[1]) gab Blumen dazu her, und hiemit war das Gewebe fertig. Ein Gewebe, nach Stoff und Kunstart vortrefflich; das Werk einer philosophischen Meisterhand, an welches sich noch Keiner zur Vollendung hat wagen wollen, wie jenes Gemälde des Apelles, dem sein Meister abstarb, unvollführt stehen blieb;[2]) das Original einer Aesthetik nach Baumgarten'scher Manier, die keiner seiner Schüler erreicht.

Aber warum denn nothwendig eine nach Baumgarten'scher Manier, wenn eine Aesthetik nach griechischer Manier besser wäre? Ist es, wie Lessing sagt, das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun, so gilt dies auch von der Philosophie der Griechen. Und ist's überhaupt nöthig, daß wir einige geschlagene Landstraßen eingehen lassen, um lieber auf den blumenreichern und fruchtbarern Lustwegen der Alten zu wandeln: wo wollen wir eher in einen solchen Spazierweg einschlagen als in der Philosophie des Schönen?

So also! Baumgarten's Aesthetik, auf die Einfalt und Mäßigung zurückgeführt, mit welcher Aristoteles und Longin lehren: freilich würde sie Manches damit an Dunst und überflüssigem Ansatz verloren, aber auch Manches damit an Wesen und Schönheit gewonnen haben; ja, Alles gewonnen, was ihr fehlt.

Es ist, wie man weiß, ihr erster Fehler, daß sie Alles zu sehr a priori und wie aus der Luft hernimmt und sich also auch in die Luft allgemeiner Sätze verliert, die oft zu weit sind, um sich mit Einzelnheiten füllen, oft zu eigensinnig sind, um, was man will, an sich anpassen zu lassen. Aus diesem Aether der Spitzfindigkeit würde uns — wer so sehr als die griechische Muse herunterführen! denn eben dies war ja der Unterschied zwischen Philosophie und Sophisterei, daß jene immer wie über vorhandene Dinge urtheilte, immer Nach-

1) Novus linguae et eruditionis Romanae thesaurus. 1749. Der erste Band von Baumgarten's „Aesthetica“ erschien 1750. — D.

2) Plin., N. H., XXXV. 36, sect. 15. — D.

barin der Erfahrung und so auch fast immer Nachbarin der Nutzbarkeit und Wahrheit. So blieben die Urtheile Sokrates' entweder völlig auf der Erde, wohin er sie aus der Höhe gerufen hatte, oder, auch selbst im geistigen Fluge des Plato, noch wenigstens im Gesichtskreise gesunder Augen, ich meine, in der Sphäre der Bemerkung. So halten sich selbst des verschrieenen Aristoteles Regeln noch ziemlich nahe an den einzelnen Datis, von denen sie wie eine Blume gepflückt sind, und auch seine Dichtkunst enthält — Regeln. Aber welcher Philosoph nach neuer Zucht wird mit Regeln zufrieden sein, aus ihnen erst weiter schließen und mit allen Schlüssen noch auf der Erde bleiben wollen? Völlig hinweg über den gemeinen Gesichtskreis gesunder Augen, hinweg über die Sphäre einzelner Bemerkungen, ja, oft hinweg über Nutzbarkeit und Wahrheit — das ist der hochgespannte Schwung neuerer Abstraction, der oft ans Leere hinstreift, um matt und kraftlos zu Boden zu fallen. Sollte es nicht auch in Baumgarten's Aesthetik Beispiele hievon geben? Wie manche Spreu von Kunstwörtern, Namenerklärungen, Wortabtheilungen und scholastischen Subtilitäten würde durchwischen, wenn sich eine griechische Hand fände, die Alles sichtete — sichtete im Siebe der Nutzbarkeit und Wahrheit! Wie oft sieht man von oben herab Hauptsätze kommen, zu denen erst auf der Erde Raum gesucht werden soll!

Sie sei daher, was sie wolle; was ihr Name sagt, ist sie nicht: Aesthetik, eine Lehre des Gefühls. Griechisches Gefühl, Empfindung, innere Empfindung des Schönen ist wol nicht der erste Quell, aus dem sie schöpfte; vielmehr ist dieser Speculation. Und wo sich die Speculation noch im Meer der menschlichen Seele annähern sollte (so weit kam aber Baumgarten nicht in seinem Plan), wo sie sich in die Psychologie ergießt, da — nur da schwimmt sie über der Empfindung des Schönen glatt wie Oel dahin. So ist Homer's Titaresius,[1]) der sich in den schönfließenden Peneus ergießt, vermischt sich aber nicht mit dessen Silberwellen, sondern schwimmt auf der Höhe desselben wie Oel dahin. Ich will mit meiner Induction nichts weniger als eine Baumgarten'sche Philosophie aus Grundsätzen in ein Vernünfteln Saint-Mard's[2])

1) Ilias, II. 751—754. — D.

2) Rémond de Saint-Mard, „Réflexions sur la Poésie en général" (1734), in den Werken (Band 4 und 5) unter dem Titel: „Poétique prise dans ses sources". — D.

nach Empfindungen verwandeln! denn ich wünsche keine französische, sondern eine griechische Aesthetik. Diese, wie würde sie Alles aus den Tiefen unsers Gefühls hervorholen, wie würde sie aus der Empfindung schöpfen und aus dem Geschöpften herrlichen Geist herausziehen! Sie würde in der menschlichen Seele philosophiren, wie wenn ein Schwimmer halb unter dem Meere geht. Home's Grundsätze der Kritik (und sie verdienen den Namen Aesthetik mehr als das ganze Baumgarten'sche Werk), diese Grundsätze mit der Psychologie der Deutschen vermehrt und alsdann unter das Volk zurückgeführt, das in seinen Lehrsätzen des Schönen, es sei in Kunst oder Wissenschaft, der Naturempfindung noch am Treuesten blieb, nach der Naturempfindung dieses Volks hellenisirt: das wäre Aesthetik!

Einleitung zu einer Denkschrift auf A. G. Baumgarten, J. D. Heilmann und Th. Abbt. [1])

Ich trete an die Grabmäler dreier Männer, die ich nach ihrer Person nicht gekannt, mit denen ich nie Briefe gewechselt, von denen ich mündlich nichts gelernt habe; allein ich kenne die Schriften derselben, habe sie studirt und dabei gewünscht: Ei, möchte ich diesen Mann kennen! ein Wunsch, den ich nicht bei vielen Büchern thue.

Zwar haben sie alle drei keine Bibliothek von Folianten und Quartanten geschrieben, sie haben alle drei keine schreiende Revolution erregt, sie haben nicht eine Menge gelehrter Akademien hinter ihrem Namen einhertretend. Aber was kann ich davor, daß mich blos eine stille Größe fesselt? daß ich in ihren wenigen Schriften viel finde? und daß ich mich von dem Blicke nicht entwöhnen kann, von dem, was ein Autor sagt, auf den Geist zu schließen, der es sagt, und in ihm weissagend zu erblicken, was er sagen könnte?

Dieser Blick bringt mir drei Männer aus verschiedenen Fächern, von verschiedenen Talenten und Verdiensten gleichsam in einen Augenpunkt zusammen. Alle drei hat man der Dunkelheit beschuldigt, weil ihre Worte gediegen Gold statt Scheidemünze dahinzählen; alle drei sind die Schriftsteller meiner schönsten Stunden gewesen, und leider, alle drei sind Deutschland viel zu früh entrissen!

Als Baumgarten starb, sann ich darauf, es öffentlich zu sagen, wie theuer mir sein Aschenkrug sei; allein ich schwieg

---

1) Kurz nach dem eben mitgetheilten Aufsatz geschrieben, später zur Einleitung des Torso auf Abbt (Th. XX. S. 555 ff.) benutzt. — D.

und ließ Andre sprechen. Als Heilmann starb, dachte ich aufs Neue darauf, wenigstens Blumen auf sein Grab zu streuen; allein ich fürchtete, daß man mich für einen Ketzer hielte, dem, welchen ich ehrte, zur Gesellschaft. Allein da ich von dem plötzlichen Tode meines Abbt's hörte, da konnte ich meine Stimme nicht länger unterdrücken: ich weinte um ihn und sahe seinen Schatten, und meine Einbildungskraft brachte mir die Bilder Baumgarten's und Heilmann's wieder vors Auge. Ich entschloß mich, an ihr schon eingefallenes Grab zu gehen und zu ihren Häupten ein Denkmal zu errichten, so gut ich könnte.

Völker, die noch in der Morgendämmerung des poetischen Zeitalters wandeln, würden ihre Leichensteine mit Nenien und einem Todtenfeste feiern; in Griechenland bekämen sie Statuen im idealischen oder ikonischen Bilde; zu Rom würde man ihnen öffentliche Parentalia begehen und Todtenopfer an ihr Grabmal gießen. Da aber diese edle symbolische Zeit vorbei ist, so muß man, statt durch Denkmale und Bildsäulen und festliche Gebräuche für das Auge und die Ewigkeit zu sprechen, die Todten durch Worte ehren. Wäre ich nun ein Franzose, so würde ich freilich zuerst nach dem Ton eines Thomas streben und meine Helden durch schreiende Elogen erheben; als Brite würde ich geradezu nach ihren Werken greifen, sie in einer prächtigen Ausgabe in die Welt einführen, durch einen Commentar verjüngen und die Biographie des Autors bis auf jedes Jahr und jeden Umstand berichtigen; als ein Wälscher würde ich in musicalischen Tönen Elegien weinen und ihren Ruhm in spitzige lapidarische Aufschriften einpassen. Jetzt bin ich ein Deutscher; Elegien und Biographien und Elogen sind nicht in meiner Gewalt: was bleibt mir übrig?[1]) Nichts, als daß ich mich an ihr Grab schleiche und mit einem Buche in der Hand ihr Andenken in der Stille feire! Ich nehme ihre Schriften und lese!

Unter mir die frühe Asche dieser Männer von Verdienst, über mir der rauschende Schatte eines Sokratischen Ahorns: so sitze ich mit gesenktem Haupte und lese. Ich lese, wie wenn ich Stimmen hörte aus den Gräbern. Ich höre ihre Stimmen, wie wenn ich ihr Bild vor mir sähe. Vorübergehender Wanderer, setze Dich neben mich und lies mit mir, als wenn Du

1) Vgl. zum Folgenden Th. XX. S. 558. — D.

sie hörtest und ihre Schatten sähest; denn wisse, dieser Ort ist heilig. Der Geist derselben überlebt ihren Körper; er wohnt in ihren Schriften; er wird diese geschriebenen Worte zur Hülle nehmen, um Dir zu erscheinen, in Deine Seele zu wirken und Dich zu beleben. Du wirst einen Strahl des Lichts in Dir aufgehen sehn; Du wirst in Deinen Adern einen sprühenden Feuerfunken fühlen; Dein Herz wird schlagen; Du wirst ihr Freund, ihr Schüler und ihr Nacheiferer werden. „Das haben die Seelen", sagt Plato, „mit dem Magneten gemein, daß sie sich einander ihre Kraft mittheilen und sich mit einer fortgehenden Reihe von Wundern beseelen."

Dazu[1]) lese ich Dir vor: ich zergliedere ihre Schriften oder vielleicht ihren Geist in denselben. Wie, wenn mein Buch Dich anfeuert, sie selbst zu lesen, ihre Güte und Fehler zu sehen und Dir ihre Denkart eigen zu machen? wie, wenn ich Dich auf den Pfad risse, den sie gegangen sind, und Dir die Abwege zeigte, auf denen Jene sich verirrten, und Dir die Bahn anwiese, wo ihre Schritte aufhörten, damit Du weiter gehen könntest? wenn ich die unvollendeten Plane und Zirkel und Entwürfe darlegte, aus denen sie der Tod, so wie jener wilde Römer den Archimedes, gerissen, damit Du diese Plane ergänztest und zur Vollkommenheit brächtest? O, eine einzige von diesen Hoffnungen ist zu schön, als daß sie nicht meine ganze Arbeit mir erleichtern könnte! wenigstens thue ich doch alsdann mehr als ein elender Leichenredner oder eine Präfica bei den Alten, die sich begnügt, zu heulen und die Personalien ihres Todten altweiberisch herzuwinseln.

In der That achtet man die Verlassenschaft eines Schriftstellers zu wenig und scharrt oft die wahren Schätze desselben mit seiner Urne ein. Seine Büchersammlung reißt man aus einander wie einen Jahrmarkt von Reliquien und vergißt es, daß er in seinen eigenen Schriften einen Abdruck seines Geistes, die kostbarste Reliquie hinterlassen habe, die so wunderthätig ist, uns zu seinen Schülern und Nachfolgern zu machen. Hat man einmal diesen Kern geschmeckt, aus den Büchern desselben sich einen Geist zu bilden, so wird man bloße Biographien, wie sie gewöhnlich in der gelehrten Geschichte stehn, als trockene, harte und unverdauliche Schalen

1) Vgl. zu diesem und dem folgenden Absatze a. a. O. S. 558 f. — D.

ansehen; lieber wird man sogleich zur Quelle eilen und sich Stärke in die Nerven, Saft in die Adern und Heiterkeit ins Auge trinken. Man wird etwas von dem Salböl empfinden, „daß sein Geist auf Dir ruhe“, und wird, wie Agamemnon im Homer, da Jupiter ihm in Gestalt des Nestor's den Traum zusandte, noch wachend eine himmlische Stimme hören: sieh hier erledigte Fußstapfen und einen entfallenen Mantel, mit dem der Gott des — ist. Dies ist die wahre Metempsychosis der Geister, von der die Alten in so angenehmen Bildern träumen, und das einzige Mittel, dem Tode zu trotzen, wenn er uns die Würdigsten vor der Zeit raubt, damit er doch sagen müsse, was der Tyrann Tiberius zum Carvilius sagte: „Dieser ist mir doch entkommen.“

Sollte[1]) ich aber dies nicht vermögen, den Geist der Männer, über die ich schreibe, gleichsam zu erwecken und als eine lebendige Werkstätte aufzuschließen, daß Andere in ihm arbeiten, so gieße ich doch wenigstens den Todten ein kleines Opfer der Liebe an ihr Grab. Ihr Leben haben Andre geschrieben; ich darf nur sammeln: zur Unsterblichkeit und Ewigkeit hin mögen ihre Werke durch sich streben; mein Denkmal widme ich der Zeit und den Freunden und Schülern der drei Schriftsteller. Und sollte sich diese meine Schrift mit ihren Werken auf die Nachwelt stehlen: Nachwelt, so siehe daraus meinen guten Willen, das stille Verdienst auch in seiner Asche zu ehren und zu früh abgerissene, unvollendete Werke Andern zur Vollendung zu überliefern! In einer fremden, weit entfernten Gegend beklagte ich ihren Tod, an den Ufern der Düna errichtete ich ihr Denkmal in der Stille vor dem Angesicht meiner Muse; ich machte es gemein, weil man bei Todten nicht mehr in Gefahr ist, zu schmeicheln, und lud ihre Freunde und Schüler in Deutschland zu einem Todtenfeste ein ihrer Schatten.

Ich fordere Alle, die es sehen, zu Zeugen, daß ich nicht blos den Beispielen Anderer folgen wollte, den Ruhm dieser Männer zu erheben. Ich saß an ihrem Grabe und las ihre Schriften und sammelte ihren Geist in meine Seele: ich wollte sie nicht, wie Andere, durch gemeines Lob ehren; ich wollte das Lobenswürdige zeigen, was sie geleistet, und ihnen von ihren eigenen Materialien ein Denkmal errichten. Entspricht

1) Vgl. zu diesem und dem folgenden Absatze a. a. O. S. 559. — D

es nicht den Verdiensten dieser Männer: vorübergehender Künstler, so reiße es nicht nieder, sondern um des guten Willens wegen, und damit Du auch die Todten sühnest, setze es zu ihren Füßen und baue zu ihrem Haupte ein besseres auf.

Eine[1]) Menschenseele ist ein Individuum im Reiche der Geister; sie empfindet also nach der einzelnen Bildung und denkt nach der Stärke ihrer geistigen Organen. Diese haben durch die Erziehung eine gewisse gute oder widrige Richtung bekommen, die wieder einzeln ist, nach der Lage der Umstände, die diese Bildung oder Mißbildung beförderten. So wird also unsere Denkart zu einem eigenen ganzen Körper geformt, in dem die Naturkräfte die specifische Masse sind, welcher die Erziehung der Menschen Gestalt und Figur mittheilt. Nach gewissen Jahren der Formung kann das spätere Lernen, wie ich glaube, selten eine neue Schöpfung verursachen und die ganze Gestalt der Glieder verändern; allein desto wirksamer ist's, diesem Körper unserer Denkart Colorit und Stellung und Gewand zu geben, sie öfters umzuändern und auf der Oberfläche vielfache Erscheinungen dazuzuthun. Und so wird durch unendliche Modificationen im Großen und Kleinen der Geist eines Jeden zu einem einzelnen Phänomenon, das wie eine Seltenheit unser Auge beschäftigen könnte, wenn dieses fähig wäre, Geister wie körperliche Erscheinungen zu sehen.

Eine[2]) menschliche Seele in ihrer ganzen Denkart zu sehen — welch ein reizender Anblick! Mehr als der Maler Parrhasius und Aristides hätte Der gethan, der ihr Gemälde kenntlich, treu und redend entwürfe. Kenntlich: denn nie wird man zu einer vollständigen Psychologie a priori gelangen, wenn man nicht Individua von Menschenseelen mit der Genauigkeit aufsucht, mit welcher der Naturforscher die Körper zergliedert, um in die innere Werkstätte der Natur sich einzuschleichen. Treu: so wie ein Maler die eignen Züge seines Gegenstandes aufspürt, um ihm seine Gestalt vom Antlitz zu reißen, so wird der Geschichtschreiber, der vermögend ist, den Geist zu schildern, die Originalstriche seines Autors studiren und alsdann dies wahre Bild, das weder verschönert

---

1) Vgl. a. a. O. S. 560. — D.
2) Vgl. a. a. O. S. 561. — D.

noch verschlimmert noch fremde ist, an seinen wahren Platz im Range der Geister stellen können. Und wenn er sein Bild auch redend zu machen weiß, daß es in die Seele spricht und sich mittheilt, so wird er ein Wunderthäter, weil alle Gelehrsamkeit, die wir aus dem todten Buchstaben lernen, uns kalt und todt läßt, die wahre Weisheit aber, die wir wie durch einen Kuß aus dem entkleideten Geiste des Andern in unsern Geist pflanzen, unsre Seelen erhebt und begeistert.

„Welcher[1]) Mensch weiß aber, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen in ihm?" Und auch dieser kennt sich nur, so wie wir unser Gesicht kennen, anschauend, aber nicht deutlich. Wir gehen mit einem zwar lebendigen, aber verworrenen Bewußtsein unser selbst wie im Traume einher, von dem uns nur bei Gelegenheit ein und ander Stück abgerissen, mangelhaft und ohne Verbindung einfällt. Wir werden dem Andern nicht darauf vollständig antworten können, wie wir aussehen und denken, wohl aber werden wir uns erkennen und außer uns fahren, wenn ein Bild unser selbst, unser zweites Ich, uns aufstieße. Wir geben oft nicht auf unsere Gedanken Acht; allein wir erkennen uns wie in der Platonischen Erinnerung aus dem himmlischen Reich der Geister, wenn ein Anderer unsre Gedanken aus unserer Seele entwandt. Wenn wir auch wie Montaigne wären, so könnten wir doch schwerlich Biographen unser selbst werden; wohl aber könnten wir am Besten über das Gemälde urtheilen, das ein Anderer von unserm Geist zeichnete. So fand sich Sokrates getroffen, da der Gesichtsdeuter auf seine Seele rieth; er schüttelte aber den Kopf, da er Plato's Gemälde las.

Man wird mir doch zutrauen, daß ich unter einer Schilderung der menschlichen Seele etwas Anderes verstehe, als was unsre witzigen Nachbarn Charaktere und Porträte der Denkart nennen — Bilderchen, die nicht die Wahrheit gezeichnet, sondern ein kindischer Geist, der nur zum Zwecke hat, durch abstechende Farben und rasende Contraste das Auge zu bestürmen. Ich würde noch viel vorzüglichere Arten anführen können, wie ein Mensch den andern zeichnen kann; und doch muß ich zum Voraus sagen: im eigentlichen Verstande kennt nur der Schöpfer eine erschaffene Seele, er, der die Morgensterne und die Geister mit Namen ruft.

1) Vgl. a. a. O. S. 560—562. — D.

Wenn ich indessen nach einem unermeßlichen Abstande noch auf die Zeichnungen der Menschen kommen soll, so zeigt sich sogleich aus der großen Menge Schwierigkeiten, wie schwer dies Werk sei. Blos von außen kann er ihn betrachten, sofern sich die Seele desselben in Handlungen und Worten äußert; er zeichnet also das Bild der Sonne nicht aus ihrem strahlenden Angesichte selbst, sondern nur, wie es auch die Schwäche seiner Augen zuläßt, nach ihrem Widerschein im Wasser. Er nimmt blos die äußere Seite in Augenschein, und Alles, was sich nicht entdeckt, bleibt bei ihm gleich dem Nichts; denn er kann nie auf den dunkeln Grund der Seele dringen, wo unbekannte Kräfte und Fähigkeiten und Neigungen und Gedanken wie ungeborne Könige schlafen.

Indessen wäre auch dies schon mehr als gnug, wenn der Biograph nur alle Potenzen der Wirksamkeit beisammen haben könnte, um sie auf ihre Wurzeln zurückzuleiten; allein wie viel wird auch schon dazu erfordert! Er müßte, wie Rousseau den Sohn seiner Phantasie, den wunderbaren Emil, vor seiner Geburt und in seinem Ehebette gekannt haben, seinen Freund durch alle Scenen seines Lebens begleiten und der Vertraute seiner Geheimnisse werden: und dennoch müßte er immer ein fremder, müssiger Zuschauer im Beobachten sein, den das Neue in seinem Gegenstande stets mit der ganzen Aufmerksamkeit auffordert. Er müßte unparteiisch urtheilen wie ein Richter der Todten; und doch gehört fast ein kleiner Grad von verliebter Schwärmerei dazu, seinen Mann so sehr der Phantasie einzuprägen, daß man ihn nachher wie aus dem Kopfe entwerfen kann. Ich habe die zwei absoluten Schwierigkeiten allein angeführt; die hypothetischen, die sich von beiden Seiten einfinden, mag Der entwickeln, der darüber nachdächte: wie wenige wahrhafte Biographen der Seele wir haben, warum die Alten es vergleichungsweise noch mehr sind als die Neuern, und worin sich ihre wahre unterscheidende Kunst äußert.

* * *

Ich[1]) hätte ohne Zweifel mit dieser Vorrede viel zu weit ausgeholt, wenn ich nicht eben den sonderbaren Weg einschlüge, um es nachdrücklicher zu sagen, daß ich mich nicht

1) Vgl. a. a. O. S. 563. — D.

unterfange, meine Männer als Menschen zu entwerfen, ihre ganze Seele zu umfassen und mit dem viel bedeutenden Worte Porträt nichts minder als was Ganzes zu liefern wage, sondern glaube: „daß ich blos einige Umstände von dem Leben derselben so, wie ich sie wußte und sie meinem Auge erschienen", zusammensetzte.

Ich habe sie blos als Schriftsteller vor mir; ich betrachte also nur eine Seite ihres Geistes, das gelehrte Denken, ohne je Schlüsse zu machen auf ihr menschlich Denken und Handeln. Ich weiß, daß beide Seiten sich einander erklären, wie auf den Münzen das Bild und Gegenbild; ich weiß, daß es eben recht die Meisterhand eines Biographen entdecke, diese Verbindung der menschlichen und Berufs-Denkart recht zu nutzen; ich weiß dieses und werde daher ihre Lebensbeschreibungen zum Grunde legen und oft auf dieselben Seitenblicke thun. Allein es werden dies blos Seitenblicke bleiben; denn ich weiß zugleich, welch ein unermeßliches Feld dazwischen ist, fromm zu denken und so zu leben; ich weiß, daß der Schluß sehr trügen kann, der von der dunkeln Schreibart auf den dunkeln Umgang schließt, ja, ich weiß, daß sich eine gewisse Reihe von Gedanken nicht zusammenstelle, wenn man eben in einer Reihe von Handlungen steht, und daß ein Held vor der Schlacht, wenn er vom Tode fürs Vaterland geschrieben hätte, nicht wie ein Gelehrter darüber denken kann. Kurz, ich bin nicht auf der Seite Derer, die in die Schriften als in einen Spiegel des Herzens und der menschlichen Gesinnungen sehen wollen; ich bescheide mich, daß ich blos über Schriftsteller schreibe.

Und [1] zwar über diese Schriftsteller nach dem verjüngten Maßstabe ihrer wenigen Schriften; eine neue und sehr große Einschränkung. Freilich sind die Schriften Abdrücke von dem Geiste ihrer Verfasser, wenn diese keine Larve um sich nehmen; allein nie sind diese Abdrücke lebendig, so daß sie die Gesichtszüge erschöpfen. Wenn man seinen Autor als Freund gekannt und als Schüler gehört hat, so kann man mehr von seiner Denkart in wenigen Stunden lernen als ohne dieses persönliche Anschauen aus ganzen Büchern. Hier habe ich gleichsam die Summarien der Denkart, dort das

1) Vgl. a. a. O. S. 564 f. — D.

Capitel selbst; und man weiß, wie bald man sich verräth, wenn man aus Registern und Titeln gelehrt ist.

Ich schränke mich also noch mehr ein und schreibe über die Schriften meiner Verfasser, die ich als Reliquien ihrer Denkart ansehen werde. Mit diesen Einschränkungen insgesammt aber bleibe ich an Versprechen noch sehr in Schuld. Ich soll die eigene Manier meiner Schriftsteller zeigen und die Augenblicke ablauern, da sich die Natur gleichsam entkleidet und ihre Seele wie eine nackte Schöne sich unsern Augen darstellt und uns bezaubert. Der hat nie wahre Bildung gekannt, der nicht einen einzigen Zug, wo man unmittelbar thätig lernen kann, allem wörtlichen todten Lernen unendlich vorzieht. So wie der bürgerliche Umgang, der sich blos von Dingen unterhält, die kaum die Oberfläche der Seele berühren, das wirkliche Commercium menschlicher Geister und der Herzen merklich geschwächt hat, so hat auch das todte Gedächtnißlernen in der Gelehrsamkeit die süßen Augenblicke verdrängt, da wir dem Andern seine Denkart ablauern, sich an dieselbe anschmiegen und sie umarmen. Daher hören wir so gerne Erfinder und Denker und Originalköpfe von der Methode reden, in der sie denken, sollten sie uns auch nur Embryonen von Begriffen und unausgebildete, halbentworfene Gedanken liefern. Daran liegt uns mehr, wie sie dachten, als was sie ausgedacht haben.

Nebst[1]) dieser eignen Manier soll ich einen kritischen Commentar über ihre Schriften entwerfen: welche Fehler sich in das Ganze und in einzelne Theile weben; wo Berge abzutragen und Klüfte auszufüllen sind; wo Leuchtthürme errichtet werden können, um ein ganzes Feld zu übersehen, und wo mehr in die Tiefe zu graben ist, um Schätze zu finden; wo hier ein ausgestoßenes Kind des Geistes aufzunehmen ist, in eines Jüngers Namen, und dort ein Dürftiger mit Hülle und Fülle zu versorgen steht; wo hier Körner liegen, die zu den größten unter den Bäumen erzogen werden können, und dort dürre Bäume stehen, die zu grünen anfangen müssen, wenn sich ein Prophet an dieselben lehnt; wie mit diesem Capital zu wuchern und eine andere unnöthige Geldsumme zu verschenken ist. Ich rede durch Bilder; denn wenn ich

1) Vgl. a. a. O. S. 566 f. – D.

offenbar redete, so hätte ich über meine Obliegenheiten bei mir selbst zu viel zu verantworten.

Am Meisten ist nöthig, daß man von einem Autor abzieht, was seiner Zeit und der Nachwelt oder der Vorwelt zugehört. Jeder Schriftsteller trägt die Fesseln seines Zeitalters, dem er sein Buch zum Geschenk darbeut, und er steht in ihnen wie ein Baum in dem Erdreich, in das er sich gewurzelt, aus welchem er Säfte zieht, mit welchem er seine Gliedmaßen der Entstehung deckt. Je mehr er sich um seine Welt verdient macht, desto mehr muß er sich nach ihr bequemen, in sie dringen und sich ihre Denkart zu eigen machen, um sie zu verbessern. Diese Muttermaale seiner Zeit sind ihm also keine Schande, sondern Zeichen seiner Menschheit und Narben seiner Verdienste. Nur werden sie Fehler, wenn sie ihr Zeitalter überleben und von Andern unzeitig nachgemacht werden. Alsdann wird ihr Nutzen Mißbrauch; man ahmt einen Aristoteles und Baco außer ihrer Zeit so schief und sclavisch nach, als die Bedienten Alexander's seinen schiefen Hals nachahmten. Der Commentator, der einen Autor nach Jahrhunderten commentirt, muß also, wenn er kann, denselben von diesen zufälligen Schlacken reinigen; er muß für seine Leser die chymische Operation geduldig übernehmen, Alles bei ihm in seine Bestandtheile aufzulösen, aus seinem Geiste einen Geist zu ziehen, um uns ein trinkbar Gold zu verschaffen. Die größten Fehler, warum haben sie sich fortgeerbt, warum sind Verdienste so oft Fehler geworden? warum haben die menschlichen Nachfolger nie bei den Grenzen des Natürlichen stehen bleiben können und stets den Nutzen zum Mißbrauche werden lassen? Weil es schwer ist, zu unterscheiden, wie viel der Zeit rc. gehöre, was zu ändern sei, was damals nützlich war und jetzt schädlich werden müßte. Hätten wir viele solcher Commentatoren über die Alten! Und nach einer langen Pause thue ich den zweiten Seufzer dazu: könnte ich diese Forderung bei Denen erfüllen, über die ich schreibe! Denn wenn dies irgendwo nöthig ist, so ist es nöthig bei einem Werke, das über Weltweise reden soll. Hier, wo die meiste Freiheit herrschen sollte, und der meiste Schulzwang herrscht; wo Alles aufs Selbstdenken ankommt, und man doch so gerne Andern nachdenkt; wo man sich mit jeder neuen Erklärung oder Beweis oder Erläuterung so sehr brüstet und doch so blöde ist, Andrer Fußtritte zu verlassen;

hier muß eine solche Analysis des philosophischen Geistes eines Werks von vielem Nutzen sein: wie weit er gekommen, was er sich und der Zeit zu verdanken hat, wo er geirrt und wo eine falsche Sehart gehabt. Dies zeichnet den wahren goldenen Mittelweg der Philosophie! Könnte ich diese Aufgabe bei Denen erfüllen, über die ich hier schreibe, sofern es sich wenige Zeit nach ihrem Tode thun läßt, daß ich der Vorwelt und dem Zeitalter ihres Lebens und der Nachkommenschaft ihre Grenzen anwiese!

Ich [1]) fordre viel von mir, damit — mich Andere entschuldigen mögen, wenn ich nicht Alles leisten kann. Ich weiß, daß viele akademische Leser meiner Denkmale im Loben und Tadeln sagen werden, was Flavius beim Tacitus, da er seinen Todten-apparatum ansichtig wurde: Ne hoc quidem ex disciplina![2]) Diese werden meine Arbeit als das Werk eines ausländischen Scythen,[3]) nicht nach akademischen Regeln beurtheilen. Andre werden dafürhalten, daß ich zu begeistert geschrieben, um als ein Richter der Todten schreiben zu können; vielleicht würden mich Diese entschuldigen, wenn ich sagte, daß die Andacht, mit der ich schreibe, nie die Stille wegstürme, mit der ich denke. Ist aber das Bild im Kopfe entworfen, so können freilich aus der Kammer des Herzens Säfte hinaufwallen, um dasselbe mit Farben zu tuschen und auszumalen, die einem trocknen Kopf nicht gefallen dürfen, aber einem Liebhaber das Auge entwenden. — —

---

1) Vgl. a. a. O. S. 567 f. — D.
2) Tac., Ann., XV. 67. — D.
3) Anspielung auf Anacharsis. Vgl. Lucian., Anach., 14. — D.

Die Noachide in zwölf Gesängen. Berlin bei Voß. 1765.[1])

Die Noachide (ich will mich nicht bei dem Titel aufhalten, ob derselbe seiner grammatischen Bildung nach griechisch, latein, französisch oder deutsch sei, sondern sie sogleich als das, was sie ist, als eine durchaus verbesserte und umgeschmolzene Ausgabe von Bodmer's Noah anzeigen), die Noachide ist in Deutschland lange nicht so bekannt, als es ein Meisterstück kritischer Ausbesserung und die Ausbesserung eines der merkwürdigsten Producte deutscher Poesie verdiente, sogar daß Recensenten sie durchweg als eine neue Epopöe angekündigt oder vielmehr über die Vermehrung biblischer Heldengedichte geeifert haben. O Ihr Homere Deutschlands, so wenig findet Ihr in unserer Zeit unter unsern lahmen Herolden der Gelehrsamkeit Rhapsodisten, Sänger, Vergötterer, Odeen und Panathenäen! Ibis, Homere, foras![2])

Bodmer, der scharfsinnige, gelehrte und denkende Kunstrichter, der Altvater, der so viel beitrug, um Colonien vom ächten griechischen und britischen Geschmack in der Kritik nach Deutschland zu führen; der jetzt in seiner vieljährigen Ruhe die guten und elenden Urtheile Andrer geprüft, gewägt, genutzt haben mag; der auf das beste Stück seiner Muse auch den

---

1) Am 2. Mai 1767 trug Nicolai Herder die Beurtheilung der neuen Ausgabe von Bodmer's Noachide für die „Allgemeine deutsche Bibliothek" auf. Herder lehnte sie am 21. October ab, weil sie in seine Fragmente gehöre; aber am 13. Mai 1768 versprach er sie Nicolai; dennoch blieb sie liegen. Das Niedergeschriebene wurde für die im Nachlasse aufgefundene Umarbeitung der zweiten Sammlung der Fragmente benutzt, deren erstes Capitel den Inhalt der Recension zum Theil wörtlich wiedergiebt. — D.

2) Ovid., Ars amatoria, II. 280. — D.

meisten Fleiß gerichtet; der mit seinem Noah vielleicht jetzt so vortritt, wie wenigstens er denselben der Nachwelt zu überliefern gedenkt.[1]) Freilich läßt sich durch Kritik, Regeln und Feile kein epischer Geist geben und haschen; es ist wahr, daß selten eine spätere Ausbesserung sich so genau in die erste lebendige Form gießt, in der sich die poetischen Ideen bildeten; wahr, daß man im spätern Alter der untergehenden Sonne nicht so genau den Faden von Gedanken, den wir an dem Morgen und Mittage unsers Lebens zogen oder verknoteten, wieder treffen, fassen und eine Epopöe durch weit leiten könne; freilich wahr, daß Homer nicht musterte, feilte, besserte, sondern sang: doch warum so viele Aber im Voraus? Jede Umkleidung, die ein poetischer und kritischer Kopf mit seinen Lieblingsideen vornimmt, sie gelinge oder mißlinge, ist wichtig: für den Lehrling eine Regel, die in keinem Ramler'schen und Schlegel'schen Batteux so fein, so bestimmt steht; für den Kunstrichter eine Aussicht zu Bemerkungen; für das Genie ein Aufschluß neuer erhabener Gedanken. Und wäre also auch Bodmer's Kalliope noch immer ein altes Jungfräulein; käme er aus den Wassern der Sündfluth auch zum zweiten Mal nicht heraus als ein zweiter Theseus mit dem Vergötterungskranz der Amphitrite: den Ring wenigstens hat er hinaufgeholt, der ihn als den Sohn eines Gottes beweisen sollte; wenn nicht epischer Dichter, so Kunstrichter; wenn nicht Homer, so sein Nachahmer — immer ja aber merkwürdig und ein Lehrer.

Ich fange an, womit man sonst aufzuhören pflegt, das musicalische Ohr der Griechen aber anfing: Rhythmus und Versification. Allemal sonst, wenn wir mit dem alten Noah und Sem, Ham und Japhet sprachen, das Gespräch wäre auch so geistig, seraphisch und patriarchisch, als Gabalis in seinen Lauben der Weisheit kaum sprechen konnte:[2]) allemal blieb unser Ohr so körperlich, daß es oft wider unsern Willen Stöße von rauhen Worten, Silben und Hexametern empfand,

---

1) Eine „neueste, von dem Verfasser verbesserte Auflage" des Gedichtes erschien 1772. — D.

2) Mit Beziehung auf des Abbé de Montfaucon de Villars Schrift: „Le Comte de Gabalis ou entretiens sur les sciences secrètes" (zuerst 1670). In der zweiten Bearbeitung der zweiten Sammlung der Fragmente, die unsere Besprechung aufnahm, steht der Schreibfehler konnten. Suphan behält den Fehler bei und schiebt nach Gabalis das Wort Sylphen ein. — D.

wie wenn die Arche auf Klippen und Berge anprallte. So fühlten wir und wußten nicht, ob wir's fühlen sollten, weil Andern eben diese Worte, Silben und Hexameter so sanft und Homerisch durchs Ohr säuselten. Wie nun?

Besser! Bodmer's Hexameter schont unser Ohr, und oft ergetzt er's, ist überall künstlicher und vielleicht unter allen größern Werken hier der künstlichste geworden. Ein Dionysius von Halikarnassus würde viele vortreffliche Stellen finden, wo sich der Vers seiner Materie genau anschmiegt: Stellen, wo wir das Bild lebendig hören und alle Harmonie unserer Seele in den Wohllaut tönt. So also ein Homer! Heil uns! wo ist ein Dionysius, Jo,[1] Hermogenes,[2] Clarke,[3] Geddes?[4] Nicht so schnell! Homer's Hexameter ist dies nie! auch nicht nach griechischer Prosodie, auch blos nach dem Accent des richterlichen Ohrs; auch blos als politischer[5]) Beinahe-Hexameter betrachtet, fehlt der ganzen Noachide das Heroische, das auch der Versart Nerven und kühne Stärke giebt. In ihr hat das Silbenmaß nicht Spondeen oder wenigstens jener mächtigen Spondeen gnug, die der göttlichen Sprache Homer's Pracht und Fülle gaben. Sein Lied fährt nicht auf brausenden Wassern der Sündfluth, die sich gegen Fels und Wolken thürmen und mit schrecklicher Majestät rauschen, stillstehen und himmelan brausen; der Wohllaut desselben schlägt vielmehr in kleinen einförmigen Wellen, die wol ein Kartenschiff, aber keine Arche tragen können: mit einer weichen Monotonie, die für ein historisches oder bilderreiches Lehrgedicht, nicht aber für ein Heldengedicht der Sündfluth wäre.

Desto aufmerksamer macht uns diese schöne Monotonie auf eine edle griechische Einfalt, die wir in Construction, Wendung und Bindung des Bodmer'schen Hexameters finden, die so Wenige selbst in Homer bemerkt und unsre Milton'schen Hexametristen nicht an sich haben können. Es ginge zu tief in Homer und Noah, wenn wir diese Einfalt, einen Perioden im Hexameter Homerisch zu binden und zu wenden,

1) Der durch Plato's Gespräch bekannte Rhapsode. Vgl. Th. XIX. S. 137. — D.
2) Verfasser einer griechischen Rhetorik unter Marc-Aurel. — D.
3) Herausgeber des Homer. — D.
4) Vgl. Th. XIX. S. 400. — D.
5) Politisch heißen die spätern nach dem Accent gemessenen griechischen Verse der Byzantiner. — D.

auch nur nothdürftig auseinandersetzen und nebenan Scholiasten, Uebersetzer und Versificateurs stolpernd zur Schau führen sollten; da mir indessen diese Homerische Wortbindung und Wortfügung bei Bodmer ein Charakterzug seiner Sprache zu sein scheint, so führe ich einige Fälle an, zu denen sich der Leser selbst die häufigen Beispiele hinzusuche. Oft nämlich läßt er einerlei Worte wieder erscheinen, wo die Gedanken wiederkommen; oft gewisse Wiederholungen sich in zween Verse oder in zween Glieder eines Verses so lagern, daß sie Symmetrie dem Ohre einprägen; selten zerreißen geblümte Gegensätze den Vers, als wenn es ein Alexandriner im Lehrgedicht oder im frostigen Trauerspiel wäre; selten und stets mit Nachdruck ist's, daß ein Hexameter einen Sinn oder ein abgerissenes Glied des Perioden einschließe: brüderlich verschränken sich die meisten vielmehr, und bei dieser Verschränkung thun oft die einfachsten Bindewörter die beste Wirkung. Noch mehr wird in ihr oft durch eine kleine Verwerfung erreicht, wenn hier ein Verbum, dort ein Beiwort den Hexameter mächtig anfängt, dort ein den Punkt schließendes Wort ihn in seiner Mitte stützt und bei seinen letzten fallenden Füßen monotonische Cadenzen zu rechter Zeit hier vermieden, dort angebracht werden. Das sind einige dunkle Züge von dem prächtigen Gebäu im Hexameterperioden des Homer: ein kleiner Fingerzeig auf die musicalische Straße, wie in verschiednen Gedichtarten und Silbenmaßen der Periode nothwendig andern Schwung, Eben- und Unebenmaß habe; wie sich selbst der Homerische Periode nach den Verschiedenheiten seines Inhalts, wenn er erzählt oder lehrt oder redend einführt, wieder schattire; wie er sich nach jeder Sprache und nach jedem Autor modle und also ein griechischer und deutscher Homer, ein britischer und deutscher Young, ein Milton in seinem und dem ihm angeklebten Silbenmaß, wo er, statt seines schlichten Haares, eine Perücke mit daktylischen Locken trägt, erscheine; wie die verschiednen epischen Originale ihrem Perioden eigne Manier gegeben, die doch dem Blinden sichtbar werden muß, wenn er Homer und Milton hört; wie z. B. in unserm Noah die parabolische Kürze des Orients mit der griechischen Einfalt in das prosaische Gefolge unserer Sprache trete, um ihm eigne Manier zu geben; wie Jedem also solche manierirte Wendungen sehr gern wiederkommen, als unserm Noah die Bindung mit daß, als und der, davon das letzte das griechische so bequemfügige δέ er-

setzen soll, alle drei aber oft den Perioden zerren, verwirren oder zur Prose herabstimmen u. s. w. „Schulnoten!" wird man sagen; aber wenn Schulnoten uns die Nüancen einer Sprache, einer Dichtungsart, eines Genies in seiner Manier zu denken charakterisiren, so springe ich von einer Schulnote zur andern.

An Schweizerworten, fremden, oft lächerlichen Ausdrücken, possierlichen Gleichnissen und Kunstwörtern aus fremden Sprachen und fremden Wissenschaften floß Noah über; die Noachide ist von diesem Unflath so ziemlich gereinigt, und wie gut, daß Bodmer eingesehen: niedrige Ausdrücke können unmöglich griechische oder patriarchische Einfalt sein. Homer's Zeit und Sprache kennen wir zu wenig, als in ihm selbst bei Beschreibungen aus dem gemeinsten und aus dem künstlichsten Leben die Grenzen zu ziehen, wo die platte Prose und die hohe Poesie, die Wörter aus der Kunstfabrik und aus der sinnlichen Welt sich trennen; aber in unserer lebenden Sprache wissen wir dieses genau und wollen durchgängig poetische Sprache, so wie Homer dieselbe erhob. Wir wollen also die Worte weg, da vor der Sündfluth Domkirchen und Plänen, Japhet mit gekrausetem Vorhaupt, der wirthschaftliche Alkove und die Gräten der Berge, das Fahrzeug, das Orakel und Hesperus, die Iris und musaische Kunst, die ganze Thierclassification und so manche künstliche Instrumente, wieder auf einmal platte Worte und prosaische Ausdrücke — dies seltsame Gemisch wollen wir weg.[1]) Der Altvater Homer wirft nicht Sprachen und Völker, Orient und Occident, übertriebnen Wortschmuck und schleppende Prose, alle Zeiten und Lebensalter des menschlichen Verstandes zusammen. In seinem Lande, in den Zeitläuften vor und neben ihm, kurz, bei der Natur bleibt er und schildert sie mit Würde. Ich weiß, daß ich über Alles dies Beispiele schuldig bleibe, allein eben der Menge wegen bleibe ich sie schuldig; denn im ganzen Gedicht ist der Occident in den Orient, unser Jahrhundert vor die Sündfluth, Sprachen und Denkarten und Künste und Gewächse von Amerika nach Ararat übertragen: die Noachide ist Geographie, Historie, Kunstkammer, Galanteriebude ge-

1) „Z. B. p. 5 die Dom' in Thamista vor der Sündfluth, die Plänen, die so oft vorkommen, da wir an Ebnen gewöhnt sind, der nelkichte Mund und die honigten Worte, statt Nelkenmund und Honigworte — würden wir auch weggeworfen haben." Späterer Zusatz. — D.

worden. Homer's Gedicht aber war ja seinen Griechen noch mehr! Ja, seinen Griechen! Ihr Land und ihre Kenntnisse, ihre Vorfahren und ihre Geschichte, ihre Sprache und Denkart: in Allem waren sie seine Griechen.

Homer ist ein Grieche, und wenn er von dem allegorischen Gehirn der Aegypter borgt, so hat sich doch bei ihm, wenige Götterfabeln ausgenommen, über die wir nicht urtheilen können, Alles zur edeln, offnen Schönheit der Griechen umgeändert; er fliegt nicht auf im übertriebenen Ausdruck, noch dehnt er, was Kürze allein empfehlen konnte, in langstreckige Figuren aus; nichts sagt er halb und nichts mit verworrenen, sich stoßenden Bildern; jedes derselben glänzt ganz und allein in seiner zirkelnden Sprache wie das Sonnenbild im Wasser, das stille Wellen schlägt, und jede seiner Allegorien, die nur sparsam sind, kommen als Kinder der Weisheit und Grazie, nicht als Larven, dahinter kein Gesicht ist, oder als Larven, wo wir das menschliche Gesicht, den eignen Ausdruck selbst sehen wollten, und nie ist er in einer allegorischen Künstelei, sondern in der unverdeckten, offnen Natur wiederholend. Bei Bodmern gattet sich der orientalische Parenthyrsus mit griechischer Einfalt und nordischer Trockenheit: eine Zaubergegend des Uebertriebenen neben dem blühenden Garten der Natur und einer durch Frost beblümten Fensterscheibe. Seine Muse saust wie zischende Pfeile, ist nicht ein Mündel des Sebels,[1]) die auf der Spitze des Schwerts den Becher des Todes bringt, liebt das doppelte Kleeblatt der Brüder und Schwestern und mitten in einer erbaulichen Todespredigt

„— schlägt von den Knöcheln der Tod das irdische Blei ab,
Daß wir die Flügel daran entfalten.
Die Schlösser am Knie
Lösen sich auf und weigern sich oft, die Schenkel zu tragen.
(Sie) gehn den Geruch des Todes zu riechen, der liebliche Düfte
In die Nase des Lebenden weht, der über den Staub steigt.
(Er) hatt' in ein Schweißtuch die sanften Schmerzen des Todes
Aufgefasset, Sem nahm es und hüllt' es unter den Leibrock."

---

1) „Ebenso sind die Mündel des Sebels, die so oft vorkommen, ihrer Seele nach freilich Morgenländer, aber ihrem Körper nach Schweizer." Späterer Zusatz. — D.

Ist dies Homerische Einfalt? Einfalt, wenn in den Tafeln der Zeiten wenige Spuren geblieben, die noch im Gedächtnisse blühten? Einfalt, wenn sich Sanftmuth und Liebe vom Gesicht ergießen und in den Busen den Frieden pflanzen? Einfalt, wenn die Seele ins Auge gezogen wird, darin mit Schimmer leuchtet und doch nicht vom Schauen gesättigt wird? Einfalt, wenn ein Lieblingsausdruck, der aber Gleichniß ist, immer und immer wiederkommt, wie z. B. der: Jemand die Seel' erhöhen?[1]) Einfalt, wenn da, wo die Allegorie hinderlich dem Auge ist, sie uns die Ideen verhüllt? wie in seinem ganzen Gedicht uns die schreienden Sünden mit allen möglichen Stimmen des Geheuls in die Ohren schreien und nichts sagen. An den orientalischen Ausdruck, wo er mißbraucht und übel verstanden ist, will ich hier nicht gedenken:

Velut aegri somnia vanae
Finguntur species.[2])

Immer in Arbeit, im Gange, in Handlung — so ist Homer's, aber nicht Bodmer's Epos. Jener fertigt Kleinigkeiten kurz und mit einmal beliebten Worten ab und eilt immer zum Wesentlichen; kein Gemälde steht bei ihm still, es dreht und wendet sich, bis es wieder in die Handlung greift; er selbst als Sänger, wir als Hörer, als Zuschauer, als Theilnehmer so beschäftigt, daß er nicht denkt, sich selbst in die Rede zu fallen, und wir seinen Gesang, nicht den Sänger hören mögen. Noch weniger müsse eine vorbeirauschende Fliege die Handlung stören und der epische Gang kein zerstreuender Spaziergang sein. Selbst die Episoden sind bei Homer kaum Episoden: Reden, Gleichnisse, nichts ist Abhandlung, abzutrennender Schmuck, eingestreute Blumen;

1) „Bodmern ebenfalls zum Lieblingsworte geworden zu sein scheint der starke Ausdruck: das Herz erhöhen. So sagt Japhet zu Sipha:
P. 18. Oft erhöhte Dein Vater mit Deiner Tugend das Herz mir.
P. 28. Bald wird die Seele
Durch die Geister des Weines erhöht.
P. 31. Es verhütet' ein göttlicher Tröster,
Der, vom Himmel gesandt, den Muth mir erhöht' und mich stärkte.
P. 70. Ihnen erhöhte den Muth ein Kraut.
P. 103. Nur ein Zug, nur ein Wort von ihr erhöhet das Herz mir.
P. 153. Der göttliche Geist erhöhte die weiblichen Sinnen u. s. w."
Späterer Zusatz. — D.

2) Hor., Ars Poet., 7. 8. — D.

Alles wächst aus der Materie, steht an seinem Orte, reißt uns fort. Aber Bodmer ist nirgends als in Kleinigkeiten groß, in Einstreuungen schön, immer im Detail beschäftigt. Alles ist bei ihm Episode: die Erzählung, die Reden, die Charaktere, die Blumenstücke, jedes abzutrennen, und unter seinem Titel eine eigne Schilderei. Dies die Lebensart der Familie nach Noah's Abreise, jenes die Aussicht Japhet's, dann eine Allee von Bäumen und Lauben, jetzt das Gebäude, die Wirthschaft, die Bewirthung des Patriarchen; hier ein Complimentenzimmer des wiederkommenden Noah, jetzt seine Reisebeschreibung, nach Ordnung und jedesmal mit religiösen oder politischen Anmerkungen begleitet; hier erbauliche Betrachtungen bei Eva's Quelle, dort bei Adam's Laube, hier bei dem Baum der Verführung, dort bei Gelegenheit einer vorbeilaufenden Schlange; jetzt ein Opfer, jetzt ein Luftschiff, jetzt ein Komet, jetzt englische Tapeten — und meistens über jede dieser Scenen die guten Gedanken der sämmtlichen Anwesenden. Wo ist hier der fortreißende Strom, aus dem man ja keine Welle heraufheben kann? Zudem sind nicht blos die Reden in das Epos gleichsam eingeleimt, sondern in jeder Rede stehen wieder ganze Reden, in dieser Person eine andre und in dieser eine dritte in männlicher Größe. Wo bleibt nun das Gesicht, die Seele, die einer jeden eigen sein soll, wenn Noah den Sipha und Sipha seine Söhne, diese die Michal, Michal den Abiram und Abiram wieder seinen Gott reden läßt: wer spricht endlich? Keiner; denn sie reden Alle durch einander. Noah und sein Laomer und sein Magog und sein Seraph, oder vielmehr überall — Johann Jakob Bodmer.

Doch wie weit ist dies entfernt, in jeder Rede eigne ganze Seele zu suchen! Denn die meisten sind ja Predigten, hier zum Lobe der Einsamkeit, dort Todesbetrachtungen, und wo habe ich die locos communes alle aufgezählt? In den wenigsten findet sich kaum die ganze dringende Situation, die sie erzeugte und durchdringen und beleben sollte. Der ganze Laomer z. B., wie spricht der Mensch? zittert er? bittet er? lehrt er? erzählt er? flucht er? ich weiß nicht. Zufälligkeiten und Bestimmungen abgezogen, hat hier Alles eine Seele, und Du seelenvoller Homer, wie viel Geister hast Du geschaffen!

Kaum sind alle diese einzelnen Reden, Rhapsodien und Bilderchen recht an einander gelehnt. Noah bricht mitten in

seiner Rede ab, weil man ihm keinen Stuhl gegeben, und weil er in die Badstube will; Diesem kommt auf seinem Wege eine Schlange, Jenem ein Luftschiff querüber — und wenn Niemand, so stört uns Herr Bodmer selbst, der oft zwischen den Scenen mitten unter Heroen und Patriarchen selbst auftritt, frägt, die Muse ruft, ein O! und Ach! thut, von Young und Milton erzählt. Wo redet Homer in seinem ganzen Gedicht durch nur ein Wort in seinem Namen und gleichsam als zwei Personen? So sind wir ja gleich aus der Illusion heraus!

Doch hier kommen wir nie hinein! So unzuverlässig Bodmer's Muse im Anfange ist, so furchtsam und schülermäßig zweifelnd, lobend, wünschend, hoffend er gegen sie thut, damit sie ihn bald hauchend bald zischend besuche, so unpoetisch, ungetreu oder ungewiß wenigstens ist sie ihm oft geworden. Ohngeachtet er, wie ich am andern Ort zeigen werde, die Tafeln aller Zeiten geplündert und alle Kunst orientalischer Sprache und occidentalischer Erfindungen vereinigt, nie doch ist er vor der Sündfluth, im Paradiese, in der Arche, in der erneuerten Erde selbst gewesen; nie doch weiß er uns dahin zu zaubern wie Homer mitten in seine Rathsversammlungen, in seine Schlachten, auf die Schiffe seines Achill's. Die Muse desselben ist wirkliche Begeisterung, ἐνθεισμός;[1]) die Muse Bodmer's ist eine Künstlerin, nichts mehr.

Und eine Künstlerin, wo sie es nicht sein sollte. Durchaus liebt Homer keinen Wortschmuck, wo dieser nicht anders als Wortschmuck sein kann; lieber leiert er alsdann immer dasselbe wieder, weiß keinen Purpurlappen aufzunähen, der ins Auge falle, hat nicht Sorge, bei dem Verzeichniß seiner Schiffe prodigialiter Worte abzuändern, bei dem Kampf seiner Helden auch Zehe und Haare sanft auszudrücken;[2]) wo er lehrt, beschreibt, malt, rührt, nicht bemalt er mit spielenden Farben die Gegenstände von oben; nie hat er die Worte verschönert, damit sie auf dem Papier leben; und er ist an alle dem poetischen Schmuck unschuldig, in den die ganze Heerde der Nachahmer als bekränzte Jahrmarktsthiere das Wesen der

1) Kein griechisches Wort. Die Griechen haben ἐνθουσίασις, ἐνθουσιασμός, später ἐνθουσία. — D.

2) Anspielungen auf Hor., Ars Poet., 15. 16. 29. 32. 33. — D.

Poesie setzen. Bei Bodmer (ich weiß, daß ich viel sage) ist Alles Wortschmuck; seine besten Beschreibungen bewegen sich und bewegen sich nicht; alle seine lebenden Attribute, wenn die Blätter der Bäume sprechen, die Erde herabsinkt und der Palast emporsteigt, die Hügel den Rücken erheben und über die schwindende Flur sich Haufen von Kriegern ergießen, der Schooß des Berges den Wandrer herausläßt, der Berg mit blumigen breiten Terrassen hüpft, die Hügel überwallen, da sich doch der Berg an sie lehnt, die Erde jüngfräulich spielt und jede fallende Birn andre ihr folgende Birnen ersetzen: alle diese poetischen Attribute leben blos auf dem Papier; die schönen Garten- und Kunstbeschreibungen sind eingeklebt und überklebt, künstlich und todt. Bei Homer lebt, handelt, bewegt sich Alles auf seinem Schilde,[1]) Alles so allmächtig erweckt, so illusorisch, daß über dies Wunder mehr Streit entstanden, als zwischen Juden und Heiden über das Wunder eines Propheten. Schon nicht so Virgil, und Bodmer gar nicht: seine von dem Engel schön ausgemalten Tapeten der Arche sind auch auf das Papier schön gemalt; aber ich sehe sie nicht, ich lese von ihnen blos. Seine Architekturen und ökonomischen Einrichtungen sind schön beschrieben; ein Baumeister mag sie untersuchen, ein ehrlicher Landwirth von ihnen lernen: ich sehe sie nicht, ich friere.

Ich friere selbst bei Bodmer's Schilderung der Leidenschaften: sie sind Wortschmuck, voll schöner Gleichnisse und frostiger Anspielungen, durch Augeneinsätze aufgestutzt, aber ohne das süße Ungestüm, ohne die mächtige Verwirrung, ohne die rührenden Kleinigkeiten, an denen die Einbildungskraft so gern haftet: alt und kalt und vernünftelnd. Nichts ist frostiger und steifer, als da Japhet niegesehene Mädchen sieht; Bodmer weiß nichts, als zu fragen: „Japhet, was fühletest Du?" und jeder Leser antwortet sicherlich: „Nichts!" Durch alle Wortspiele und Gleichnißbeete und allgemeine Regeln und Präoccupationen der Empfindungen schwatzt er uns aus aller Sympathie völlig heraus; man lacht über den studirten Antrag Japhet's und über die philosophische Beschreibung der Leere seines Herzens; man gähnt bei allen frommen Citationen Sem's und ärgert sich über die dummen Vergleichungen Ham's,

1) Dem Schilde des Achilleus. — D.

des Einfältigen, der an den Mädchen nichts als die Pyramidenfigur ihres Baues, ihr Labyrinth von Sälen, ihre Paläste, und was weiß ich mehr? sehen will. Man erfühlt sich bei der declamatorischen Erzählung Japhet's, was er gesehen, wo er Funken gefühlt. Man bleibt bei dem ganzen Liebesroman in der philosophischen Fassung, daß man hintennach nichts weiß, als: ich habe in dieser Episode sehr gründliche Lobreden auf das weibliche Geschlecht, sehr ernsthafte Vertheidigungen der Liebe, sehr gelehrte Gedanken über die Verbindung der Seele und des Körpers, sehr zierliche Beschreibungen der Schönheit und der Aufwallung gelesen: aber selbst aufgewallt, selbst geliebt, selbst gefühlt habe ich nicht. O Ihr honigsüßen Dichter der Empfindungen, der Leidenschaften, der Liebe, *Homer* und *Sophokles* und *Shakespeare* und *Klopstock*, Ihr großen Kenner der weiblichen und männlichen, der menschlichen Herzen, die Ihr nicht fragt und ausruft und vergleicht, nicht die Triebfedern der Leidenschaften philosophisch zerlegt, nicht ihre Symptomen nach einander hermalt und durch Präoccupationen der Einbildungskraft Alles zuvor überfließen lasset, um bei dem Genuß ein leeres Herz zu haben; Ihr Schöpfer und Erreger der Seelen, die Ihr alle Triebfedern *wirkend*, alle Züge der Seele sich selbst *äußernd*, alle Symptomen auf einmal unter und durch einander in Handlung zeigt, und so — rührt, betäubt, die Adern erregt, Sympathie einflößt, die Empfindung *ausdrückt*: Ihr großen Seelen, wie weit anders mit Euch! Ich bin nie ein Frauenzimmer gewesen, aber das weiß ich, daß Bodmer's Geschöpfe dieser Art, selbst bis auf die kleine Albernheit der *Kerenhapuch*, nichts als verkleidete Männer sind, in ihrer Denk- und Empfindungsart. Ich bin nicht der Sohn des *Bruders Philipp's* gewesen,[1] aber das weiß ich, daß Jeder der Art, wenn er auch nicht auf sein Gänschen zuliefe, doch anders reden müßte: und ich traue mir nicht, ob selbst die *freundschaftliche Wiedersehung* mit allem Zittern und Umarmen und Schweigen und Pulsschlägen *lebe*!

Dafür aber hat Bodmer zu viel Fleiß aufs Unwürdige gewandt, wenigstens ist seiner poetischen Bewirthung, seinem unermeßlichen Vorrath von Wortblumen das Große und

---

1) Auf Lafontaine's Erzählung „Les oies du frère Philippe" (Contes et Nouvelles, III. 1) spielt Herder auch sonst an. — D.

Kleine gleich willkommen. Wenn ein Japhet, ein Sipha nichts als — geht, so gehen sie mit so wichtigem Schritte allemal ganze Verse durch, als Homer kaum hat, wenn Menelaus und Paris, Hektor und Ajax zum Zweikampf vor zwei Heere hervortreten,[1]) und auch selbst dann ist diesem das Gehen blos Gehen; aber der gehende Geist, ihr Muth, ihre Leidenschaft — dies ist's, was wir im murmelnden Gange des traurigen Chryses, im klingenden Schritt des zornigen Apollo,[2]) im stolzen Gange seiner Helden hören. Hier aber, wenn ein Japhet blos ausgegangen ist, frische Luft zu schöpfen, so giebt dies so viel Anlaß zu Aussichten, Beschreibungen, Pro- und Contrareden, als wäre es ein Wunder. Und noch unerschöpflicher ist Bodmer's Lexikon in dem, was blos — sehen heißt: wisse er selbst, was die Augen alles Gutes verrichten können, ich bin ermüdet, die verschwendende Menge metaphorischer Variationen anzustreichen, an deren jeder das Auge hangen bleibt und doch nicht hangen bleiben sollte. „Japhet's Blick läuft durch die Ebnen in Eden Tagreisen hin, bis er in der fernen Tiefe dahinfleußt. Jetzt begegneten seinem Gesicht drei göttliche Mädchen: Japhet, was fühletest Du? wie war Dir? welch sanftes Entzücken zog Dir die Seel' in das Aug'! Stumpfer kommt mein Gesicht von dem blendenden Anblick zurücke. Mit verlangendem Blick begegnet' sein Auge dem Auge Japhet's und forschte mit Ernst in jeder Miene des Jünglings. Er grüßt sie mit Augen voll Liebe, die sich nicht lang auf dem Antlitz der beiden ersten Geborenen säumten; sie glitschten schnell von da auf das Antlitz der Jüngsten; er schärfte den Blick der verlangenden Augen; die schuldlosen Augen bebten zurück und wuschen sich rein in den Strahlen des Engels. Nimm Du den Weg nach der Hütte, daß in dem Gesichte Deiner Verwandtschaft das Auge, das lang sie mißte, ruhe. Sipha verweilte mit denkendem Blick auf Noah's Gesichte. Laß mich, sprach er zu ihm, das Zeugniß der Augen genießen, das mir die fremde Botschaft bestätigt, mein Freund sei vorhanden; gönne mir, daß die Blicke auf Deinem Antlitz sich weiden. Also Sem, und so sagten, so baten die Augen der Brüder.

1) Ilias, III. 341 ff.; VII, 211 ff. — D.
2) Ilias, I. 35. 44 ff. — D.

Sipha sagte mit Augen voll überfließender Liebe; sie ruhten auf ihrer Verlobten Antlitz." Welche Ocularinspection! sie ist Bodmer zur Lieblingsidee geworden und füllt ganze Seiten. Homer hat ihrer nicht nöthig; aber bei Patriarchen und ihren Nachfolgern ist Seele und Herz mit allen Gedanken und Empfindungen in die Augen geflohen!

Doch[1]) fast zu lange von den Worten; jetzt von den Seelen in ihnen, den Gedanken! Und was für ein großes Feld von Gedanken liegt in einer Noachide vor uns! Man erwarte gar nicht, daß wir den Plan und die Episoden, die Charaktere und Situationen nach allen Regeln des Aristoteles und Le Bossu durchgehen sollen: wir wollen nicht über Bodmern urtheilen, sondern ihn kennen und von ihm in Fehlern und Tugenden lernen.

Das Süjet zur Epopöe ist aus der Bibel, es ist Geschichte: hat Bodmer Alles gebraucht, was ihm die Bibel darbot, und was eine biblische Geschichte fordert? oder, poetisch zu reden, hat die Muse, die vor der Sündfluth war, die die Geister Elihu's angeweht und ihn die göttlichsten Psalmen gelehrt, die in die Arche mit Noah ging und sang den Herrn in der Arche, und die, als die Wasser versiegt waren, auf Sion stieg — hat diese Muse dem Dichter alle verborgenen Scenen enthüllt? So gewiß weiß ich dies nicht; denn

Mich hat die Himmlische nicht in stillen Nächten besuchet,
Noch bei einsamen Quellen verschwiegene Worte dem Ohre
Eingehaucht;[2])

allein darf ich Worte sprechen, „die ich selbst irdischer rede"

1) In der zweiten Bearbeitung der Fragmente steht statt des Folgenden: „Nun will ich überhaupt nicht das Spiel von Worten und Metaphern auseinandersetzen, wenn Bodmer sich in Tiefen und Situationen der menschlichen Seele wagt; ich mag nicht fragen, ob es Homeren nicht wider Willen der Muse nachahmen heiße, wenn nach der längsten vielhaltigen Rede die Antwort auch selbst im Affect ab ovo anfängt und stückweise langsam durchtrabt; am Wenigsten vergleiche ich bei Beiden Plan und Ausführung, Geschichte und Erdichtung, jene menschliche Seele der bösen griechischen Helden und die unterdrückte schweigende Natur in den frommen Patriarchen; die Leidenschaften, die in der Ilias Himmel und Erde erregen, und die todten Wasser der Sündfluth, die hier Alles überschwemmen; die Nationalhelden und Könige eines kleinen Erdstrichs und die Stammväter einer neuen Welt ohne enge zusammengezognes Interesse." Einige darauf noch folgende „unbedeutende Sätze", mit denen die erhaltene Handschrift jener zweiten Bearbeitung der Fragmente abbricht, theilt Suphan nicht mit. Das Uebrige ist verloren gegangen. — D.

2) Nach dem Anruf der Muse im ersten Gesange der Noachide. — D.

als sie, so zweifle ich etwas. So häufig er die Sprache des Orients spricht, so hat er doch nicht stets die Macht, uns so ganz glauben zu machen, daß die Fragmente des antediluvianischen Dichters Elihu auf ihn gekommen und von ihm gebraucht sind. Als Patriarchen überhaupt mögen sein Noah, Sipha, Sem, Ham, Japhet, Milka u. s. w. vortrefflich und ehrwürdig sein, aber als Patriarchen vor der Sündfluth dürften sie etwas zu wenig bestimmten und bestimmenden Charakter haben, wie sie uns die Bibel beschreibt. Ist der Charakterzug von Noah: dieser wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat; der Charakterzug, daß Noah ein Prediger der Gerechtigkeit gewesen, wie es scheint, mit Verfolgung — sind diese Züge zu Hauptzügen geworden? Ist das Bild von den herrschenden Sitten der damaligen Zeit genau gnug nach der Bibel gezeichnet? Ist Alles so, daß es nicht anders als vor der Sündfluth so sein konnte, und die Sündfluth nach sich ziehen, und wie es auf die Sündfluth folgen mußte? Schwere Fragen, die wir mit einem dreisten Ja uns nicht zu behaupten getrauen. Am Unzuverlässigsten sind wir darüber, ob er den Charakter der damaligen Zeit getroffen. Freilich bannt er Sünden gnug in sie, und ganze Gesänge sind davon voll; freilich hat er bei Ausmalung dieses lasterhaften Zeitalters die Beschreibung Moses' und den Charakter Orients vor Augen gehabt; aber noch fehlt überall das sinnliche Leben, die individuelle Bestandheit, das schöpferische Dasein, das am Meisten den Dichter, den wahren göttlichen Dichter bezeichnet. Ich fordre den Leser auf, ob er ohngeachtet der vielen und zum Theil schweren Sünden, die der Dichter erzählt, ob er so ergriffen werde, daß er sieht, es muß eine Sündfluth kommen; ob er in die poetische Nothwendigkeit gleichsam hineingerissen werde, in welche uns die historischen Worte reißen: Es reuete den Herrn, daß er die Menschen gemacht hatte; es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und sprach: ich will die Erde verderben! — Kaum! Mit den meisten Sünden, z. B. der Abgötterei, dem Dienst der Sonne, dem Aberglauben, — — —[1])

---

1) Die Beurtheilung bricht hier mitten auf der Seite ab. — D.

Zur Geschichte der Wissenschaften aus Boulanger.[1])

Hat die Sündfluth auch merkliche Einflüsse auf die Denkart der Menschen, auf Künste und Wissenschaften, Lebensart und Religion, Gesellschaft und Verfassung gehabt? Diese an sich wichtige Frage hat nicht so gar lange Zeit einen Beantworter gefunden, der die Welt in Erstaunen gesetzt hat. Gebräuche und Gottesdienste, Meinungen und Lehren, politische Verfassungen und Societäten, Feste und Geheimnisse, Jahrrechnungen und Lebensart: Alles kommt aus der Sündfluth her, kann aus ihr erklärt werden, deutet auf sie und muß auf sie gedeutet werden; aus der Sündfluth sollen Aufschlüsse kommen über die Geschichte der Menschen und den Ursprung der Staaten, den Charakter der Völker und den Kern ihrer Religionen, über Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit, über Geschlechter, aus allen Zungen und Sprachen bis an der Welt Ende.

Nun ist's freilich eine eigne Sache, überall die Sündfluth sehen zu wollen deswegen, weil man Aufseher über Brücken und Dämme ist; eine eigne Sache, überall traurige Gesichter sehen zu wollen, weil man selbst schwarzblütig und ernsthaft ist, und die eigenste Sache der Welt, der Geschichte, den ältesten Völkern offenbar und mit ausdrücklichen Worten Ideen aufdringen zu wollen, die sie bei ihren Festen und Ceremonien freilich nicht gehabt, aber hätten haben sollen,

---

1) Von Nicolas Antoine Boulanger's „L'Antiquité dévoilée“ (Amsterdam 1766) erschien 1767 eine deutsche mit Anmerkungen vermehrte Uebersetzung von J. C. Dähnert, welche Herder's nicht vollendete Bemerkungen veranlaßte. In „Herder's Lebensbild“ wird dieses Stück trotz der gegebenen Ueberschrift als Bruchstück einer Recension von Boulanger für Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek bezeichnet. Die Bibliothek gedachte des Buches in den kurzen Nachrichten (B. XII. S. 843). — D.

weil Boulanger sich in dieselbe bei seinen Brücken und Dämmen verliebt hatte.

Man hat also häufig gnug unsern Verfasser ausgelacht, da man ihn hätte beklagen sollen, auf solche mühsame Thorheiten gefallen zu sein, und hat ihn ganz verworfen, statt daß genau zu bestimmen wäre, wie weit er Recht hat, und woher er auf so närrische und übertriebene Ideen gerathen ist. Und wer hätte dies eher thun sollen als sein Uebersetzer, wenn diese unglückliche Mißgeburt eines phantasiereichen Kopfs gar eine Uebersetzung verdiente?

So viel ist immer wahr, daß in den Anfangszeiten unserer Erde große Revolutionen vorgegangen sein müssen, wie dies so viele Hypothesen der Naturlehrer und so viele historische Nachrichten, die auch für nichts weiter als Hypothesen gelten können, offenbar bestätigen. So viel ist wahr, daß diese Revolutionen mehreren Eindruck auf den Menschen müssen gehabt haben, als wir uns in unserer sorglosen schläfrigen Ruhe zu denken gewohnt sind oder vielleicht gar denken können. Und auch das ist wahr, daß nach der damaligen geringern Stufe der Cultur des Menschengeschlechts diese Revolutionen größere und ewigere Eindrücke müssen gehabt haben als auf uns, die wir ihre Ursachen einsehen und dem Gange der Natur schon nachspüren, dahingegen jene bei dem ordentlichen Lauf der Weltveränderungen schliefen und um so stärker erschraken, wenn ein Donner sie weckte.

Der Autor hat also Recht, daß wir die Natur, wie sie jetzt ist, und den Menschen, wie er jetzt ist, nicht für eine Geschichte der Natur und des Menschengeschlechts annehmen müssen; Recht, daß man sich ganz in die Situation der damaligen Zeiten und Völker zurücksetzen und nicht so ruhig und gleichgiltig über sie hinblicken oder abstract über den Menschen, wie wir wollen, daß er sei, philosophiren sollen; Recht, daß man sich um den Ursprung einer neuen Welt viel zu wenig bekümmert und viel zu wenig es eingesehn habe, was man wüßte, sobald man den Ursprung weiß, und was es für Aufschlüsse gebe, wenn man in die Entstehungsart der ersten gesitteten Welt eindringen könnte. Einen Theil seiner Einleitung und viele allgemeine Reflexionen, die durch sein ganzes Buch zerstreut sind, streiche ich mir also an.

Spuren von den ältesten Revolutionen hat unser Autor gesammelt, mehr aus der Geschichte als nach der Physik, wo

man anderswo vollständigere Sammlungen findet; mehr mit Einbildungskraft als kritischem Fleiß; und dann scheint ihm die Sprachengelehrsamkeit nicht sonderlich zu Diensten gestanden zu sein: daß wir also nur immer auch von der Seite der Sammlung ein Mischmasch erblicken, das unordentlicher und verwirrter liegt als die Stein- und Muschelschichte, die die Sündfluth im Innern der Erde zusammengehäuft hat. So weit ist Alles unvollkommen, und weiterhin wird Alles falsch. Wer hat dem Autor gesagt, daß keine andre Revolutionen als Sündfluthen sein können und gewesen sind? Wer sagt es ihm, daß, wenn auch in allen Ländern Spuren von Sündfluth sein sollten, diese Ueberschwemmungen alle auf einmal und so mächtig gewesen, daß die gewaltsamen Wirkungen draus entstanden, die der Autor überall als Folgen angiebt? Wer sagt ihm, daß, gesetzt, es hätte Alles im Alterthume eine so traurige und finstere Miene, als er will, daß Alles von Sündfluth komme? Auf wie viele Art kann der Gang der Natur stille stehen! Wie mancherlei unglückliche Würfe des Schicksals sind möglich! Wie mancherlei Trauerfälle können auf die Nation Eindrücke machen, so daß diese Trauerfälle, Zufälle, nationelle Begebenheiten Verhängnisse eines bösen Ungefährs sind! Warum muß der Autor nun Alles in Wasser ersäufen und sein Buch zu einer Sündfluth machen, wo man bei dem seichten Boden, der nur hier und da hervorsieht, keinen einzigen sichern Tritt hat!

Es ist erstaunend, wie die Einbildungskraft mit unserm Verfasser herumrast, von Volk zu Volk, von einem Weltende zum andern. Ueberall, wo man Wasser gießt, ans Wasser geht, aus demselben schöpft, sich mit ihm besprengt, sich badet — es fehlt nichts, als zuzusetzen, wo man Wasser trinkt und von sich läßt: sind dies Denkmale der Sündfluth. Athen hat eine Ueberschwemmung gehabt, die durch ein Fest verewigt ist: drum die ganze Welt; in Athen wird Wasser gegossen: drum ist überall, wo Wasser gegossen wird, z. B. in Hierapolis ꝛc., diese Hydrophorie ein Zeichen der Sündfluth. Die Tempel zu Jerusalem und Hierapolis sind ohngefähr nach einerlei Bauart: drum sind ihre Feste Nachahmungen von einander; die Juden gießen Wasser, feiern Pascha, das Laubhütten- und Versöhnungsfest: drum war Sündfluth; Haggai und Zacharias haben in ihrem Namen etwas, was Andenken bedeutet: darum haben sie Feste zum Andenken der Sündfluth gestiftet.

Und bei allen diesen kühnen Thorheiten ist der Verfasser jedesmal so zuverlässig, daß er Historie, Tradition, Wahrscheinlichkeit — Alles ableugnet, ausdrücklich sagt: freilich hat Niemand bei diesem Gebrauch an eine Sündfluth gedacht; aber warum hat man nicht dran gedacht? man hätte daran denken sollen. Er ist so kühn, daß er sich vermißt, das Alterthum selbst zu lehren, ihm Unterricht zu geben und der Aussage eines ganzen Volks zu widersprechen: „Ihr denkt bei dieser Ceremonie das, ich aber sage Euch, daß Eure Vorfahren das gedacht haben!“ Und woher hat der Verfasser diese geheimen Gedanken? Aus sehr sonderbaren Quellen. Z. B.: In Ithome war ein Brunnen heilig, weil Jupiter neben demselben gefunden war. So sagt die Fabel; aber Boulanger weiß es besser: weil eine Sündfluth gewesen. Und woher weiß er dies? Weil Ithome eine Waise bedeutet. So wollte ich also allenfalls aus dem Namen Boulanger auch eine Sündfluth darthun, weil dieses Wort einen Bäcker bedeutet, zum Backen Wasser genommen wird, folglich hier auch eine Hydrophorie ist — und es also wohl sein kann, daß der erste Brodbäcker Wasser zum Teige nahm, um sich an eine Sündfluth zu erinnern. Des Verfassers Schlüsse sind gewiß gar nicht besser: dieser Brunnen lag nahe am Tempel Neptun's; er lag zu nahe, als daß seine Hydrophorie nicht auf die Sündfluth abzwecken sollte. Am andern Ort war auch ein Brunnen, ein Sumpf, eine Grube: ähnliche Brunnen, ähnliche Gruben, ähnliche Sümpfe geben auch ähnliche Sündfluthen. Er bekennt oft selbst, daß es ihm hier Mühe gekostet, auch nur die weiteste Anspielung auf eine Sündfluth auszufinden; allein desto mehr Ehre macht er sich daraus, diese Mühe überwunden und den Fang gethan zu haben. So freut sich ein orthodoxer Dogmatiker, wenn er trotz allen Einwendungen der Vernunft und Schrift eine selbst erdachte Lehre, die zu seinem System gehört, mit einer süßen Mühe endlich retten kann, und je mehr es ihm Mühe kostete, je mehr sich Vernunft und Bibel sträubt, desto schöner ist sein rechtgläubiger Triumph, doch gegen beide das Feld behalten zu haben.

Je weiter es kommt, desto unverschämter wird der Autor. Feste, die augenscheinliche Wasserlustbarkeiten enthalten; Ceremonien, die nichts als galante Weihwasser sind; Processionen ans Wasser, die Jemand suchen und also augenscheinlich zeigen, daß vormals eine merkwürdige Person muß verloren

gegangen sein; alle Wassereinsegnungen, die nichts Anderes zum Zweck haben, als das Wasser zur Gesundheit einzuweihen; jedes Besprengen mit Wasser, das doch für den gesunden Verstand nichts bedeuten wird, als sich zu reinigen, und für den Aberglauben nichts bedeuten kann, als sich durch diese Abwaschung der Gottheit rein darzustellen: Alles ist für unsern Autor ein Zeuge der Sündfluth. „Die Völker sind freilich davon abgekommen; gnug aber, daß Boulanger sie drauf bringen kann. Die Chineser denken freilich bei ihren Wasserlustbarkeiten an keine Sündfluth; aber schämen sollten sie sich, daß sie nicht dran denken; sie suchen freilich den Peirun, aber besser und allgemeiner ist's, eine Allegorie auf die Sündfluth zu suchen; dies soll freilich den Sieg des Pheridoun bedeuten und jenes an eine Ohnmacht der Jüngern erinnern; aber wie kann es jenes bedeuten und an dies erinnern, da es die Sündfluth bedeuten, an die Sündfluth erinnern soll!" So bewässert der Autor alle Feste und Ceremonien und sieht Alles so sonnenklar, daß er zweifelt, ob Jemand daran zweifeln könne. Und wir müßten zweifeln, wie er nicht habe an so vielen Narrheiten wenigstens zweifeln können, wenn es nicht offenbar wäre, daß er allen gesunden Verstand in der Sündfluth ersäuft gehabt. — —

Ueber Abbt's Urtheile von Herrn Klotz' ersten Schriften.

Drei aufgefangene Briefe.[1])

Aus dem dritten Briefe.[2])

Sie wissen, mein Freund, meine paradoxe Meinung, daß niemals die Belohnungen der Großen die erste Triebfeder des Genie sein könne. Ununterstützt von Reichthümern und Bequemlichkeit, oft mitten in Verfolgungen, verwiesen des Landes, in Zerrüttungen des Staats, da wachte das Feuer der Muse auf, da schrieben die Homere, die Butlers, die Dantes. Geld als Geld, was konnte es hervorbringen? Nichts als eine alte Jungfer des Chapelain;[3]) und vielleicht wäre es aus der Geschichte zu erweisen, daß der Hofgeschmack dem wahren poetischen Genie wirklich oft hinderlich gewesen, und daß ein Ariosto, ein Racine und Andere stärker geworden wären, wenn sie sich nicht dem Hofgeschmack ihrer Zeit, Jener dem lustigen und Dieser dem verliebten, hätten bequemen müssen. Die Gnade des Königes von Dänemark[4])

---

1) Diese Ueberschrift führen nach Suphan, II. S. VIII „fünf vollständige Briefe", die ihm mit Bruchstücken der vier nächsten in der Handschrift vorlagen. Er hat aus ihnen blos die folgenden Stücke mitgetheilt. Die Briefe waren ursprünglich für den Torso bestimmt. — D.

2) Er handelt über die Klotzischen Schriften: „Mores Eruditorum", „Ridicula Literaria" und „Genius Seculi". — D.

3) Die ersten zwölf Gesänge von Chapelain's: „La Pucelle ou la France délivrée, poëme héroïque" (zuerst 1656) erlebten sechs Auflagen in achtzehn Monaten. Herder bezieht sich auf das bekannte Epigramm Boileau's. — D.

4) Friedrich's V., der Klopstock ein Jahrgehalt ausgesetzt und ihn seiner persönlichen Freundschaft gewürdigt hatte. — D.

wird immer unvergeßlich sein; nur daß sie einen Klopstock gemacht, gebildet, das wird selbst kein Däne behaupten wollen. — — — —

Nachschrift. Ich habe mir den angenehmsten Contrast mit den Moribus eruditorum verschafft, ich habe Lessing's Jungen Gelehrten von Neuem gelesen. Mögen gewisse Leute Lessingen immer niedrige Scherze und den verfehlten Ton guter Gesellschaft vorwerfen: ich, der ich das komische Theater nicht zu einer Sitten- oder Complimentenschule haben will, ich ergetze mich an dem originalen Colorit seiner Charaktere, an der lebenden Munterkeit seines Dialogs und an der überall natürlichen und angemessnen Sprache seiner Personen. So ist auch sein Junger Gelehrter das an Tugenden, was Klotzens Mores an Fehlern sind, obgleich das ganze Süjet nicht eben sehr theatralisch sein möchte.

Aus dem vierten Briefe an Herrn N.[1])

— Geschieht nicht unsern besten deutschen Dichtern, Klopstock und Gleim, Weiße, Uz und Gerstenberg zu nahe, wenn ihnen ein mittelmäßiger Dichter oder vielmehr ein muntrer Versificateur zur Seite gesetzt wird, blos — weil er schön Lateinisch gedichtet?

Ramlern habe ich nicht genannt; denn er soll mir eine eigne Erläuterung angeben. Auch mir ist's vorgekommen, als wenn die Berlinischen Kunstrichter ihre Lobsprüche auf diesen Dichter etwas zu hoch stimmten; ich entschuldigte aber den zu hoch angegebnen Ton durch die lebendige und persönliche Bekannntschaft mit demselben, die uns gleichsam mehr lebendigen Eindruck von den Verdiensten eines Mannes giebt, und wünschte, daß ein Fremder, der ihn blos als Schriftsteller kennte, ihn auch blos als Schriftsteller charakterisirte. Weit ärger aber, mein Freund, nach der Kritik, die jetzt in Deutschland überhand nimmt. „Ramler ist ein Nachahmer, ein Nachahmer ohne Genie, ein trockner Corrector!" Wie gut, mein Freund, wie gut ist's, wenn Talente in Deutschland so geschätzt werden können, daß wir keine Ramlers sind!

Schon als Nachahmer des Horaz hat Ramler Verdienste, die ihm Niemand rauben kann. Er hat mit einer gewissen

1) Ueber Klotzens „Carmina". — D.

eignen Festigkeit die Horazische Manier, und zwar sehr nach der Natur unserer Sprache dahin übergetragen: Redarten, Bilder, Wortfügungen, Schwung, den Bau des Ganzen, und insonderheit das Geheimniß des Horazischen Perioden und die feinste lyrische Harmonie, die ich in unsrer Sprache kenne, ist durch ihn dahinein gekommen. Freilich ist Alles dies jetzt darin und Manches schon im Gebrauch: eine Karschin kann diese Horazische Sprache brauchen, veredeln und mißbrauchen; denn sie ist da. Aber durch wen da? durch wen haben wir die wohlklingendsten lyrischen Gedichte? wer hat den Horazischen Oden- und Periodenbau zu uns überbracht? Und soll der Ueberbringer, der Einpflanzer fremder Schönheiten nicht wenigstens die Ehre haben, ein Erfinder vom zweiten Range zu sein? Jetzt, ja jetzt kann Jeder Horazisch nachlallen; wer aber machte das Ei zuerst stehend?

Wenigstens sehe ich keine Vergleichung zwischen Dem, der Horaz in Horazens Sprache nachspottet, und zwischen einem Andern, der seine Sprache und Dichtkunst zur Dichtkunst Horazens zu machen sich bestrebt. Er hinterläßt in seiner lebenden Sprache Fußstapfen des Ruhms; Jener aber wird, wenn wir uns aus unsrer populären Zeitverbindung hinaussetzen, in den Haufen, den ungeheuren Haufen der lateinischen Nachahmer geworfen, von denen Viele ihn weit übertrafen.

Ueber Thomas Abbt's Schriften.

Zweites Stück.[1])

Erste Abtheilung.

I.

Ueber die Satire des Horaz.

— Sobald[2]) ich mich durch hundert Gründe a priori und posteriori belehren lasse, daß der Genius der Satire mit dem Geist seines Zeitalters in Cultur der Kenntnisse und Sitten so ziemlich einen Schritt halte, unmöglich kann ich alsdann die Possenspiele und Impromptus einer muntern und halb barbarischen Nation bald ungeschickt vergleichen bald großmüthig verdammen, unmöglich den Geist eines spätern Zeitalters zum Richter einer abgelebten Zeit und einer ausgestorbnen Ethopöie[3]) machen, unmöglich eine ganze Nation aus einem ihrer Schriftsteller kunstrichtern, unmöglich einen Autor aus allen seinen Situationen, Sitten, Zwecken und Hilfsmitteln reißen, um seinen Charakter nach meiner Art in mein Lehrbuch einzukleben, unmöglich die Urbanität einer Gattung Satire deswegen ausschließend loben, weil sie mit unsrer blödsinnigen Urbanität etwa harmonirte. Und wie? hat nicht Horaz eben die Sprache seines sens-commun, die prosaisch-poetische Nachlässigkeit derselben, sein anständiges Verziehen des Mundes, seine galante Hofphilosophie, sein blöde feiner Zurücktritt hinter Sentiments und weltübliche Moralen, kurz, seine Ur-

---

1) Aus der Handschrift von Suphan herausgegeben. Dieses zweite Stück des „Torso" wurde im Frühling und Sommer 1768 geschrieben, im Herbst umgearbeitet. — D.

2) Der Anfang fehlt. — D.

3) Herder schrieb „Ethopäie". — D.

banität, hat sie ihm nicht Lobsprüche auf Kosten Derer erworben, die in einer ganz andern Welt von Umständen, Zwecken und Sitten sich nicht um ein urbanes Zeitalter kümmerten, wo man den machtvollen Persius nicht als in wässerichter Sinner'schen Prose[1]) lesen mag:

Scilicet haec populo pexusque togaque recenti
Sede leges celsa, liquido cum plasmate guttur
Mobile collueris patranti fractus ocello. —
Tun', vetule, auriculis alienis colligis escas?
Auriculis, quibus et dicas cute perditus, Ohe![2])

Zweitens. Sobald man in dem Wort urbanitas das Was und Wie verwechselt und bei der Satire überhaupt die Materie von der spottenden Laune nicht unterscheiden will, so ist man wieder auf dem Abwege, von Feinheit, Nutzbarkeit, Artigkeit zu predigen, wo blos von satirischem Geist, von Laune die Rede war. Ich benedeie alle die leeren Zänkereien, ob die Satire griechisch oder römisch sei; gerade als wenn nicht bei jedem Volk Fehler und Spöttereien wüchsen, und als wenn nicht die in Sitten und Reden freiesten Wilden auch die lebendste Satire haben müßten! Ich segne alle die gelehrten Eintheilungen und Vergleichungen der Satiren, da man neue Gattungen setzte, wo blos ein neuer Name, nichts weniger als neue Manier war, und so verschiedne Familien, Grenzen und Arten wieder zusammenwarf, daß ich über die Verwirrung schwindle, in die man die alten Saturninischen[3]) Tänze, die satirischen Tragödien, die Parodien, die Satire Ennius' und Pacuv's, Lucil's und Menippus', Petron und Lucian, Horaz' und seiner Nebenbuhler und die besten satirischen Köpfe neuerer Zeiten geworfen hat. Der satirischen Poesie aller Zeiten, Völker und Genies hat sich noch kein recht philosophischer Kopf angenommen; hier liegt noch Alles über und durch einander: Gattungen und Geschmacksarten, Zeiten und Völker; man wiederholt einige halbwahre Charaktere ewig, stellt die drei Lateiner und höchstens einen Boileau und Rabener, die kaum Beide recht ursprüngliche Genies sein möchten, in einer leidigen Schilderung dazu, und die originalsten Satiren-

1) Sinner hatte seiner Ausgabe des Persius (Bern 1765) eine französische Uebersetzung in Prosa beigefügt. — D.
2) Pers., I. 15. 17. 18. 22. 23. — D.
3) So schreibt Herder statt Saturnischen. — D.

schreiber, insonderheit der Briten, schleichen unbemerkt vorüber. Urbanität in der Satire, ich schätze sie hoch; sobald sie aber der Laune Eintrag thut, lebe sie wohl! Nichts verdrängt den Genius der Satire so sehr als extrafeine Artigkeit und Urbanität in Sitten und Schilderung der Sitten; Freiheit und Freimüthigkeit ist das Element, worin er athmet. Und so möge Niemand, der von der Urbanität Horaz' redet, uns blos von Sittlichkeit und Artigkeit predigen, sondern von Laune, dem Geiste der damaligen römischen Sitten, dem Geist seiner Situationen, Sprache, kurz, von seiner Manier.

Nun bin ich wieder bei Abbt und setze die Worte eines seiner Commentatoren über die vorige Stelle der Literaturbriefe hinzu.[1])

Ohne nun diese Fragen zu beantworten, hier sind die Züge, die Abbt in der Horazischen Urbanität fand: „unschuldige Naivetät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafte Art zeigt, was er an Andern lächerlich gefunden, mit welcher er auf etwas Lächerliches weiset, ohne daß er's als ein solches zu kennen scheint; seine natürliche Friedfertigkeit, die mit keiner starken Leidenschaft zusammen wohnet; der feine Spott, der aus der Unschuld des Herzens zu kommen scheint". Ich setze hinzu: die mannichfaltige Maske, unter der er bald als Hofmann mit Anstande scherzt bald als Gesellschafter spottende Sermones hält; jetzt Sokratisch lächelt, jetzt den Pythagorischen Mantel umwirft und nur selten stoischen Gang nimmt. Die vielfachen Einkleidungen, da bald ein Kluger bald ein Narr redend eingeführt wird, Horaz selbst bald lehrt bald mit sich zu vernünfteln scheint. Der öftere muntere Dialog, der ihm weit leichter von der Zunge geht als selbst Pope; der muntre Dialog, der überrascht und auslockt und in aller Unschuld das menschliche Herz bald hier bald auf einer unerwarteten Stelle belauscht; der gemäßigte Ton, der Alles gewonnen hat, daß er sich nie aus seiner Fassung bringen läßt und das Gespräch, wohin er will, lenkt; die halb üppigen Verzierungen, da er mit leichter Hand hier Blumen für Kinder, dort Nüsse für Affen und am dritten Ort attisch Salz für Näscher ausstreut; der gesellschaftliche

---

1) Hier sollte die gedruckte Stelle der dritten Sammlung der Fragmente: „Ich unterschreibe im Ganzen — die Kürze des Phädrus?" (Th. XIX. S. 292, Z. 7 v. u. — S. 294, Z. 15) folgen. — D.

Ausdruck, der bald fortströmt bald steht, jetzt spricht, jetzt fragt und jetzt dämmernd

circum praecordia ludit;[1])

die Stimmung der Poesie, daß sie zwischen Pomp und Gesetzlosigkeit mitten inne schwebt und immer singt, als ob sie spräche.

Diese und andre noch feinere Züge in Beispielen und Situationen bemerkt, dem Satyr die Wendung seiner Sprünge, oder höflicher zu reden, den Schwung seiner Scherze abgelauert, Horaz mit Andern verglichen, die auch unschuldige Einfalt zu ihrem Charakter haben, ohne doch im Mindsten „römische Urbanität“ affectiren zu wollen, weder im Ton noch in der Sprache — der philosophische und satirische Genius sei mit Dem, der uns so über die Urbanität des Horaz unterrichte! Und er sei ein Vorläufer Dessen, der über die ganze satirische Gattung und über die vornehmsten Muster derselben philosophire!

Beinahe[2]) nahm Abbt ein Horazisches Amt auf eine Zeit lang an, da er in seiner Erfreulichen Nachricht über ein bald zu errichtendes Auto-da-Fe[3]) lebhaft gnug über die Thorheiten einiger sogenannten Orthodoxen spottet, die freilich immer zu weit in ihrem heiligen Eifer gehen mögen. Ob nun gegen so ernsthafte und oft bittere Verketzerungen attisches Salz zu gelinde oder zu beißend sei, ob sie Horazischen Spott, ebenso heftige Widerlegungen oder gar Einschränkungen von Seiten der Obrigkeit verdienen, wiefern eine lanx satura[4]) auch über religiöse Streitigkeiten sich ergießen, wie weit sie sich mit dem Personellen vermischen und in die Sprache der Geistlichen gleichsam eingetunkt werden könne: das Alles will ich hier nicht untersuchen. Pinge duos angues! sacer est locus![5]) — — — — — — — —

---

1) Pers., I. 117. — S.

2) Das Folgende bis S. 233, Z. 22 ist aus zwei frühern Bearbeitungen genommen. — S.

3) Der Titel der ohne Abbt's Namen 1766 zu Hamburg erschienenen Schrift lautet: „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden Evangelischen Lutherischen Auto da Fe“. — S.

4) Nach Diomed., III. p. 483 „lanx referta variis multisque primitiis“ beim Opfer der Ceres. — S.

5) Pers., I. 113, wo vor sacer noch die Anrede pueri steht. — S.

Lasset uns also Abbten sein Auto=da=Fe vergeben! Und wie herzlich gerne werden wir's thun, wenn wir die Antworten drauf von Seiten der sogenannten guten Sache lesen! Ich führe die an, die sich die beste dünkt und auf eine so verworrene Art ihren Ernst, auf so pöbelhafte Art ihren Spott auskramt, daß ich nicht weiß, was ein Nachkomme des zwanzigsten Jahrhunderts, der die ganze Orthodoxie seines Zeitalters besäße, von dieser Scharteke zu Ehre unsers Zeitalters sagen möchte. Wir würden diese Christherzliche Danksagung,[1]) die so christlich und orthodox ist, daß der Censor des Druckorts ganze Reihen von Schmähworten hat fortschneiden müssen — wir würden sie kurz und gut für das Gewäsch eines Pöbelweibes halten — — — allein wehe uns! wir haben gelästert! Wie? wenn ein Heiliger in Israel, wenn ein gottseliger Trescho[2]) diese Bogen zur Triumphsfahne seiner Religion aushängt? Gut, so will ich dieser Nachricht zufolge das ganze Ding noch einmal lesen. Und nun wird Alles abscheulich! Vertheidigung und Anschimpfung, eigne Kanonisation seiner selbst und gegen Andre sein schwärmender Ernst und sein pöbelhafter Spott. — Und nun geht er vielleicht gerade zu Abbt's Grab, um mit heiliger Hand die Asche desselben zum Auto=da=Fe zuerst zu befördern.

II.

Ueber die Elegien.[3])

Ich setze diese Abhandlung, ein schätzbares Fragment*) zu einer Poetik, die noch zu den unbekannten Ländern gehört, auszugsweise hieher und ergänze die Anmerkungen, die in einer andern Schrift dazugeworfen waren und jetzt weggeblieben sind.

*) Literaturbriefe, Th. 13, S. 69—83. — H.

---

1) „Christ=herzliche Danksagung für die erfreuliche Nachricht“ u. s. w. mit den Druckorten Berlin, Göttingen, Altona, Helmstädt, Halle und Leipzig (1766). — D.

2) Vgl. Th. XX. S. 556. — D.

3) Bearbeitung der Anmerkungen der dritten Sammlung der Fragmente, III. 3 (Th. XIX. S. 280 ff.). An Scheffner hatte Herder im Herbst 1767 geschrieben, sie könnten sehr elegisch scheinen, so lange sie zerstückt seien, doch dürften sich in einer neuen Bearbeitung einige gegen einen allgemeinen Widerspruch rechtfertigen lassen. — D.

„Elegien sind ein kleiner Roman: daher nicht immer für das Publicum, es sei denn für die Neugier desselben; mehr für die theilnehmenden Privatpersonen, und verliebte Elegien am Gefälligsten für den geliebten Gegenstand selbst." Eben dies dachte ich — aufrichtet[1]): dort sympathisiren, hier lachen wir wider Willen.

„Die meisten Dichter scheinen den Begriff der Elegien allzu sehr eingeschränkt zu haben," wie vielleicht auch den Begriff der Ode.

„Man könnte die Elegie überhaupt erklären als die sinnlich vollkommene Beschreibung unsrer vermischten Empfindungen; denn die merklich reinen Empfindungen der Lust und Unlust gehören für die Ode; Empfindungen und Handlungen, die in einem Gesellschaftlichen, das weder Zwang noch Verbrechen kennt, entstehen, gehören für das Schäfergedicht. Feste Seelen brechen bei einem großen Schmerz nicht in Klagen, sondern in Rechtfertigungen, in Vorwürfe, in Drohungen, in unerwartete Entschlüsse aus. Ein solcher Schmerz zeigt sich im Trauerspiele; er kann auch in der Ode vorgestellt werden; dem elegischen Dichter bleiben also nur gemilderte Empfindungen übrig." Diese psychologischen Abtheilungen der Gedichtarten sind nicht völlig ihren Gegenständen angemessen. Es giebt auch, wenn nicht auf gut Wortkritisch die versus impariter juncti[2]) die ganze Elegie ausmachen sollen, es giebt auch elegische Oden, wie die Horazische auf den Tod Quintil's,[3]) auch elegische Idyllen, wie so viele Beispiele bezeugen. Ist nun schon dies, so ist Elegie und Trauerspiel gar nicht zu vergleichen; denn in dem letztern giebt es mancherlei andern Schmerz, als den Abbt demselben anweist, Die Grenzscheidung ist also schon sehr ungewiß (die angegebne Natur der angrenzenden will ich nicht untersuchen), und die bestimmte Erklärung selbst erregt Zweifel. Elegie eine Beschreibung der Empfindungen. Beschreibung? was kann daraus nicht Alles werden! Description, die als Rednerkunst vollkommen ist, kalte Declamation; lieber also gleich: sinnlich vollkommener Ausdruck, sinnlich vollkommene

1) Es ist die erste Anmerkung Th. XIX. S. 280. Hier und im Folgenden verweisen die von Herder dem Texte eingefügten Citate auf die Noten zu S. 222—252 seiner dritten Sammlung der Fragmente, welche er in den Text der neuen Bearbeitung rücken wollte. Wir ändern die Seitenzahlen nach unserer Ausgabe. — D.

2) Hor., Ars Poet., 75. 76. — D.

3) I. 24. — D.

Sprache der Empfindungen. Aber der vermischten Empfindungen? Wie, wenn das Frohe und das Leidbringende gleich vermischt, wenn gar das Frohe überfließend wäre? Noch immer vermischte Empfindungen; aber noch immer Elegie? Nein! und so streiche ich auch dies philosophirende Wort weg und sage: Elegie ist die sinnlich vollkommene Sprache gemilderter trauriger Empfindungen. Wie unterscheidet sie sich nun von der Ode? Daß diese merklich reine Empfindung enthalte? Nicht immer, nur daß jede Empfindung der Ode, sie sei rein oder gemischt, stark oder gemildert, daß sie auf eine sinnlich vollkommne Weise ein Ganzes, und zwar nach der eigentlichsten Bedeutung ein lyrisches Ganze sei. Nun giebt es also elegische, idyllenartige Oden; ja, wenn ein Monolog des Trauerspiels lyrischer wäre, wenn er ein lyrisches Ganze ausmachte, wie oft bei den Griechen, so könnte selbst ein Stück der Tragödie odenmäßig werden. Ueberhaupt kenne ich nichts so Unbestimmtes als die Worte: Ode, lyrischer Gesang, Idylle; daher Abbten seine willkürliche Grenzenmischung sehr zu vergeben ist.

„Ein großer Schmerz ist stumm; auf einmal verdecket er der Seele alle schöne Auswüchse von angenehmen Bildern; blos gemilderte Empfindungen bleiben dem Dichter übrig." Hieraus glaube ich — überträgt,[1]) und Abbtisch würde ich sagen: „die Empfindung ist in Empfindniß verwandelt."

„Die Empfindungen der Elegie können entstehen zuerst aus der Betrachtung des menschlichen Zustandes überhaupt. Der Satirenschreiber bricht über ihn in bittre Klagen aus; der elegische Dichter hingegen überläßt sich mehr einer mitleidigen und jammernden Empfindung." Daß Elegien über den Zustand — Menschlichkeit sind.[2])

„Wenn die Schicksale einer besondern Gesellschaft dergleichen Empfindungen erregen sollen, so müssen wir eine besondre Neigung für dieselbe haben; sie betreffen alsdann entweder unser Vaterland oder unsre Geburtsstadt oder das Land unsrer Vorfahren oder sonst ein Volk, für welches wir besonders eingenommen sind." Von der Elegie über die Schicksale — die ich kenne.[3])

„Die besondern Stände unter den Menschen können auch zu solchen Empfindungen Anlaß geben, besonders die-

1) Die vierte Anmerkung Th. XIX. S. 280. — D.
2) Die große Anmerkung daselbst S. 281–283. — D.
3) Die Anmerkung * daselbst S. 283 f. — D.

jenigen, welchen eine Art von Ungerechtigkeit von den Gegenseitigen widerfährt. Die Elegie auf dem Gottesacker in einem Dorfe ist hierin ein Meisterstück." Ich glaube — haben.[1])

„Zeit, Ort und Umstände sind dem elegischen Dichter nicht ganz einerlei. Die Stunden der Nacht, Einsamkeit, Zellen und Kreuzgänge, wo Eloise ihre Briefe geschrieben; das Ufer, wo ein Strom traurig dahinrauscht, wo der israelitische Dichter seine Elegie: An Wasserflüssen Babylon verfertigt: Wälder, Felsen, ein einsames Zimmer u. s. w." Wem fällt hier — erwischt.[2]) Und wie dem Dichter, so, glaube ich, sind auch dem Leser der Elegien Zeit, Ort und Umstände nicht ganz einerlei. Nie habe ich — Innerstes.[3]) „Besonders wenn noch äußere Dinge dazukommen, von denen die Seele etwas leidet: ein trüber Himmel, ein aufsteigendes Gewitter, rauschende Winde, zitternde Fenster, eine Leiche, die vorüber getragen wird, das Geläute der Sterbeglocken, eine Trauermusik, ja, wenn von dergleichen Umständen mehrere auf einmal zusammenkommen. Doch alle diese Regeln leiden Abänderungen." Und warum leiden sie — Ton sein.[4])

„Die Betrachtung unsers eignen Zustandes." Dies ist die Residenz — behaupten.[5])

„Die verliebten Klagen gehören zu dieser Gattung, und fast scheint es, daß außer diesen und den Todesfällen die Meisten keinen andern Gegenstand der Elegie kennen." Woher sind denn verliebte Klagen so allgemein — ergetzt. — Hier kommen auch die Elegien — Satire ist.[6])

„Die Gedanken der Elegie müssen der Würde der Empfindungen angemessen sein." Oder vielmehr — Regeln.[7])

„Folglich werden die erhabnen Gedanken aus der Elegie wegbleiben, und da die Seele in einer Art von Erschlaffung ist, so ist ein geschärfter Witz, das Epigrammatische, das allzu weit Hergesuchte in der Elegie unnatürlich." Wohl kann — Leser.[8])

---

1) Daselbst S. 284, Anmerkung*. — D.

2) Der Anfang der zweiten Anmerkung S. 284, die aber mit „Mir fällt" beginnt, bis zu den Worten „einerlei sind"; erwischt scheint bloßes Versehen zu sein. — D.

3) Der folgende Theil der angeführten Anmerkung. — D.

4) Aus Anmerkung* S. 286. — D.

5) Die zweite Anmerkung von S. 286. — D.

6) Die Anmerkungen S. 286*** und S. 287*. — D.

7) S. 287**. — D.

8) S. 288*. — D.

„Bei einem solchen Zustande der Seele ist die Einbildungskraft fast allein beschäftigt: sie sucht vergesellschaftete Bilder auf, um entweder sich zu trösten oder noch mehr zu betrüben." So wie jede Leidenschaft — Recht giebt. Ich kann hierin — elegisch werden.[1])

„Gern bleibt also die Seele bei einem einzigen Gedanken öfters stehen und macht die Anwendung auf sich; daher die glücklichen Wiederholungen." Sobald diese — gähnen![2])

„Alle Gedanken, die ins Groteske fallen, allzu häufige O und Ach und Weh, Verwünschungen, die Abscheu erregen, zu heftige Betheurungen seines Schmerzes tödten die Elegie. Der Ausdruck wird so wenig als möglich prächtig sein dürfen. Reinlich und auch zierlich, ungesucht und ungeputzt." Es gefällt mir, daß der Kunstrichter — vorgekommen.[3])

So habe ich durch elegische Noten Abbt's Abhandlung von der Elegie, wie es scheint, zerstückt, wie ich wünsche, ergänzt. Weil aber eine Ergänzung durch eingeflickte Noten noch immer sehr viele Lücken läßt, so nehme ich mir eine eigne Reihe von Gedanken und einen andern Weg, sie fortzuleiten.

Was ist unfremder gegen einander als die menschliche Seele und die Bekümmerniß? Die Freundschaft dieser beiden floß also natürlich in Thränen und Klagen aus: siehe da, der Ursprung der Elegie aus unserer Natur! Vergnügen und Mißvergnügen wurden in der Schale der Pandora gemischt, Liebe und Leid wurden auf unserer Erde mit einander gegattet: damit die Süßigkeit nicht zum Ekel würde, bekam sie durch das Widerliche Reiz und Dauer; der Freude wurde, um sich zu kühlen, eine Begleiterin zugegeben, die Freudenthräne; die Unlust, um sich zu kühlen, bekam eine sanfte Freundin, die Thräne des Trostes. Aus der Mischung also von Unlust, die mit einigem Vergnügen gemildert war, aus ihr ward die erste Elegie geweint.

So sind ja also doch die vermischten Empfindungen ihre Quellen? Ja, aber nicht alle vermischte Empfindungen.

---

1) Die beiden Anmerkungen S. 288** und *** in umgekehrter Folge. — D.

2) Die letzte Anmerkung S. 288. — D.

3) Aus der letzten Anmerkung S. 289. — D.

Liebe und Leid wurden, wie gesagt, vom Jupiter gepaart, und sie erzeugten eine Tochter, das Mitleiden; jedes Mitleid ist eine vermischte Empfindung, nicht jedes Mitleid aber ist elegisch. Das mitleidige Entsetzen, der Zorn, die Furcht, das Schrecken, die Rache des Mitleids sind gemischt, wie der Verfasser der Philosophischen Schriften[1]) scharfsinnig gezeigt hat; sie sind gemischt, tragisch, aber nicht elegisch. Das Weinen ist eine Mischung von Lust und Unlust; die wenigsten Thränen aber sind Thränen der Elegie.

Und warum die wenigsten? Zuerst. Da die Mischung von Freude und Leid durch alle, auch die feinsten Grade Verschiedenheiten zuläßt, so giebt's Mischungen, in denen die Freude eigentlich der Strom ist, und die Betrübniß, etwa nur die Erinnerung des vorigen Elendes, etwa nur eine kleine Besorgniß, des Glücks beraubt zu werden, tröpfelt Thränen in das Meer des Vergnügens. Man leite aus ihm poetische Bäche, und sie werden — nicht Elegien sein, höchstens nur einzelne elegische Züge haben. So sind also Freudenthränen nicht eigentlich elegisch.

Noch minder Thränen über eine gegenwärtige Unlust, sollte das Weinen immer auch Lust bei sich führen. Ich will nur die tragische Täuschung statt Gegenwart nehmen, und sie wirkt nie im theilnehmenden Herzen elegischen Schmerz. Wenn ich mit Philoktet fühle, das Gefühl ist zu übermannend, die Unlust zu gegenwärtig, mein Strom von Thränen des Mitleids ist nicht elegisch.

Noch minder die Mischung mit heftigern, rohern Empfindungen, wenn diese gleich immer vergnügend sein können. Wenn ich mit Oedip mich entsetze, mit Desdemona zittre: mitleidiges Entsetzen, mitleidiges Schrecken, vermischte Empfindung; tragisch, aber so, wie sie ist, nicht elegisch.

Ich setze zusammen: was habe ich herausgebracht? In der Elegie herrsche nicht Freude, zu der sich nur einige Traurigkeit mischt, sondern wirkliche Traurigkeit; nicht Traurigkeit, die durch eine zu nahe Gegenwart wirklich wird, sonst übermannt sie das Vergnügen: sondern eine etwas entferntere Betrübniß; nicht aber so entfernt, daß ich blos durch Illusion Theil nehme, oder so heftig, daß blos die Vorstellung der Illusion das wirklich Unangenehme verhindern kann, son-

1) Mendelssohn. — D.

dern gar keine Illusion, meine Betrübniß. Und nun, glaube ich, ist der Gegenstand bestimmt: meine (und zwar ohne Illusion meine) Betrübniß (dies schließt schon alles Heftige aus), gemildert (aber wieder nicht durch die Illusion, sondern wirklich gemildert) durch die Entfernung; entweder also der vergangenen Zeit, daß nur eine sanfte Thräne des Andenkens übrig geblieben, oder der Zukunft, daß meine prophetische Bangigkeit einige entfernte, aber dunkel entfernte Unlust erblicke, oder der jetzigen Zeit, nur daß Ungewißheit, Hoffnung, oder denn endlich Untrostlosigkeit (ich weiß nicht, wie ich den Zustand der Seele nennen soll, der da fühlt, daß er nicht verzweifeln werde) die Unlust entfernt zeige: das sind die Empfindungen der Elegie. Vermischte Empfindungen also? Nicht eigentlich! nicht Lust und Unlust sind hier vermischt, sondern sanftere Unlust, durch die Entfernung gemildert, so gemildert, daß ich sie milde Betrübniß nennen möchte. Ist milde Betrübniß Lust? Eigentlich nicht; durch die poetische Nachahmung, durch die Empfindnisse der Einbildungskraft, die sie erregt, wird sie es erst; Ursache und Wirkung sind aber nicht einerlei.*)

Ich also bin's, der in der Elegie weint; weine ich nicht, störe ich nur durch einen Gedanken, durch ein Wort, eine

*) Die ganze Lehre der vermischten Empfindungen liegt bei dem vortrefflichen Anfange des Verfassers der Philosophischen Schriften noch in einer dämmernden Mischung der Begriffe. Vermischte Empfindungen können sein, in denen sich wirkliche Lust und Unlust mischt? Ich weiß nicht, ob dies auf einmal möglich ist, daß nicht die Lust zugleich Unlust und die Unlust zugleich Lust wäre: ein Widerspruch. Vermischte Empfindungen also, in denen wirkliche Lust und Unlust abwechseln, so schnell, daß unsre Seele sie nicht unterscheidet, sie für Eins nimmt, sie vermischt. Ein neuer Wiederspruch. Es kann diese Abwechselung entgegengesetzter Zustände nicht durch einen plötzlichen Uebersprung geschehen; alle mittleren Zustände muß die Empfindung wie eine gespannte Saite durchzittern, wenn sie ihren Ton verändern will. So giebt es also in der menschlichen Natur eigentlich gar kein reines Vergnügen, so wenig es eine reine Unlust geben kann; denn zwischen Lust und Unlust ist, metaphysisch zu reden, kein Mittelstand, keine zwei nächsten Zustände. Wir müssen immer gemischte Empfindungen haben, und haben sie, weil wir ein doppeltes Principium der Empfindung haben. Auf der andern Seite sind daher alle unsere Begriffe von Lust und Unlust blos Annäherungsbegriffe, bei denen der Irrthum nach Maße unmerklich wird. Jede Empfindung leidet und ist also an sich unangenehm; jedes Empfindniß wirkt und ist also an sich angenehm; das Zusammentreffen beider macht den vermischten Zustand möglich; Eines mildert das Andre. Nun können

Wendung, eine Miene die Täuschung, so weint kein Andrer mit mir; er lacht oder ärgert sich. Wahrheit der Empfindung sei also die Schöpferin der Elegie: dies ist statt aller Regeln; dies wirkt Theilnehmung.

Ich bin's, der da weint: so erscheine Alles, wie ich daran Theil nehme; wie ich den Gegenstand ins Auge fasse, wie er mir ans Herz trifft; wie ich ihn auf alle Seiten wende; was ich auf jeder erblicke oder erblicken will: ich sehe ihn wie ein Weinender.

Ich weine: Schrecken, Furcht, Schauder, ein Schatte von Verzweiflung, Zorn, Neid, alles Heftige kann sich von fern und theilweise bei mir einfinden; aber wirklich und im Ganzen erschrecke, zittre ich nicht: ich vergieße milde Thränen.

Was mildert sie? Die Entfernung ins Vergangene hin: so weine ich mit der Elektra um ihren Orestes, mit Ossian um seinen vor Zeiten verstorbnen Sohn, mit dem Israeliten um sein Vaterland, mit Gleim um seine Nachtigall; ich weine um meinen abwesenden oder todten Freund; ich weine bei dem griechischen Chor zwischen den Scenen; denn die Scene ist vorbei, sie lebt blos noch in meiner Einbildung.

Was mildert mehr die elegische Thräne? Die Entfernung ins Weitere von mir. Daher, wie gesagt, die Sündfluth verliebter Elegien; denn die Liebe ist nur Schmerz und Lust der Phantasie, wenn sie singt.

Was mildert mehr die Thräne? Die Entfernung in die Zukunft. Daher die elegischen Bekümmernisse über die Beraubung des Freundes, des Vaters, der Gattin, die ich durch eine Anticipation der Zukunft schon oder durch eine Zurücknehmung des Vergangnen noch zu missen scheine.

Ich weine, aber in Worten; denn schon zu ihnen hat sich der Schmerz gemildert. Seien also die Worte ein Ausdruck, der beste Ausdruck des Schmerzes. Kann diesen die

sich wirkliche Empfindungen mit wirklichen Empfindnissen, und umgekehrt wirkliche Empfindungen mit Scheinempfindnissen, und umgekehrt, Scheinempfindungen endlich mit Scheinempfindnissen, und umgekehrt, mischen. Die Scheinempfindungen und -Empfindnisse sind wieder von verschiedner Art; indessen muß jede derselben bestimmt werden, wenn wir uns in der Theorie der sinnlichen und geistigen, angenehmen und unangenehmen Empfindungen nicht unaufhörlich widersprechen wollen. Das Wort Empfindniß habe ich in der Note weitläuftiger als Abbt für jede Wirkung des Principiums der Vollkommenheit in uns genommen. — H.

Prose erreichen, wohl! drückt die Poesie mehr und stärker aus als die Prose, um so besser!

Ich weine Elegien für Andre: mit ihnen nehme ich also einerlei Gesichtspunkt; ihnen suche ich das Herz zu treffen; für sie zeichne ich meine Empfindungen hin, also (man erlaube mir den nöthigen Zusatz) gleichsam im Perspectiv für sie; alsdann habe ich den sinnlich vollkommensten Ausdruck getroffen. So ist die Elegie

„die sinnlich vollkommenste Sprache einer milden Betrübniß",

und so also mehr als der hinkende Affe des Silbenmaßes in unsern Poetiken, ein eignes Gebiet der menschlichen Seele. Ließen sich also über sie nicht Züge einer Geschichte hinwerfen, die über Völker und Zeiten hinaussieht? Hier sind einige Schattenlinien.[1])

---

1) Der zweite Theil der Abhandlung ging neu bearbeitet in das erste Wäldchen (Th. XX. S. 18, Z. 15 — S. 28, Z. 10 v. u.) über. Suphan führt aus jener folgende Stellen an: „Colma, allein, verlassen, auf dem Hügel der Stürme, in der feierlichsten Nachtscene, erwartet, verlangt, ruft ihren Geliebten; ach! da liegen auf der Heide ihr Geliebter und ihr Bruder — todt, erschlagen: sie wehklagt Beide — o, die süßeste Stimme des Trauerns! Was geht über das dramatische Gedicht Comala!" — „Die Klagen Haller's und Kleist's verirren sich in diese glücklichen Zeiten". — „Montanabbi, der einzige Sohn (ein Ehrenname der Araber) seiner Großmutter; von ihr geliebt als der Rest seines Stammes, von ihr geehrt als der poetische Ruhm seines Geschlechts (zwei neue bei den Arabern sehr hohe Titel), dieser Sohn reist auf sein Glück, um die Stütze ihres Alters sein zu können, und wird durch seine Abwesenheit ihr — Mörder. Er hört von ihrem Tode, den er verursachte, dem er nicht beisein konnte, der für ihn durch so viele kleine Bezeugungen der Zärtlichkeit so rührend ist. Er wiederholt diese kleinen Liebesumstände (wie sie z. B. seinen letzten Brief empfangen), die ihm nothwendig theuer sein mußten; jeder derselben lebt in seiner Seele: selbst ihre Liebe, ihre Sehnsucht wird ihm, da sie ihre Mörderin gewesen, zum Vorwurf; er wiederholt sich diese bittersüßen Vorwürfe: unzufrieden mit dem Lande, das er verließ, mit der Fremde, die ihn an sich zog, mit der Welt, die ihm die Fremde nöthig machte, unzufrieden mit Allem, findet er in nichts Ruhe, als — der Stolz seiner Väter, ein Trotz der Welt, die Ehre seiner Familie zu sein: ein Todtenopfer für die erblaßte Mutter! Welche Situation! welche Bearbeitung derselben! Wie lebt in jedem Zuge der Elegie der Araber!" — „Die arabischen Liebesdichter schwärmten auf dem Felde ungeheurer, ihnen aber gewöhnlicher Phantasien umher, und die Schotten hatten wieder ein Gefilde von romantischen Thaten vor sich. ... Die erotischen Gesänge Klopstock's und seiner Nachahmer haben sich bis an das Thor des orientalischen Himmels, bis zu den Opferaltären der Schutzgeister, ja, bis nahe zum Thron der Klarheit in die Chöre himmlischer Freuden erhoben. Und wenn unsre Deutschen der Einfalt und Natur der schottischen Liebesgesänge (die übertriebnen Vergleichungen ihres bilderarmen Landes nehme ich aus) nachfolgen wollten, so müßten wir wenigstens weniger Spielwerk in unsre Liebeselegien bekommen." — D.

3. Hiernach nun müssen Zeiten und Völker nach Maßgabe der poetischen Stücke dieser Art gesondert werden. Da wir aus den Morgenländern viele und schätzbare Elegien mancher Gattungen, von den Griechen, im weiten Verstande der Elegien, an den tragischen Chören, an Episoden der Epopöe und an kleinern Stücken [haben], die merkwürdigsten aber von den Schotten zu uns gekommen, so sollte man nach den gegebnen Aussichten den Werth und den Charakter derselben bestimmen. Da würde man alsdann unmaßgeblich in den orientalischen die meiste Dichtung und Bilderschaffung, in den Griechen das schönste Maß der Empfindung und den gebildetsten Ausdruck, bei den Schotten die einfältigste und stärkste Natur finden. Die Römer, so viel wir von ihnen in dieser, insonderheit in der verliebten Elegie haben mögen, kommen in der Geschichte nur nebenan, hinter die Griechen, und haben gar keinen eignen Stil.

Da in den mittlern Zeiten die Elegie so sehr den Romanzenton[1]) annimmt, so ist hier aus den kostbaren Ueberbleibseln der alten Briten ein großes unversuchtes Feld der Zeiterklärung, bis sich durch die Petrarchs neuer Zeiten die Elegie meistens in jeder Gattung (wenigstens als Nachahmung einer idealen Natur) wieder erhoben. Ich mag keine Köpfe einzelner Dichter zählen und habe gnug, eine Geschichte der Elegie entworfen zu haben, an welche in unsern Theorien der Dichtkunst noch nicht gedacht wird.

III.

Ueber das Schuldrama

wie auch

Abbt's Beweis, daß die sittlich vollkommenen Charaktere auf der Bühne Ungeheuer seien.

Einmal gesagt, daß ich hier nicht über kritische Urtheile, sondern die Rechtfertigung dieser Urtheile, über kritische Anmerkungen schreibe, so also nicht ein Wort über Lindner's

1) Der Name Ballade kam erst später durch Bürger und Herder auf. — D.

Schulhandlungen, sondern (auf ein besser Wort muß ich erst vorbereiten) über Schuldramata überhaupt. Abbt[1]) will, daß die ganze Gattung nichts tauge, und so etwas muß man nicht blos wollen, sondern beweisen; ich glaube, daß Abbt auch bei der Vertheidigung seiner überhin fahrenden Kritik den Beweis — ich will nicht sagen, nicht gegeben, sondern nicht recht auseinandergesetzt.

Schulhandlungen also? Warum Schulhandlungen? weil der Schulrector sie macht? weil sie in der Schule, weil sie von Schülern gehandelt werden? Weg mit dem faulen Dreiblatt von Ursache! weg mit dem Namen! weg mit dem ganzen Dinge selbst! Ein Schuldrama, gehört's zum Amt des Schulrectors, zu der Pflicht der Schüler, zur Würde der Schulen? Für diese was gehört ein Puppentheater, wozu sich Ministerium und Rath, Scholarchen und Eltern, die Väter der Stadt und die Gassenjungen versammeln? Ist's für den Schüler, daß er den Schüler aufgebe und ein Komödiant werde? ein Viertheiljahr in seinen Arbeiten säume, um seine Rolle, die der Junge vielleicht nie vergessen wird, auswendig zu lernen? um den Affect böser Charaktere zu studiren, ihn wenigstens künstlich nachzuahmen, ihn zu lernen? um endlich die natürliche gegen die übertreibende Declamation zu vertauschen, ohne die sich für einer Menge Volks kein Theaterstück ausnimmt, und die der Jüngling sein Leben durch nicht nutzen kann, es sei denn als Komödiante? Gehört's endlich für einen Schulrector, als solcher ein neues Drama zu erfinden? als solcher ein Drama, wenn auch nach alter Art, zu machen, vorzubereiten, zu begleiten? als solcher in theatralischer Declamation (ich rede von keiner andern) zu üben? als solcher endlich zu zehn Nebenunordnungen Gelegenheit zu geben, die der junge Komödiant Eltern, Lehrer, sich selbst, Andern spielen kann? Ein Weiser aus den persischen[2]) und griechischen Schulen beantworte diese Fragen.

Und würde auch keine von ihnen beantwortet, noch streiche ich das Wort Schuldrama weg: denn kein Schulinteresse, keine Schulsituation an sich giebt ein Drama; alle vorige

1) In der Beurtheilung von Lindner's Beitrag zu Schulhandlungen (1762) im Literaturbrief 232 und in der Vertheidigung seines Urtheils daselbst Nr. 259 und 260 gegen Hamann's „Fünf Hirtenbriefe, das Schuldrama betreffend". — D.

2) Vgl. Xenoph., Cyrop., I. 2. — D

Ursachen, Schulrector als Verfasser, Schüler als Acteur, Schule als Marionettentheater, thun nichts zur Sache; sonst könnte es auch nach Verfasser, Acteur und Bühne Holzinspector-, Schornsteinfeger- und Stalldramata geben: welche Erfindung!

Statt Schulhandlungen also Kinderdramata! Nun, warum nicht gleich Kinderspiele? Da ich ein Kind war, that ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge:[1]) geben diese nun Handlung, Leidenschaft, Charaktere, Action, daß ich es Drama nennen könnte? Da lebt die Klage jenes Tragödienspielers in der Tragödie auf:[2]) There is an aiery of children, little eyases, that cry out on the top of question, and are most tyrannically clapped for't; these are now the fashion, and so berattle the common stages (so they call them) that many, wearing rapiers, are afraid of goose-quills and dare scarce come hither. Abbt kann Lindner keine schnakischere Wendung machen, als wenn er überall Schüler und Kinder verwechselt.

In meinem Leben habe ich nicht viel feierlichere Auftritte gesehen (es sei denn vielleicht als Kind den vermummten heiligen Christ am Christabende, oder als Knabe den Marktrufer auf seiner theatralischen Marktbühne), als da ich vor einer großen Menge Volks auf einem dazu erbauten Theater aufführen sahe — den Seneca des von Creuz — von lauter jungem Frauenzimmer, oder, hier paßt sich der Name besser hin als in unsre Wochenblätter — von lauter schönen Kindern.[3]) Man denke sich einmal den rührenden Auftritt, wenn ein Seneca, Piso, Lucius, Annäus, Cleonicus, der Hauptmann des Nero, allesammt nach Stand und Würde alberne Philosophen, todte Charaktere und spielende Declamanten des Herrn von Creuz, wenn diese in weiblichen unbärtigen Gestalten, in vermummten Kindern sich mit sanft lieblicher Stimme hören lassen! An Charaktere, an Action, an theatralische Illusion nicht zu gedenken (denn die liegt nicht im frostigen Stücke selbst), will ich nur mit Rousseau fragen: ob eine solche Verlarvung, ein solches Sichhörenlassen, ein solcher Vortritt je für ein Frauenzimmer bildend und auf gute Art eindrücklich sein könne! Und was hierüber gesagt ist, gilt von jedem Abdolonymus und Alexan-

1) 1. Kor. 13, 11. — D.
2) Shakespeare im Hamlet, II. 2. — D.
3) Vgl. Th. XXIII. S. 117. — D.

der auch,[1]) den ein kindischer Abdolonymus und Alexander, ein unbärtiger Gottfried von Bouillon, ein Erzbischof Albert im französischen Kleide vorstellen soll — unzeitiges Kinderspiel, kurz und gut!

Wenn also kein Kinderdrama, so ein Drama für Jünglinge, daß die handelnden Personen und die Charaktere selbst, die Handlung und ihr Interesse juvenil sei (man erlaube mir dies Wort): sollte denn auch diese Gattung unmöglich, untauglich sein? Kaum! es giebt Situationen der Jünglinge, die allerdings eine dramatische Handlung, ein täuschendes Interesse geben können; es giebt im Jünglingsalter Charaktere, die auf dem Theater besser als Greise und abscheidende Christen[2]) leben; und wenn ich nun dazusetze, daß diese Jünglingscharaktere und Jünglingssituationen von Keinem als von Jünglingen vorgestellt werden müssen: taugt da die ganze Gattung überhaupt nichts? Nichts ist trüglicher als so allgemeine Behauptungen, insonderheit in Werken des Genies!

Soll ein Drama das menschliche Leben in seinen Sitten und Handlungen, Denkarten und Situationen nachahmen; soll jede Scene eine merkwürdige Scene der Menschheit wie in verkürzter Aussicht uns näher und gedrängter ans Auge bringen: wie? das Jünglingsleben, Jünglingssitten, Jünglingshandlungen, jugendliche Denkarten und Scenen, gehören sie nicht mit zum menschlichen Leben? und wird sich also ein Sokrates der Bühne ihrer schämen? Oder sind sie keines theatralischen Bildes fähig? Nichts mehr als dies! Spinnen Jünglinge keine Handlungen an, die dramatisch werden können? glimmen in ihrer Brust keine Leidenschaften, die zur illusorischen Flamme der Bühne ausschlagen können? giebt's in ihnen keine Charaktere, in ihrer Welt von Lebensart keine Situationen gegen Andre, die einer theatralischen Vorstellung fähig wären? O, ich mag nicht weiterhin fragen! hier ist der theatralische Jüngling nach Horaz:[3])

Imberbus juvenis tandem custode remoto
Gaudet equis canibusque et aprici gramine campi;
Cereus in vitium flecti, monitoribus asper,

1) Justin., XI. 10, 8; Curt., IV. 1, 19. — D.
2) Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. VII. S. 67 ff. — D.
3) Ars Poet., 161-165. — D.

Utilium tardus provisor, prodigus aeris,
Sublimis cupidusque et amata relinquere pernix.

Im Jünglingsalter lebt recht die Bühne: hier der Funke zu Leidenschaften und die Anlage zu Verwickelungen; hier die freiesten Charaktere, theils gegen einander abstechend theils sich noch unverhüllt zeigend; hier das Gute und Böse im menschlichen Herzen, wie es ist; hier custode remoto die Lieblingslaunen der Unart, die Biegsamkeit zu jeder Ausschweifung, die Härte, sich wieder zurückbiegen zu lassen, ja, darf ich sagen, hier die lebhafteste Theilnehmung; denn wohin setzen wir uns lieber zurück als in unser Jünglingsalter und Jünglingssitten? Hier also besser der Sitz der Bühne als in dem Alter der politischen Männlichkeit oder in dem Ableben frommer Greise.

Als man das menschliche Leben noch mehr vor Augen hatte, besser studirte, sorgfältiger nachahmte, schloß man da das Jünglingsalter, das Knabenalter von der Bühne aus? So muß man ja denn keinen Terenz kennen, der nirgends beinahe lieber ist als zu Hause und unter Jünglingen. So muß man ja von keinen verlornen Stücken Menander's auch nur die Namen gehört haben. So muß man die alte Sittenbühne nicht kennen, seitdem sie aus satirischen Possenrissen eine Sitten-, eine Charakterbühne, eine Schule des menschlichen Lebens ward.

Aber seitdem ein älterer Anstand Alles zu überschminken anfing; seitdem in den Händen unsrer artigen Nachbarn die Bühne eine Schule gesetzter Artigkeit und in noch wohlmeinendern Händen eine moralische Predigt ward; seitdem Liebe und politischer Schein Alles überzogen und man entweder ganz aberwitzige Narren oder ganz witzige und gesetzte Personen sehen will: seitdem hat sich mancher artige Mann freilich der Fehler und Heldenthaten seiner Jugend geschämt, und so ist die jugendliche Bühne mehr ausgegangen, als sie hätte ausgehen sollen.

Der Terenz unsers Jahrhunderts, Diderot, hat sie wieder aufbringen wollen; Schade aber, daß er das Vorurtheil seiner Nation, und was noch mehr als Vorurtheil ist, ihren Hang zu politischen Angelegenheiten und zu verkleideten Wortheldeu gegen sich hat. Immer also, immer eher werden sich galante Liebesromane, Heldenmasken, artige Munter-

keiten eher auf ihr erhalten als seine ernsthaften, menschlichen, häuslichen, philosophischen Sittenstücke.

Und dann, darf ich sagen, daß dieser vortreffliche Reformator der französischen Bühne auch seine Abwege habe, daß er zu sehr Reformator, zu sehr Erfinder neuer Gattungen sein wolle, daß dieses gar zu merkliche Wollen und Unternehmen, diese bestrebsame philosophische Willkür ihn fast immer mit einmal zu weit weg, zu sehr auf die Gegenseite wegwerfe — darf ich dies sagen? Ich vermuthete, daß es Lessing bei der vortrefflichen Uebersetzung desselben sagen würde, und hoffe noch, daß er etwas darüber in seiner Dramaturgie sagen werde;[1]) ich bleibe also nur bei meiner Seite.

Diderot überhaupt in seiner Kenntniß des Herzens, in seiner Schilderung der Charaktere und Leidenschaften, in Erfindung und Behandlung seiner Süjets, in Beurtheilung und Verbesserung der Bühne — in Allem überhaupt mehr Philosoph als Dichter, mehr ein Mann von Scharfsinn und Verstand als Genie, mehr ein fühlbares Menschenherz als ein poetisch flammender Geist; Diderot, der nur immer an neue Bahnen und an die alten dann nur denkt, wenn sie veraltet sind, wenn ihre Erneuung eine zweite Schöpfung ist — man weiß, wie sehr er für den Augenschein des gemeinen Lebens, für Theatergemälde, für die fast gar zu feine Pantomime, für die fast zu philosophische Fortbewegung und Charakteristik einer Gesinnung, für Charaktere, Lebensarten, Stände eingenommen sei; und jede dieser philosophischen Präsumtionen weiß er so abstechend ihrem Gegentheil entgegenzustellen, daß wir überall dem Mann von scharfem Verstande selbst auf Kosten des dichterischen Gefühls folgen. Wo kommen wir aber endlich hin? Auf ein philosophisches, menschliches, moralisches Theater, das — nicht mehr Theater ist.

„Wissen Sie, was daraus folgt? Daß man, eigentlich zu reden, nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände aufs Theater bringen muß!" Gewiß viel gefolgert, fast so viel, als daß man, eigentlich zu reden, nicht mehr natürliche, sondern politische Menschen, nicht mehr Menschen, sondern Affen auf die Bühne bringen muß.

„Bisher ist in der Komödie der Charakter das Hauptwerk gewesen, und der Stand war nur etwas Zufälliges: nun aber muß der Stand das Hauptwerk und der Charakter das

1) Vgl. Lessing, a. a. O. S. 410—434. — D.

Zufällige werden.“ Und was ist denn in der Natur das Hauptwerk? Charakter (ich nehme ihn für das Unterscheidende der ganzen Seele) oder Stand? Jener eine innere wesentliche Beschaffenheit, die Quelle alles Rührenden in Gesinnung, Leidenschaft, Entschluß, Handlung; dieser eine unwesentliche Bestimmung, eine blos äußere Beziehung auf Andre. Jener ein Werk der Götter, dieser ein Spiel oder Zwang, ein Zufall der Menschen. Man kehre die Natur um, und Alles wird verkehrt. Ein Stand als Stand das Hauptwerk der Bühne, ist Widerspruch: er erreicht nicht den theatralischen Zweck, er malt, verflicht, er schleicht, er lehrt; oder wenn er ihn theilweise erreicht, so ist es durch die Nebensache (accessoire), es ist durch den menschlichen, nicht Standescharakter, durch das Gesicht voll Seele und Empfindung, nicht durch die Larve, die davor liegt. Kann es einen natürlichern, wesentlichern Stand (condition) geben als der Hausvater? und soll ich bei Diderot's Hausvater zeigen, daß, was ihm der Stand gab, allweilige Hindernisse der theatralischen Wirkung wurden; daß aber, was ihm Schönheit, Wirkung, Vortrefflichkeit gab, blos die durch die Larve hindurchblickenden Züge der Menschheit, der in dem Stande sich äußernde menschliche Charakter gewesen? Der Hausvater liegt da, man zeige es sich selbst.

„Aus dem Charakter zog man die Intrigue. Man suchte durchgängig die Umstände, in welchen er sich am Besten äußert, und verband diese Umstände unter einander. Künftig muß der Stand, müssen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten desselben zur Grundlage des Werks dienen.“ Ja, zur Grundlage oder vielmehr zur Anlage, zu dem Platz von Umständen, in welchen sich der Charakter äußert. Was Diderot sich entgegengesetzt, ist kein Gegensatz. Stand, Pflichten, Vortheile, Unbequemlichkeiten desselben sind eben die zusammen verbundnen Umstände, in denen sich der Charakter äußert; sie sind die Situation zum Geist der Handlung und der Körper zur Seele.

„Die Stände scheinen mir eine Quelle, weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen als die Quelle der Charaktere.“ Immer recht, wenn der Verfasser meint, daß die Stände dem Charakter eine genaue Bestimmung, eine größere Mannichfaltigkeit, eine festere Anwendung geben können, oder daß, mit andern Worten, die Handlung der Seele sich jedesmal einen völlig gebildeten Körper, eine ganze Reihe von Umständen nehmen müsse, in

denen sie erscheint. Immer recht, wenn der Verfasser meint, daß man, um der theatralischen Handlung diese lebende Welt, diese omnimode Bestimmung zu geben, die Stände der Menschen studiren müsse, um nachher ein Individuum aus einer Gattung, eine einzelne Person aus einem Stande aufs Theater zu bringen. Allein immer, daß dies Individuum kein abstractes Bild der Gattung werde, keine moralische Person zum Anschauen: das Erste ist nicht möglich, das Zweite untheatralisch; und so ist eigentlich niemals ein Stand als Stand auf das Theater zu bringen.

Die Monate sind Kalenderseiten, die Jahrszeiten sind Auftritte der großen Natur: so auch die Stände sind menschliche Beziehungen, aber die Lebensalter sind Naturscenen; nur diese Abwechselung kennt sie, und der theatralischen Muse sind also auch die Stände nichts als ein Accessorium, als Situation, als Materie, die sie mit Geist beleben soll. Und wenn ihr nun um Aeußerung des Geistes, der Leidenschaft, der Charaktere zu thun ist: in welchen Lebensaltern wird sie wohnen? In denen, da der Keim sproßt oder ausgebreitet da steht; in dem, wo sich die Knospe aufthut oder blüht, im Jünglings- oder im Mannesalter. Nun kann das Jünglings- sich nahe an das Knabenalter herabneigen und das männliche sich nahe ans betagte Alter erheben; aber weder der wahre Knabe noch der abgestorbne Greis kann als ein solcher das Hauptsüjet und eine durch sich wirkende Triebfeder des Ganzen werden. Wohl aber Mann und Jüngling!

Und welcher Kunstrichter will nun bestimmen, wie weit sich dieser Jüngling zum Knaben herunterlassen könne? wie weit zum Manne erheben müsse? Läßt sich ein Genie, diese allmächtige Schöpferin menschlicher Seelen, diese reiche Gewährerin der Charaktere, läßt sie sich durch das blöde Verbot des Kunstrichters binden, lenken, einschränken? O Ihr Kunstrichter und kritischen Köpfe, wollet immer keinen kindischen Jüngling, keinen Heldenknaben, den seit sieben Tagen erst die männliche Toga kleidet, wollet lieber einen altklugen Blödsinnigen, kurz, keinen Philotas, sondern Polytimet:[1]) das Genie lacht! und das dichterische Gefühl entscheidet!

Und so wie hier der kriegerische Jüngling Knabe an wildem Feuer und Mann an Heldenmuth: kann es so nicht mehr und in jeder Falte der Neigung, in jeder Beziehung des

1) Bodmer's Polytimet war eine Parodie von Lessing's Philotas. — D.

Lebens, in jeder Form der Denkart Jünglinge geben, in denen die ganze menschliche Seele in aller Jugendkraft wirkt, der als kindischer Mann und als männliches Kind, als ein ausschweifender Liebenswürdiger und als ein liebenswürdiger Ausschweifender alle unsre Zurückerinnerung weckt, den Rest unsrer Jugendkräfte aufruft und uns sympathetisch in die Jugendfreuden und kindischen Heldenthaten der Morgenröthe unsers Lebens zaubert?

Und gäbe es also kein Jünglingsdrama, wo eine jugendliche Situation, deren es so viele giebt, die Anlage, ein Jünglingscharakter die vornehmste Triebfeder und also vielleicht mit andern Eingeflochtnen Hauptacteur wäre? wo die ältern Lebensalter nur sofern erschienen, als er sie in seine Situation verflochten, wo alle Sympathie der Zuschauer jugendlich wäre: gäbe es kein solches Drama? Und ich glaube, daß keins so reich, so mannichfaltig, so menschlich wirksam, so theatralisch lebendig, so ungebraucht sei. Lasset uns also immer sagen, daß Philotas ein Original, und wer uns mehrere Philotas andrer Art gäbe, ein Original in dieser Gattung sei, die ich das jugendliche Drama nenne!

Fungar vice cotis, acutum
Reddere quae ferrum valet, exsors ipsa secandi. [1])

Selbst Abbt fand, daß er (nicht gegen den Verfasser der Schulhandlungen, nicht gegen eigentliche Schuldramata) gegen die ganze jugendliche Gattung des theatralischen Drama zu weit gegangen war; er schleicht daher in der Vertheidigung seines Urtheils*) über Einiges sehr lose hin; wäre es ihm aber nicht zu größerer Ehre gewesen, selbst sein Urtheil genau zu berichtigen und einzuschränken, zumal da dies keiner seiner Feinde gethan hatte?

Anhang

über Abbt's Beweis,**)
daß die vollkommen sittlichen Charaktere Ungeheuer der Bühne sind.

Der philosophische D. hatte sich von Zeit zu Zeit***) wider das moralische Ideal in der Poesie, wider die vollkommenen

*) Literaturbriefe, Th. 16, S. 94. 95. 108. 109. — H.
**) Literaturbriefe, Th. 14, S. 253 u. s. w. — H.
***) Literaturbriefe, Th. 4, S. 285 ff.; Th. 7, S. 117 f. — H. [D. ist Mendelssohn's Chiffre. — D.]

1) Hor., Ars Poet., 304. 305. — D.

sittlichen Charaktere derselben mit so deutlichen Gründen erklärt und seine Gründe mit den Meinungen und Beispielen Andrer befestigt, daß ich es nie habe begreifen können, wie demohngeachtet die schweizerischen Kunstrichter gegen diese so überzeugenden Gründe taub blieben. Hätte ein Andrer, der nicht diese philosophische Mäßigung besessen, so viel Recht und so viel Widerspruch gehabt: welche Schadloshaltung hätte er sich mit den erbärmlichen moralisch vollkommenen Schweizertragödien geben können! Aber der Philosoph, der Gründe gesagt hatte, suchte, um das Vorurtheil des gemeinen Geschreies wenigstens zu überreden, Autoritäten.*)

Abbt will einen förmlichen Beweis**) geben, daß solche Idealgespenster Ungeheuer der Bühne wären; ich glaube nicht, daß ihm das Förmliche der Demonstration gelungen, und daß das Materielle des Beweises, der Grund selbst, von Moses in dem ersten Briefe hierüber schon besser gesagt war. Nach der förmlichen Weise Abbt's von der mehr oder weniger sinnlichen Vorstellung, von der hinlänglichen Abwechselung der Empfindungen und des Vergnügens, von der sparsamern Vertheilung der bewundernswürdigern Züge, aus dem Zweck des Drama u. s. w. kann man Alles beweisen, wenn ich blos auf die Form sehe; und das Treffende des einfältigen Grundes gehört, wie gesagt, Moses. Ich wollte also, daß Jemand sich dieser Materie von Grund aus annehme; denn überall in Werken des Geschmacks und der Dichtkunst, bei Gemälden und Münzen sogar ist dies moralisch vollkommne Ideal der schädliche Lieblingsgötze unsrer Zeit geworden.

IV.

Einige Anmerkungen über Romane.

Auch ich nehme es Abbten übel, daß er***) einen Parodisten deswegen lobt, daß „mein Schriftsteller muthig gnug ist, am Richardson einige Fehler zu ahnden, und ich weiß nicht,

*) Literaturbriefe, Th. 9, S. 49 ff. — H.
**) Th. 14, S. 252. — H.
***) Th. 21, S. 148. — H. [Der Parodist ist Musäus in seinem Grandison der Zweite (1760. 1761). — D.]

ob Sie es nicht unserm Landsmanne Dank wissen werden." O, gar nicht! Einige Fehler zu tadeln, die Jeder zu sehr einsieht, sie von einem Parodisten tadeln, sie von dem Recensenten des Parodisten wiederholen zu hören, ist unzeitig, ist schädlich. Eben hier wäre der Ort gewesen, unser armes deutsches Publicum, das so sehr herumgezogen wird und bald nicht weiß, wie ihm ist, zu leiten; dem Parodisten mit seinem Werke verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber seinem naseweisen Urtheil über Richardson eben Grenzen zu setzen; ihn auf seinem Pfade aufzumuntern, aber ja auch die Linien zu ziehen, wie weit er, wie weit sein Verdienst ginge.

„Es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edeln Handlungen begeisterten, vertilget. So oft gewisse Dinge, die uns gerührt und unsre Seele bald mit einem Schauer bald mit einer weichmüthigen" (warum nicht auch erhabnen) „Empfindung[1]) durchzittert haben, lächerlich gemacht werden: so oft wird wenigstens ein Mord an unsern Vergnügungen ausgeübt. Wozu soll z. E. der Witz, Heldengedichte (warum nicht auch Tugendromane?) zu parodiren? Einiger lustigen Einfälle (komischen Situationen) wegen verlieren wir das Vergnügen, zu bewundern. Das Possierliche erstickt alle ernsthafte Leidenschaften. Ein solcher Verfasser giebt uns einige süße Sachen zu kosten, die in dem Augenblick, wenn wir sie genießen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herrlichen Wein, der uns vorgesetzt ist, verderben."*)

Wenn Abbt lebte, würde ich diese Stelle ihm vorhalten und fragen, wie ihm, warm und begeistert vom Grandison, Grandison der Zweite schmecken würde? Jeder zu seiner Zeit und an seinem Ort mag ein guter Gesellschafter sein, nur daß der Kunstrichter die kleine Vorsicht beweise, das Aeffchen nicht in die Gesellschaft seines großen Originals zu führen und uns denselben in diesem possierlichen Contrast nicht zu empfehlen, sondern zu verleiden. Das ist Honig und Butter zusammengeschlagen — Ekel erregende Mischung.

So weit mag also ein Censor**) Recht haben; aber weiter kaum! Die Einwürfe gegen Richardson, wie sie vorgetragen

*) Abbt „Vom Tode fürs Vaterland", S. 27. 28. — H.
**) Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur, I. S. 180. 182. — H.

1) Abbt hat „Empfindlichkeit". — D.

werden, mögen „nach der Mundart kleinstädtischer Advocaten und großstädtischer Hofdamen, nach dem Fuß von Berlinersitten" u. s. w. eingerichtet sein: ich würde sogar, wenn Richardson vertheidigt werden müßte, ihn „über das unaufhörliche ins Gesicht Loben, über das Posaunen des D. Bartlett, über den abgeschlagnen Zweikampf, über das naseweise Dorffräulein, über die langen Briefe, über — über — —", ich würde ihn über Alles aus seiner Manier (die bei dem größten Meister doch immer Manier bleibt) entschuldigen können, wenn ich mehr als cavaliermäßig retten wollte.

Aber nun? sollte Abbt nicht einiges Recht haben? sollte er sich an den Schwächen dieser sonst vortrefflichen Richardson'schen Manier so ganz irren? Nur freilich den schreienden Landjunkerton des Parodisten und seines Recensenten! wir reden ja nicht für Deutschland, sondern für die Kunstrichter — für Kunstrichter der Richardson'schen Manier:

„Die Leute loben sich alle unaufhörlich und wechselsweise ins Gesicht: das Fräulein Biron wird unmäßig gelobt, ohne daß man weiß, warum? Bartlett posaunet; Alles ist feierlich august, sich durch seinen eignen Beifall belohnend." Ich könnte Alles verzeihen, wenn ich mich in Richardson's Stelle setze, der romanische Tugendbilder zeichnen wollte. Aber warum wollte er sie zeichnen? warum setzte er sie nicht lieber in Handlung des Augenscheins, die statt aller seiner erborgten und wiederbezahlten Lobsprüche selbst zeugten, selbst lobten, selbst wider Willen Achtung, Bewunderung, Rührung erzwängen? So wäre sein Roman dramatischer geworden; nicht der romanische Richardson'sche Ton mehr! O des lieben leeren Wortes, eben als wenn dieser bessere, handlungsvolle dramatische Ton nicht auch der Romanton des göttlichen Richardson hätte werden können und werden sollen!

Und dann? Richardson wollte Tugendbilder zeichnen: vortrefflich! moralischerweise göttlich! dichterisch groß! Aber ob er diesen Tugendbildern immer gnug Bestandheit, Individualität gegeben; ob sie allemal solche ganze Geschöpfe sind, daß ich sie sogleich in tausend erdenkliche Fälle setzen und aus mir selbst wissen kann, wie sie — nicht ohngefähr handeln würden, sondern handeln müßten; ob er als poetischer Schöpfer (im Detail ist er der größte Seelenkenner) sie so ganz zu schaffen wisse, daß sie wie einige Nebenpersonen ganz und gar leben; ob es dem Zweck des Romans entspreche,

an Stärke nicht so ganz Poesie, sondern die vortrefflichste Sittenmalerei, halb Poesie und halb Geschichte zu sein; ob — Doch ich frage zu viel und wollte nur den Zweifel rechtfertigen: „daß manche Situation des Grandison wol zusammengestückt sein könne, daß sie in tausend Beispielen nicht einmal wieder passen kann".

„Der auguste Familienton, das wunderkluge Dorffräulein, das Unwahrscheinliche der langen Briefe." Allerdings gehört Alles, wie es jetzt ist, zum Licht und Leben, zur Wahrmachung und Bestimmtheit der Scene; aber freilich oft — mehr historisch, briefmäßig, familien-, landmäßig als romanisch, dichtend, poetisch.

„Es ist endlich immer doch gut, auch bei den größten und feinsten Genies die Viertheilstündchen, darin sie einmal genickt haben, anzumerken." Aber Schade Dessen, der nichts als dieses bemerkt! Wollte ich lieber Grandison oder Grandison den Zweiten, auf Richardson lieber eine ekliche Kritik oder ein freilich begeistertes Diderot'sches Ehrendenkmal geschrieben haben? Wer ist so kothherzig, um dies fragen zu können? Und damit Niemanden diese Erörterung der Kritiken schade, so lege man sogleich das Blatt hin und lese das genannte Denkmal eines Genies auf ein Genie, Diderot's auf Richardson.*)

Ueber unsern deutschen Don Quixote.**)

*) Unterhaltungen. — H. [I. S. 118—140. Vgl. Th. XXII. S. 65 f. — D.]

**) Allgemeine deutsche Bibliothek, Th. 1, St. 2, S. 97. — H. [Gemeint ist Wieland's Sylvio von Rosalva (vgl. Th. XIX. S. 362 f.) Nur der Anfang dieses Abschnitts hat sich erhalten; er ist neu bearbeitet in das vierte kritische Wäldchen (Th. XX. S. 538 ff.) übergegangen. — D.]

Zweite Abtheilung.

Abbt's Anmerkungen über die deutsche Sprache.

4.[1])

Ueber die Prose des guten Verstandes.

Fast zu lange giebt sich Abbt mit dem elenden Schmierer der Quedlinburg'schen Schilderungen und andern Witzlingen ab, um nichts mehr zu zeigen, als was Jeder auf der ersten Seite weiß: daß sie elende Schmierer sind. Einigermaßen hält er uns dabei immer für die verdrießliche Bekanntschaft schadlos, wenn er über das Jämmerliche der deutschen Wochenblätter und andrer witzigen Schriften patriotische Klagen ausschüttet.

Nichts ist gerechter als diese Klagen; und wenn wir sie von den elenden Wochenschriften in Deutschland noch über die mittelmäßigen ausdehnen, wie wenig bleibt übrig! Und wo traue ich mir die Geduld zu, aus diesem ungeheuren Berge von Staub und Asche einige Goldkörner hervorzusuchen? Daß unser illiterates Publicum großentheils noch so wenig Cultur hat — unter vielen andern Ursachen werde ich mir auch immer die sagen, daß wir so wenig gute Schriften für den gemeinen Mann haben; und dann kann ich mir nicht die Grille ausreden, daß eine gute Wochenschrift viel zur Bildung einer Stadt oder wenigstens einer Reihe von Lesern in einer Stadt beitragen müsse. Der größte Theil von Denen, die wir zum gemeinen Mann zählen, liest und hört wenig mehr als Andachtsbücher und Predigten: und auch diese meistens so unzuverlässige Schule des Geschmacks trägt weit mehr dazu bei, ihn mit einer ordentlichern und etwas höhern Denkart bekannt zu machen, als man denkt. Man erkennt das Verdienst ordentlicher Predigten, wenn sie auch übrigens nur mittelmäßig wären, lange nicht gnug von dieser Seite, was

1) Die drei ersten Capitel fehlen, vom vierten ist nur der Schluß von „des gesunden" (unten S. 259, Z. 16) an erhalten; der Anfang findet sich allein in der hier gegebenen vorletzten Redaction. — D.

für Barbarei unter das Volk (unter diesen Namen gehören ungemein Viele!) sich einschleichen und mit sehr schädlichem Scepter herrschen würde, wenn auch nur einige Jahre hin die öffentlichen Vorträge wegfielen, die jetzt nichts als Predigten sind. Sobald sie nicht mit leerem mystischen Zeuge die Ohren und den Verstand betäuben, die Brust nicht mit enthusiastischen Erfahrungen beklemmen; sobald sie verständliche Lehren und vernünftige Pflichten in einer ordentlichen Denkart vortragen: so sind sie schon immer Sittenlehrer des Volks, die den Grund seiner Seele weich halten, daß er sich nicht härtet, und den Verstand desselben öffnen, um doch immer Augen zu haben, die das Licht der Ueberzeugung empfinden können. Und nun setze man einen Prediger, wie er sein soll und selten ist: einen Mann, der recht dazu gemacht sei, für den guten, gesunden Verstand des Volks zu reden; der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Vortrag zu vergessen weiß, um mit dem gemeinen Mann brüderlich zu reden; der die leichte Hand hat, jede seiner Lehren und Pflichten so nett in eine Situation des Lebens einzuschieben, daß sie sich dem Zuhörer immer ganz darstellen müssen, wenn er auf einen Vorfall dieser Art geräth: man denke sich einen Mann, der zu rechter Zeit über die Grenzen seiner Dogmatik und Moral so nützlich übertrete, daß er sein Wort nicht immer vom Himmel, sondern aus dem menschlichen Herzen, aus den Kammern der Erziehung, der Geschäfte, der Besuche zu holen weiß, und die Philosophie des gesunden Verstandes und des gemeinen Lebens mit Religion freilich oft überkleidet — einen Mann, der in das Innere der Denkart seiner Zuhörer, in ihre Vorurtheile und praktische Ketzereien mit stillem Feuer einzudringen und nur dazu zu bringen weiß, daß Jeder nach seinen Seelen- und Leibesumständen für sich denken lerne — o, ein solcher Mann ist der einzige Demagoge unsrer Zeit und des Ordens der Verdienste vielleicht würdiger als die Voltaire und Algarotti![1]) Was er zur Bildung beiträgt, nenne ich mit einem Gefühl der Ehrfurcht wahre politische und menschliche Erbauung, die um so viel fester und heiliger ist, weil sie in das Licht der theologischen Erbauung und in den Schatten der Andacht tritt.

Nun stelle ich gleich hinter diese Gespräche und Vorträge

---

1) Besonders berühmt durch seinen „Newtonianismo per le dame". — D.

der Andacht, um eine gewisse bessere Denkart auszubreiten, sogleich — was? Nichts Neuers und Seltners als Wochenschriften, aber Wochenschriften, wie ich sie wünsche. Wo der Demagoge in schwarzen Kleidern aufhört und aufhören muß, um nicht sein Heiligthum aus dem Schatten der Altäre zu weit auf den Markt des gemeinen Volks zu veräußern, da fange der Wochenschriftsteller an! so wird er auf der einen Seite nicht Gefahr laufen, zu andächteln und zu beten, wo er's nicht soll, und auf der andern Seite schon einen halb gebahnten Weg vor sich finden. Er wird es also zu seiner ersten Pflicht machen, in die Denkart und die Vorurtheile seiner Nation, seiner Zeit, seiner Gegend zu dringen und das aufzuräumen, was der geistliche Redner mußte liegen lassen. Er wird sich in die Stände und mancherlei Situationen des Lebens versetzen und Allen allerlei werden; hier und dort im menschlichen Herzen lauern, hier und dort den falschen Geschmack angreifen; nie die National- und Localseiten des Geschmacks und der Denkart aus der Acht lassen und von Philosophie und Historie, von Kenntniß der Natur und der Bücher, von merkwürdigen neuen Vorfällen und Entdeckungen nur just so viel erbeuten, als er zu seinem Zweck nöthig hat. Uebrigens wird er so viel Einkleidungen wählen können, als uns die vorigen Wochenblätter nicht alt oder verhaßt gemacht haben, und immer das Angenehme und Unterhaltende seines Vortrages nicht in Bücherwitz, wenig in dichterische Einbalsamirungen, noch weniger in spaßhafte Verkleidungen und am Wenigsten in den philosophischen Kathederambitus setzen. Aus dem Innern seines Vortrages, aus dem lebendigen Auftritt seiner Geschöpfe, aus der tiefen und klaren Quelle der Menschenkenntniß wird er sein Annehmliches ziehen, und welch eine Menge von Hilfsmitteln hat er nebenhin zur Hand, da er aus allen Wissenschaften aufbieten kann, was er braucht!

Wie groß wird hier das Feld, aus dem der Wochenschriftsteller Nutzen ziehen und auf das er Nutzen ausstreuen kann! auf wie viel Seiten kann er dem Geschmack, dem Verstande, den Gesinnungen und dem Umgange beikommen! auf wie vielerlei Art bessern und bilden, wenn er sich einmal zum Schriftsteller seines Volks zu machen weiß! Nun aber die Augen niedergeschlagen, wenn wir von unsrer Luftreise: „was Wochenschriftsteller werden können", zurückkommen und sehen,

„was sie sind". Gut gnug, wenn sie nur nicht den Geschmack verderben — durch elende Poesie und elende Prose! gut gnug, wenn sie uns die beste Moral nur nicht langweilig wegschwatzen! gut gnug, wenn sie nur nicht das Lesen verekeln!

Man sollte kaum glauben, wie weit auch unsre besseren Schriften dieser Gattung von diesem vorgesteckten Ziel abstehen, und wie viel dran fehlt, in ihnen eine Demopädie, eine Schule des Geschmacks und der Sitten zu suchen! wie viel dran fehlt, um ihnen den Ehrennamen zu geben, den jener ägyptische König[1]) auf seine Bibliothek setzen ließ: Arzneikammer der Seele! wie viel, um ein Gemälde der Sitten eines Orts oder Volks, wie viel, um eine Encyklopädie der Wissenschaften für den gemeinen Mann zu heißen! wie viel, um nur den Punkt getroffen zu haben, aus welchem ein gesundes ungelehrtes Auge sieht, es sei Wissenschaft oder Weisheit, Erfahrung oder Geschichte! wie viel, um nur die Saite getroffen zu haben, die am Ersten in dem menschlichen Herzen widertönt, man schlage auf dieselbe mit dichterischen oder menschlichen oder Religionsempfindungen! und dann am Allermeisten, wie viel an der Sprache fehlt, die weder wissenschaftlich noch rednerisch noch kanzelmäßig noch tändelnd noch grob noch witzig noch dichterisch, sondern für den gesunden Verstand spricht. Ich sage, man sollte kaum glauben, wie weit weg unsre besten Wochenblätter hier nachbleiben.

Und da ich nun so viel auf National- und Localwerth dringe, so darf ich's nicht noch zusetzen, daß, je besser einige Wochenschriften für England sind, das heißt, je mehr sie ihr Land und ihre Nation, ihre Geschichte und ihre Situation nutzen, desto weniger müssen sie für Deutschland selbst [sein], selbst wenn sie die beste Uebersetzung travestirte. Hier ist einmal die ganze Lage von Umständen weg, in die sie sich passen, drei Viertheile von dem, was ihnen Leben gab, wenigstens für den gemeinen Leser weggestorben; die politische Seite, von der sie ihre Nation so sehr interessiren, ist für uns weggekehrt, die besten Gemälde ihres Spleens und Humours halb verbleicht; vom vortrefflichen Gebäu ist hier und dort nichts übrig als Sparren, Balken, Wände und Gerüst; kurz, sie sind um so fremder für uns, je mehr sie für ihre Zeit und Ort waren. Und können sie also ausrichten, was eine Wochenschrift ausrichten sollte? Wie arm sind wir mit ihnen allen!

1) Osymandyas, nach Diodor (I. 49). — D.

Und wie reich wären wir mit ein paar Producten von eignem Boden auch für unsre Literatur! Man glaubt nicht, wie hoch einige Schriften, in denen der wahre Ton der Prose herrscht, für Deutschland anzurechnen wären, da wir in dieser Prose noch so ziemliche Fremdlinge sind; wie viel Werth ein Buch hätte, das Gelegenheit darböte, diese goldne Prose so mancherlei Schreibart anzupassen. Hier der Geschichte anzupassen, aus der man interessante Stücke und Situationen abschnitte, um sie für den gesunden Verstand vorzutragen, dort der Philosophie, um sie unter Menschen zu leiten; hier den Erfahrungen, ohne doch Fisch- und Steintheologien zu schreiben, am andern Ort den Weltveränderungen, ohne sich doch auf ein Kaffeehaus voll Staatsdiscurse zu verlieren, hier dem Gesellschafts- und Gesprächton, ohne bei Fontenelle und Saint Mard artige Uebergänge lernen zu dürfen. So mancherlei Materien der ächte Vortrag des gesunden Verstandes in seiner nachdrucksvollen Deutlichkeit, in ungesuchtem Schmucke angeschmiegt, Deutschland auf die feste und runde Prose geleitet, die wir wie ein Urim und Thummim[1]) in unser Brustschild schließen sollten, die Wendung studirt, in der wir an Denkart und Sprache zwischen der Einbildungskraft und dem Ueberwitz, in dem gesunden Urtheil des common-sense eignen Ton fänden: eine Schrift von dieser Art wäre — ein classisches Buch für ein ganzes Zeitalter der Sitten, Literatur und Sprache, ein Hilfsmittel der Cultur; ein classisches Buch doppelt, wenn es ein Hand- und Taschenbuch bei Vielen würde, ein dreifach classisches Buch, wenn es in Bildung und Nachahmung des Stils Ton gäbe.

So wollte es Abbt, wenn er über die blöden Melancholisten, über die Alchymisten und Dichterlinge des Stils herfährt und sich so gern mit Moser, den Schweizerschriften für den Bürger u. A., wenn es auch nur ein Sonderling[2]) wäre, beschäftigt, um uns Prose des guten Verstandes zu verschaffen.

---

1) 2. Mos. 28, 30. Esdra, 2, 63. Luther übersetzt: Licht und Recht. Vgl. Hamann's Schriften II. 381. III. 263. — D.

2) Von Rochus Friedrich Graf von Lynar, von Abbt in den Literaturbriefen, Th. 15, S. 161ff. besprochen. — D.

5.

Ueber die gelehrte Sprache.

Endlich eine Sprache zu den Wissenschaften, eine gelehrte Sprache. Hier empfehle ich die Schauführungen des Paragraphenstils, der alten Eintheilungen in gemeine, ästhetische u. s. w. Sprache und am Meisten seinen eignen Versuch: wie könnten wir uns z. B. der deutschen am Bequemsten zu den Wissenschaften bedienen? Er bleibt zwar meistens bei Grammatik; er entwickelt zwar nicht weder nach der verschiednen Natur einzelner Wissenschaften noch der Wissenschaften überhaupt; er schlägt zwar noch sehr in die Vorurtheile der gemeinen Sprachphilosophie ein: aber als erster Versuch gnug!

6.

Ueber die Ausbildung einer Sprache durch Uebersetzungen.

Auch hierüber ist der Abbtische Brief ruhmwürdig![1] „Der Uebersetzer soll selbst Autor werden, soll seiner Muttersprache vortreffliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache anpassen, so kann er sie ausbilden, classisch werden." Die Aussicht hierüber, „wie weit Uebersetzungen bilden, welche Stufenalter der Bildung eine Sprache durchlebe, wo unsere sei", die Aussicht hierüber geht freilich zu sehr ins Allgemeine, ohne sich an Data, an Beispiele zu heften, immer aber will sie die Sprache weiter bringen. Dawider ist nichts!

Indessen greifen wir nach einzelnen Datis; denn mit ihnen haben wir etwas Festes. So glaubte ich mit einer Abbtischen Bemerkung: „daß der periodische Stil im Deutschen sich vom Lateinischen unterscheide; daß, wenn man diesen mit allen Bindewörtern in unsre Sprache übertrage, sie schleppe; daß unsre lateinischen Uebersetzer, unsere Schulhumanisten" — Doch warum so viel darüber, was ich zu haben, was ich selbst lange zuvor bemerkt zu haben g l a u b t e! Ein Kenner der Lateiner, selbst ein Uebersetzer des Cicero, selbst

---

1) Literaturbrief 214; Th. 13, S. 97 ff. — D.

ein verdienter Schulhumanist tritt zu mir mit einem „Siehe, Du hast nichts!" Der Mann will mich aus dem Irrthum bringen: soll ich also nicht genauer zusehen?

7.

Ueber die Verschiedenheit des lateinischen und deutschen Perioden. 1)

Heinze 2) fängt mit Autoritäten an: „Das Periodische im Deutschen —. Was ist denn das? Ich sorge, daß man mit diesem Namen etwas beehrt, welches man nicht gnug betrachtet hat. Viele Lehrer, sogar der lateinischen Schreibart und Beredsamkeit, haben keinen Begriff vom Perioden, wie man am berühmten Heineccius sehen kann."

Heinze Besorgniß thut nichts zur Sache: konnte Abbt nicht die tiefen und seltnen Schulkenntnisse des Perioden „aus gründlichern Anweisungen, dergleichen" (o, welche unbekannte Quellen!), „dergleichen die Gesner'schen Anmerkungen über den Heineccius und die Ernesti'sche Rhetorik sind, geschöpft haben"? Oder warum denn hieraus? Cicero, der periodische Cicero, lag Abbten vor, Heinze deutscher Periode dagegen; und siehe da, das richtige grammatische Ohr des Recensenten fällte das Urtheil: Cicero ist im Deutschen nicht Cicero mehr, nicht mehr der Inbegriff des größten periodischen Wohlklanges. Woran liegt's? Am Uebersetzer? Abbt prüfte und fand es — nicht immer! So also an der verschiednen Natur der Sprachen vielleicht? Dies ist seine Bemerkung.

Nun sollte kein Heinze den Spieß umkehren wollen: „B. 3) selbst fordere die genaueste Nachahmung des Scribenten in seiner Sprache, und sein nachheriger Tadel sei also eben so viel als: Heinze habe den Cicero gar zu Ciceronianisch übersetzt." Steht dieser Tadel mit der vorigen Forderung

---

1) Herder gab später Bodmer Recht, daß man die Periode sagen müsse (Th. XXIII. S. 58). — D.

2) Vgl. Th. XIX. S. 196 f., Th. XVI. S. 121 ff. und S. XXII ff. Hier bezieht sich Herder auf die drei Briefe, welche Heinze seiner Uebersetzung von vierzehn auserlesenen Reden Cicero's und einzelner Reden aus Livius (1767) hinzugefügt hatte. Er führt diese erst zum folgenden Abschnitt an. — D.

3) Abbt, nach dessen Chiffre in den Literaturbriefen. — D.

in Widerspruch? Die Uebersetzung sei so genau als möglich, nach dem Genius unsrer Sprache: Cicero also so viel, als diese zuläßt, noch Cicero: gar zu sehr Cicero kann Cicero nicht werden; aber nicht gar zu Ciceronianisch seine Uebersetzung? Allerdings, hier kommt es auf den glücklichen Ausdruck, hier auf die Natur beider Sprachen an, und muß nicht der Uebersetzer mit Anpassung fremder Schönheiten seiner Sprache keinen Zwang anthun? Gründe also und keine Wortspiele!

„Die eigentlichen Perioden sind ein Kunststück, welches vor dem Isokrates unbekannt war, und welches man nur von diesem Redner und von seinen Nachfolgern lernen kann." [1]) Gut, wenn man's nach unsrer Sprache lernen könnte, lernen sollte, lernen wollte, ohne ihr etwas zu vergeben, mit ihm damit größere Schönheiten zu erreichen, mit ihm Isokrates und Cicero zu werden. Die Frage bleibt, wo sie ist.

„Die Lateiner haben es von den Griechen genommen und nichts daran verändert." So recht! weil sie es annehmen konnten, weil sie nichts dabei verändern durften, weil ihre Sprache (als Rednersprache) ganz nach dem Griechischen nachgemacht wurde: dasselbe Forum und dieselbe Sache; einerlei Hauptform der Grammatik und einerlei Periodenleisten. Die Tochter kann ja, wenn sie der Mutter ähnlich sieht, sich, so viel sie will, nach ihr richten; nur daß dies Bequemen nicht bei jedem Fremdlinge zur unpassenden Pflicht werde!

„Nach Deutschland ist's als ein fremdes Gewächs gekommen, welches nur insofern Lob verdient, als es seinem ersten Ursprunge ähnlich bleibet." O, wenn wir nicht um Namen streiten wollen, so setze man hinzu: und das insofern Annahme verdient, als es der Natur unsrer Sprache treu bleibt. Heinze hat Recht, daß das ganze Kunststück ein fremdes Gewächs und die ganze Periodologie unsrer Schulen nach griechischer und römischer Form sei; aber um so strenger untersuche er, ob es auch für den Boden unsrer Sprache, ob die alte Periodologie auch für unser Ohr sei, ob das fremde Gewächs nicht entarte oder das Land verderbe, ob die fremde Form nicht entstellt werde oder entstelle?

Doch warum nehme ich Heinzen so lang Worte auf, die nur fernan grenzen; sein Hauptgrund ist der: „Unsere ge-

1) Vgl. Cic., Brut., 8. — D.

wöhnliche Schreibart ist ungebunden (oratio fusa); wir müssen daher Isokratische und Ciceronianische Perioden machen, oder wir machen gar keine." Ich hoffe, daß Heinze, der würdige Kenner der Alten, der sich auch gegen Abbt immer anständig vertheidigt, meine Gründe unparteiisch prüfen werde, da mir die Sache mehr als eine bloße Schulfrage, als der Kanon zu allen lateinischen Uebersetzungen, als eine Regel aller Schulübungen und als ein Unterscheidungsmerkmal zweier Hauptsprachen gilt, von deren richtigem Gebrauch so Vieles in unsrer Gelehrsamkeit und im gelehrten Unterricht abhängt. Wer dürfte sich auf eine Schulmaterie, die jeder Schulmeister zu verstehen glaubt und jeder Witzling verlacht, etwas zu Gute thun wollen? Allein wenn das Durchdenken dieser Schulmaterie etwas Neues herausbrächte, was geradezu die Vorurtheile unsrer lateinisch-deutschen Stilisten zerstörte, was unsre Jugend von dem schädlichsten und recht unterjochenden Zwange befreite, was eine der ersten Quellen zum Verderb unsrer Schreibart verstopfte, was die ganze Periodologie in unsern werthen Schulrhetoriken unsrer Sprache angemessener machte; wenn so etwas wäre, so dürfte es doch wol nicht Schande sein, über die Schulmaterie zu denken, die bei Aristoteles und Cicero gewiß keine Schulmaterie war. So viele mißliche Jugend- und Schulübungen, so viele Beispiele gemarterter Jünglinge und alberner Lehrer, so manche elende lateinischer Uebersetzer können leider schon zum Denken bringen.

Wie Aristoteles und Cicero, Hermogenes und Demetrius[1]) über den Perioden reden, so ist's vortrefflich für ihre Sprache. Wie Sturm, Gesner und Ernesti diese Lehre gleichsam aufs Neue wahr und ganz machen, so ist's vortrefflich, gegen so viele Heerden von lateinischen Stilisten, die nichts davon verstanden. Aber wie ein Aristoteles und Cicero, Hermogenes und Demetrius schreiben würden, wenn sie aus unserer und für unsre Sprache unterrichteten; wie ein deutscher Gesner und Ernesti diese Lehre gegen unsre lateinisch-deutschen Stilisten retten und bewahren sollte? die Frage ist anders. Wo haben wir aber in unsern deutschen Rhetoriken einen Aristoteles, einen Gesner für uns? Ohne Saft und Kraft hat man die griechische und lateinische Periodologie in sie getra-

1) Aristot., Rhet., III. 9; Cic., Or., 59, 199; 61, 204; 66, 221; Hermog., De inventione, IV. 3; Demetr., De interpretatione, 10–24. – D.

gen, ein fremdes ausgestorbnes Gewächs. Wider die Natur unsrer Sprache hat man sie nach jener[1]) modeln wollen; und eben daher, ich behaupte, eben aus diesem fremden drückenden Zwange, hat man endlich sowol das Kunststück des alten Perioden, wie Gesner und Ernesti gezeigt haben, als die Natur unsrer Sprache verkannt, wie ich zeigen will.

Zuerst wird mir der prüfende Heinze zugeben, daß im Lateinischen und Deutschen die Bindung der Rede, die Ernesti (hierin der Vornehmste) Vinctur (vincturam orationis) nennt, und die nach der Sprache unsrer Periodisten von der Junctur noch verschieden ist, daß diese Bindung im Lateinischen weit andrer Art sei als im Deutschen. Die Ordnung der Worte und Wortabsätze (commatum) ist mehrerer Verschränkungen fähig als bei uns, die wir die Worte nach einer einmal angenommenen Folge nach einander folgen und die Kommata, die ohnedem durch die vielen Hilfsverba schleppen, müssen auseinanderfallen lassen. Bei dem aufs Künstlichste verschränkten und verflochtnen deutschen Perioden ergiebt es sich gleich auf den ersten Anblick, daß die lateinische sequela sermonis, die griechische κώλων ἁρμογή völlig weg sei, und ich wundere mich, wie Jemand, der diese Bindung der Rede in den Alten bemerkt, bewundert, nachgeahmt hat, sie im Deutschen auch nur suchen könne: hier wird die Wortfügung nach ganz andern Gesetzen bestimmt, und die Folge der Wortsätze fällt bei aller Verkoppelung zerschnitten aus einander.

Man hat, wie bekannt, Streitigkeiten erregt, welche Redfolge besser sei, und eben deswegen sich am Besten streiten können, weil Keiner sein Bessersein bestimmte. Auch im deutschen Batteux[2]) ist es nicht gehörig bestimmt, wo indessen immer der Unterschied selbst deutlich gnug gemacht ist. Sollte indessen Heinze dem Erklärer eines Franzosen nicht glauben wollen, so spreche sein Ernesti lieber. Latini et Graeci in cogitando et ponendo ordinem naturae servant, nostri non item. (Darf ich dazwischen reden, so zweifle ich, ob in unsrer Sprache nicht ebensowol eine Naturordnung nach ihrer Art, nach einer trocknern philosophischen Art sei, wenn Griechen und Lateiner hingegen mehr zu einem malerischen Bilde zusammenordnen. Das Urtheil bleibe indessen aufgeschoben; die Bemerkung ist richtig.) Nostri saepe subjiciunt caussam

1) Die Handschrift hat nach Suphan: jeder. — D.
2) Von Adolph Schlegel. — D.

effectui, conditionem ei, quod ea posita fieri solet; permiscent item tempora, neque, quae prius sunt aut fiunt, iis etiam priorem locum concedunt.... Neque vero rerum naturalem solum pervertimus ordinem, sed etiam quae juncta sunt natura dissolvimus, neque eodem verborum ambitu comprehendimus.... Quae omnia secus sunt apud Latinos et Graecos elegantiores, qui hoc genus dicendi scopas dissolutas, calcem sine arena appellarent. Nam primo, quae natura, tempore, cogitatione priora sunt, iis in oratione etiam primas concedunt Graeci et Latini; deinde quae natura juncta sunt et copulata, ea, quantum fieri potest, una comprehensione verborum coërcent. Quae res, quoniam a plerisque ignoratur, neque satis animadvertitur, peperit nobis illos latinos scriptores, qui in summa verborum latinorum puritate et formularum loquendi elegantia, barbari tamen sunt et germanice scribunt. Ich höre ungern auf, zumal die Worte aus einem fliegenden Programm sind, das wol in den Opusculis dieses Philologen Platz verdient hätte.[1]) Er fährt fort, durch ein Beispiel zu zeigen, wie sich die lateinische und deutsche Sprache einen andern Bau der Rede nehme. Rectumne putares, quisquis ista legis, si ita dicerem: Ita statue, in iis artibus esse elaborandum, quibus eae laudes comparantur, quarum gloriam adamaris. Nihil habebis, quod in singulis verbis et membris reprehendas. Sed latine tamen haec et eleganter dicta non puto. Nam si verborum ordinem consideres, videbis eum a natura rerum longe discedere. Primum enim est gloriam alicujus laudis adamare. Hoc amore suscepto, proximum est, ut de artibus cogitetur, quibus ad eam laudem pervenias. His repertis demum sequitur, ut in iis labores. Itaque haec membra ita inter se junxit Cicero: quarum laudum gloriam adamaris, quibus artibus eae laudes comparantur, in iis esse elaborandum. Ich hätte kein besseres Beispiel finden können als dies; da Ernesti es aber blos für sein Latein anwendet, so wende ich's für meine deutsche Muttersprache an.

Wie der Lateiner bei allen reinen Worten und zierlichen Formeln Barbar ist, der nach dem Deutschen die Worte ordnet,

1) Prolusio de vincienda oratione Latina (1738), abgedruckt in Ernesti's Opuscula varii argumenti (1794), S. 298—305. Der Anfang der Stelle ist nicht genau wiedergegeben. — D.

die Vorsätze bindet, so ist bei allen reinen Worten und zierlichen Formeln der Deutsche Barbar, der nach dem Latein die Worte ordnen, die Wortsätze binden will. Klärer kann nichts sein. Die Structur der lateinischen Perioden wird und kann er nie erreichen; das Deutsche wird er verwerfen und verkoppeln: ein Barbar im doppelten Verstande. Es sage mir doch Heinze, ob ohne diese Wortfügung und Vinctur, der unsre Sprache entbehrt, ein Ciceronianischer oder Isokratischer Periode, ob ein Ding herauskommen werde, das ich ambitum, circuitum, comprehensionem, continuationem, circumscriptionem, und wie die Namen weiter lauten, heißen kann? ob auch nur ein Schatte von dem μέγεθος εὐσύνοπτον, von dem Ganzen, das aus sich Anfang und Ende habe, im Deutschen stattfinde? wo denn in dem besten periodo Heinzio-Ciceroniana die oratio in quodam quasi orbe inclusa procurrens zu sehen sei. Wenn Heinze das Kunststück des griechischen und lateinischen Perioden kennt, so antworte er! Versteht er aber die erste beste Zusammensetzung von Worten und Wortsätzen, eine Zusammenhäufung von Gliedern, die freilich damit ein ambitus sind, d. i. auseinandergedehnt werden, aber damit noch keinen ambitum, keinen orbem der Rede ertheilen; versteht er ein zusammengeflochtnes Ding, das sich nicht eher als am Ende verstehen läßt; versteht er dies unter einem Perioden: so ist der leibhafte Heineccius[1]) da, und da wird er doch Gesnern glauben: Ne putemus ambitum in periodo idem esse, quod verba amplificationis caussa addita. Ista verba non ipsa sunt ambitus, sed faciunt, ut ambitum accipiat oratio, quia flectitur et circumagitur u. s. w. Und wo ist nur ein solcher Periode im Deutschen möglich?

Ich komme von der Vinctur der Worte zur Junctur; und sie ist ebenso wenig in beiden Sprachen dieselbe. Man weiß, daß die Sorgfalt der Römer und Griechen sich des Wohlklanges wegen bis auf einzelne Buchstaben herabließ; daß das πάθος und ἦθος der Rede die Worte nach sehr strengen Gesetzen der Euphonie neben einander stellte: sind diese Regeln unser? So wenig, als die Prosodie der Griechen und Römer unser sein kann! Der ganze numerus oratorius dieser Alten ist nicht mehr der unsre; so wenig als ihre Declamation unser, ihre hohen Accente unser, ihr stolzes Ohr unser

1) Heineccii fundamenta stili cultioris, neu mit Gesner's Verbesserungen von Niclas 1766 herausgegeben. — D.

ist. Wo bleibt nun die Ciceronianische oratio in orbe procurrens? wo bleiben alle die sorgsamen Gesetze des Griechen, den Perioden von der Poesie abzusondern? wo ist in unserer [1]) in ihren Elementen harten Sprache, in unsrer schleichenden Declamation, in unserm rohern Ohre der griechische Periode Isokrates'? das hörbare Ganze, das seinen Anfang und Ende hat?

Drittens. Das ganze Bild, das der griechische und römische Periode allmählich malt (eben das Hauptwerk der ganzen Sache, ob es gleich die gemeinen Periodisten nicht dafür ansehen), ist für unsre Sprache fremde; und da dies ist, so ist Alles verloren. Wie die Sache zuerst ins Auge fällt, fängt der Periode an: er setzt Zug nach Zug hinzu; Seite nach Seite tritt ins Licht; das Ende ist da; die Sache ist gleichsam herum: es ist Periode — ein fortschreitendes Ganze, ein sich umwendender Kreis von Worten, ein Bild. Ein Bild, da nicht blos dem Ohre die Tonfarben allmählich zugezählt werden, daß dies das Ende schon annähernd empfindet und mit dem prächtigen Schlußfalle gleichsam selbst schließt; ein Bild auch fürs Auge, nicht blos wie unsre Periodisten den gleichschenkelichten Triangel, das kreuzweise gelegte X u. dergl. in den Gliederstellungen bemerken: nein, ein Bild für die Einbildungskraft, der mit jedem neuen Wort eine neue Figur vorgerückt wird; die Figuren drängen sich zusammen, der Satz läuft um. Da ist also ein runder Schild, auf dem die Figuren sich zu bewegen scheinen; eine sprang lebend zur andern; der Schild lief um; so ward er. Oratio in quodam quasi orbe inclusa procurrens, quoad persistat in singulis perfectisque sententiis; oder (denn die Erklärung des Aristoteles dünkt mich besser) *περίοδος λέξις ἔχουσα ἀρχὴν καὶ τελευτὴν καθ' ἀυτὴν καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον.*

Hat nun Heinze je in einem Alten dies werdende Bild, dies *μέγεθος εὐσύνοπτον* mit Entzücken empfunden, als wenn er den Schild Achilles' werden sähe; hat sein Ohr und seine Seele das vortreffliche Säumniß der Rede, die doch mit keinem Wort stille steht*) (sensus suspenditur), behorcht und

*) Mir gefällt also auch in Ernesti (der die wahre Structur des Perioden, er allein, vollkommen gezeigt hat), mir gefällt in seiner Erklärung das interjectis membris sensus perfectus suspenditur nicht. Es giebt

1) Hier war unser in der Handschrift jedenfalls Schreibfehler, wenn auch Herder kein ander ehrlicher Mann, ein ander Anakreon u. A. sagt. Dieses Weglassen der Endung ist blos da gestattet, wo das Substantiv unmittelbar auf das Adjektiv folgt. — D.

ist mit diesem zögernden Fortwallen, mit dieser fortwallenden Zögerung mitgeflossen: hat er dies, so schmecke er doch einen deutschen Perioden. Nimmt, was durch seine Natur, der Zeit nach oder nach dem Fortschritt unsers Begriffes das Erste ist, auch den ersten Raum ein? läuft die Scheibe des Bildes ohne Bruch, ohne Lücken fort, bis es zusammenläuft — ein sinnliches Ganze? Nichts! und so ist kein lateinischer Periode im Deutschen möglich!

Ich habe sein Wesen nach Grammatik, in der Vinctur für das Ohr, in seiner Junctur für das Auge, in seiner Ordnung, in seinem werdenden Bilde betrachtet; auf das Zufällige aus den Sprachen, auf die Natur der lateinischen Bindewörter und der deutschen Hilfsverborum mag ich mich nicht einlassen. Wo haben wir z. B. den Gebrauch der lateinischen Relativen (qualis, qui, quisquis etc.), und wie klingt also ein verkettetes Ding: welcher, ob er gleich u. s. w.? Wie klingt der Nachtrab von vier lahmen Hilfsverbis, deren ja die alten Sprachen sich überheben? Ich denke, für ein lateinisches Ohr ist dieser hinkende numerus oratorius am Wenigsten. Nun aber binde und flechte man lateinisch: wird nicht oft das Ungeheuer vom Perioden ein fürchterliches: welcher Gestalt, wenn es schon vor sich strecken und ein langsames hätten werden können hinter sich schleppen müssen?

Die Natur der Sprachen widerspricht, und wie kann also Zweck und Wirkung dieselbe sein? Bei den Griechen das schöne sinnliche Ganze: süß; denn es ist nie unabsehlich und unbestimmt; immer fühlt der Zuhörer etwas zu haben, immer sieht er sich etwas endigen: gar nichts in einer Rede voraussehen, nichts gleichsam selbst vollenden, ist unangenehm. Das Ende will Jeder gern zum Voraus absehen; daher, wenn die Läufer nahe ans Ziel kommen, alsdann athmen sie höher, strengen die Glieder an, arbeiten; denn sie sehen das Ende, eher arbeiten sie nicht. Faßlich ist der Periode und recht für das Gedächtniß; denn die Rede hat in ihm Zahl: die beste Unterstützung des Gedächtnisses.

zu dem elenden Kunststück Anlaß, durch Zwischenwerfung der Sätze den Sinn aufzuhalten — ein gemeiner Fehler unsrer lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Periodisten. Wer wird von hinten anfangen und Sätze zwischenwerfen, um den Sinn aufzuhalten? Die Sätze drängen sich hinzu: bei keinem Wort steht der Verstand stille; die Rede läuft: so wird der Periode. — H.

Daher behält man Verse so viel eher als die ungebundne Rede; denn in jenen ist „Zahl und Maß". Der griechische Aristoteles hat geredet,[1]) der deutsche würde reden: Der zerfallene deutsche Periode ist unangenehm; denn seine zerstückten Glieder, die wie Berg und Thal sind, bilden ja keine absehbare Fläche, geben kein sinnliches Ganze; immer scheine ich jedes zerschnittene Kolon ganz zu haben, ich lege es also auch als ein abgeschnittenes Stück zurück, und so, wenn ich ans Ende komme, habe ich nichts. Da kein zusammenhangender Fortgang war, entging mir bei jedem Theil die Voraussicht auf das Ganze, und da ich am Ende bin, entgeht mir die Rücksicht auf die Theile: sie sind verfallen und machen nicht ein unabtrennbares Ganze. Der Wettläufer ermüdet, der jeden Augenblick springen, über Berg und Thal setzen und sein Ziel nicht eher sehen soll, bis er dran ist. Sollte also der unangenehme Periode auch faßlich sein? Nein, da in ihm kein sinnlich schönes Ganze, eins im Maß und eins in seinem Numerus ist; da die unnatürlichen Verkettungen zu viel auf einen Haufen treiben und hinten ein Gedränge lassen, das eher verwirrt: wo soll ich da zählen, fortzählen, behalten? Der Periode ist mir widerlich!"

So haben wir denn keinen Perioden? so ist „unsre Beredsamkeit ohne Harmonie, ohne Nachdruck, ohne Bewunderung? Demosthenes und Cicero sind, was sie sind, nämlich die größten Redner aller Zeiten, auch mit durch ihre Perioden. Wer also diese verachtet, der preist das Mittelmäßige in der Beredsamkeit." Nicht so übereilt hitzig! was gilt's, wenn wir auch keine Beredsamkeit hätten, was gilt's hier gegen die Wahrheit: wir haben keinen Perioden? Wohl aber ein Periodenähnliches: dies ist unser Land; diese Grenze ist nicht zu überschreiten. Ich würde es, wenn ja ein griechischer und lateinischer Name sein müßte, *περιοδικόν*

---

1) Rhetor. III. 9: *Λέγω δὲ περίοδον λέξιν ἔχουσαν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν καθ' αὑτὴν καὶ μέγεθος εὐσύνοπτον· ἡδεῖα δ' ἡ τοιαύτη καὶ εὐμαθής, ἡδεῖα μὲν διὰ τὸ ἐναντίως ἔχειν τῷ ἀπεράντῳ καὶ ὅτι ἀεί τι οἴεται ἔχειν ὁ ακροατὴς τῷ ἀεὶ πεπεράνθαι τι αὑτῷ· τὸ δὲ μηδὲν προνοεῖν εἶναι μηδὲ ἀνύειν ἀνηδές· εὐμαθὴς δέ, ὅτι εὐμνημόνευτος· τοῦτο δέ, ὅτι ἀριθμὸν ἔχει ἡ ἐν περιόδοις λέξις, ὃ πάντων εὐμνημονεύτατον.* — D.

(periodica circumductio) nennen,[1]) wenn ich nicht die Verwirrung fürchtete, die die Periodisten in diese Namen gebracht haben. Warum aber einen barbarischen Namen? Es ist ja nichts als oratio, quum verba naturali modo ratione, sine cura illa ambitus connectuntur; und warum bei dieser natürlichen Zusammensetzung, die nicht für den Umkreis des Perioden sorgt, warum die unbrauchbaren weit hergeholten Regeln, die marternden periodischen Uebungen? Man sehe das dreifache Fundament an, das Ernesti zum Bau des Perioden entwirft: keins ist für unsre Sprache und so auch keins für unsre deutschen Lehrlinge. Wir schreiben periodisch (periodice), aber keine Rednerperioden (periodos), selbst in unsern besten Reden nicht.

So ist also unsre Schreibart doch (fusa, dissoluta, diffusa) zerschnitten, unperiodisch? Wie denn? ist dies Alles einerlei? Ein Heinze wird doch nicht glauben, daß jeder Stil, der nicht Periode sei (oratio fusa, pendens), deswegen zerschnitten (incisim) spreche; er hat immer Glieder (membratim dicit), er setzt diese Glieder periodenähnlich zusammen (ἀναλόγως, periodo s. periodice connectit), er hat selbst eine Art von Umholung (circumductionem), ganz und gar aber nicht den vollen Umfang (ambitum, orationem procurrentem), gar nicht die schöne sinnliche Größe (μέγεθος εὐσύνοπτον), gar nicht also Periode. Auch unser Ernesti, der hierin unser Homer ist, auch er scheint mir zu schlummern, wenn er keinen Unterschied zwischen dem Periodischen und dem Periodenstil macht und in Plato, Xenophon, Cäsar u. dergl. den Perioden findet, der in Isokrates, Demosthenes und Cicero sich so prächtig wölbt. Freilich machen auch Diese zuweilen und oft lange Perioden; freilich ist ihre ganze Rede nach dem Genie ihrer Sprache gebunden (vincta) und wohlklingend zusammengefügt (juncta); allein daß sie, ausgenommen an rednerischen Stellen, in Perioden daher schreite und jeden mit seinem ambitus ründe — dies gar nicht. Sie schweben zwischen dem Abgebrochnen des prosaischen Poeten Herodotus und zwischen dem Vollen des Redners Isokrates und Demosthenes; sie schreiben periodisch, aber nicht in Perioden; und so schreibe — nur nach ihrer Natur — unsere Sprache.

---

1) So Suphan statt des verschriebenen sagen. Aber man könnte auch es, S. 269, Z. 2 v. u weglassen und sagen beibehalten. — D.

Wozu also unsre periodischen Schulübungen für unsre Sprache? Für die griechische und lateinische, um den Perioden der Alten in aller seiner Pracht zu fühlen (und wenn man will, in diesen Sprachen selbst nachzuahmen), sind sie unentbehrlich; aber für unsre deutsche Wohlredenheit — unausstehlich fremde. Als eine grammatische, logische und antiquarische Uebung vortrefflich, in Erklärung der Alten sehr behilflich; aber als deutsche Schulübung, als erste deutsche Redübung, als Regel des Wohlschreibens und Uebersetzens — sind sie ein unterdrückendes Joch. Was hilft's einem fähigen Zöglinge, daß er seine Sprache erbärmlich ausrecke?[1]) was hilft's einem mühsamen Uebersetzer, daß er den Cicero in seine Sprache periodisch einstoppele? Die Zierde, die Harmonie, das Wohlgereimte des Lateins wird er nie erreichen, sich selbst und seine Mundart und unser lesendes Ohr quälen. Wenn Schüler und Uebersetzer von ihrem[2]) Alten lieber Materie als Form, lieber den Inhalt als den Bau der Schreibart, widernatürlich ihrer Sprache, nachahmten: freilich, so würde ihnen die Weisheit, der Schmuck, der Wohlklang des Denkens Vorbild, sie so viel möglich in die Form ihrer Sprache zu gießen; jetzt ist's umgekehrt.

Und steht nicht auf diesem Periodengrunde das ganze Gebäu unsrer Schuloratorien? Eben hierauf baut man ja Alles und weiß nichts Bessers, als nach einer undeutschen Periodologie eine, so Gott will, schöne Ausschmückung des Perioden durch Tropen und Figuren anzupreisen. Dieser Auskehricht nimmt den ersten und wichtigsten Theil der Redekunst ein, und endlich werden die Arten der Schreibart, Brief, Dialog, Erzählung u. s. w. als etwas sehr Entbehrliches dazugethan, da sie doch alle sämmtlich und sonders nicht auf den Periodengrund passen, da dieser Alles in ihnen verderben muß, da jedes von ihnen seinen eignen Boden haben und als ein eigner besondrer Vortrag der Denkart betrachtet werden sollte. Ich weiß unter unsern Theorien fast keine, die mehr Mitleid verdiente: fast ganz aus dem Griechisch-Lateinischen übertragen; unzusammenhangend als Gebäude, als Gebäude

---

1) Die Handschrift hat ausrecken? Suphan fügt lerne hinzu. — D.

2) Wol ihren. — D.

unsrer Sprache unförmlich, als eine Kunst zur Bildung gar unausstehlich — so ist unsere Redekunst! *)

— Und [1]) nun genade Gott das Gehirn! die martialische Periodenschreibart soll mit einmal schön und süß werden; von Period und Chrie steigt man mit einem Mal zu — Gellert's Briefen: ein starker Sprung! Will nicht Jemand dem Springer die Hand reichen, daß er nicht Arm und Bein breche? Nun lernt der steife Periodenhumanist auf Gellert's dämmernde Art zu unterhalten; er lernt lauen Scherz, matte Ein- und Uebergänge, schleichende Complimente, und da ihm der Sparre seines Perioden noch immer im Auge steckt, so wird die Schreibart — wie anders als gerädert und recht grausam schön! So schreiben unsre deutschen Romane, Wochenblätter und Frauenzimmerautoren; so schreiben unsre göttlichen Schönen, wenn Gellert sie witzig macht. „Wenn man mir einwendete, daß unsre geschmackvollsten Schönen den Gipfel der Vollkommenheit erreicht zu haben glauben, wenn sie einen solchen Brief schreiben können, so könnte ich weiter nichts antworten als dies, daß es endlich einmal Zeit sein dürfte, die Gellert'schen Briefe nicht mehr für unverbesserliche Muster zu halten." So sagt Abbt, [2]) und hat wenigstens in der Anwendung Recht.

Wenn nun aus diesen Kindern Leute werden, die da lesen, die selbst schreiben: wie werden die Bücher sein sollen, die sie lesen? die sie schreiben? Und wie mißlich wird es also mit der Bücherschreibart aussehen? Nun komme noch ein Thor, der auch den Geschäftstil, die einzige Wohnstatt des unge-

) Einen Theil davon muß ich auch von unsern lateinischen Oratorien sagen, die zuerst die Periodologie so weitläuftig und meistens so verworren vortragen; nachher mit einmal die Gattungen der Schreibart, Attisch, Rhodisch, Lakonisch, Asiatisch, abhandeln, ohne davon zu träumen, wie dies mit dem Vorigen einschlage; alsdann Briefe und Reden, die man nicht mehr hat, Gespräche und Erzählungen vorschreiben, ohne wieder daran zu denken, wie dies mit dem Perioden und mit dem Atticismus passe. So ist das ganze Gebäude zusammengeflickt wie ohngefähr die Worte des Titels: Elementa stili cultioris. Ohngeachtet aller vortrefflichen Verbesserungen konnte Gesner bei diesem halbklugen Werke doch das Gebäude nicht rücken. Und wer wird sich die Mühe nehmen, unsere gemeinen Schuloratorien zu ändern? — H. [Vgl. S. 266. — D.]

1) Das Folgende bis S. 274, Z. 21 ist aus der vorletzten Redaction. — D.

2) Literaturbriefe, Th. 21, S. 158 f. — D.

künstelten Verstandes, verderbe, der uns Handlungsbriefe u. s. w. nach Gellert'schen Mustern gebe und auf seinen Negotianten „böse, recht sehr böse ist". Laß endlich ein solcher Stil,[1]) der steif tändelt und ohne Gelenke scherzt, die Schreibart des gemeinen Lebens werden, so werden wir bald einander ansehen müssen: „Bruder, ist diese Kappe mit Schellen Dein oder mein?" *)

Nur zween Wege weiß ich, wie diesem unnatürlichen Stil könnte abgeholfen werden; allein sie liegen so weit von der geschlagnen Landstraße ab, daß ich ein vergeblicher Wegweiser sein werde. Was kümmert mich aber das, da ich für ihre Richtigkeit stehen kann? Ehe der Knabe die Kunst zu schreiben lernen kann, muß er die Kunst zu lesen haben, und ehe er diese haben kann, muß er hören lernen; nichts ist natürlicher als dieser Weg. Ist der Knabe einmal so weit, daß er durch das öftere lebendige Vorlesen seines Lehrers Ohr bekommen hat, Schönheit und Mangel und Auswuchs und Numerus und Wendung zu fühlen, und ist dies Urtheil des Ohrs einmal zur Festigkeit gediehen; wird der Knabe sodann weiter geübt, daß er auch Mund bekommt, um alle Gattungen des Vortrages mit jener biegsamen Zunge zu lesen, daß die Zunge selbst zu denken, zu empfinden scheint: nun erst laß dieser Knabe schreiben lernen; laß ihn, indem er schreibt, mit seinem stolzen Ohr hören, indem er schreibt, mit seiner stolzen Zunge lesen; bekommt dieser Knabe nicht Schreibart, so bekommt es Keiner in der Welt. Ich gerathe in Feuer, wenn ich denke, wozu das weiche Ohr, die biegsame Zunge eines wächsernen[2]) Knaben gebildet werden könnte, und gerathe noch mehr in Feuer, wenn ich überdenke, was aus ihnen gemacht wird. Wie wenig wird auf Schulen zu diesen Zwecken gelesen! und wie wird gelesen! Wer schätzt denn wol die Kunst zu hören gnug! Und wie Wenige kennen die Kunst zu lesen, auch nur in den leichtesten Gattungen der Schreibart, auch nur von ferne! Und desto unwiederbringlicher ist der Schade, weil nach gewissen Jahren,

*) Wer glauben kann, daß ich Gellert's Briefe an sich tadeln oder verdrängen wolle, mag es glauben. Wer kann sich solchen Leuten erklären? — H.

1) Ostpreußischer Provincialismus für: Laß diesen Stil. — D.
2) Nach dem Horazischen cereus, Ars Poet., 163. — D.

wenn einmal Ohr und Zunge gehärtet ist, Kunst und Mühe zu spät kommt.

Auf den zweiten Weg stoßen wir von selbst, wenn wir nur eben den entgegengesetzten Weg nehmen, als der gemeine ist; denn in wie viel Fällen trifft man auf das Gute, wenn man das Gegentheil vom Gewöhnlichen nimmt! Statt nämlich vom Perioden anzufangen, lasse man ihn zuletzt und setze sich die einzige Ordnung: der Knabe muß hören, was er versteht, lesen, was er hören, und schreiben, was er sagen kann. Offenbar wird hier also die Schreibart, die sich der Sprache des Lebens nähert und am Weitesten vom Bücherton absteht, die erste, und so wird eine kleine Geschichte, in der ein nacktes Gespräch mit unterläuft, eine simple Beschreibung und Erzählung dessen, was er sieht und hört, das Erste. Jede witzige Einkleidung in Briefe u. dergl., wenn sie nicht blos Geschäftschreiben sind, setzen viel voraus, und der Rednerperiode ist eben das Letzte von allen, ein Spätling, dessen die Meisten überhoben werden können, ja, dessen Viele überhoben werden müssen, weil Redner- und Geschäftstil die beiden Enden der Prose sind, die sich selten zusammenbiegen lassen.

Und dann Dichterlinge? O, an diese Geschöpfe mag ich gar nicht denken; hätten wir nur erst Prose des guten Verstandes!

8.

Ueber die Sprachenmischung.

Als ein wahrer und ächter Deutscher vertheidigt Heinze*) die reine Natur seiner Muttersprache und ficht selbst in den Literaturbriefen und in Abbt die oft bunte Sprache (κοινισμόν) an. Daß Abbt und Heinze sich in Meinungen nicht widersprechen, möge, wenn nichts mehr, so die Beurtheilung einer solchen bunten Schrift zeigen, von der er Proben giebt, wie ihr Wälsches, ihre fremden und Schweizerwörter in wahres Deutsch zu übersetzen wären.**) In Meinungen also einig, wie kommt's, daß sie in der Ausübung, in ihrem Stil selbst so verschieden sind? Vermuthlich, weil sie über die Natur unserer Sprache, was Deutsch und Un-

*) Andrer Brief: Vertheidigung des Germanismi, S. 579 hinter den Reden, aus Cicero und Livius gesammelt. — H.

**) Literaturbrief, Th. 22, S. 93–102. — H.

deutsch sei, was sich in sie überpflanzen lasse, was nicht, weil sie hierüber ein verschiednes Sprachengefühl haben.

Und sollte sich dies nicht auf Grundsätze bringen lassen? Warum nicht? Nur auf unsre Schulredenkünste bitte ich mich nicht zu verweisen; sie geben die besten Regeln ins Allgemeine hin, für alle Sprachen und Völker; sie sprechen: „Deine Rede sei rein, nicht barbarisch, ohne Solöcismen, ohne veraltete und neue, ohne fremde und bunte Wörter u. s. w." Das ist freilich leicht zu sprechen, aber schwer anzuwenden. Wann ist etwas ein Barbarismus? wie, wenn ich ihn und einen Solöcismus unentbehrlich brauche? wenn mir ein veraltetes Wort zehnmal bequemer ist als ein durch den Gebrauch gemeines? wenn ein neues, ein fremdes Wort mir aus mancher Verlegenheit hülfe? Und zumal das Bunte im Ausdruck! wie, wenn es unvermeidlich wäre? Auf keine von diesen Fragen wollen unsre Redekünstler antworten und lassen uns also bei ihren güldnen Vorschriften in der Dürre.

Auch ich liebe den wahren Ausdruck meiner Sprache, und mein Vergnügen ist's, in ihrer Natur zu forschen. Aber, wenn eben dies Forschen mir Manches unmöglich gezeigt hätte, was in der Regel schön klingt? und Manches schwer gezeigt hätte, was im Gebot so leicht läßt? Ich wundere mich, daß bei allen Streitigkeiten über die Reinigkeit unsrer Sprache von Gottsched an bis zu unsern jungen Gottschedchens Niemand an Grundsätze hierüber gedacht habe. Ich rede nicht von Reden an das Volk, von Büchern für den gemeinen Mann, sondern von Schriften für Gelehrte oder Liebhaber der Gelehrsamkeit, und gebe Folgendes zu überdenken.

Zuerst. Eine Sprache muß völlig eine eigne Hauptsprache sein, wenn sie eine ganz eigne Art haben will. So war die griechische, so viel wir wissen, wenigstens wurden die fremden Abstammungen bald und mit aller Sorgfalt vertilgt und als Barbaren verwiesen; die griechische Sprache hatte also einen Genius, der hieß ἑλληνισμός. Und doch, haben wir unter den so gelobten Griechen nicht Spuren von ägyptischen und phönicischen Wörtern, die bei ihnen Bürgerrecht bekommen hatten? Hat Heinze keinen Ernesti de vestigiis linguae Hebraicae in lingua Graeca*) gelesen?

Mit der römischen Sprache schon lange nicht so; ich

*) Ernesti opuscula philologica critica, S. 171 ff. — H.

wenigstens mag nicht mit Heinze hinschreiben: „Die griechischen Arten zu reden sind erst mit dem Verfall des Lateins in die Prose oder Beredsamkeit gekommen und sind ein Theil solches Verfalls."*) Meine Hand zittert, da ich dies nachschreibe; denn ich kenne einen Dionysius von Halikarnassus, und wie viel will der unter den Römern von den Griechen ableiten! ich kenne so manche neuere Schriften, die die große Aehnlichkeit beider Sprachen entdeckt, und fast bin ich, nachdem ich dieser Analogie und der Geschichte genauer nachgegangen, fast bin ich geneigt, in den caussis latinae linguae, in dem ganzen Bau ihrer Sprache und Grammatik und in allen Gattungen ihrer Schreibart nur gar zu viel Griechisches zu finden. Selbst Cicero, der sich durchaus nach den Griechen gebildet — Doch hierüber ist zu viel zu sagen; vielleicht habe ich dazu bessere Gelegenheit. Hier sei es gnug, daß ich nicht ebenso aufs Gerathewohl den Latinismus dem Hellenismus ganz entgegensetzen kann, wie Heinze und Andre: ein Gegensatz, der wider Geschichte und Beispiele, der wider die Analogie ihrer Sprache, Grammatik und wider ihre ganze Literatur ist.

Ernesti weiß besser die Grenzen. Quod veteres latini scriptores graecam consuetudinem saepe secuti sunt, praesertim poetae, ejus caussa haec est. Lingua latina haud dubie orta est maxime a graeca, sed antiquissima et adhuc rudi. Itaque et ipsa habuit multa cum graecis communia, et propter cognationem hanc putavit sibi licere, ab illa sumere, non modo ad necessitatem, sed etiam ad copiam.**) Wer will nun entscheiden, wo zwischen beiden Sprachen die Grenzen in einander laufen oder sich trennen? wo ein Schriftsteller, der ja selbst den Latinismus bestimmen soll, ihm treu geblieben oder nicht?

Alle jüngere Töchter der lateinischen Sprache — wer will genau bestimmen, wie viel sie von ihrer Mutter haben und noch haben sollen? Sie stammen ab, sie beugen ähnlich, sie haben geerbt, sie lehnen; die englische Sprache endlich ist ein Sammelplatz vieler Sprachen.

Unsre deutsche ist sich eigen, und was also blos fremde ist, sei barbarisch. Wie viel Barbaren haben wir alsdann? Heinze selbst ist's; denn er schreibt: Vertheidigung des

*) S. 580. — H.
**) Initia doctrinae solidioris, S. 828. — H.

Germanismi. Germanismi ist kein deutsches Wort und keine deutsche Wortbeugung; ebenso barbarisch also, als wenn Abbt mit deutschen Buchstaben Genie schreibt. Es muß also noch eine andre Einschränkung geben, oder wir verlieren das Meiste von unsrer Sprache der Wissenschaften, der Künste. Hier ist sie!

Zweitens. Ein Volk, das sich seine Literatur in seiner Sprache ausgedacht hätte, ist rein; ein andres, das seine Wissenschaften anderwärts her hat, muß in die Sprachenmengung (κοινισμόν) fallen.

Die ältesten Sprachen schwimmen zu weit in die Ferne, als daß wir ihnen genaue Grenzen ziehen könnten; indessen, denke ich, sind es ja jetzt schon mehr als Meinungen und Vermuthungen, daß der Hebraismus mit den Aegyptern und der Hellenismus mit den Vätern ihrer Literatur verwandt sei; immer aber bleibt (nach dem Maße der Annäherung) die griechische Sprache in der Reinigkeit ein Muster aller Welt.

Die Römer, die hellenisirenden Römer in diesem Verstande schon nicht mehr; sie borgten, übersetzten, ahmten nach. Wenn Ernesti u. A. hiebei einen Unterschied zwischen Poeten und Rednern machen, daß jene nicht, aber diese hätten borgen können, so dünkt mich der Unterschied nicht genau. Alles, was für das Volk redete und schrieb, Redner und Geschichtschreiber, mußte populär sprechen; Alles, was für Gebildetere schrieb, Dichter und Philosoph und Redner und Briefschreiber, war freier. Je nachdem selbst das Volk Cultur bekam und sich das gelehrte Publicum vergrößerte, um so freier fühlten sich auch die Schriftsteller, um so ungebundener ward ihr Stil. Hieraus, dächte ich, könnte man den κοινισμόν einiger spätern Lateiner entschuldigen, die man mit so einseitigen Gründen anklagt. Die ganze Literatur der Römer war eigentlich ein fremder Zweig und streifte also sehr an die Sprachenmischung.

Ich springe von den Römern zu uns. Von wie vielen Völkern haben wir unsre Wissenschaften her! und von ebenso vielen borgen wir auch Sprache. Von den Morgenländern. Und so ruhmwürdig die Sorgfalt ist, mit der Spalding und der populäre B. in der deutschen Bibliothek[1]) den orientalischen Ausdruck aus unsrer Kanzelsprache von den

1) Abbt in Nicolai's Allgemeiner deutschen Bibliothek. — D.

Ohren unsers Volks zu entfernen suchen; so unendlich heilsam die neuern Bemühungen unsrer Gelehrten sind, ihn für die Sprache der Theologie zu erklären, zu entwickeln: so bleibt er doch die Quelle unsrer theologischen und Religionssprache, und muß es bleiben; eine Quelle also zur Sprachenmischung. Wo stellt man die grammatischen Klagen über Sprachreinigkeit hin, wenn von Religion die Rede ist?

Wir haben die meisten unsrer Wissenschaften von den Griechen, von ihnen also in der Literatur auch ein großes Lexikon von Wörtern und Kunstausdrücken, die theils in unserer Sprache völlig da, theils nach der Analogie geformt sind. Beide sind Bürger, und die letztern versteckte Bürger, naturalisirte Fremde, von denen unsre Sprache der Wissenschaften voll ist. Ein Gleiches gilt von der lateinischen, wo Heinze selbst viele (er erlaube mir schon meine Barbarei!) germanisirte Latinismen hat, die er kaum erkennen wird, und die ich mit Mühe erkenne. Wissenschaftliche und Kunstausdrücke, freilich lassen sie sich umschreiben, aber das Eine, der Hauptbegriff des Sinnes, verliert sich oft in dies umschreibende Gefolge: ich schiele, und wollte den Begriff geradezu sehen. In dem Körper, den ihm der Erfinder, er sei Grieche oder Lateiner oder Brite oder Franzose, anschuf, in dem ich ihn unter diesen Völkern zu sehen gewohnt war, in dem Körper, in dem Kleide würde ich ihn gleich erkennen; nun aber in dem nach meiner Nation verzerrten Gesicht, in einer verstümmelten Gestalt, in einer weiten Hülle vom Kleide — da soll ich den griechischen oder lateinischen Begriff erst aufsuchen? Man zeige ihn mir lieber, wer er ist!

Ein Gleiches gilt von den neuern Erweiterern der Wissenschaft, den Engländern, Franzosen und Italienern. Entweder behaupte man, daß sie nichts Eignes im Denken und Sprechen haben, oder daß dies Eigne nicht unsrer Kenntniß werth sei; oder man gebe zu, daß aus und nach ihrer Sprache Worte gebildet werden müssen. Ich habe z. B. Alles gelesen, was Heinze in seinen Anmerkungen über die deutsche Sprachlehre*) wider das böse Wort Genie hat; und doch will ich nach seinen Vorschlägen weder Witz noch Verstand noch Geist noch Scharfsinn noch Dichtungsart noch

*) S. 30 ff. — H. [Gemeint sind Heinze's „Anmerkungen über Gottsched's deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhange einer neuen Prosodie" (1758). — D.]

Fähigkeit, Gaben, Natur u. s. w. statt dessen wählen, um „die Reinigkeit meiner Schreibart nicht zu schänden“ (ein unnützer Pleonasmus!). Noch, seitdem ich über dies Wort alle philosophische Untersuchungen gelesen, noch mag ich niemals die Theilbegriffe brauchen, in welche sie dies vielsagende Wort auflösen; denn alle zusammengesetzt, fehlt noch immer ein Etwas, was sich schwer sagen läßt. Noch, seitdem ich seine Einwendung über das „barbarische, undeutsche, vollends unnöthige“ Wort naiv gelesen, noch leide ich's gern; denn es liegt mehr darin, als selbst der scharfsinnige Verfasser der Philosophischen Schriften entwickelt. Wenn einige britische Psychologen, z. B. Locke, Home und der Verfasser der Untersuchung über das Schöne und Erhabne[1]) uns auf gewisse Seiten und Zustände der menschlichen Seele aufmerksam gemacht, werden wir nicht in unsrer Sprache auf Wörter und Redarten sinnen müssen, die nach der Aehnlichkeit jener uns diesen Zustand erkennen lassen? Wenn die italienischen Künstler in dem Unterricht ihrer Künste Begriffe in Wörter bilden und uns diesen Unterricht überliefern, wird sich der Deutsche nicht zu Nachbildung ihrer Worte bequemen müssen? und wenn der französische, der britische schöne Geist uns eben den Hauptzug seiner Genies, seiner Launen, seiner Witzlinge in einem treffenden Ausdruck charakterisirt, wer wird sich da in einer wässerichten Umschreibung baden wollen, die da zerfließt, wenn ich darnach greife?

Ein Winckelmann, weise und rein in seiner Schreibart wie ein Grieche — und wie? hat er nicht doch in seinen Schriften griechische, lateinische Wörter, ja selbst italienische Redarten annehmen müssen, wo es auf Charakter, auf eigentliche Art, auf einen Kunstgriff des Unterrichts ankam? An alle Worte, die Namen sind, nicht zu gedenken, so rede für mich sein Ideal und seine Grazie der Schönheit.

Hagedorn von der Malerei[2]) — das ganze Wörterbuch des Pernetty[3]) muß sich deutsch in seinem Buche finden; und dies, denke ich, ist für ein Lehrbuch ein Verdienst. Wende man ein, daß dies Kunstworte sein: was sind denn die in

---

1) Burke. — D.

2) Christian Ludwig Hagedorn's „Betrachtungen über die Malerei“ erschienen 1762. — D.

3) Dictionnaire portatif de peinture, sculpture et gravure. Eine deutsche Uebersetzung war 1764 erschienen. — D.

der Kritik der schönen Wissenschaften nach andern Sprachen gebildeten Charakterworte anders! Man fange es einmal an, Lateiner und Griechen in unsrer Sprache mit der Feinheit zu bezeichnen, mit der sie in ihrer Sprache bezeichnet wurden; man bringe z. B. zur Probe auch nur einen Heineccius[1]) ins Deutsche, wie man vormals deutsche Grammatiken lateinisch schrieb: will man nicht hinter jede kahle Umschreibung das lateinische und griechische Machtwort hintenan setzen, so wird man nachbilden, nachahmen müssen, wie unsre Sprache solcher Nachbildungen schon voll ist. Was kann ich dafür, daß ein Schulmann, der unter Griechen und Lateinern lebt, sie nicht sieht oder sie leidet! er muß mehrere ertragen lernen.

Oft ist mir das Lächeln nahe, wenn ich in den Actis litterariis den Inhalt von original deutschen und französischen Büchern in das schöne und reine Klotzische Latein nicht um-, sondern hingegossen fand: umschrieben, die Macht der Begriffe verfehlt, den Hauptsinn nicht getroffen. Wie stünde es, wenn ich mit einem dieser Bücher in solcher reingewässerten Sprache zufrieden sein sollte! Ich glaube immer einen Theil der wasserklaren Kritik[2]) und des oft so seichten Geschmacks dieses Schriftstellers aus der lactea ubertate,[3]) aus der fließenden Denk- und Schreibart ableiten zu können, die vielleicht nicht die Ciceronianische Weisheit unsers Ernesti, noch weniger das Eindringende unsers Gesner's, der so ganz unter den Griechen und Lateinern gebildet war, erreichen dürfte.

Die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur kämpfen freilich zwischen dem Ton eines französischen jungen Herrn und eines Genies, das sich an britischer Nahrung überladen hat, und auch mir ist ihre unnöthige Sprachenmischung entgegen; sollten indessen (da der unterscheidende Charakter dieser Briefe ist, feine Schönheiten der verschiedenen Genies unterscheidend zu zeichnen), sollten nicht manche französische und britische Ausdrücke dazu gehören, um eben diese und keine andre Seite des Genies genau zu treffen, das Bild mit einem Zuge zu vollenden? Hierin sind sie außerordentlich glücklich: nicht Kunstrichter, sondern Kenner der Natur; fehler-

1) Dessen „Fundamenta stili cultioris“. — D.

2) Hier steht in der Handschrift eine lange Anmerkung, die für das dritte kritische Wäldchen weiter ausgeführt wurde (Th. XX. S. 357 bis 372). — D.

3) Die Quintilian (X. 1, 32) dem Livius zuschreibt. — D.

haft, aber original im Ausdruck. Ich wollte also um Vieles nicht, daß ich um den fortgesetzten Umgang mit Gesellschaftern gebracht würde, gegen deren Fehler man warnen muß, deren vortreffliche Seiten aber man nicht gnug zu schätzen hat, zu einer Zeit, da Alles unter der Kritik erliegen will.

Wenigstens sollte ihre abgesagte Feindin, die Hällische Bibliothek,[1]) die letzte sein, am rechten und unrechten Ort uns ein Buch zu verrufen, das in der Sprachenmischung von keinem als ihr selbst übertroffen wird! Alle Seiten wimmeln von alamodisch Denken, pretieuser Schreibart, Animositäten, Collectaneen, Non-sense, Adversarien, allzu galantem, kleinmeisterischem Wesen, trivialer Aesthetik. Wehe mir, ich bin kaum einige Seiten durch; wehe unsrer Sprache, wenn dies ein Muster des Geschmacks würde!

Drittens. Als die Theile der Wissenschaften noch allesammt populär waren; da sich also eins vom andern in der Sprache noch nicht so merklich unterschied: da mußte auch bei allen der populäre, verständlich reine Ton herrschen. Die Gebiete der Literatur hatten noch nicht ihre wissenschaftlich bestimmte eigne Sprache; eben das gemeinschaftliche Band forderte Reinigkeit und Keuschheit.

Ich mag nicht in die Zeit der Sophisten zurückgehen, da die griechische Philosophie nur zu sehr dem Volk zu gefallen suchte; in die ältern Zeiten, da Poesie und Geschichte die veredelte Sprache und Weisheit des Volks war; auch nicht einmal in den römischen Staat, da (nicht mehr der Dichter und Geschichtschreiber) nur noch der Redner Demagoge war: ich schreibe für meine Zeiten.

Bei uns ist die Gottesgelahrtheit, Rechtsgelehrsamkeit, Arzneikunst und Weltweisheit (in allen ihren Theilen) eine besondre Wissenschaft geworden, jede hat ihre eigne wissenschaftliche Sprache genommen und nehmen müssen: wer uns nun diese in ihrem Gebiete verlacht — lacht nicht wie Sokrates, der lächelte vernünftig. Wenn sich diese wissenschaftliche Sprache an unrechtem Ort einmischt, wenn der Dogmatiker auf der Kanzel, der Jurist als Geschichtschreiber des Volks, der Philosoph im Gedichte wissenschaftlich sprechen will: so zische man den unreinen Barbaren aus. Wer aber über den Juristen lachen will, daß er in seinen Processen nicht wie

1) Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, von Klotz seit 1767 herausgegeben. — D.

Quintilian schreibt; den Theologen, daß er Neumanni aphorismos[1]) des Systems wegen liest; den Philosophen, daß er nicht süß und weitschweifig und wohlklingend wie Cicero schreibt: der beste Genius seculi, die zierlichen Ridicula literaria[2]) können nicht gefallen, wenn sie über so etwas lachen. Der Philosoph als solcher, als der Baumeister eines Systems, kann nicht mit Worten spielen, Verzierungen anbringen, in sole, in foro, in castris versari, er kann nicht in dem Verstande studiosus humanitatis sein, wie es der süße Redekünstler sein will. Wie manches Gericht der Klotzischen Satire verduftet also alles Salz, wenn es der Stab der Wahrheit berührt!

Soll hiemit die Popularität und ihre Begleiterinnen, Reinigkeit, Faßlichkeit und Schönheit, aus der Bücherwelt verwiesen sein? Nein! denn sie allein ist die Schöpferin classischer Schriften, die Mutter der Bildung für eine Nation und ihr Denkmal auf die Ewigkeit hin. Aber daß man nicht auf Reinigkeit sehe, wo von Richtigkeit, auf Faßlichkeit, wo von dem Genauen, auf Schönheit, wo von Stärke die Rede ist! Wenn der Geschichtschreiber der Urkunden dieselbe der alten, der Philosoph sein System der fremden und der Jurist seinen Beweis der barbarischen Worte wegen verstümmeln wollte: ist Alles außer seinem Gleise. Der Criticus schleicht sich immer hinter den Philosophen und kann also die bloße Sprachreinigkeit höhern Zwecken aufopfern müssen.

Selbst der blos populäre Vortrag kann engere und weitere Schranken bekommen, nach dem Maß und der Beschaffenheit, als das Volk an dieser und jener Literatur von Weitem her bekannt, nach dem Maß, als die Sprachlehre bestimmt und die Mundart des Volks mit derselben verwandt ist oder nicht. Immer eigensinnige Verbote also, die auf das Wort Gesichtspunkt, Vorwurf, Materie, Gegenstand u. s. w. heilige Flüche setzen. Unter uns Deutschen ist die Grundlage eines mehr als gemeinen, eines philosophischen Verstandes ausgebreitet, auf die man schon sicherer bauen kann.

Endlich. Uebersetzen und Lesen bildet unsre Sprache so unvermerkt nach einer andern, daß ich kaum die Latinismos in den rein deutschen Heinzischen Uebersetzungen und kaum die französischen Wendungen in Abbt, den Literaturbriefen

1) I. G. Neumanni Theologia aphoristica (Vitenb. 1763). — D.
2) Vgl. S. 226, Anm. 2. — D.

und den besten neuern Schriften aufzählen wollte. Hier entschuldige man die menschliche Seele, die nicht ohne Worte denken kann, die sich so gern wahrgenommene Sachen mit ihren Zeichen eindrückt, bei welcher die Form und das Vehiculum so gern mit dem inliegenden Gedanken wiederkommt. Auch hier schlage sich ein Jeder an die Brust: „Ich bin ein Mensch!"

Wenn nach diesen Aussichten und keinen bloßen Schulregeln ein deutscher Prémontval ein Préservatif contre la Hebraico-Graeco-Romano-Britanno-Italico-Gallicomanie[1]) — und ein Lexicon Antibarbarum schriebe, so würde er freilich auszählen, wo wir gesündigt haben, aber auch sündigen mußten. Und außer dieser Nothdurft bin ich mit dem um unsere Sprache verdienten Heinze völlig einig, daß die Sprachenmischung nie unnöthig, unnatürlich oder gar Mode werden müsse.

9.

Von der Nothwendigkeit der lateinischen Sprache.

„Kann Jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, zum sichern Gefühl des Schönen, zum vollen Besitze dessen, was uns die Wissenschaften an wahrem Vergnügen darbieten, gelangen, ohne die Originalbekanntschaft mit den lateinischen und griechischen Schriftstellern zu haben?"*) Ein derbes Nein ist auf diese Frage die kürzeste und ansehnlichste Antwort.

Wenn aber bei ihr verschiedne arme Nationen und Personen litten, die mir nahe gingen, sollte sich nicht dieser Gesetzspruch, der sich freilich nicht brechen läßt, etwas beugen lassen? Wenigstens will ich nach meiner träumerischen Kargheit doch erst die Münzen besehen und umkehren und nochmals durchzählen, ehe ich sie weitergebe. Was heißt gründliche Gelehrsamkeit, sicheres Gefühl des Schönen, der volle Besitz des wissenschaftlichen Vergnügens, zu dem die Originalbekanntschaft der Alten nöthig ist?

Ich betrachte diese Stücke: zuerst ohne Anwendung, sofern sie die Denkart eines Gelehrten und Virtuosen ausmachen,

*) Literaturbriefe, Th. 17, S. 121. — H.

---

1) Mit Bezug auf dessen „Préservatif contre la corruption de la langue Françoise en Allemagne", 1759—1764. Vgl. Th. XIII. S. 486 ff. — D.

alsdann in den Beziehungen ihrer simpeln Brauchbarkeit und in ihrem Einflusse auf das ganze Reich der Literatur.

Gelehrsamkeit, Geschmack und Vergnügen an den Wissenschaften kann, in einzelnen Subjecten betrachtet, sich nach ihrer Wißbegierde oder Fähigkeit oder äußern Umständen modeln. Die Wißbegierde ist an sich unendlich; sie durstet, je mehr sie trinke, immer nach mehrerer Kenntniß, Schönheit und Vergnügen; und sie weiß von der patriotischen Artigkeit nicht, sich in die gelehrte Sphäre dieses und jenes Landes einzuschließen. Ist sie also unsre unumschränkte Führerin, so wandert sie mit uns gleich Shakespeare's Feen [1]) über Berg und Thal, durch Wald und Feld und Fluth und Flamme, wohin sie nur kommen kann, und sehnt sich endlich, wenn ihre thörichte Einbildung Ebbe und Fluth für das Ende der Welt ansieht, wie Alexander nach neuen Welten [2]) und weint weibische Heldenthränen. Eine Eroberungswuth der Gelehrsamkeit von dieser Art ist ohne Zweck, für unser kurzes Leben thöricht, für unsre eingeschränkten Seelenkräfte eine Last und auch aus vielen äußern Ursachen selten.

Da verschiedne Theile der Gelehrsamkeit verschiedne Fähigkeiten fordern; da eine Seelenkraft bei ihrer vorzüglichen Ausbildung andre beinahe gegenseitige Kräfte nothwendig etwas zurückläßt: so bekommt die Seele des Menschen von Jugend auf eine gewisse Richtung auf diesen und jenen Gegenstand der Literatur, zu dem sie sich formt. Bis auf eine gewisse Zeit gähren gleichsam noch alle Kräfte zusammen; wenn sie sich aber gesetzt und zu einer gewissen Ruhe gesunken sind, so zeigt sich das herrschende Talent und sucht Nahrung, wo es welche findet. Ein Réaumur, der gleichsam zu experimentiren geboren ist, sucht die Bekanntschaft aller Nationen, die vor und mit ihm Augen des Beobachters gebraucht, ein Dichter seine Dichter, ein Prosaist seine Geschichte, ein Philosoph sein System. Kurz, seine Wißbegierde, sein Geschmack, sein Gefühl giebt ihm auch seine Kenntnisse, sein Vergnügen.

Nun ist's für uns und für die Welt Schade, daß in unsrer Erziehung und Bestimmung so wenig auf dies Mein

---

1) Im Sturm und im Sommernachtstraum. — D.

2) Nach der Sage bei Plut. Alex. 5. Im Folgenden schwebt die Sage von Julius Cäsar in Gades (Suet. Caes. 7. Dio XXXVII. 52) vor. — D.

und Dein gesehen, daß bei allen Köpfen dieselbe Wißbegierde, derselbe Geschmack vorausgesetzt wird. Ich weiß, daß für jeden Polyhistor viele und für einen Baco alle Wissenschaften verbunden sein müssen; da ich aber solche allgemeine Geister (die doch auch immer nur zu sehr auf eine Seite hinken) gleich ausnehme, so will ich nur, daß man so viel, als von Wissenschaft und Geschmack verbunden sein muß, dem als einem solchen beibringe, der er ist, daß man ihn als einen solchen in sein Fach setze, als solchen brauche, nutze, rühme und belohne.

Nun kann Jemand aus mehr als einer Ursache zu einer gelehrten Sprache vorzügliche Gelegenheit, Lust und ein Lieblingsvorurtheil haben, das man nutzen sollte. Jede gelehrte Nation macht eine eigne Republik der Wissenschaften aus, wie wir's aus der Literatur verschiedner Sprachen, die selbst zu einer Zeit leben, offenbar sehen. Jede hat ihre eigne Seh-art, ihre Lieblingsschwächen, ihre Methode und Vortrag, ihre Verständlichkeit und Localschönheiten. Ein Buch, das uns deutlich ist, kann z. B. in der Philosophie den Franzosen undeutlich sein; politische Erörterungen können in England leben, für uns halb todt scheinen; das, was die Franzosen Geist in Schriften nennen, kann ihnen, nicht aber uns, unentbehrlich, vortrefflich, belebend scheinen. Einer oder der Andre kann nun in dieser Nation und Sprache vorzüglich ein Landsmann sein wollen; Diesen kann die antike Gestalt der Griechen und Römer locken, dem Andern mißfallen: gebet ihm aber ein französisches, ein britisches Buch in die Hand, das vortrefflich bildend, und zwar vortrefflich bildend für ihn ist — hier ist er zu Hause.

Nun wird die Frage schwerer. Kann Jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, zum sichern Gefühl des Schönen, zum vollen Besitz des Vergnügens, das uns die Wissenschaften darbieten, gelangen ohne Originalbekanntschaft mit Griechen und Lateinern? Diese Frage hat nämlich folgende Fragen unter sich: Wer z. B. blos aus Deutschen gebildet wäre, könnte er gründlich gelehrt, ein Kenner, ein Liebhaber des Schönen sein? Ich leugne nicht völlig; wir haben (wenigstens in einigen Fächern) gute Dichter, bildende Schriftsteller und insonderheit gründliche Philosophen, daß diese schon den Funken des Dichter-, des philosophischen Genie wecken, ihm Kenntnisse und Geschmack geben und — Vergnügen insonder-

heit — Vergnügen ihm in vollem Maße zuströmen können. Ein solcher deutscher Idiot wird vielleicht für seine Nation glücklich fortarbeiten, wird für sein Volk einen brennenden Patriotismus fühlen, denn sein Volk ist ihm seine Welt; wird genau den Punkt treffen, wo die Wissenschaft, von seinen Vorvätern bearbeitet, stehen blieb, und genau die Linie treffen, wo sie fortgeführt werden muß, denn keine fremde Aussichten zerstreuen, verwirren ihn; wird in seiner Sprache so original, so idiotistisch schreiben, als wenn keine andre in der Welt wäre, denn er hat keine andre gelesen; wird ein Mann seines Volks werden, oder Keiner wird's. Man bilde solch eine deutsche Seltenheit mit allen Hilfsmitteln, die ihm seine Sprache darbietet: begierig will ich die Seltenheit betrachten.

Unter den Deutschen, bei denen von Jugend auf eine gewisse Belesenheit sich zur Wissenschaft fügt und der Geschmack — wo nicht gar vom Sprachenstudium verschlungen wird: bei uns ist dies Monogramm von einem Genie selten. Den Briten, Franzosen und Italienern zur Seite, den Griechen und Römern hintennach, wird unser Kopf (und ist vielleicht wenigstens einem Theil nach unsre Literatur) ein Gebäude von mancherlei ausländischen Stockwerken und Sprachen, daß oft kaum der Grund und der Kranz des Hauses unser bleibt. Ein Tempel also, ganz von deutschen Materialien, ganz nach deutscher Art errichtet, wo ist er? Ein denkender Encyklopädist hat sogar in der Republik der Gelehrten das Gesetz geben wollen: „daß sich Niemand unterstehen sollte, ein Schriftsteller zu werden, der nicht die vornehmsten griechischen und lateinischen Schriften der Alten mit Fleiß und zu wiederholten Malen durchlesen".*) Ein hartes Gesetz, das vielleicht unsre besten Schriftsteller, die besten unserer Dichter vielleicht, wenigstens eine Karschin sogleich verbannte, der ich bei ihren spätern Gedichten, voll von unverdauten Namen aus der griechischen und römischen Geschichte, gewünscht: „O, hätte sie solche nicht gelesen! nur alle Hilfsmittel ihrer Sprache gebraucht! ein ursprünglich deutsches Genie!" [1])

Die Frage rückt weiter. Kann Jemand zu einer gründ-

*) Sulzer, Inbegriff der Wissenschaften. — H. [„Kurzer Begriff aller Wissenschaften und anderer Theile der Gelehrsamkeit, worin jeder nach seinem Inhalt, Nutzen und Vollkommenheit beschrieben wird." Die zweite Auflage des Buches erschien 1759. — D.]

1) Vgl. Th. XIX. S. 177 f. — D.

lichen Gelehrsamkeit und zum sichern Geschmack kommen ohne die Originalbekanntschaft fremder Nationen, sofern er mit den Producten seines Landes noch die Zuführungen in unsere Sprache verbinden kann? Der vorige idiotistische Gelehrte, das vorige Nationalgenie geht damit schon halb verloren; denn unsre Karschin hätte, um dasselbe zu sein, selbst unsern deutschen Horaz kaum lesen müssen, dessen römische Schönheiten, insonderheit in der künstlichen lyrischen Sprache, sie jetzt oft mißbraucht. Das Ideal rückt also schon mehr unter bekannte Gesichter herab; und wer wird es da leugnen, daß es nicht Gelehrte, Leute von Geschmack, Dichter und Philosophen geben könne, die sich blos durch deutsche Originale oder übersetzte fremde gebildet! Sie gleichen den Eingebornen einer Stadt, die sich alle Cultur zu Nutze machen, die ihnen die Klügsten ihrer Landesleute und die Klügsten der Ankömmlinge gewähren können: wer Geld und Gelegenheit hat, reise!

Für diese werden selbst Uebersetzungen, die, den Worten nach mißlich, dem Geist treu bleiben, ein Geschenk; für sie ist's ein patriotischer Wunsch, daß man uns aus den besten Nationen — das Beste — aufs Beste übersetze; daß man, da sie nicht unter die vortrefflichen Völker selbst reisen und sich in ihre Denkart wurzeln können, die vortrefflichsten Ankömmlinge und Nachrichten zu ihnen führe. Und an solchen Uebersetzungen von griechischen, römischen, französischen, britischen und italienischen Hauptautoren hat Deutschland, ein Sammelplatz von Fremden, Deutschland, das unter dem Gedränge schlechter Ankömmlinge erliegt, Deutschland, in dem das Zuführen solcher Fremden ein Brodverdienst geworden — noch große Lücken.

Und wenn keine Lücken wären, läßt doch noch immer die Bekanntschaft aus Uebersetzungen hintennach. Tausend Schönheiten verduften, und oft ein Theil vom Geiste selbst. Der beste Uebersetzer kann sich auf Nebenbegriffe geheftet haben, und der Leser macht sich wieder neue Nebenbegriffe. Der Uebersetzer kann den Autor und der Leser wieder den Uebersetzer halb verstehen. Die kritische Seite tritt also ganz in Schatten, die historische Kenntniß desselben wird unsicher, und seine Meinungen, sein System, das so oft ein Gebäude von Worten ist, werden trüglich. Der Criticus also, der genaue Geschichtschreiber, der Philosoph über einen Autor muß ihn von Gesicht kennen; aber das Genie, das blos für

sich lebt, der Mann von Geschmack, der Leser zur Bildung hat am Geiste desselben gnug; auch wenn ihm diesen, wenigstens einen Theil von diesem blos eine Uebersetzung lieferte.

Die Frage rückt weiter. Wenn ein völlig gebildeter Deutscher noch die besten Quellen neuerer Nationen tränke, wenn er mit Franzosen, Briten, Italienern Bekanntschaft pflegte und allenfalls wüßte, was sie von den Alten entdecken: wie weit? o, ohne Zweifel sehr weit würde er kommen! Fast keine Wissenschaft wüßte ich, fast keine Art von Kenntnissen, wo ihm nicht Aussichten eröffnet würden, vergnügend, merkwürdig nutzbar; in jedem Felde des Geschmacks und des Genie große Muster, reiche Ernten; und wenn der Geschmack einer Nation hier, der andre dort ausschweifte, so halten sie sich eben damit das Gleichgewicht. Das Mittel zwischen einem Engländer und Franzosen ist ohngefähr — ein Deutscher. Ich getraue mich zu sagen, daß man in den neu erfundnen und ausgebildeten Wissenschaften durch die Originalbekanntschaft mit Engländern und Franzosen ungleich weiter komme als mit Griechen und Lateinern: unter jenen findet man diese wieder und noch weit mehr dazu; unter den Alten ja aber nicht unsre neue Welt ganz. Man suche unsre besten Schriftsteller heim: von wem haben sie ihre besten Kenntnisse? nicht durch Neuere?

Jetzt will ich umkehren. Wie weit brächte uns die Originalbekanntschaft mit Griechen und Lateinern ohne Kenntniß der Neuern? Wieder sehr weit: wir lernen zwo der gebildetsten Sprachen in der Welt, die beste Wohlredenheit und den richtigsten poetischen Geschmack; zwei der merkwürdigsten Völker und mit ihnen einen großen Theil der Weltgeschichte; einige Wissenschaften in ihrer besten Blüthe und vielleicht alle in ihrem Anfange; Schriften, so vollendet, als es wenige in neuern Zeiten giebt; überhaupt Völker, die die Denkart erheben, den Geschmack bilden, Kenntnisse gewähren und — die Quelle aller neuern Literatur sind. Aber um alle diese Reichthümer anzuwenden; um seine Sprache nach der der Alten zu bilden und wohlredend wie sie zu werden; ebenso richtigen Geschmack zu beweisen; den Verfolg der Merkwürdigkeiten zu wissen, die sie stifteten; die Wissenschaften wie sie zu treiben und weiter fortzubringen; ein neues Werk wie sie zu vollenden: nothwendig gehört dazu die Kenntniß der Neuern, wenigstens seiner Landesliteratur. Und da eben diese in Deutsch-

land mit der Literatur unsrer Nachbarn so sehr verflochten und diese zusammt jener Abkömmlinge der Griechen und Römer sind: so wird die eine Brücke über das Chaos zwischen der alten und neuen Welt um so nöthiger. Das beste Licht, in welchem jene erscheinen, entspringt aus der Vergleichung mit den Neuern, und ohne diese zu kennen, zu verbessern, aufzuklären, wird die beste Originalbekanntschaft der Alten todt, unvollständig, ohne Anwendung.

Immer, glaube ich, besser, die vortrefflichsten Neuern ohne die Alten (in ihrer Originalsprache) als diese ohne jene gekannt. Da die Sprachen der Alten todt sind, so verfällt man durch bloße Nachahmung derselben nur gar zu leicht selbst in Tod: man betrachtet ihre Poesie und Rednerkunst nur gar zu gern als bloße modos linguarum, ihre Wissenschaften und Geschichte als eine Gedächtnißsache, und ihre ganze Denkart wird Philologie. Bei den Neuern wenigstens genieße ich lebende Sprachen, eine lebende Welt, Sachen, die näher der Anwendung sind und weniger also in Wortgrübelei ausarten können. Ich sehe Gegenstände, die mich rufen, Aussichten, die ich durchwandern, Lücken, die ich erfüllen, Mängel, die ich ersetzen soll. Die Alten sind, um meinen Geschmack zu sichern, meine Gelehrsamkeit zu gründen; die Neuern, meinen Geschmack zu versuchen und zu vergnügen, meine Gelehrsamkeit anzuwenden und weiter fortzubringen.

So für mich, und als Mitbürger im Reich der Literatur betrachtet. Wenn man nur Jeden auf seinem Platze nutzen und Keiner seinen Platz verlassen wollte! Hier giebt es so mancherlei Stellen, in denen die Originalbekanntschaft bald mit diesem bald mit einem andern Volk zweckmäßig, nöthig und nöthiger und am Nöthigsten ist; es giebt wieder so mancherlei Stufen dieser Originalbekanntschaft, daß die Reise in diese kleinen Grenzscheidungen zu weitläuftig wäre. Vollends die bloße Schale, jene triviale Bekanntschaft der Griechen und Lateiner, die zur Gelehrsamkeit als Handwerk erfordert wird, auf sie lasse ich mich gar nicht [ein].

Mein Blick erweitert sich also über den ganzen Horizont der Wissenschaften, da Abbt frägt: „Kann die Vernachlässigung der griechischen und römischen Quellen ohne schädlichen Einfluß auf den Geschmack der ganzen Nation bleiben?" Nein!

Ferner. „Ob diese sich versprechen könne, den dauerhaften Besitz auch andrer dem Anscheine nach nicht so genau

mit diesem Studiren verwandten Kenntnisse zu behalten, wenn gleich der Jugend, die sich besonders dem Studiren widmet, von diesen Mustern nichts bekannt gemacht werden sollte?" Nein! und es geht mehr verloren, als man denkt; nicht für Einen, sondern für die ganze Republik der Gelehrsamkeit. „Geschichte und eigne Beobachtungen, besonders die Bemerkung, was für ein großer Unterschied im Geschmacke zwischen zwei oder drei Menschenaltern bei der nämlichen Nation sich zeige, wovon einer der wahren Gründe gewiß die neu aufgeworfenen Muster sind — Alles dies muß und wird vereinigt der Wahrheit beistehen." Hoffentlich wird sich dies bei einem größern Werk zeigen, das ich erst in der Stille zu vollenden suche.

Erster Entwurf des ersten kritischen Wäldchens.[1])

I.

— — Ich[2]) springe über die Römer hinweg, und wo werde ich die Neuern finden? Wo ich sie finden will, theils bei bloßen und oft pedantischen Erzählern theils bei historischen Künstlern, die nichts so gern als malen, historische Perioden wie Alleen führen und hintendrein uns so prächtige Charaktere, Porträte und Schilderungen machen, die vielleicht blos in ihrem Gehirn leben; Staatskluge endlich, die über die Geschichte ein ganzes Lehrgebäude für eine ganze Nation in allen ihren politischen Verfassungen haben schreiben können. In der ersten Classe werden vielleicht die meisten Deutsche, in der zweiten Franzosen und in der dritten Engländer und Schotten sein; und unter der letzten insonderheit ein Hume. Hume, allerdings einer der größten Köpfe unserer Zeit, den ich jedesmal mit Verehrung lese; aber, darf ich wieder sagen? nicht als Geschichtschreiber, sondern als einen Philosophen der britischen Geschichte. Der wäre nicht würdig, sein Leser zu sein, der an ihm nicht den scharfsinnigen Staatsmann, den tiefen Denker, den eindringenden Erzähler, den aufklärenden

---

1) Da dieser Entwurf in der neuen Ausgabe der zweiten Sammlung der Fragmente zum dritten und vierten und zum Anfange des sechsten Capitels verarbeitet worden, so ist er spätestens Ende 1767 geschrieben. — D.

2) Herder begann nach Suphan's Mittheilung mit dem Versuch, eine Scheidelinie zwischen Geschichte und Lehrgebäude zu ziehen, welche Winckelmann vereinigt habe. Er charakterisirte darauf die großen griechischen Geschichtschreiber (die Hauptpunkte seiner Schilderung Herodot's gingen in die zweite Ausgabe der ersten Sammlung der Fragmente über (vgl. Th. XIX, S. 396 f.); erst Polybius, der Doctrinär, habe die rein geschichtliche Darstellung verlassen. Er schloß das Capitel mit der hier mitgetheilten Ausführung. — D.

Urtheiler bewunderte; so viel ich indessen von ihm zu lernen wünsche, so ist unter diesem Vielen das Wenigste — Geschichte. Es ist das, was Hume davon denkt, wie ihm die Lage der Sachen erschienen, wie aus seiner Vorstellung sein Urtheil fließe, wie er sich die geschehenen Begebenheiten und Personen denke, wie er sie stelle, nicht aber nothwendig, wie sie geschehen, wie sie gewesen sind.

Ich führe einen britischen Schriftsteller an; denn da es unter den Briten über ihre Nationalsachen die merklichste Verschiedenheit von Köpfen und Urtheilen giebt, so kann uns die Vergleichung verschiedner und auch verschieden denkender Geschichtschreiber über einen Vorfall zeigen, welche Kluft es sei zwischen Geschichte und Lehrgebäude, zwischen Begebenheit und Urtheil.

Unvermuthet also bin ich in meinem kritischen Wäldchen da, wo ich ausging; und was bringe ich von meinem Gedankenspaziergange mit? Ungefähr Folgendes:

Eine Geschichte kann Lehrgebäude sein, sofern sie uns eine Begebenheit ganz, wie ein Gebäude darstellt. Ist aber diese Begebenheit einzeln, so kann eine solche Beschreibung nicht füglich Lehrgebäude heißen.

Also zweitens, daß sie die Ursachen der Begebenheit, das Band zwischen Grund und Folge aufsuche. Dies Band wird nicht gesehen, sondern geschlossen, und die Schlußkunst darüber ist nicht mehr Geschichte, sondern Philosophie.

Vollends zum dritten. Soll eine große Reihe Begebenheiten zu einer Absicht, in einem Plan mit einer gewissen Uebereinstimmung der Theile verknüpft werden, so ist noch mehr Gefahr, daß dies Lehrgebäude nach dem Maßstabe eines Verstandes nicht in Allem einfache und klare Geschichte sei.

Aus diesen Hauptsätzen, die man, wenn es auf philosophische Sprache ankäme, ziemlich erweislich machen könnte, würde folgen:

daß, wenn man eine rechtmäßige Geschichte glauben [solle], man Alles, was an ihr Lehrgebäude sein dürfte, untersuchen müsse;

daß die Grade der historischen Wahrscheinlichkeit und der Wahrscheinlichkeit des systematischen Theiles in ihr nicht müssen verwirrt werden;

daß, je planer eine Geschichte ist, je mehr sie auf augen-

scheinlichen factis und datis beruhe, um so wahrscheinlicher, je mehr historische Kunst, je pragmatischer, um so lehrreicher vielleicht, aber auch um so mehr zu prüfen;

daß, um einer Nation Geschichte zu geben, nie von dem höchsten, dem historischen Plan, dem Pragmatischen der Geschichte u. s. w. müsse angefangen werden, ehe wir die reine, klare Herodotische Schreib- und Denkart inne haben. Geschieht jenes, so wie in allen sechs übrigens nützlichen Bänden der neuen historischen Akademie,[1]) man noch kaum weiter als beim Plan ist (Untersuchungen, die eben zuletzt hätten bleiben sollen), so kommen wir ebenso weit als mit allen Theaterregeln von den drei Einheiten und dem Plane, ohne für das dramatische Genie dort und hier für das historische Genie mit einem Brosamen zu sorgen;

daß die Historiographie nie mehr ausarte, als wenn sie anfängt, Vernünftelei oder gar System ohne historische Grundlage zu sein. In Deutschland haben wir mit unsern reichlichen pragmatischen Vorschriften schon einen guten Anfang dazu gemacht, zu raisonniren, ohne beinahe zu wissen, worüber; wovon z. B. Hausen's Geschichte der Protestanten[2]) zeugt;

daß endlich die Geschichte die beste sei, in welcher, was in ihr Geschichte und Lehrgebäude sei, als ganz verschiedenartige Dinge, zwar verbunden, aber auch kenntlich unterschieden und der Grad angegeben werde, was der Verfasser als Geschichte geschöpft und als Lehrgebäude hinzugedacht habe.

Wenn auch unsere jetzige historische Conjuncturen in Deutschland mich nicht auf diesen Gedankenpfad geleitet hätten, so nehme man ihn als eine Selbstprüfung an, wiefern ein Leser auch bei einer Kunstgeschichte die doppelte Pflicht habe, zu glauben und zu untersuchen. Und nun bin ich also wieder bei Winckelmann.

IV.[3])

Ich lasse bei einer blos literarischen Materie lieber alle

1) Der Allgemeinen historischen Bibliothek von Gatterer. Vgl. Th. XXIII. S. 221, Anm. 2. — D.

2) Vgl. Herder's Werke, Th. XX. S. 371. — D.

3) Das zweite und dritte Capitel sind zum dritten und vierten und zum Eingange des sechsten der zweiten Auflage der zweiten Sammlung der Fragmente umgearbeitet. — D.

kleinern Erinnerungen weg, die ich noch zu sagen hätte, und eile zu einem philosophischen, oder welches noch lockender ist, zu einem menschlichen Vorwurf: „von den Ursachen der Verschiedenheit der Kunst unter den Völkern und vorzüglich von dem Einfluß des Himmels in die menschliche Bildung".[1]) Hier erscheint mir Winckelmann in der Gestalt eines höhern Wesens, welches auf einer Wage der Weisheit die Schönheit und den Geist der Menschen und Menschengeschlechter abwägt. Darf mein Finger die Wage, wo sie etwas zu tief zu sinken scheint, unterstützen, und wo sie sich etwas zu hoch heraufschwingt, ins Gleichgewicht bringen?

Den großen Einfluß des Klima auf die Säfte und Bestandtheile, auf die Gesundheit und mithin auch auf die Bildung der Menschen wäre unnöthig, beweisen zu wollen, da Hippokrates und Plato, Aristoteles und Galenus, Huarte[2]) und Zimmermann[3]) sich so sehr darüber erklärt haben; ich will hier blos von dem Einfluß des Klima auf die Gestalt und Form der Schönheit reden. „Je mehr sich die Natur", sagt Winckelmann, „dem griechischen Himmel nähert, desto schöner, erhabner und mächtiger ist dieselbe in Bildung der Menschenkinder. Es finden sich daher in den schönsten Ländern von Italien wenig halb entworfne, unbestimmte und unbedeutende Züge des Gesichts, wie häufig jenseit der Alpen." Er fährt in diesem Tone der stillen Begeisterung so einnehmend fort, daß ich mich oft in ebenfalls angeglühter Begeisterung über die Alpen warf und unter dem Himmel wünschte geboren zu sein, der das Vaterland schöner Geister und Körper war. Folgende Anmerkungen indessen sind nicht eine Frucht meines Neides oder meiner Zweifelsucht, sondern einer kältern Ueberlegung.

So vielen Einfluß das Klima auf die Bildung der Menschen habe, so kann ich doch dasselbe eigentlich nicht für die Bilderin der Schönheit ansehen. Unter einerlei Klima, in einem völlig gleichen Lande kann es so verschiedne Bildungen geben, als es Provinzen und Menschengeschlechter giebt; eine Erfahrung, die in der Geographie menschlicher Bildungen so viele Beweise hat, daß die stärksten Vertheidiger und Clienten des Klima ihnen nicht haben entweichen können.

1) Geschichte der Kunst des Alterthums, Buch I. Cap. 3, 1—16. — D.
2) „Examen de ingenios para las sciencias", deutsch von Lessing. — D.
3) Vom Nationalstolze (1758). — D.

Unter einerlei Klima kann es wiederum zu verschiednen Zeiten auch Einwohner von so verschiednen Bildungen geben, daß sie sich unmöglich für Brüder erkennen können. Wie aber anders, wenn das Klima einzig und allein die bildende Göttin der Schönheit wäre! Dann müßte es nach geographischer Abmessung Länder der Schönheit ohne Ausnahmen geben; dann müßten nicht zween Völker zusammen oder gegen einander wohnen, die ohne Aenderung des Klima in ihren Bildungen Antipoden wären; dann müßte man nicht in einem Lande die Schönheit verarten oder durch neue Generationen völlig verschwinden sehen: nichts von Allem, wenn das Klima die Menschengestalten *bildete*.

Und wie sollte es dieselbe im eigentlichen Verstande bilden können, da Klima als Klima nur *das Medium* ist, *in dem dieselbe gebildet wird*? Nun kann freilich zum Empfang und Ausbildung einer gewissen Natur, die in dasselbe gelegt wird, ein Medium unendlich zuträglicher sein als das andere; allein das *beste* Medium ist nur immer noch gerade das, was — die Production am Wenigsten hindert. Hiermit ist aber noch nichts in der Production selbst erklärt, und also auch hier noch nichts in der thätig bildenden Ursache der Schönheit selbst.

„Wohl!" wird man sagen, „diese ist, nach Platon's schöner Dichtung,[1]) die menschliche Seele selbst, die sich in Mutterleibe einen Körper bildet, gebe man nun dieser bildenden Schöpferin ein freies Medium, worin sie ohne Störung und Hinderniß wirken kann: so hat man das Werk ihrer Hände erklärt; denn sie, die vormalige Bewohnerin seliger Gegenden, wirkt nach der Idee von Vollkommenheit, welcher sie sich noch aus ihrem vormaligen Zustande erinnert, und ihr Werk, der Abdruck dieser Vollkommenheit, ist also das Gebäude menschlicher Schönheit." Ich lasse mir diese Platonische Dichtung gefallen, zumalen Mengs [2]) und Winckelmann [3]) ebenfalls darin ihre Ursache der Schönheitsbildung einkleiden; allein eben in dieser Einkleidung fahre ich fort:

Die bildende menschliche Seele, hat sie bei ihrer Wirksamkeit nicht noch ein weit näheres Medium um sich, in welchem sie wirkt, aus welchem sie bildet? das sie also auch in ihrem Werke

1) Phaedr. p. 246 C. — 249 D. — D.
2) Ueber Schönheit und guten Geschmack in der Malerei I, 1. — D.
3) Geschichte d. Kunst IV. 2, 22. — D.

mehr stören oder fördern kann? in welchem sie schon die Formen, die Complexion der Maße ihrer Bildung vor sich findet? das also ihrer Arbeit die nächste Bestimmung geben muß? Nicht anders! Und dies nähere Medium, diese Maße der Bildung, diese nächste Bestimmung der Gestalt, man nenne es, wie man wolle, ich begreife Alles unter dem Namen der Generation und sage: wenn das Klima nichts als ein entferntes Medium ist, so ist die nähere Ursache der Schönheit Generation.

Darf ich zu dieser vielfassenden Ursache die einzelnen Ursachen auflösen? Das darf nur der Naturlehrer, nicht gleichsam der Geograph der Schönheit, der blos auf einen verständlichen Begriff baut, und aus diesem ziehe ich folgende Sätze:

Es kann und muß Geschlechter geben, in denen die Schönheit, und zwar die Schönheit der Bildung, erblich ist. Die Stammeltern drückten ihren Abkömmlingen diese Form der Schönheit ein und setzten dieselbe also zu ihrem Geschlechts-, zu ihrem Nationalcharakter fest. Das wurde nun also eine eigne Menschengattung von schöner Bildung, wie so viele Nationen und Geschlechter der Erde und nach der Aehnlichkeit der Schlußart Thier- und Pflanzengeschlechter beweisen. Solch ein schönes Menschengeschlecht waren auch die Griechen.

Sollten sie dies nicht angedeutet haben? Sie, die auf den Vorzug ihrer Schönheit so stolz waren und dieselbe so hoch schätzten als, ohne Vorurtheil zu sagen, kein Volk der Erde: sollten sie nicht in ihrer Mythologie, Dichtkunst, Geschichte, Philosophie (Wissenschaften, die alle selbst unter dem Hauptgesetz der Schönheit standen) auf diese erste Nationalursache ihrer Bildung gezeigt haben? Ich wollte, daß Winckelmann diesen allgemeinen Wink ihres Alterthums nicht übersehen hätte; denn was würde er uns darüber gesagt haben!

Die Griechen waren sich nicht blos ihres gemäßigten Klima, ihres edlen Stammes so sehr bewußt, daß sie die Stammväter ihrer Geschlechter nicht häßlicher, als von dem Blute der schönen Götter erzeugt, besangen. Man weiß aus ihrer Fabelgeschichte der güldnen Zeit, wie viel Vergnügen Jupiter daran gefunden, Griechenland mit schönem göttlichen Geblüte zu bevölkern, was er zu diesen Zwecken für mancherlei Liebesgestalten borgte und für List brauchte, der Juno nicht blos seine Umarmungen zu gönnen und blos ein Vater der Götter

zu heißen. Die meisten Heerführer der Griechen in ihren ältesten Zeiten, die meisten Stifter griechischer Colonien und die Stammväter ihrer Geschlechter waren solche Göttersöhne; ein Name, der endlich ein Beiwort der Könige wurde, die meistens von solchen Göttersöhnen abstammten: und wie mußte der Stamm sein aus einem Gotte und einer Sterblichen, die einen Gott reizen konnte, die Schönheiten der Juno und aller Göttinnen zu vergessen! Daher ist's Homer, dem Dichter der Schönheit, so gewöhnlich, die Wohlgestalt als eine Aehnlichkeit der Götter zu bezeichnen und zu benennen: so ist Alexander der Liebling der Venus, so ist mehr als ein Heerführer der Griechen den Göttern ähnlich, und bei Agamemnon vereinigen sich sogar von einzelnen Göttern die Schönheitstheile, die er nicht an einem Gotte fand.[1]) Sein Achilles ist ein Sohn der silberfüßigen Göttin,[2]) und keiner seiner Heroen ist nicht wenigstens in seinen Vorfahren mit dem Geschlecht der Götter verwandt. Der Altvater der Dichtkunst findet in dieser Idee so viel Sangbares, daß er uns den Besuch der Venus, den sie dem Anchises giebt, so ziemlich treu erzählt und in eben dem Lobgesange auf die Göttin der Liebe[3]) es ihr zum ersten Ruhm anpreist, zwischen Göttern und Menschenkindern eine Mutter der Schönheit gewesen zu sein. Von diesen Ideen ist das schönste griechische Alterthum voll (denn freilich ein Kallimachus besang nicht mehr so etwas in seinen Hymnen): die griechischen Schönheiten waren Töchter der Sonne oder wurden von der Sonne geliebt, und vom Apollo bis zum Phosphorus, von Venus bis zur keuschen Liebhaberin Endymion's waren alle Schönheiten des Himmels auch bedacht, Schönheiten zu erwecken den Menschen: und von solchem Stamme war das Geschlecht der Griechen.

So lächerlich dieser Ursprung an sich scheint für Jeden, der darüber zu lachen Lust hat, so bedeutend und schön[4]) ist die Einkleidung der Griechen, die damit auf ihren edlen Stamm von schönem Geblüte sahen, und bei Keinem ist dies sichtbarer als bei Pindarus. Wenn Dieser die Helden oder die Stadt, die er besingt, bis auf ihre Stammväter zurück lobt, wie gerne mischt sich alsdann der Dichter, der es überhaupt

1) Ilias, II. 477—479. — D.
2) Ilias, I. 556. — D.
3) Hymn. in Ven., 50. 51. — D.
4) So ist statt scheint zu lesen. — D.

zu einer seiner Lieblingsideen hat, göttlich zu sein und von Göttern zu reden, unter die Götter! „O Phintis," ruft der Böotier aus, „spanne mir denn schnell die Stärke von Mauleselinnen vor meinen Wagen, daß ich auf reinem Wege zum Stamme meiner Helden komme!"[1]) Und nun erzählt er: wie am Ufer des Eurotas Pitana, mit dem göttlichen Neptun vermischt, die schöne Euadne geboren, und diese schöne Euadne wiederum unter dem Apollo zuerst die süße Venus geschmeckt, wie sie nachher ihren buntgewirkten Gürtel und ihren Silberkrug niederlegt und unter dicken Gebüschen einen Knaben von göttlicher Gemüthsart empfing, da ihr der goldhaarichte Apollo Lucina und die Parzen zum Beistande sandte. Und so wand sich unter den lieblichen Geburtsschmerzen von ihrem Herzen und trat ans Licht — Jamus, der Vater der Jamiden. Ich will Pindar in seiner Göttergenealogie nicht weiter nachfolgen; denn sie ist eine Lieblingsausschweifung, und in seinen schönsten Stellen leitet er von solchem Ursprunge Muth und Glück und insonderheit die Gestalt seiner Helden.

„Sie gebar vom Zeus die edelste Frucht,
Und es erfreute sich der Held [der vermeinte Vater],
Da er den Sohn erblickte —,
Der ein Mann ward, über alle berühmt
An Thaten und an Gestalt."[2])

Das war der Stammvater des Epharmostus, des edlen Jünglinges, dem Pindar keinen würdigern Gesang zu weihen wußte als über den Satz: „daß das Beste in der Natur göttliche Gabe sein müsse", und von dem er mit seiner böotischen Stimme kühn und hoch ausrufen konnte, daß er „glücklich, wie ein Geschenk eines guten Dämons, geboren, tapfer von Arm, schön und schlank am Gliedergebäu und tapfern Muth aus dem Auge blicke". So sangen die Griechen über die schönen Geschlechter schöner Urväter; Dichter und Weltweisen und Geschichtschreiber priesen sie als den edelsten Stamm der Menschen. Ich sage nochmals, daß es mich unendlich daure, von Winckelmann kein Auge geworfen zu sehen auf diese Herrlichkeit griechisches Stammes, die sie über Alles hielten,

1) Ol., VI. 36—75. — D.
2) Ol., IX. 92—99. Weiter unten deutet er auf V. 152—158, 164—166. — D.

auch für den Grund ihrer Schönheit ansahen und nichts so gern als sich ihrer Väter rühmten und dieselben priesen.

So war ihnen das Geblüt der Schönheit erblich und also die Schönheitsgestaltung ein Nationaleigenthum. Nach ihr bildeten sie ihre Schönheits- und Kunstideen so aus, als die Aegypter ihre Mißbildung, die ihnen auch national und ihnen also Schönheit und Alles war, in Gestalten verewigten. Ebenso wählten und bildeten die Griechen die Schönheit nicht aus metaphysischen Gründen, weil sie dieselben für den Abdruck aller Vollkommenheiten, wie Plato, erkannten, oder wie Künstler alle schöne Proportionen oder mit Hogarth alle Schlangen- und Wellenlinien in ihr fanden, oder weil das ihnen eigne Profil den höchsten Grad schöner Gesichtsbildung enthielt, sondern — Alles als Nationaleigenthum, als griechische Generation. Nun gehört für einen spätern Geographen, ich will nicht sagen Metaphysicus der Schönheit ein starker Glaube dazu, unter allen Völkern der Erde und insonderheit der gemäßigten Zonen die Griechen für das einzige Volk der Schönheit zu halten und alle Völker des gemäßigten Asiens und des schönen Theils von Europa auszuschließen, selbst wenn dies Theil nicht eben Griechenland hieße. Ich werde später von metaphysischen Grundsätzen der Schönheit reden; hier lasse man mich dieselbe blos als Nationalcharakter betrachten.

Winckelmann selbst kann Phöniciern, Persern, Italienern, Levantinern und selbst Juden und Türken ihren Antheil an Schönheit nicht absprechen, und warum wollte er Alpen und das mittelländische Meer zu Grenzen setzen? Selbst der Kaukasus zeugt ein Volk, das nach dem Bericht aller Reisenden eine Nation der Schönheit war — die Circassen. Man setze nach Belieben noch andre Völker dazu, die ihre gute Nationalbildung haben, ohne vielleicht Griechenland als den Mittelpunkt der Natur und seinen Himmel als das Ideal von Klima anzusehen, „wo die Natur, nachdem sie stufenweise gegangen durch Kälte und Hitze, sich hier, wo eine zwischen Winter und Sommer abgewogne Witterung ist, wie in einem Mittelpunkte gesetzt". Immer ist's wahr, daß weder ein eiskaltes noch ein hitzig trockenes Klima das Medium sein könne, wo ein Volk der Schönheit dauert und wohnt; aber dies Medium blos auf Griechenland einschränken und es daselbst zur einzigen Mutter der Schönheit machen — dies dürfte griechischer Nationalbegriff und schwerlich das Urtheil eines Reisenden sein, der,

ohne griechische Bildsäulen finden zu wollen, mit blos unparteiischem und gefühlvollem Auge die schöne Welt unsers Erdballs durchstriche. Ich wenigstens, je mehr ich die besten Reisebeschreibungen zusammengehalten, desto mehr habe ich Beweis zu finden geglaubt, daß bei Nationalschönheit nicht blos Klima, sondern am Meisten die Form und Bildung des Geschlechtes wirke. Ein Volk von ungestalter Bildung (ich rede nicht von Farbe) bleibt, wenn es das beste Klima einnimmt, ungestalt, wenn es sich nicht vermischt; und wenn es sich mit einem bessern vermischt, so wird unter sie Gestalt und Ungestaltheit nicht anders als vertheilt und durch die Theilung beiderseits vermindert. Auf die Art kann das beste Klima übel besetzt sein und die beste Menschengattung ausarten oder wenigstens verarten, wie das Letzte Winckelmann selbst bei den Aegyptern zugiebt und das Erste aus allen Völkerwanderungen zu erweisen wäre. Das Erste, was einem Geographen der Menschheit bei seiner Erdreise aufstößt, sind: Menschengattungen, ungestalt, häßlich, wohlgebildet, schön; nur immer ist bei dieser Wanderung das Siegel der Nation, der Gattung, des Geschlechts ungleich kenntlicher als das Gepräge des Klima, das sich vorzüglich in der Farbe und Gesundheit äußert.

Zweitens. Nichts also, nichts ist so sehr der Genealogie und dem Nationalcharakter der Schönheit oder Eigenthümlichkeit eines Volkes entgegen als Wanderung oder fremde Vermischung; und dies ist's eben, was die nordischen Nationen, die selbst nach dem Zeugniß einiger Alten schön waren, ihrer Bildung beraubt. Ein Theil der alten Scythen war aus dem besten Asien und von sehr edler Leibesbildung; so auch die alten Deutschen und Andre; allein die ungeheure Vermischung, die alle Völker und Menschengattungen und Gesichtsformen und Leibesbildungen vermischte und in einander warf, die von der Herculanischen Meerenge bis zur baltischen See Alles in einen Tiegel der Verwüstung brachte — freilich, die hat solche Umkehrung in den Menschengestalten erregt als ein öfteres Erdbeben in den Lagen und Erdschichten des Bodens. Indessen wird ein Geschichtschreiber der Menschheit denn auch so etwas übersehen wollen? ungleiche Zustände und Lebensalter vergleichen? und wenn er bei Aegyptern und Griechen zurücktritt, um über sie nicht urtheilen zu wollen, weil sie fremde Gewächse, weil sie ein andrer Schlag von Menschen sind, denn über Andre ohne diese Rücksicht urtheilen?

Darf ich also diesen ganzen Abschnitt: „Verschiedenheit der Nationen in Absicht auf ihre Bildung", historischer und nicht so nationalgriechisch behandelt wünschen? Den alten Griechen war diese Zuversicht auf ihr Klima zu vergeben; denn sie waren Griechen, die nicht die Erde besehen hatten; sie war ihnen auch rühmlich; denn sie stärkte ihren Patriotismus und feuerte den Stolz an, das zu erhöhen, was ihnen ihr Vaterland vorzüglich gegeben. Nicht so aber ein Geschichtschreiber, der sich den großen allweiten Satz aufgiebt: „Verschiedenheit der Bildung unter den Völkern"; dieser schreibe als auf einer Wolke, von welcher er die Nationen vor sich wegziehen lasse, um Grundsätze zu fassen. Um so gerechter muß alsdann das Lob sein, das auf eine vorüberziehende Nation trifft, daß sie vor allen andern ihre Begriffe der Schönheit genutzt, erhöht und gebildet habe: dies Lob aus Wahl und Prüfung ist mehr als das Lob eines Vorzuges, der blos aufs Klima trifft und nicht weiter.

Und was haben wir mit dieser Untersuchung bei Winckelmann verloren: „Warum unter allen Völkern, die nicht fremde von der Schönheit waren, doch kein einziges in Bildung und Ideen der Schönheit Griechenland geworden?" Nicht, als wenn ich das Capitel: „Von den Ursachen der Aufnahme der Kunst unter den Griechen"[1]), nicht zu schätzen wüßte, sondern weil ich zu meinem Zwecke die Aussichten über andere Völker allgemeiner wünsche, und weil mich alles Verdienst der Griechen nicht schadlos gegen die Frage hält: „Wie Vieles von dem Ruhm dieses Volkes beruht auf ihrer vortheilhaften Stelle?" Zwischen Asiaten und Europäern, zwischen Aegyptern und Römern treffen sie in der Kette in der Mittheilung der Cultur eben auf den Platz, wo sie die Größten werden konnten und bleiben mußten, weil sie sich die Vorwelt zu eigen machten und die Nachwelt mit ihrem Vorbilde erfüllten. Doch diese ganze Aussicht „über den Plan bei Mittheilung der Kunst und Wissenschaft unter den Völkern", die bei einer Geschichte der Kunst Hauptaussicht sein muß, ist bei Winckelmann nicht abgezweckt; und wie hat er also untersuchen können, wie viel bei dieser Kette der Mittheilung auf dem guten Platz an Zeit und Ort beruhe, den ein Volk für vielen andern besessen!

Der Gott Terminus ruft mich zurück, und ich bringe also

1) Geschichte der Kunst, IV, 1. — D.

über die Verschiedenheit der Völker in der Schönheit Folgendes nach Hause:

Nichts ist wol bei dem ersten Blick auf die Geographie der Bildungen unstreitiger als Menschengattungen, die ihre eigne Gestalt oder Ungestaltheit haben, eine gewisse Einförmigkeit in den Gesichtszügen bei den meisten Subjecten der Nation. So z. B. Chineser, Mungalen, Circassen, Juden, Griechen, Negers u. A.

Diese Nationalbildung bleibt ohne fremde Vermischung Jahrtausende dieselbe und wirkt am Entschiedensten, wenn sie wie eine Pflanze an ihrem eigenthümlichen Boden klebt. So noch jetzt die Chineser, Japaner und alle unvermischte Völker, und so vormals die meisten Gegenden der Welt, als Vaterlandsliebe und Haß gegen die Fremden noch stärker wirkten und noch nicht die ganze Welt ein Vaterland war.

Durch nichts wurden die Originalbildungen schwächer und unentschiedener, als seitdem die Völker aus ihrem Lande und ihrer Natur gingen; daher also die „halb entworfnen, unbestimmten und unbedeutenden Gesichtszüge", die Winckelmann jenseit der Alpen findet; daher etwa die minder völlige Form des Gesichts und Uebereinstimmung der Theile, die unvermischten Schönheiten eigen sein mögen. Das Klima wird hiebei als ein Medium beträchtlich, in dem die bildende Schönheit wirkt und sich offenbart, das aber nicht selbst ausschließende Ursache derselben sein möchte.

Daher können in einerlei Gegend zwei Menschengeschlechter ganz widerwärtig sein in der Bildung, eben weil sie zwei Geschlechter sind und auch immer unter demselben Klima zwei Geschlechter bleiben: so selbst in Griechenland bekannte Beispiele. Daher, daß ein Geschlecht auch unter verschiednen Himmelsgegenden unvermischt und in Lebensart ungeändert noch das Volk bleiben könne, wie z. B. die Juden, es sei denn in Erdstrichen, die ihrer Natur ganz entgegen wären.

Umgekehrt aber, daß eine ganz veränderte, widernatürliche Lebensart, wenn Männer wie Weiber und Weiber wie Männer leben, wenn Nahrungsmittel und hundert schwächende Umstände vor oder nach der Geburt zur unnatürlichen Natur werden, man alsdann ohne Ketzerei werde sagen können: die Bildung dieser Menschenkinder ist verloren gegangen, und nichts ist so unmöglich einzuholen als die Abweichung von ursprünglicher Gestaltung und Natur. Daher also, daß ein

fremder Schlag von Menschen in ein Klima ganz andre Naturen bringen und sich die Bildung eines Landes durchaus ändern könne, wie z. B. Aegypten und der meiste Theil Europens.

Nach Alledieſem Vorzüge eines Volks vor dem andern, in Besitz einer glücklichen Natur, in Erhaltung, Erhöhung und Anwendung derselben, und was es endlich im Innern und Aeußern sei, das nach unsrer Aussicht die Griechen in Vorzügen dieser Art zum ersten Volk des Alterthums gemacht habe. Das sei eine Winckelmannische Abhandlung über die Verschiedenheit der Nationalbildungen und über den Einfluß dieser Verschiedenheit in die Kunst.

V.

Der andre Theil der Winckelmannischen Abhandlung: „Ueber die Verschiedenheit der Völker in der Denkart und den Einfluß dieser Verschiedenheiten in die Kunst",[1] ist nicht blos für die Kunst vortrefflich, sondern würde selbst dem Weisen über die Geschichte der Menschheit und der Wissenschaft überhaupt schöne Grundsätze leihen. Eine Probe davon sei die Geschichte des menschlichen Verstandes, deren Verfasser, ob er gleich nichts als einen Versuch geliefert, sich nicht sollte abschrecken lassen, weiterhin in dem menschlichen Geiste zu lesen.[2])

Die Denkungsart der morgenländischen und mittägigen Völker und die Abstechung der Griechen gegen sie wird gut gezeigt; aber freilich kann eine solche Materie nicht gleich vollständig geliefert werden, wie es Jemand thun könnte, der auf Winckelmann's Schultern stünde, und dem gebe ich hier, insonderheit für die Geschichte der Wissenschaft, meinen Fingerzeig auf den Weg.

Da, so wie die Kunst, so auch die meisten Wissenschaften in Morgenländern entstanden sind, so haben die meisten, es sei denn die Erfahrungen oder die allgemeine Wahrheiten betreffen, ebensowol das morgenländische Gepräge: „bei ihnen sind die figürlichen Ausdrücke so warm und feurig als das Klima, welches sie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken übersteigt oft die Grenzen der Möglichkeit". Und ist's für

1) Geschichte der Kunst, I. 3, 17—25. — D.

2) Der Verfasser dieser 1765 erschienenen Schrift, Karl Friedrich Flögel, nannte sich erst bei der zweiten Auflage (1773). — D.

einen Geschichtschreiber der Menschheit und Wissenschaft Hauptgeschäfte, sich in die Quelle dieses Ursprunges zu wagen und die orientalischen Ideen genau zu läutern, die sich aus ihrem Vaterlande bis zu uns übergetragen und zum Theil erhalten haben. Alle Wallfahrten nach den Morgenländern in dieser Absicht sind heilig, da in Morgenländern der Same zu Geschichte, Dichtkunst und Weisheit zuerst Boden gefunden. Auch Aegypten, ein sonst so wüstes Land voll Fußstapfen historischer, mystischer und symbolischer Träumer, würde hier immer noch Goldstücke liefern für Den, der es in dieser Absicht durchgrübe: nämlich Alles, was ihr ist, Nil und Pyramiden, Landesthiere und Menschen, ausgestorbne Thorheit und Weisheit, Alles, was blos ihr ist, ihnen zu lassen und nur das, was sie auf Andre wirkten, was sie bis auf unsere Zeiten durch Andere wirkten zu bemerken. Ich führe nur ein Beispiel [an]. Der Herr von Schmidt,[1]) vielleicht jetzt der gelehrteste Aegypter in Deutschland, wie Manches könnte er in Aegypten suchen, das unsern Lauf der Kunst und Weisheit aufklärte, und er allein, so wie unsern Zodiakus, daselbst finden würde, wenn er den Aegyptern ihren Knoblauch und Zwiebeln ließe und die altgriechische Mythologie und Weisheit daselbst suchte.

Selbst das Gebäude unsrer Theologie schließe ich von diesem Studium der Morgenländer nicht aus; denn das Vaterland derselben ist ja ebenfalls in dem Geist und in der Natur der Morgenländer gewesen. In ihrem Stil und für die Denkart Derer, an die geredet wurde, sind unsre heiligen Bücher verfaßt; in Morgenländern hat unsre Religion lange Zeitalter durchlebt, aus Morgenländern ihre ersten Secten und Erklärungen und Richtungen für die Nachzeit; und je mehr wir also diese morgenländischen Ideen abzustreifen suchen, sofern sie blos national sind, desto mehr erscheint das lautere Wesen derselben; und wie viel Verdienst erwirbt sich hierin unser jetziges deutsches Jahrhundert in mehr als einer theologischen Wissenschaft und für mehr als ein Menschengeschlecht!

Theologie indessen der Theologie und ihren Richtern überlassen, bleibe ich auf einer Stelle, die mir um so weniger strittig gemacht werden kann: morgenländischer Ge-

---

1) Friedrich Samuel von Schmidt. Von ihm waren 1765 zu Karlsruhe erschienen: „Opuscula, quibus res antiquae, praecipue Aegyptiacae explanantur". — D.

schmack, morgenländische Art zu philosophiren. Hier wird man keinen Geschichtschreiber der Wissenschaft, des Geschmacks über Zeiten und Völker darüber anketzern dürfen, wenn er an Heldengedichten, Liedern, Erzählungen u. s. w. nach morgenländischer Manier eben diese Manier und nichts weiter prüft, wenn er sie für das Land und die Zeiten prüft, in welche man sie eingeführt hat, wenn er blos untersucht, wiefern die fremde Sache zuträglich oder schädlich sein könne oder gewesen sei. Ich gebe ein Beispiel, und lieber aus entfernten Jahrhunderten als aus dem unsrigen; denn aus jenen sind wir heraus. Der halb morgenländische Geschmack, der in den mittlern Zeiten sich über Spanien und Italien nach Europa zog, der daselbst, mit dem gothischen und Mönchsgeschmacke vermischt, jenes Ungeheuer bildete, das Ritter- und Riesenromane, Kreuzzüge und Turnierspiele, Mystiker und Scholastiker ausspie — welch ein Phänomenon in der Geschichte des menschlichen Verstandes! Und sollten die Morgenländer nicht mehr als dies auf uns gewirkt haben, was wir jetzt noch nicht sehen wollen, weil es unsre Augen überzogen? Ich werde bei einzelnen Völkern weiter reden.

Der Einfluß des Himmels in die Denkart der Griechen ist von Winckelmann geschildert, als wäre er selbst Grieche. Ihre Sprache, ihre Sinne und Einbildung, ihre Erziehung, Verfassung und Regierung ist theils hier, theils in allen Winckelmannischen Schriften gemalt, daß das Gemälde den Wunsch nach der Sache selbst erregt und wir parteiisch werden, Alles so gern als Wahrheit finden zu wollen. Hier gehe ihm der Geschichtschreiber über Weisheit und Dichtkunst dicht nach in seinen Fußstapfen, und welch ein Wunsch wäre es, in Weisheit und Dichterei der Griechen mir selbst das sein zu können, was Winckelmann in Absicht auf die Erklärung ihrer Kunst für Welt und Nachwelt geworden. Zwar — — doch wer wird jedes Zwar auffangen? wir kommen ja bald unter einzelne Völker und dann auch unter die Griechen.

Auf die Natur und Verfassung der Römer zur Kunst hat Winckelmann hier nur einen Hauptblick geworfen und auch in der Ausführung seiner Geschichte eine eigentliche Untersuchung darüber ausgelassen, worüber er sich bei allen übrigen Völkern zuerst erklärt: „Ursachen der Kunst unter ihnen, aus Denk- und Gefühlsart, Gesetzen, Achtung der Künstler" u. s. w. Da ich die Winckelmannische Kunstgeschichte

zuerst in die Hände bekam, mit begierigen Augen suchte ich, zunächst den Griechen, eine solche Abhandlung unter den Römern: „was es denn gewesen, das ihnen in der Kunst einen eignen Stil gegeben". Zehne von diesen Ursachen, dachte ich, müssen auch in dem Reich ihrer Wissenschaften sein; und welche Aussichten hoffentlich über die bei mir noch so unentschiedne Frage vom Werth der alten Römer auch im Reich der Wissenschaften! Begierig also schlug ich hin und her und wollte meinen Augen nicht trauen, da ich — nichts fand. Nichts fand, als hier und da eingeschaltete Bemerkungen hierüber und römische Situationen, insonderheit im andern Theil der Geschichte, und also bei Winckelmann Gründe des Stillschweigens von außen suchte. Ein Winckelmann über die römische Literatur möge dieser enthoben sein.

Endlich über die Fähigkeit der andern Nationen zur Kunst. Hier finde sich ein Herold der Völker, der die Natur derselben wäge. Ich, für den der ganze Nationalcharakter eines Volks ein unabsehliches Bild ist, das immer dunkler dem Auge wird, je näher man an dasselbe herantritt, und welches sich blos in der Entfernung von diesen Völkern so sicher zeichnen ließ, ich — — halte mich an einigen einzelnen Urtheilen:

„In den Fähigkeiten der Italiener zur Kunst[1]) herrscht die Einbildung, so wie bei den denkenden Briten die Vernunft über die Einbildung."

„Die Dichter jenseit der Gebürge reden durch Bilder,[2]) geben aber wenig Bilder. Man muß auch gestehen, daß die erstaunenden, theils schrecklichen Bilder, in welchen Milton's Größe mit bestehet, kein Vorwurf eines edlen Pinsels,[3]) sondern ganz und gar ungeschickt zur Malerei sind. Die Miltonischen Beschreibungen sind, die einzige Liebe im Paradiese ausgenommen, wie schön gemalte Gorgonen, die sich ähnlich und gleich fürchterlich sind."

„Bilder vieler andern Dichter sind dem Gehör groß und

---

1) Die betreffende Stelle beginnt bei Winckelmann: „Das vorzügliche Talent der Griechen zur Kunst zeiget sich noch izo in dem großen, fast allgemeinen Talente der Menschen in den wärmsten Ländern von Italien, und in dieser vorzüglichen Fähigkeit zur Kunst." — D.

2) Winckelmann: „Es hat Jemand nicht ohne Grund gesaget, daß die — durch Bilder reden. — D.

3) Hier folgen bei Winckelmann noch die Worte: sein könne. — D.

klein dem Verstande. Im Homero aber ist Alles gemalet und zur Malerei erdichtet und geschaffen."

„Je wärmer die Länder in Italien sind, desto größere Talente bringen sie hervor, und desto feuriger ist die Einbildung, und die sicilianischen Dichter sind voll von seltnen, neuen und unerwarteten Bildern."

Ich trage diese Aussprüche hier in mein Gedankenbuch ein, um, wenn ich zu Lessing's Laokoon trete, darüber etwas zu versuchen.

Darf ich über das erste Capitel meine Meinung im Ganzen sagen: daß ich dies ganze Capitel hier — wegwünsche. Wegwünsche? Ja, aber nur von hier, von dem Anfange der Winckelmannischen Geschichte. — — —[1])

---

1) Suphan bemerkt: „Das Msc. bricht nach wenigen, inhaltlich unbedeutenden Zeilen ab." — D.

Aus den drei Redactionen der zweiten Auflage der zweiten Sammlung der „Fragmente“.[1])

I.

Aus der ersten Redaction.[2])

Nun erlaube man mir ein Zwischenwort gegen die Mißdeutung meiner griechisch-deutschen Vergleichungen. Da der Verfasser der Fragmente keine Ernestisch zierliche Redeübung de ingeniorum Graecorum et Germanicorum comparatione, noch witzige Rapin'sche oder Blondel'sche Parallelen, sondern nichts als Fragmente schreiben wollte, übrigens aber nichts so sehr als allen feierlichen Frost und das falsche Ausführliche haßt, das unsrer Nation noch oft so lieb ist: warum sollte er sich den curulischen Stuhl eines römischen Senators oder die Heroldsstimme eines Hellanodiken oder gar die große Wage Jupiter's nehmen wollen, die auf Ida das Schicksal der Völker abwiegt,[3]) warum, Ihr ehrlichen Deutschen, so vieles prächtige Nichts? Vielmehr wollte er, versteckt unter die Zuschauer, nichts, als diesem nicht gnug gepriesenen Tyrtäus einen Kranz und Jenem, der wider Willen der Grazien und Musen Pindar's Kunstrichter geworden war, einen Federpfeil zusenden; hier auf eine falsche Rennbahn einen Goldapfel des Hippomenes fallen lassen,

---

1) Die zweite Auflage wurde von Herder in Folge der Umtriebe von Klotz und Riedel zurückgehalten. Wir verdanken die Mittheilung Suphan. — D.

2) Die Worte „Gerstenberg ein Alciphron!“ (Th. XIX. S. 135, Z. 16) und die Abschnitte 6 und 7 (daselbst S. 177, Z. 1, S. 180, Z. 5) waren gestrichen und diese Anmerkung eingefügt. — D.

3) Ilias, VIII. 69 ff. — D.

um die schnellfüßigen Nachläufer hinter einem Irrlicht von Dithyramben etwas zu verweilen, dort auf einem nicht so betretnen Wege deutscher Nationallieder mit unbekannter Hand ein Ziel des Ruhms aufpflanzen; hier unpassende Vergleichungen, die es nicht lohnte, nach der Weise berühmter Kunstrichter lang und quer zu zerhauen, mit einem Stiche verwunden, dort bei Homer und Theokrit bessre kritische Gesichtspunkte empfehlen. So sind Fragmente, und so können sie es bleiben.*)

II.

Aus der zweiten und dritten Redaction.

Nicht[1]) um eine standesmäßige Anpreisung der Griechen, noch um das eitle Lob, in ihnen belesen zu sein, noch um mit Parallelen zu spielen, und am Allerwenigsten, um Deutschland gegen Griechenland zu verkleinern: um dies Alles ist mir nicht

*) Ein Beispiel von diesen zeuge für mich statt aller sieben. Die Literaturbriefe, zu welchen ich damals nichts als Fragmente von Beilagen schrieb, hatten Gerstenberg und Alciphron verglichen: sehr unpassend nach dem, was wir von Alciphron haben und nach ihm weiterhin schließen können. Was lohnte es aber, den Einfall, den so schön überraschenden Einfall, der ja aber in seiner ganzen Einkleidung nichts als ein angenehmes Gespenst sein sollte, was lohnte es, ihn durch vindicias Alciphronis zu widerlegen und auf den schönen Schmetterling mit Schwerten, Fackeln und Stangen[2]) loszugehen. Ein einziges „Hm!" darüber, ein einziges: „Siehe, hier ist mehr als Alciphron!" däuchte mich, war gnug: und dafür lieber gleich Gerstenberg ohne weitere Vergleichung charakterisirt und es jedem Kenner Alciphron's selbst überlassen, ob Alciphron wol ein solcher Gerstenberg sein könne, selbst wenn wir ἐρωτοπαίγνια von ihm hätten! So ward weder den Lesern vorbuchstabirt, noch den Literaturbriefen Materie gegeben, über eine gelehrte Widerlegung eines Anti-Harduin'schen Einfalls zu lachen, noch Gerstenberg noch Alciphron Unrecht gethan. Auf wen trifft also der unziemende Anfall eines Journalisten? (Hällische Bibliothek, St. 1. S. 178. 179.) Weder auf die Literaturbriefe noch auf Fragmente über dieselbe; auf den weitsehenden und weitschießenden Apollo selbst, der da träumt, daß die Literaturbriefe und ihre Beilagen Alciphron's Briefe verglichen.[3]) — H.

---

1) Die Einleitung gehört der zweiten Redaction an. Die folgenden elf Abschnitte bis zu der dort bezeichneten Stelle sind aus der letzten Redaction, die keine Einleitung hat. — D.

2) Vgl. Matth. 26, 47. Joh. 18, 3. — D.

3) Herder suchte sein unleugbares Versehen auf diese Weise zu verdecken. — D.

zu thun, wenn ich schreibe, wie viel uns an den Griechen gelegen sein müsse, wenn ich untersuche, wie unsre Literatur, gegen die griechische gestellt, abstehe. Ich bin kein Professor der griechischen Sprache, der des Amts und seiner gelehrten Ausgaben wegen diese Sprache erwecken möchte; kein berühmter Schüler eines berühmtern Lehrers, der noch einige ihm angestorbne Schätze von Gelehrsamkeit und Meinungen über das Alterthum in die Welt zu bringen hätte; kein geborner Grieche, der nach der Pythagorischen Seelenwanderung in Deutschland wieder lebendig geworden — und doch schreibe ich über die Griechen, weil, was ich zu schreiben habe, wahr und meiner Zeit nützlich sein kann. Wiederum, von Deutschland entfernt, unbekannt mit den Personen der Schriftsteller, deren Schriften ich kenne, an keine Schule des Geschmacks und der Kritik durch das Band der Blutfreundschaft und Schwägerschaft gebunden, ohne griechischen Ruhm, den ich zu erhalten, ohne ein System, das ich zu unterstützen hätte, so schreibe ich: warum sollte ich nicht, was ich denke, schreiben?

1.

Die Väter aller Literatur in Europa sind die Griechen. Nach unserm Gesichtskreise in der Geschichte die Ersten in der Welt, bei denen sie blühte — Literatur nämlich, von der wir mehr als Namen und Fabeln wüßten. Nach unserm Gesichtskreise die Ersten und Einzigen des Alterthums, bei denen sich Wissenschaft und Kunst wie zu einem völligen Staate gebildet. Und zu einem Staat, der von Minerva ersehen war, Muster für alle Welt zu werden. Und ein Muster, das fast nie und nirgend seinesgleichen fand; fast überall und in Allem, was es besaß, unerreichbar geblieben. Sind dies nicht Ursachen gnug, von der griechischen Literatur wie von einer Schöpferin der Nationen zu reden und von ihr anzuheben wie die Dichter vom Jupiter!

Die gemeine Literaturgeschichte, die, mit Gelehrsamkeit beladen, im stillen Gange eines Müllerthiers Völker nnd Zeiten durchschreitet, hat die Augen zu nahe an der Erde, um auch nur etwas überweg schwebende Erscheinungen zu sehen; es kann also sein, daß ich einigen meiner Leser Phantasien vorzuspiegeln scheinen werde. Ich thue es nicht. Rücke den Zauberspiegel des begeisterten Ausdrucks, das Buch

unsrer Geschichte zur Hand! lies lange, und dann urtheile! Lies mit dem unruhigen Auge eines Forschers nach Weisheit und urtheile mit dem ruhigen Blick Eines, der auf den Fortfluß der Begebenheiten wie auf eine strömende Quelle herabsieht, und so lange er urtheilt, kein Welt-, kein Literaturbürger sein mag.

Hinausgesetzt also über den Kreislauf von Völkern und Zeiten, über die Lieblingsmeinungen meiner Zeit und die Vorurtheile meiner gelehrten Erziehung: in dieser freien Höhe rufe ich die Geschichte der Welthändel, der Künste und Wissenschaften, der Erfindungen und alter Begebenheiten bei mir vorüber — ein ungeheures Schattenspiel von Zeitaltern, Denkarten und Gattungen des Geschmacks! Nationen, jede durch ihre Stellung und Folge des Auftritts, nach Farbe, Gestalt und Handlung sonderbar — da aber die Griechen! auf welche vortheilhafte Stelle, auf welchen hellen Fleck in der Schattenfolge treffen die!

Wo sind die Völker und Zeiten vor ihnen? Jahrtausende, in denen der menschliche Verstand sich erzog und für einen Weisen über die Geschichte der Menschheit die wichtigsten. Wo sind die Erdstrecken, dahin das Menschengeschlecht mit seinen Bedürfnissen und Erfindungen zu Hause gehört: Nationen, nach der ersten ursprünglichen Form des menschlichen Geistes gebildet — wo sind sie? Als Schattenbilder in der dunkelsten Ferne, im schiefsten Anblick gehen sie uns auf und sind in den Abgrund der Zeiten versunken. Die Originalnationen der Welt, die Kindheit des menschlichen Verstandes, das Vaterland der Erfindungen, die Erdstrecken von China bis zum äußersten Thule, ist wie die Insel Atlantis in der Nacht der Zeiten. Und wie steht es nun um den prächtigen Titel einer allgemeinen Geschichte? Schriftsteller der Welthistorie[1]) und alle Ihr sieben Verkürzer derselben, wer von Euch kann seinem Gebäude, es sei nach großem oder nach verjüngtem Maßstabe errichtet, die Aufschrift eingraben: Allgemeine Geschichte des menschlichen Geschlechts! Vorn wie ein Lustschloß prächtig, in den neuesten Zeiten gar zu geräumig, hinten ein verwünschtes Zauberschloß voll Götter, Ritter und Riesen, das sich endlich in weiten Trüm-

1) Gemeint ist die „General History of the World from the Creation to the present Time“ von Guthrie und Gray, welche in Frankreich und Deutschland nachgeahmt wurde. — D.

mern endigt: so ist unsre Geschichte. Sie windet sich eine Spanne breit um den Erdball wie ein schmaler, heller Streif, wie eine Binde um den Jupiter; und das Uebrige, das Meiste, das Erste ist Nacht.

Die Griechen allein leuchten aus dieser Nacht hervor. Lieblinge der Minerva, da stehen sie in der Geschichte des Alterthums im besten Lichte, eben auf der glänzenden Höhe, eben auf dem hellen Fleck des Ringes, gegen den sich die Völker vor und neben ihnen in den Schatten der Vertiefung verlieren: hier also ein Augenmerk der Welt und fast eine überirdische, himmlische Erscheinung. Alles außer ihnen entweder ohne Nationalgeschichtschreiber oder diese Nationalgeschichte verloren und verdrängt. Die Griechen allein die Quelle dieser Geschichte, und welch eine späte, durchlöcherte und oft versiegende Quelle, die ja das Wenigste fassen konnte, Vieles, was sie erfaßte, als barbarischen Unflath in den Abgrund sinken ließ, endlich zwar einen kleinen Rest von Sagen und Ueberlieferungen erhielt, aber zugleich mit griechischer Steinrinde überzog, ihm griechische Gestalt gab oder ihn sich gar zu eigen machte. Was wissen wir von der Geschichte des Alterthums, als — was wir durch die Griechen wissen? und was wissen wir durch diese, als — was sie wissen konnten, und wie sie es uns wollten wissen lassen!

So ist's! Was in der Morgenröthe der Zeiten soll gesehen werden, muß vom Abglanz der Griechen sichtbar werden; und steht es nicht zu diesem Lichte, so ist's für uns — gar nicht. Wie wenig steht nun so? wie dunkel, wie helldunkel und verstellt muß Manches in so fremdem Licht erscheinen! Wir sollen alles Alterthum durch das Medium der griechischen Geschichte sehen, und so sehen wir nichts als Griechen oder Barbarn. Die Schriftsteller Griechenlandes, oder mit höherm Namen die Ueberbringer der ältesten Weltgeschichte, sind nichts mehr und nichts weniger als Nationalgeschichtschreiber und leider oft gar Nationaldichter. Griechen also, die nur Die sahen, die sie sehen konnten, sie mit griechischem Auge oft als Feinde und immer als Fremde ansahen, immer mit sich verglichen und endlich mit griechischer Feder, auf griechischen Glauben, für Griechenland beschrieben. Als Weltbürger, die von einer Wolke des Himmels alle Zeiten und Völker übersahen, so wie der Jupiter auf Ida mit einem göttlichen Blick übersahe die Heere, die, mit Nacht umgeben, sich am Fuß des

Berges würgten, und die friedlichen Aethiopier[1]) als solche allsehende Weltbürger, und die für alle Zeiten und Völker schrieben, und die sich jedesmal wenigstens mitten in das Herz des fremden Volks versetzten — als solche schrieben sie nicht. Und muß ich also allein aus solchen Landesquellen einer Nation schöpfen, so zeichne ich auf mein Werk mit zitternder Hand hin: Geschichte des Alterthums, wie sie uns durch die Griechen überbracht ist.

Ist dieser Gesichtspunkt denn so unbemerkt? Er ist wenigstens noch beinahe ungebraucht, sonst müßte er einen neuen Gesichtskreis der Geschichte geben, der freilich nicht ins Unermeßliche einer Weltgeschichte fortflösse, aber dafür eine bestimmtere Sphäre zu historischen Bemerkungen umzirkte: wie viel wir den Griechen zu danken haben, und wie wenig wir doch durch sie wissen! wie Manches sie uns entwandt und das Meiste mit der Farbe ihres Landes bestrichen! Ich getraue mich zu sagen, daß da wenigen einzelnen Griechen ihr wahrer Standpunkt kaum abgemerkt worden, da man ihre Geschichtschreiber fremder Völker von Herodotus, dem Morgen-, bis auf den sicilischen Diodorus, als den hellen Abendstern dieser Geschichte, nicht immer auf der Stelle liest, auf welcher sie schrieben, so sei zu der großen Aussicht ins Weite der Geschichte hinaus: welchen Platz die griechische Nation gegen andere Völker und Zeiten habe, uns bisher kaum eine kleine Spalte eröffnet; und ohne sie, rückt nicht Alles in schiefen Schatten oder in falsches Licht?

Und so muß man die griechische Geschichte, wenn ich ein Kunstwort aus der Mathematik anwenden darf, als eine Projection und wahrhaftig als eine orthographische[2]) Projection der ältesten Welthistorie studiren; ein schweres und kaum angefangenes Studium. Indeß fordert eben deswegen der um so merkwürdigere Altar der griechischen Muse von mir hier im Vorbeigehen eine Gabe des Ruhms auch über die stillen Verdienste unsers Heyne in der alten Geschichte. Mit mehr Barmherzigkeit, als Väter gegen mißgeborne Stiefkinder zu haben pflegen, hat er die elenden englischen Verkürzer berichtigt,[3]) und er, dieser stille Kenner der Alten, von dem ich

1) Es schwebt die Stelle der Ilias, XIII. 1 ff. vor, wo aber nicht der Aethiopier gedacht wird. — D.

2) Etwa „orographische“? — D.

3) Er betheiligte sich an der deutschen Bearbeitung der englischen Weltgeschichte (vgl. oben S. 311) — D.

in einigen fliegenden Blättern [1]) tiefere Ideen gefunden als in großen schreienden Modebüchern unsrer Zeit, er wäre vielleicht, hätte er selbst geschrieben, der Erste gewesen, diese historische Projection durch die Griechen genau zu bestimmen und die Vorurtheile zu zertreiben, die hierin dunkel über uns schweben.

Auch in diesem Betracht ist uns die alte jüdische Urkunde ein unschätzbares Denkmal des Alterthums. Aus allen Nationen das einzige wahre Ueberbleibsel der ältesten Nationalgeschichte, und wenn nicht ein historischer Tempel, so eine zerbrochne Marmorsäule voll Hieroglyphen. Was würde unsre Geschichte für Gestalt haben, wenn wir dies heilige Fragment einer morgenländischen Völkergeschichte nicht hätten und nicht gehabt hätten? Wo alsdann anzufangen? wo den Faden, so knoticht, so verworren er jetzt sei, wo ihn denn durch das Labyrinth der Nationen und Zeiten fortzuleiten? Alsdann wären uns die Griechen die Ersten, die Einzigen, Alles. Ein Gesichtspunkt und eine Aussicht: in der Geschichte des Alterthums wären wir ganz Griechen!

2.

So wie jetzt beinahe von Seiten der Literatur. Und diese Seite gewährleiste darüber, was sich hier nicht sagen läßt: Wissenschaft, Kunst und Weisheit, wo fängt sie für uns an? In Griechenland. Hier bricht für unsre Welt, wenn nicht die Morgenröthe, so die Sonne der Literatur hervor, die, mit Pindar zu reden, in den Wüsten des Aethers [2]) auch über unser Haupt hin ihren Weg genommen, die Europa erleuchtet und aus der Barbarei gezogen. Von hier aus rechnen wir den Lauf der Cultur; hier die Erfinder fast von Allem, was wir haben, die Originalköpfe in Allem, was je gedacht worden, die Stifter der Literatur für alle Welt und die schönste Blüthe des menschlichen Verstandes. Sie die Erstgebornen ihrer Minerva und Alle vor und neben ihnen Barbaren; sie Alles, die übrigen Völker nichts — nomina modo vana, ad belli discrimen non pertinentes, ob id ipsum, quod ignoti, ignobiles etiam, wie Alexander, als ein wahrer Grieche, von den Völkern des Kaukasus redet. [3])

1) Herder meint Heyne's akademische Programme. — D.
2) Ἐρήμας δι' αἰθέρος. Pind., Ol., I. 5. 6. — D.
3) Curt., IV. 14. — D.

Ist dies so? Für uns beinahe. Eben als wenn wir auch Griechen wären, müssen wir ihnen nachsprechen, weil anderswohin die Wege versperrt sind; und wie gerne werden wir auch selbst Griechen, um weitere Reisen uns zu ersparen! So wird Griechenland wie jene angenehme Zauberinsel, die Niemand von sich ließ. Weil der Zeitraum der griechischen Wissenschaft so glänzend in ihrer Art ist, so verblassen die Felder andrer Völker, die auch an ihrer Stelle und nach ihrer Art und nicht nach griechischem oder neuerm Maßstabe zu messen wären. Den Kindern wird gut gethan auf Kosten der Väter, durch welche jene so viel wurden; und weil sich in Griechenland nach unserm dunkeln Fernglase die Geschichte unserer Literatur anfängt, so ist's, als wenn sich daselbst die Geschichte des menschlichen Verstandes anfinge.

Selbst die eigensten Griechen können Denen, die sie Barbarn nennen, Gesetze, Künste, Erfindungen, ja, die meisten Wissenschaften, derer sie sich rühmten, nicht absprechen; und so sehr sie Alles aus der Gebärmutter ihres eignen Verstandes hervorziehen, so sehr sie alle Spalten zu weiterer Aussicht verkitten, Lücken bleiben doch immer, es zu zeigen, daß von Gesetzen, Künsten und Wissenschaften die Urheber und Ueberlieferer an sie gewesen sind — Barbarn. Barbarn zogen sie aus der Barbarei, und eben dadurch, daß sie ihnen Licht gegeben, kamen sie selbst in Schatten. Nur weiß ich, daß, was von Kunst und Wissenschaft die Griechen aus fernen Ländern her hatten, in dieser Ferne blos roher Same gewesen, der sich nach ihrem edeln Boden, unter ihrem schönern Himmel, an ihren klaren pierischen Quellen in eine bessere Natur veredelt; ich weiß, daß in jedem Gebiet der Literatur die Griechen sich Originalmanier gegeben, die beste in ihrer Art. Aber —

Welcher Barbar wollte eine nach griechischer Art? Wer, der das Klima, die Sprache, die Regierung, die Lebensart, die Geschichte, die Localumstände Griechenlandes nicht hatte und nicht haben wollte, wer von ihnen hatte und wollte seiner Zeit und seines Orts eine Mythologie, Poesie, Philosophie, Politik, Musik, Rednerei und Kunst nach griechischer Denkart? wem von ihnen wäre Eins von diesen natürlich, eigen, vortheilhaft oder auch oft nur nicht unnatürlich und hinderlich gewesen? Und so muß man ja ein Grieche sein, um das barbarisch zu nennen, was ungriechisch ist. Können denn alle neuere Entdeckungen und Nachrichten von Arabern und

Schotten, von Amerikanern und Skandinaviern, von Chinesern und Grönländern nicht wenigstens das philosophische Wort zurufen: „Zweifle!"

O, wer ein Montesquieu über den Geist der Wissenschaften wäre, wie Jener über die Gesetze es sein wollte, würde er das barbarisch nennen, was nach den Hilfsmitteln seiner Zeit und seines Landes nicht anders als so sein konnte? würde er ein Lieblingsvolk haben, nach dessen Vorurtheilen er Alles abmessen wollte, Alles aus seinen Situationen und Zwecken zu rücken, um Verdienste mit dem Loth einer fremden Zeit zu wägen und mit verwöhnter Zunge den Geschmack zu kosten? So verflöge ja auf einmal der Geist seines Werks. Setze Dich aus einer Literatur hinaus, welcher einmal für alle die Griechen erste Form gaben, werde ein wiedergeborner Zeitgenosse einer abgelebten Geschichte, ein Barde vergangener Zeiten: so urtheile! Welches Volk, welches Jahrhundert hat sich je eine andre als Säcular- und Nationalliteratur gebaut? Die Griechen nicht, und wir auch nicht.

Ich träume mich in eine neue Welt, wie wenn Scythen oder Araber von dem Schicksal bestimmt gewesen wären, uns die ersten Formen der Wissenschaften zu überliefern! Welch einen andern Körper der Literatur, er sei nun Ideal oder Ungeheuer, wenn statt der Mythologie die Edda, statt der Poeten Skalden u. s. w. von ewigen Zeiten her unsre Lehrer, wenn der menschliche Verstand so hätte bauen sollen auf die Grundlage eines andern Volks, als jetzt auf ein Fundament mit griechischer Säulenordnung! Man falle mir nicht in die Rede, daß wir durch solchen vortheilhaft-eigensinnigen Lauf der Cultur über Griechenland hin mehr gewonnen als verloren: wir haben Alles dadurch gewonnen, und ein griechischer Tempel muß uns ja über eine gothische Kirche, griechische Schönheit über Chineserschönheit, griechische Weisheit in Poesie und Geschichte über die Schwärmerei der Araber gelten. Aber wenn ich so viel zugebe, so sei doch die Kleinigkeit mein, daß wir unsere Literatur nicht edler und ursprünglicher bereichern, als wenn wir die Gedankenschätze eines Volks erbeuten, das keine Sclavin und keine Colonie der griechischen Literatur gewesen, daß ein Ossian, gegen Homer, und ein Skalde, gegen Pindar gestellt, keine unebne Figur mache; daß, wenn durch ein wohlthätiges Erdbeben die arabischen Leichname des Escurials belebt aus ihren Gräbern hervorgingen, wir

eine Welt originaler Menschen um uns sehen müßten; und das Wenigste von Allem, daß, um von der Kunst und Wissenschaft eines ungriechischen Volks zu urtheilen, man sich so viel als möglich von den Falten frei machen müßte, die nach dem gegenwärtigen Lauf der Cultur die griechische Muse uns könnte eingebogen haben. Es scheint diese Forderung leicht, und selbst in den feinsten Fällen wird sie sehr schwer: zehn Beispiele liegen vor mir; ich wähle das größte, aber auch das verzweifeltste von allen.

3.

Ohne Zweifel waren die Griechen nirgend auf so entschiedne Art mehr als in der Kunst mehr als ihre Väter und Schüler, so daß der edle Grieche unsers Vaterlandes, Winckelmann, in ihnen das Ideal aller göttlichen und menschlichen Schönheit findet und mit griechischem Gefühl preist. Ueber die Kunst und die Schönheit der Griechen spricht er, daß ein Proxenides das Gesetz geben würde: „Von ihr soll nur Winckelmann sprechen!"[1]) In ihr ist mir sein Name so groß, daß es das Ziel meiner Wünsche wäre, über die griechische Poesie und Weisheit das mir selbst sein zu können, was er in der griechischen Kunst für Welt und Nachwelt geworden[2]); denn in Erklärung derselben aus ihren Ursachen und Gründen, in Untersuchung ihres Wesens und ihrer Zeiten hat ihn die griechische Muse und ihre Gesellin, die göttliche Grazie, gesalbt und begeistert, daß Viele, die seine Richter haben sein wollen, kaum verdienten, die Leser desselben zu sein. Das ist er als Grieche; aber auch unter den Aegyptern ein Aegypter, und unter den andern Ungriechen auch ihr Zeitgenosse und Landesmann? So sollte es sein und ist's nicht immer. Sein Auge, nach den Griechen gebildet, und sein Geist, mit dem Ideal griechischer Schönheit erfüllt, sucht, wie bezaubert, dies Bild der Liebe allenthalben, auch wo er's nicht finden kann, und wo er's nicht findet, will er oft das nicht sehen, was er sehen könnte.

Ich weiß, daß der Hauptzweck seines unsterblichen Werks vorzüglich die Geschichte griechischer Kunst und das Wesen griechischer Schönheit, folglich eine Lehrgeschichte ist; wenn sie also auch unter andern Völkern nicht so ausführlich sein

1) Vgl. Th. XIX. S. 73. — D.
2) Vgl. oben S. 305. — D.

wollte und so vollständig nicht sein durfte: mußte sie nicht überall gleich unparteiisch die Verdienste jeder Nation um die Kunst in alle ihr Licht stellen und auf der Wage der Gerechtigkeit Vor- und Nachtheile abwägen? Der Geschichtschreiber der Kunst des Alterthums, der „den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderung und den Fall derselben, es sei dies, wo es wolle, nebst dem verschiednen Stile der Völker, Zeiten und Künstler“ lehren will, muß dieser nicht z. B. unter den Aegyptern wandeln, als hätte er die Griechen nie gesehen, und auch über sie wie vor den Todtenrichtern auf Möris urtheilen?[1])

Hierin scheint zuvörderst seine erste Untersuchung von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern zu fehlen, die ohngeachtet ihrer vortrefflichen Grundsätze ein nicht so sichres Fundament zu einem so großen Gebäude geworden. Winckelmann ist nicht auf der Seite Derer, die alle Kunst, Weisheit und Erfindung aus einer ihrer Lieblingsgegenden wie Diamanten aus Indien holen und damit jedem Volk den eigenen Menschenverstand absprechen, der sich das Nothwendige selbst erfinde. Ich bin auch nicht auf ihrer Seite, und wollte Winckelmann nichts, als der Kunstlehrer nach der Idee eines Volks wie z. B. der Griechen sein, so schreibe er: „Die Kunst scheint unter allen Völkern, welche dieselbe geübt haben, auf gleiche Art entsprungen zu sein, und man hat nicht Grund gnug, ein besondres Vaterland derselben anzugeben. Bei den Griechen hat sie mit einer Einfalt ihren Anfang genommen, daß sie aus dem, was sie selbst berichten, von keinem andern Volk den ersten Samen zu ihrer Kunst geholt, sondern die ersten Erfinder heißen können.“ In einem Lehrbuche über die Kunst der Griechen baut man auf diese historische Hypothese sicher fort und kann kritische und historische Muthmaßungen über die Mittheilung unter den Völkern zur Noth ersparen.

Kaum aber in einer Geschichte nach griechischem Verstande, und eben in dem Theil, der vom Ursprunge und Anfange der Kunst unter verschiednen Völkern reden sollte. Hier dünkt mich's zu willkürlich und bequem, deswegen, weil die Kunst zum Nothwendigen gehört, sich historischer Unter-

1) Vgl. oben S. 164. — D.

suchungen zu überheben, wie die Kette der Mittheilung Völker und Zeiten verknüpft habe. Ja, wenn ein jedes Volk den Bedürfnissen, mithin dem Erfindungsgeist seiner Natur allein überlassen, ohne die Mithilfe Anderer, die schon weiter gekommen, für sich arbeiten müßte: alsdann könnte die leidliche Hypothese: „Auch die Künste gehören zum Nothwendigen, das sich jede Nation selbst erfinden kann", sie könnte Baugerüst bleiben, so wie der Weltweise sich einen Zustand der Natur erdichtet, um Sprache, Kunst und Wissenschaft entstehen zu lassen. Ganz anders, wenn ich mich aus dieser willkürlichen Eingeschlossenheit eines Volks in den wüsten und wilden Zusammenstoß der Nationen versetze und es erwäge, daß jedes Volk, wenn es gleich aus seiner Erde entstanden zu sein vorgiebt und wie die Athenienser[1]) deswegen eine güldene Heuschrecke im Ohr trägt, doch einen Familien- und Popularursprung gehabt: wird da die vorige Annehmung gegen historische Beweise gelten? Und wird dieser angenommene Grund: „Jedes Volk hat das Nöthige bei sich selbst gefunden", durch die Betrachtung bestärkt, daß „die Kunst der Zeichnung eine Tochter des Vergnügens, das Vergnügen aber dem Menschen nicht weniger nothdürftig sei als die Nothdurft selbst", wird er dadurch bestärkt? Ich glaube vielmehr, entkräftet; denn wie? wenn ich behauptete, daß der Erfindungsgeist in der Brust des Menschen sehr ruhig schlafe, wenn ihn nicht eine Gewalt von Nothdurft weckt: wie? würde die Kunst zu solcher gewaltsamen und preßhaften Aufmunterung gehören können? Wenn ich fortführe, daß die Triebfeder zu Erfindung des Schönen und Annehmlichen um so unwirksamer sei, wenn stärkere Federn ihr Rückhalt thun: und dürfte nicht bei den ersten Griechen ihr roher Zustand dies rückhaltende Hinderniß, wenigstens keine nothdürftige Aufmunterung gewesen sein, um die Töchter des Vergnügens zu suchen? Wenn ich endlich hinzusetzte, daß die dem Menschen und dem rohen Menschen insonderheit natürliche Trägheit so gern in Nachahmung übergehe, wenn Geschöpfe von höherer Stufe uns in Erstaunen setzen, und durch die Bewunderung den Rest von eigener Wirksamkeit völlig ermatten: dürfte da — —

---

1) Sie hießen davon Heuschreckenträger, τεττιγοφόροι. Als Herder später (1777), in der „Lobschrift auf Winckelmann", diese Stelle wiederholte, schrieb er Athenienserinnen. — D.

Doch warum Meinung gegen Meinung, wo historische Beweise auftreten sollen! Und wo hat Winckelmann sie auftreten lassen? Die dreißig Gottheiten, die man in Steinen verehrte, und die Anmerkung des Pausanias dabei, „in den ältesten Zeiten haben alle Griechen unbearbeiteten Steinen göttliche Ehre bewiesen“,[1]) was sagen sie? Daß den alten rohen Griechen ein Symbolum der Gottheit gnug gewesen sei, das zwar nicht ihre Gestalt bezeichnete, aber doch das nothwendige Bedürfniß einer Verehrung erfüllen konnte. Ganze Völker und Jahrhunderte fanden also in diesem unförmlichen Symbolum die Befriedigung ihrer Religionsnothdurft; bei einigen ward es sogar Gesetz, nicht weiter zu gehen und das Bild der Gottheit zu gestalten; selbst allen Griechen war im Anfange daran gnug: die Pharenser verehrten sie noch, da ihr ganzes Gebiet voll Bildsäulen war, als die erste rohe Nothdurft des Gottesdienstes.[2]) Zeugen sie also für Winckelmann? Eher gegen ihn; denn sie beweisen, wie wenig ein Volk in der Religion brauche! sie lassen unbestimmt, ob nicht die Begriffe dieser Gottheiten von außen überbracht und zu der Zeit, da Bacchus und Venus, die Liebe und die Grazien Klotz und Stein waren,[3]) die Hände der Griechen nur noch zu roh gewesen, die überbrachten Begriffe besser zu bilden. Doch was sage ich: zu der Zeit? Hat es denn Winckelmann bewiesen, daß die Klötze und Steine ein Anfang der Kunst gewesen, daß sie mit der Zeit Köpfe, mit der Zeit ein Geschlecht, endlich Beine u. s. w. bekommen? Und ist nicht dies Fortschreitende bewiesen, so ist noch nichts dafür, daß diese Einfalt von der Ursprünglichkeit griechischer Kunst zeuge.

Und wäre das Gegentheil wider die historische Wahrscheinlichkeit? Selbst „nach dem, was die Griechen, die originalsüchtigen Griechen selbst berichten“. Von wem bekamen sie Cultur, Gesetze, Götter, Wissenschaften, Künste? Die älteste griechische Geschichte ist voll davon: durch fremde Colonien. Man erlasse mir also hierüber alle leidige Gelehrsamkeit und sage, daß, wenn Cekrops, oder wer es sei, fremde Götter eingeführt, und wenn die Griechen, nach Herodot's Zeugniß,[4])

1) Paus., VII. 22, 3. — D.
2) Nach Pausanias a. a. O. — D.
3) Paus., IX. 27, 1. 35, 1. — D.
4) II. 50. — D.

alle Gottheiten, den Neptun ausgenommen, von den Aegyptern hatten: wie die Ueberbringung dieser Gottheiten unter ein ungöttisch Volk ohne etwanige Gestaltung habe geschehen, und wie ich die Erfindung der Kunst als die Erfindung des Nothwendigen mit Zuversicht voraussetzen könne bei einem Volke, welches sich etwas nicht erfunden, das ihrem Zustande nothdürftiger war als alles Vergnügen, die Bildung einer errettenden Gottheit. Die älteste griechische Geschichte verräth zu viel Spuren, daß Fremde in dem Lauf ihrer Erfindungen ihnen oft vorgetreten, Fremde sie aus manchem Bedürfniß gerettet, ja, Fremde bei ihnen die Cultur erweckt und in den ersten Zeiten des Fortganges mit wiederholten Stößen beschleunigt. Genau heißt es also nicht gerechnet, wenn ich, unangemerkt diese fremden einwirkenden Kräfte, blos nach der Natur der sich bewegenden Sache ihren Lauf bestimmen will. Das giebt freilich ein schöneres Gebäude der Geschichte; aber der Nothdurft, dem Eigensinne, dem unbändigen Wurf historischer Begebenheiten geschieht damit zu nahe.

So ist Winckelmann's Geschichte der Kunst das prächtigste Gebäude und ein Ideal der Geschichte, insonderheit bei den Griechen; sie ist aber mehr Lehrgebäude, als es fast eine Geschichte sein kann. Sie baut, wie Homer auf den Zorn seines Helden, so auf den Grundsatz: „die Kunst ist bei den Griechen ursprünglich und auf dem ordentlichen Pfade der Natur fortgegangen, wie ihren Fortgang der Kunstphilosoph bestimmen würde". Allein lasse man das Gebäude unter jedem einzelnen Volk prangen, die Kette zwischen den Völkern fehlt offenbar. Sein Buch zerfällt fast in so viel Theile, als er Völker beschreibt, wenigstens sehe ich nicht, bestimmt und historisch gesprochen, den zusammenhangenden strahlenden Gang, den die Kunst über Völker und Zeiten genommen. Zwischen Aegyptern und Griechen, Phöniciern und Griechen, Griechen und Parthern, Griechen und Hetruriern scheint mir das historische Band nicht scharf gnug gezogen, und so entgeht mir bei dem künstlichsten Gebäude einer Geschichte, das vielleicht in der Welt erschienen, bei diesem Werk voll großer historischer Aussichten entgeht mir die größte von allen: wie ein Volk das andre bildete, und was jedes im zusammenhangenden Faden bekam, erfand, verderbte, verbesserte und fortpflanzte. Diese Aussicht über den ganzen Lauf der Kunst entgeht uns beinahe völlig.

Gar zu genau auf diese Aussicht ausgehen, immer der Räuber einer Nation für die andere sein wollen: freilich hat dieser Eigensinn zu viel historische Träumer gegeben, die mit ihren Ueberpflanzungen Völker und Zeiten verwirrt, dem eignen Menschengeiste Alles vor dem Munde weggerafft und insonderheit dabei eigne Natur, Idiotismus einer Nation verfehlt haben, es sei, worin es wolle. Vielleicht haben eben diese unglücklichen Spuren Winckelmann bewogen, von diesem verführenden Wege voll Luftbilder abzulenken, und diese Abweichung hat ihm ohne Zweifel viele mühsame Tritte in historischem und kritischem Sande erspart und insonderheit in dem Wesen griechischer Kunst und in den Zeitaltern ihrer Geschichte uns ausschließende Vortheile gebracht. Aber blos Vortheile?

4.

Ich bewundere die Pracht des Gebäudes: Von dem Ursprunge und Wachsthum griechischer Kunst nach vier Zeiten und vier Stilen[1]), und wünschte mir jede Wissenschaft mit solchen Anmerkungen in solchem Gebäude zu sehen; aber so lange schon ich mich noch nicht daran satt sehen kann, so bin ich doch noch in den ersten Saalgängen etwas in der Irre. Woher kann der ältere Stil zu seinen Kennzeichen haben nachdrückliche und mächtige Zeichnung und starken Ausdruck? woher konnte er auf ein Systema gebaut sein, welches aus Regeln bestand? woher kam den ältesten griechischen Bildsäulen jener unbewegte Stand, jene gerade Stellung ohne Handlung, jene große Aehnlichkeit mit den Aegyptern, die auch Winckelmann nirgends verkennt? Von ohngefähr, oder gar von der Natur?

Das Letzte behauptet Winckelmann und zieht sich also aus der Verlegenheit durch einen — irrigen Grundsatz. Ihm ist er Grundsatz, und er wiederholt ihn oft als einen Grundstein seines Gebäudes; mir scheint er irrig, wenigstens ungewiß. „Da die Wissenschaft in der Kunst vor der Schönheit vorausgeht und, als auf richtige strenge Regeln gebaut, mit einer genauen und nachdrücklichen Bestimmung zu lehren anfangen muß, so wurde die Zeichnung regelmäßig, aber eckicht, bedeutend, aber hart und vielmals übertrieben.“ Winckel-

1) Geschichte der Kunst. VIII. 1. — D.

mann, der Lehrer und Beschreiber dieses Stils, ist mein Lehrer; aber mit Winckelmann, dem Erklärer desselben, darf man doch in Absicht auf Gründe uneinig sein? Und nun frage ich Dreierlei. Muß die strengste Wissenschaft in der Kunst vor der Schönheit allemal und wie nach einem unveränderlichen Naturgesetze vorausgehen? Ist die erste steife Härte blos eine Tochter der Wissenschaft und das Unnatürliche in ihr eine Tochter griechischer Natur gewesen? Wie grenzt nach dem natürlichen Wachsthum einer werdenden Kunst die richtigste Wissenschaft an den rohen Versuch? Wenigstens mögen meine Zweifel die Aufmerksamkeit verbürgen, mit der ich Winckelmann's Geschichte mir selbst zu erklären suche.

Muß allemal und nach der wahren Naturordnung die Wissenschaft in aller Strenge vor der Schönheit vorausgehen? Winckelmann selbst sei Schiedsrichter, der an allen freiern Orten seines Werks nicht blos den unendlichen Unterschied zwischen Wissenschaft der Zeichnung und Bildung der Schönheit voraussetzt, sondern es anderweit behauptet, daß die Formen keine Verhältnisse und die Gestalt keine Proportion sei; daß die ersten griechischen Künstler die Schönheit zur Absicht gehabt — Doch was häufe ich Inductionen? Eben dies Gefühl der Schönheit, unterschieden von trocknen Verhältnißregeln, hat ja den besten Theil von Winckelmann's Geschichte wie ein Geschöpf der Engel gebildet! Kunst also als Kunst setzt Versuche voraus; Fertigkeit in Versuchen macht ein Handwerk. So wie dies nun unter der Hand eines bloßen Proportionisten sich zu aller Wissenschaft erheben kann, so kann es eben auch durch Bemerkungen des Künstlergenies zur schönen Gestalt wandeln. Die Begriffe der Schönheit können geschöpft und angewandt werden, ohne auf dem Wege strenger Regelnwissenschaft geschöpft und gebildet zu sein, und blos auf dunkeln, aber desto mächtigern Begriffen des Augenscheins beruhen. Ja, ich glaube, daß weder in Kunst noch in Poesie die Bildung der Schönheit sich aus der Regelnwissenschaft hervordränge, diese hinter sich habe und nur zu leicht von ihr verdrungen werde. Meine Betrachtung wäre unnöthig, wenn ich mir nicht an der Winckelmannischen Geschichte so gern ein Ideal der Geschichte in jeder Wissenschaft gedenken wollte, und alsdann zittre ich für der Nachahmung dieser Stilarten, als Zeitfolgen der Natur betrachtet: Winckel-

mann selbst ist in manche üble Parallele der Kunst und Wissenschaft gefallen.

Doch näher an! Ist die Kunst in ihrem Laufe den Griechen ursprünglich und ein Vorbild aller Kunstgeschichte: warum mußte der erste Stil der natürlichen Griechen auf die eckichte, harte, ihnen oft unnatürliche Bildung verfallen? Wegen der steifen, ungeübten Hand des versuchenden Künstlers? Das ließe sich hören! Aber nun zugleich so regelmäßig, bedeutend, genau, nachdrücklich, eine Tochter der Wissenschaft, auf strenge Regeln gebaut: tritt hier nichts aus dem Naturwege einer ursprünglich werdenden Kunst? Von rohen Versuchen auf strenge Regeln, welch ein Sprung! Ein Anfang, der von nachdrücklicher Genauigkeit sich mit der Zeit erst auf das minder Regelmäßige herablassen muß, welche Umkehrung im Gange der Natur! Und was hat Winckelmannen zu dieser Anomalie gegen die historische Ordnung verführt? Sein System, die griechische Kunst, ursprünglich, immer für sich und in ihren Stufen und Veränderungen die Zeitalter aller Kunst und fast auch Wissenschaft zu bemerken. Hier bin ich, wie gesagt, in Erklärung der ersten Zeitalter, so sorgsam sie der Scribent auch unterscheide, im Zweifel.

Alles aber wird begreiflich und dem Laufe der Natur gemäß, wenn ich ein fremdes Systema von Regeln untergeschoben annehme und die Griechen darauf bauen lasse. Wir dürfen nicht nachsuchen: Alles zeigt auf sie mit Fingern, und statt alles Fingerzeiges die Aehnlichkeit der Bilder selbst. Der ältere griechische Stil ist der ägyptische, ähnlicher, als die altgriechische Mythologie und Weisheit der ägyptischen nicht ist; und wer wäre über diese in Zweifel? Nähme ich nun auch Dädalus so schlechthin für einen Namen, wie Winckelmann ihn nimmt und ich nicht nehmen möchte: immer zeigt die fabelhafte Geschichte desselben, und wenn er für ein nomen collectivum gälte, der ersten Künstler, daß sie von Barbarn und insonderheit Aegyptern Weisheit *stahlen*. Solchen sich einstehlenden Weisen und Künstlern durfte Psammitichus, der Begünstiger des fremden Handels, nicht erst alle ägyptische Hafen öffnen.[1]) Und welcher historische Gesetzgeber will sich denken, daß die Griechen auf Weisheit und Regierungsform, nicht aber auf Kunst, die offner

---

1) Herod., II. 154. — D.

am Tage lag, haben reisen dürfen? Hat nicht Winckelmann alle Geschichte und erste Kunstarbeit wider sich?

Streite ich über eine Speculation? Nein! blos dies fremde Idioma zum Vorbilde genommen, sonst weiß ich's schwer, warum der altgriechische Stil eben den sonderbaren Weg über die Höhen genommen, zu der den Griechen eignen Schönheit, warum die leichten Griechen auf so fremde und ihnen unnatürliche Ideen gerathen, warum sie in der Wissenschaft, in der nachdrücklichen Zeichnung, im mächtigen Ausdruck gleich anfangs so weit sein konnten und die viereckte Mißbildung spät überwinden mußten. Nun und nun erst ketten sich die Lebensalter der griechischen Kunst natürlich an einander; nun aber auch kann ich diese in allen Stufen der Veränderung für die Naturordnung einer sich erziehenden Kunst selbst rechnen? Kaum! und nun rückt ein Wenig das Winckelmannische Gebäude. Das Fundament vom Ursprunge der Kunst werde fester gelegt, die ägyptische Kunst genauer an sich und alle Völker mehr in Verbindung betrachtet, der altgriechische Stil mehr verglichen, viele Grundsätze und Parallelen der Lebensalter griechischer Kunst mehr geprüft: wie Manches muß sich ändern!

Ich weiß nicht, ob meine flüchtigen Fragmente bis nach Rom in die Hände des Verfassers fliegen werden; da indessen zween bekannte und einander so ungleiche deutsche Schriftsteller sich an den Fußzehen der Winckelmannischen Kunstgeschichte, der eine so lehrreich, der andre so selbstwichtig beschäftigt:[1]) warum soll ich nicht noch einige Anmerkungen hinwerfen, die wenigstens auf den ganzen Bau der Geschichte gehen? Hier also nach der Reihe meiner Gedanken

5.

Ueber die Kunst der Aegypter. Daß Winckelmann ganz ein Grieche geworden, ist vortrefflich; daß er's aber zum Nachtheil der Aegypter ist, würde ihm kein Zutrauen bei diesem Volk erwecken, das so sehr die Griechen haßte. Sein Eintritt ist: „Die Aegypter haben nie die Höhe der Griechen erreicht, wovon wir die Ursachen nachsuchen wollen." Ist dies die Frage?

1) Lessing und Klotz. An Heyne kann nicht gedacht werden, obgleich man Dessen Erwähnung vermißt. — D.

ist dies einfältige Geschichte? Es ist ein Vorurtheil des Systems. Ich trete unter die Aegypter, um sie nach ihrer Denkart, nach dem, was ihnen statt des Ideals war, zu erkennen; was geht mich jetzt, und was den Aegyptern[1]) die griechische Höhe an, wenn ich nicht als Grieche eintrete! Und so tritt Winckelmann ein: bei jedem Schritt behält er Griechenland im Auge und zeichnet die Aegypter nicht, als wo sie Ungriechen waren. So sehr Grieche ist selbst Herodot kaum; er schreibt, was er gesehen und gehört, sollte er auch darüber alle griechische Götter und Halbgötter um Verzeihung bitten, und ein Geschichtschreiber, der völlig ein Aegypter sein will, habe die Griechen nie gesehen.

Winckelmann führt von ihnen Fehler, Mängel, Hindernisse an; warum nicht auch, wozu diese ungriechischen Fehler und Mängel ihnen zu ihrem ägyptischen Stil gut und nothwendig waren? Das, warum sie nicht Griechen geworden, giebt ein Lehrbuch griechischer Kunst; das, worin sie Aegypter waren, ist die Hauptaussicht einer ägyptischen Geschichte.

1. Ohne die Leibesbildung der Griechen, in einer Art von chinesischer Gestaltung, Eingeborne, ein unvermischtes, abgesondertes Volk: nach sich bildete es seine ersten Eindrücke, nach sich bestimmte es die Proportionen der Kunst; so ward ihr unförmliches Bild der Schönheit durch Gewohnheit und Gesetze ein Heiligthum. Hier eine Erläuterung nach Winckelmann's Art. Wie solche Mißbildung ihnen zum Geschmack, zu richtiger Form, zum Gesetz hat werden können; wie sie also ein ganzes Volk zu praktischen Zweiflern der Schönheit machte und endlich selbst ein Ideal der Götter formte — eine solche Erläuterung wäre durch ein Beispiel die Auflösung der Frage: wie manche Völker sich in so abweichenden Nationalgeschmack haben setzen können, mithin eine Exempelerörterung der verneinenden Begriffe der Schönheit und hier vielleicht die Grundlage zu Allem.

2. Die Denkart der Aegypter war unmusicalisch. Musicalisch wie der Geist der Griechen war sie nicht, und die Aegypter schienen nicht zur Lust und Freude erschaffen; aber Musik und Dichtkunst bei ihnen verboten? Ich mag Winckelmann nicht berichtigen; aber wie viel machte Plato aus ihren Musikgesetzen und Einschränkungen?[2]) ihm in der Gesetzgebung

1) Wol verschrieben statt die Aegypter. — D.
2) Plat. de leg. VII. p. 799 A. B. — D.

nachahmenswürdige Seltenheiten. Ich wüßte beinahe kein Volk, wo im heiligen Feierlichen Musik und Tanz so hoch gehalten sei: in allem Gottesdienstlichen und Geheimnißvollen nach ägyptischem Geschmack den ersten Griechen ein Muster.

3. Daß die Kunst bei ihnen Handwerk war und ein Erbwerk vom Vater zum Sohn: freilich war dies nachtheilig dem Künstler, der nicht für sich und also ohne Kopf und Namen arbeitete, der Kunst, die so nicht in freie Höhen gelangen konnte. Das ist die schlechte Seite; aber die gute? Auf diesem Wege des Handwerks gelangte die Kunst zu ihrer mechanischen Vollkommenheit, in welcher sie von den Griechen oft nicht erreicht worden. Wenn Winckelmann dies bekennt, warum vergißt er jenes, die Ursache, in ein vortheilhaft Licht zu stellen? warum, daß diese handwerkmäßige Vollkommenheit den Griechen vorgearbeitet, daß die Kunst durch ägyptische Hände der Bildhauer ohne Kopf habe gehen müssen, um griechische Künstler hervorzubringen und sie zur Idea der Schönheit zu fördern? Handwerker arbeiten ohne Namen, daß die ihnen folgenden Meister mit einmal um so größern bekämen: so und nur so allein konnte das bei den Griechen erster und Anfangsstil sein, der bei den Aegyptern der letzte und höchste war: „nachdrücklich, bestimmt, regelmäßig, bedeutend, mechanisch vollkommen".

4. Harte Gesetze drückten die Kunst; freilich ein bittres Aegypten![1]) Aber bei einer Nation, deren Denkart das Natürliche vorbeiging, was wäre aus der Kunst geworden, wenn jedem Künstler jede eigensinnige Abweichung erlaubt gewesen? Was hat die Mythologie, die Weisheit, das Mönchsgehirn der Aegypter in ihrer und unserer Religion ausgeboren, und wohin wäre unter einem Volk, das keine Schönheit kannte und zum Uebertriebnen geneigt war, wohin wäre eine zügellose, ungebundne Kunst ausgeartet! In Zaubergegenden voll abenteuerlicher Figuren, mißbildeter Bildungen, unnatürlicher Naturen, wo Shakespeare's Puck und Ariel[2]) nicht umherschweifen und keine nordische Einbildungskraft nachirren kann. Dank also den harten ägyptischen Gesetzen, die dies abenteuerliche Gehirn einschlossen und die Kunst scharf zäumten! ich lobe sie mit Plato; denn sie waren nöthig und nützlich. Ohne sie, was

1) In anderer Weise sagt Homer (Odyssee, XVII. 488): „Daß Du nur nicht zu einem bittern Aegypten und Cypern gelangest." — D.
2) Im Sturm. — D.

hätten die Griechen für einen Unrath von Ideen, eine wüste und wilde Schöpfung von Bildungen bekommen, und wie weit schwerer oder gar unmöglich wäre in dies Chaos Licht und Ordnung und aus solchen Mißgestalten Weisheit, Schönheit und Dichtkunst hervorzubringen gewesen! Jetzt schon, wie lange mußte die altgriechische Götterlehre, Weltweisheit und warum nicht auch Kunst mit sich selbst kämpfen, ehe ein Homerus in der ersten, Plato in der mittlern und Phidias in dieser mit hoher griechischer Weisheit erscheinen konnte! wie schwer ward es in allen dreien, von dem ägyptischen Vorbilde auszuweichen! ohne die vorigen Gesetze, wie ungleich schwerer der Schritt von Orpheus zu Homer, vom Pythagoras zum Plato, vom Dädalus zum Phidias! denn wie schwer wird's, die Ideen, die von der ersten Gestaltung der Literatur und Kunst so tief ankleben, glücklich und ganz zu verleugnen! Vielleicht, wenn Minerva nicht dafür gesorgt hätte, wäre damit über solchen Geburtsschmerzen das güldne Jahrhundert der Griechen gar verstrichen; und was hätten wir dann mit den Meisterstücken einer freiern griechischen Natur verloren, die sich jetzt leichter loswand und für sich in seligem Aether athmete!

Dank also auch den sclavischen Aegyptern, die in Allem so gerne auf dem Uralten bestanden und sich von Gesetz und Gewohnheit so leicht bändigen ließen! Freilich hemmte dies den Lauf sowol der Wissenschaft als der Kunst; aber es hütete sie auch für schädlichen Neuerungen, für Aufgährungen von mancherlei Zeit- und Modegeschmack; und diese Verhütung war ihnen nöthig. Jetzt also, wenn sie gleich auf Thorheit und Mißgestalt verfielen, so war diese durch Gebrauch und Gesetz verewigte Thorheit wenigstens eine, und Jahrhunderte durch eine. Aber wäre jedes Jahrhundert ein neues Geschlecht von Sphinxen und halbthierischen Göttern geboren; hätten die alten Einkleidungen der Weisheit sich nicht durch die heilige Decke des Alterthums geschützt: welche seltsame Zusammensätze hätte der hieroglyphische Kopf der Aegypter, der überall tiefe Bedeutung und nirgends die Schönheit suchte, ersonnen!

5. Auch der Abscheu gegen alles Fremde, sonderlich Griechische, war ihnen nicht in Allem verderblich. Eben er, der ihre Augen von allem Barbarischen, das über das Meer kam, abwandte, eben er richtete dieselben um so mehr auf die inländische Natur, und um so mehr ward ihr Alles, Gesetz, Kunst und Wissenschaft, national. Der Haß gegen das Fremde

war's, der ihre Könige, noch ehe sie Landstreicher nach fremdem Ruhm wurden, in ihrem Lande so große Dinge thun ließ, Kolossen von Bildern und Gebäuden errichten, Pyramiden und Obelisken bauen, Tempel und Grabmale anlegen, Dämme und Canäle erschaffen; eben er war's, der ihnen ihre Hieroglyphen und Sphinxe so heilig machte, ihre innere Polizei mächtig hervortrieb, Aegypten zur Bewunderung der alten Welt, zum originalsten Volk in sich selbst und in Allem zum Muster einer Nationalbildung machte. Ich kenne kein Volk unsrer Halbkugel, dessen Weisheit und Aberwitz, dessen Götterlehre und Gottesdienst, dessen Kunst und Regierungsart, dessen Cultur ihm so eigen gewesen wäre; Griechenland nicht so, und das jüdische Volk nicht, so viel oder wenig wir auch Spencern[1]) glauben mögen. Aber Aegypten aus dem Schlamm des Nils erwachsen, eine kleine eigne Welt in der Naturgeschichte, ist auch in der ganzen Geschichte seines Geistes und seiner Hände ein Urbild sein selbst, ein Sammelplatz von Nationalmerkwürdigkeiten, ein monströses Volk, das sich aber selbst treu blieb.

Und was für ein anderes hätte sie denn zur Untreue gegen sich verführen mögen? Ein Aegypter wird dies nicht gewußt haben. Zu der Zeit, da Aegypten seine Kolossen errichtete und das Gesetzbuch der Kunst verfaßte, lag Griechenland noch in Nacht; da Griechenland blühte, war Aegypten von seiner Blüthe herunter, zu der es nie wieder gelangen konnte. Es unterlag den Verwüstungen der Perser und Griechen, ein verdorrter Baum, dem alle Ptolemäen mit ihrer Einpropfung fremder Zweige kein Leben geben konnten; vielmehr daß der eingepropfte Zweig selbst ausartete und unschmackhafte Früchte trug. Bei keiner Nation in der Welt ist im eigentlichen Verstande das güldne Jahrhundert mehr als einmal gewesen; und zum Erstaunen ist's, daß, wenn einmal der Genius der Literatur und Kunst ein Land verlassen, er nach unserm engen Gesichtskreise wenigstens dasselbe nie wieder besuchte. In Aegypten wandelte er, da noch Alles Nacht war; und wem [konnten] sie also nachahmen?

6. Auch bei Beurtheilung, ich sage nicht bei Beschreibung des ägyptischen Stils schreibt in Winckelmann der Grieche und nicht der Aegypter. Ich bin kein Zweifler gegen die griechische Schönheit, noch fühllos bei den Winckelmannischen

1) John Spencer, De legibus Ebraeorum ritualibus et earum rationibus in der Ausgabe von Pfaff (Tübingen 1732 fol.). — D.

Entzückungen über sie; aber lasset einen Aegypter sprechen. Er könnte sagen:

„Das Gerade in unsrer Zeichnung und die Umschreibung der Figur in wenig ausschweifenden Linien trägt mit bei zur Größe, die wir unsern Gestalten zu geben suchen; und wenn Eure Augen weiche Umrisse, rundliche Formen und eine malerische Grazie suchen, Dinge, die Ihr Schönheit nennet, so trachten wir auch in der Gestaltung der kolossalischen Großheit nicht unwürdig zu werden, die Ihr, zur Weichheit verwöhnt, für steife Härte scheltet. Diese gerade Erhabenheit, dieser große Anblick auch in der Gestaltung ist uns statt Schönheit.

„Unsere Figuren sind ohne Handlung, mit herabhängenden Armen, in einer tiefen Ruhe. Diese Ruhe ist's, die unser Erdstrich allem nachäffenden Ausdruck vorzieht, weil sie großen Eindruck macht und den Eindruck ewig erhält; denn keine von den Handlungen, die Ihr Euren Statuen, wenn auch mit sorgsamer Auswahl, gebt, keine ist fortwährend, jede vorübergehend, und wenn sie also in Vorstellung verewigt wird, dem langen Anblick unnatürlich. Als ich, o Ihr Griechen, in Eure Hallen voll handelnder Bildnisse gerieth: überrascht von allen Seiten durch Stellung, veränderte Bewegung, Handlung, kühnen Ausdruck, freilich gerieth ich außer mich auf mancherlei Art. Ich erschrak für Dem, der auf mich zu fallen schien, und wich zurück; ich weinte mit dem Weinenden, sah mit der flehenden, geängstigten, sterbenden Niobe gen Himmel und wollte dem seufzenden Laokoon zu Hilfe eilen; aber endlich wollte mein an dieser Handlung, diesem Zustande gesättigtes Auge Fortgang sehen, voll reger Ungeduld währte ihm die lebende eine Handlung zu lange. „Mache doch fort!" rief ich zur handelnden Figur und zürnte mit dem Schöpfer, der auf ewig die Brust Laokoon's beklemmte, das Auge gen Himmel gekehrt, die schöne Niobe ewig sterben, ewig den Apollo zürnen und die Medea ewig morden lasse. Soll Hercules ewig den Atlas tragen, nachdem selbst die unerbittliche Juno sich versöhnt und die Götter ihn mit himmlischer Ruhe belohnt? Grausamer Timomachus,[1]) soll ewig Dein niedergeschlagner Ajax sich grämen und wie Theseus ewig unglücklich dasitzen?[2]) Deine abscheuliche Kolchide ewig nach Blut

1) Sein Ajax und seine Medea (Plin., N. H., XXXV. sect. 40, 31) werden in mehrern griechischen Epigrammen gepriesen. — D.

2) Nach der Virgilischen oben S. 183 angeführten Stelle. — D.

dürsten? Elender, schickt sich's für Deine Hand, Säuglingen ewigen Tod zu geben?[1]) Ich wandte mich auf lachende Handlung, aber mein unruhiger Geist, durch täuschende Nachäffung aufgebracht und durch das verewigte Einerlei, durch die handlungslose Handlung und sich nicht bewegende Bewegung zurückgestoßen, fand zu bald unwillig Grenzen. Wie lange wirst Du, junger Fechter, Dir das brustab strömende Oel gießen? wie lange Du, kleiner Hermaphrodit, Wollust athmen? Du lächeln, Du hüpfen, Du Blitze werfen, Du — —

„Ich ging in meinen Tempel, und Alles empfing mich mit tiefer, schweigender, ungestörter Ruhe! Hier keine verdrehte Figur (σκολιὸν ἔργον), kein vorübergehender Augenblick, der hier angeheftet, keine fortschreitende Handlung, die stille stünde, keine gewaltsame Bewegung, unnatürlich verewigt; denn wer bist Du, Thor, der Du der fliehenden Zeit die Flügel binden, die flatternde Psyche versteinern und einem raschen Gedanken, einer aufwallenden Bewegung, die dem Nichts zueilt, die Ewigkeit geben wolltest! Du greifst nach einer vorüberströmenden Welle und baust auf ein wegrauschendes Blatt. Nur in der Ruhe wohnt Ewigkeit; in ihr ist der ewige Augenblick, immer ohne Ermüdung und Rückprallung zu betrachten. Unsre Häuser und Handlungen sind Herbergen; aber die Gräber sind unsre ewigen Wohnungen, und was Dich nicht ermüden soll, sei schweigend wie ein Grabmal. So siehe diese Figur, voll Einfalt und großer Ruhe: sie scheint zu gehen und geht nicht; jene hat eine ewige Säule hinter sich, damit uns ihr Stehen nicht ermüde, und diese sitzt mit untergeschlagnen Beinen (die vielleicht natürlichste Sitzart eines Menschen und bei so vielen Nationen in Brauch); siehe diese! keine Sehnen und Adern erhitzen und zerren den Körper, Muskeln drängen sich nicht hervor: Alles ist in Ruhe. Diese Ruhe ist für uns ein Himmel, wenn Eure flüchtigen Geister umhereilen und, um sich zu beschäftigen, die ganze Natur wie ein wildes Meer voll Wellen erregen."

Der Aegypter spricht wie ein Aegypter, aus der Kindheit der Welt und aus dem Mittaglande. Daß er aber einigen Grund habe, daß dieses Volk nicht aus bloßer Unschicklichkeit, sondern nach ihrer Natur und nach einer hieher genommenen Regel so gearbeitet, giebt selbst Winckelmann zu. Sollte nun

1) Vgl. Th. VII. S. 129; Th. XIII. S. 333. — D.

diese Regel bei den Aegyptern blos als Gewohnheit weiter keine Aufmerksamkeit verdienen, da, wenn sich die Griechen derselben nähern, sie eine Regel der Weisheit wird? Vom altgriechischen und vom hohen Stil, wie weit anders redet Winckelmann als vom Stil der Aegypter! Und eben dadurch, daß er diese stille Größe, diesen gemäßigten Ausdruck durchhin in seinen Werken preist und beleuchtet und bewundert und oft nicht ohne Ueberschweifung dem Uebertriebnen im Ausdruck entgegensetzt — ist Winckelmann nicht auch dadurch in der Kunst Winckelmann, ὁ θεῖος, geworden?

7. Das Materielle der ägyptischen Geschichte ist noch dürftiger; denn Winckelmann hat immer eher ein Lehrgebäude als eine Geschichte verfassen wollen. Die ägyptische Kunst und ihr Bilderdienst theilt sich unter Thiere und Menschen; und so selten und merkwürdig die Thiere Aegyptens in der Natur, so sollten sie es auch in der Kunstgeschichte sein, nur in der Winckelmannischen nicht gnug. Es ist ein Zeichen vom hohen Alterthum der Aegypter, daß ihre Weisheit und Kunst so genauen Umgang mit Thieren pflog. Es gehört in die Zeiten, da Menschen und Thiere sich für Brüder erkannten, daß man für die Gottheit keine würdigere als Thierbildung fand, daß man sogar Mensch und Thier in eine Gestalt vereinte, den Thieren Erfindungen zuschrieb, die für Menschen zu gut waren; daß man heilbringende Thiere ehrte, vergötterte, beschützte, rächte und auch durch Kriege rächte: und so war's bei den Aegyptern. Daher, und nicht blos wegen einer verneinenden Ursache, waren ihnen Thierstücke so angelegentlich; daher theilt sich ihre Kunstgeschichte offenbar in zween Theile, von denen der thierische Theil so glänzend, als er in Weisheit und Kunst noch lichtbedürftig ist.

Was der Hang der Aegypter zum Bedeutenden und Geheimnißvollen auf ihre Kunst gewirkt? Wie der Mangel anatomischer Kenntnisse von ihnen auf gewisse Art durch äußere Genauigkeit (die sogar die Warzen der Brüste durch die Kleider sehen ließ) und die Schönheit, von der sie gar nichts wußten, durch Strenge ersetzt sei? Auch ihren Geschmack am Kolossalischen und das Eigene dabei würde ich besser beleuchtet, vorzüglich aber

das ganze Hauptstück nicht als Episode zur griechischen Kunst, sondern als Geschichte behandelt wünschen. Wie ging ihnen ihr Land zur Hand mit sonderbaren Materialien für die

Idee und die Ausübung der Kunst? wie ward diese national ihnen, und nach unserm Geschmack gut oder schlecht? was für Einflüsse mit ihr auf Griechenland und also auf Europa? Alsdann müßten auch die Zeitalter deutlicher, in heller historischer Ordnung, wie die griechischen, angegeben werden, insonderheit das erste und in der ganzen Welt das erste güldne Jahrhundert, das beinahe vor aller Zeitrechnung vorausgeht und uns nur Fabeln und Denkmale nachgelassen. Was der Einbruch der Perser denn eigentlich geschadet, und die griechische Regierung, wie wenig sie geholfen. Mehr Erläuterungen über die Nachahmungen der Aegypter unter den Römern, und dies Alles, helle und glänzend, wie bei Winckelmann eine griechische Geschichte. Jetzt ist die ägyptische ohngefähr bei ihm, was Aegypten selbst ist: „eine große verödete Ebne, welche er von zween oder drei Thürmen übersehen will", und dazu mit griechischem Fernglase, statt daß er als Aegypter, das Bild der Wahrheit auf der Brust, das Land durchziehen sollte.

6.

In meinen Streifereien der Winckelmannischen Geschichte lasse ich mich nicht über die andern Ungriechen und noch weniger über seine Griechen selbst aus; denn es würde ein Buch werden, wenn ich meine Anzeichnungen über ihn und seine Widersprecher auch nur nothdürftig andeuten wollte. Es bleibe also.

Und ich komme blos mit dem Satz zurück, wie nützlich es wäre, zu untersuchen: was die Griechen von andern Völkern empfangen, und wie vortrefflich sie Alles in ihr gesunderes Blut zu verdauen gewußt. Wenn hierauf für die Wissenschaften Jemand so ausginge als ein S p e n c e r für sein System, und das zu systematisch ausging: nicht nur, daß manche Wolken sich in den Altvätern der Griechen verziehen, sondern auch der ganze Weg helle werden müßte, wie die Griechen in Bildung ihrer Götterlehre und Wissenschaft gegangen sind; ein Weg, der mir nach unsern Hilfsmitteln noch sehr unerklärt dünkt. Vor Allem fiele ihre vortreffliche Nachahmung ins Auge, die Eigenthumsherr über das Geborgte und selbst im Nachahmen original war. Statt alsdann auf ihre Eitelkeit zu schimpfen, die den Namen ihrer Lehrer verdrängte, nehme man sich ihre Originalsucht zum Muster, die Alles dem Apollo Patrous opferte und in dieser Opferschale Namen und

Fabeln, Gesetze und Weisheit in bessere, die griechische Natur verwandelt wurde. Diese werde uns Muster; denn nie wird die Nachahmung knechtischer, als wenn sie, unwissend, Zeiten und Völker zu unterscheiden, das National-, das Local- und Zeitschöne nachäfft; da wird, was dem großen Landesoriginal eine güldne Halskette, ein Zeichen der Würde war, dies wird dem Nachäffenden, der Völker und Zeiten vermischt, ein Joch um den Hals.

Hier lasse man mich an das Grab des unsterblichen Gesner's gehen und auch wegen seines letzten Geschenks, das er der Welt mit Orpheus' Schriften machte, ihm ein griechisches Heroum anwünschen;[1]) denn mit seinem Werke hat er Raum gemacht, daß ein Weltweiser über die Kindheit Griechenlandes dies Orphische Zeitalter uns nutze und erkläre, in welchem der Same zu aller griechischen Mythologie, Dichtkunst und Weisheit im Keime modert!

Hiezu auch die ägyptische Geschichte durchgraben und mit Wasser durchleitet — ein wüstes Land, voll Fußstapfen historischer Träumer; aber möge ihnen Alles, was ihr ist, bleiben, Nil und Pyramiden, Landesthiere und Menschheit, Thorheit und Weisheit; nur was sie auf Andre wirkten, und also durch sie auch auf unsere Zeiten wirkten, werde bemerkt. Wie, wenn ein Schmidt,[2]) statt Zwiebeln und Knoblauch zu schälen, so etwas suchte so wie unsern Zodiakus, so würde er Manches finden, was er allein suchen konnte und sollte.

Doch wo schweife ich außer Griechenland umher? Wo ist — warum nicht?[3])

Ich walle auf, wenn ich es mir gedächte, noch einen Winckelmann für unsre deutsch-griechische Literatur zu erleben; voraus schon durchwandle ich mit ihm in Poesie und Wissenschaft das Land der Griechen wie im Gefühl gegenwärtiger Gottheiten, im Andenken großer Thaten und großer Männer, mit Ehrfurcht und Schauder, aber auch mit Seligkeit und im Gefühl eines reinern, höhern Aethers, als um uns ist. Ich

1) Vgl. Th. XXII. S. 11 ff. — D.

2) Vgl. oben S. 304. — D.

3) Die Stelle Th. XIX. S. 133, Z. 22 bis S. 134, Z. 5 v. u. sollte hier eingefügt werden. In Herder's Handexemplar war Z. 22 aber gestrichen, Z. 23 f. jener statt er — gezeigt geschrieben, Z. 25 für statt auf, Z. 26 für die Literatur statt in Absicht der Kunst, Z. 27 auch nach Deutschland gesetzt, dann und vor mit eingefügt, S. 134, Z. 2 Dichtkunst und Philosophie, Z. 17 Poesie und Weisheit, Z. 23 Literators statt Dichters gesetzt. — D.

rücke Dich, o Leser, in das Land meiner Jugendfreuden und der süßesten Stunden meines Lebens, die ich hier in Gesellschaft der größten Geister genoß, als ich in unsrer Zeit schwerlich finde. Wisse also, hier war das erkorne Land, wo der Same aller Kunst und Weisheit zum edelsten Gewächs aufblühen und von da in alle Welttheile verpflanzt werden sollte. Hier die Lieblinge — bekommen haben.[1]

Hier stiegen Götter und Göttinnen hernieder, um Sterbliche zu ewigen Liedern zu begeistern, und ein Freund der Musen, ein himmlischer Genius umfing die Mutter Homer's, des Boten der Götter, und ihm nach sehe ich lauter Gefilde von Gesängen: hier rauschen — Schönheit.[2] Die Muse auf dem Kothurn läßt sich sehen, die Herzen zerreißt und Seelen entflammt; dort spricht sie durch die allgelehrten Hände pantomimischer Tänzer wie mit tausend Zungen und tausend Seelen; dort erfüllt sie das Odeum, begeistert hier den Künstler, dort den Weisen, dort den Dichter. Ueberall heiliges Land, Gefilde und Haine und Berge der Musen und himmlische pierische Quellen — ein großes Heiligthum des Apollo Musagetes.

Odi profanum — werth.[3])

„Ich staune Alles an, was neu und schön ist!" sagt Sokrates beim Plato, und so entzückt mich das Ideal griechischer Erziehung und Lebensart, Gedanken und Thaten, Poesie und Weisheit — wo ich es finde, in Homer oder Winckelmann, Plato oder Mengs, Laokoon oder Xenophon, in den edeln Griechen ihres und unsers Vaterlandes. Dann wünsche ich mich aus meiner Welt von Zwerggestalt zurück in das Land, „da der glückliche Himmel Dichter, Weisen, Geschichtschreiber und Künstler, Söhne der Grazie, begeisterte und weckte; da man sich der Lust und Freude von Jugend an weihte und ein gewisser heutiger bürgerlicher Wohlstand der Freiheit in Sitten noch nicht Eintrag that; da man in den besten Zeiten nur heroische Tugenden schätzte, das ist, diejenigen, welche die menschliche Würdigkeit erheben, andre hingegen, durch deren Uebung unsre Begriffe sinken, nicht lehrte noch suchte; da die

1) Th. XIX. S. 127, Z. 4—11. Hier hatte das Handexemplar Z. 6 „Natur, ja das παιδευτήριον aller Menschen". — D.
2) Daselbst Z. 13—19. — D.
3) Daselbst Z. 21 bis S. 128, Z. 3. — D.

Art, zu handeln und zu denken, leicht und natürlich war, und unter Scherz und Freude die Jugend sich in den Gymnasien übte; da man in einer malerischen Sprache auch malerische Begriffe und Bilder dachte; da man ohne übertriebne Einbildungskraft mit Sinnen, die durch schnelle und empfindliche Nerven in ein feingewebtes Gehirn wirkten, mit einmal die verschiednen Eigenschaften eines Vorwurfs entdeckte und sich vornehmlich mit Betrachtung des Schönen in demselben beschäftigte; da in Athen bei seiner Macht und Größe Alles von gutem Geschmack zusammenfloß wie ins Meer die Flüsse; da sich durch die Freiheit das Denken des ganzen Volks wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme erhob. Denn wie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Felde oder auf einem offenen Gange, auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer und in jedem eingeschränkten Orte: so war auch die Art zu denken unter den freien Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden .... Sie waren in ihrer besten Zeit denkende Wesen, welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein aus uns selbst zu denken anfangen, und die den Geist in seinem größten Feuer, von der Munterkeit des Körpers unterstützt, beschäftigten, welcher bei uns, bis er abnimmt, unedel genährt wird. Der unmündige Verstand, welcher wie eine zarte Rinde den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn gleich einer Wachstafel, die nur eine gewisse Anzahl Worte oder Bilder fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllt, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt sein, das ist, zu wissen, was Andre gewußt haben, wurde spät gesucht; gelehrt im heutigen Verstande zu sein, war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein Jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nämlich viel Bücher zu kennen, da selbst die zerstreuten Glieder des größten Dichters erst spät gesammelt wurden. Diesen lernte das Kind, der Jüngling dachte wie der Dichter, und wenn er etwas Würdiges hervorgebracht hatte, so war er unter die Ersten seines Volks gerechnet." [1]) Schönes Gemälde, als Ideal, wenngleich nicht in Allem ein historisches Bild; wo ist indessen der edle Grieche, der uns

---

1) Frei nach Winckelmann IV. 1, 4–20. – D.

unter diese Geschöpfe höherer Art bringe und uns die erste Quelle des guten Geschmacks öffne? Auch er soll unter die Ersten unsers Volks gehören, und da Deutschland von Reuchlin und Melanchthon bis auf Fabricius, Gesner und Ernesti Namen hat, die in andern Verdiensten um die Griechen würdige Namen sind, so glänze noch ein würdiger Name auf, der die Wissenschaften der Griechen wie eine bildende Colonie bei uns einführe.

7.

Wo ist ein Schutzengel — unübersetzbar bleiben.[1])

8.

Um dies mehr — haustus.[2])

Einige solche Züge hat ein anderer Uebersetzer gethan, der auch zum ganzen Pindar Hoffnung gegeben, der Uebersetzer des Longus;[3]) aber von den bisher übersetzten einzelnen Stellen ließe sich wenig Hoffnung schöpfen. Er behandelt Pindar so weich, so heutig, versäumt allen Wohlklang, den

1) Die Stelle Th. XIX. S. 128, Z. 26 bis S. 131, Z. 6 v. u. In Herder's Handexemplar steht S. 128, Z. 28 uns statt Deutschen, Z. 33 ist suche man gestrichen, Z. 35 nach halten hinzugefügt: „um sie auf würdige Art zu lesen und nachzuahmen". S. 129, Z. 1 f. steht: „Welt, wo jeder einen Sinn hat", Z. 9 statt sagt: „Ja, betrachtet französirende Anmerkungen für noch etwas Aergers als Schlamm. Der Franzose sagt", Z. 12 „warum denn nur nach einem?" Z. 20 „bleiben wir auf unserm Geschäfte nicht etwas nach?" Z. 23 „aus den Griechen auch nur so aufschlösse", Z. 26 augenscheinlich statt gewaltig, Z. 27 f. ist in welchem — könnte, Z. 3 v. u. die, S. 130, Z. 2 sehr gestrichen. Z. 10 steht Schriftstellers statt Autors, vorher Z. 9 statt ein Kram — Gelehrsamkeit: „sie legen gar einen Kram von philologischer Gelehrsamkeit aus", letzte Z. und S. 131, Z. 1 „Uebersetzung — muß beileibe nicht", Z. 25 f. statt „Man kennt — also: „Man kann aber auch aus einigen Commentatoren der Alten als". — D.

2) Hier sollte die unmittelbar auf die angeführte folgende Stelle Th. XIX. S. 131, Z. 5 v. u. bis S. 133, Z. 9 eingefügt werden. In Herder's Handexemplar sind die Worte ein Urtheil — gefällt S. 131, Z. 3 und 2 v. u. gestrichen, S. 132, Z. 11 steht nöthiger statt mehr nöthig, Z. 21 „Ein Genie unter uns", Z. 32 vorkostet, S. 133 verschlossner Autor, Z. 4 statt so sehr in: „und das Künstliche der Poesie in aller". — D.

3) Friedrich Grillo's Uebersetzung von Daphnis und Chloe erschien 1765, seine „Idyllen aus dem Griechischen des Bion und Moschus", wie seine „Idyllen aus dem Griechischen des Theokrit" 1767, alle in Duodezformat. Von Pindar hatte er nur gelegentlich Proben gegeben. Ihn hatte Herder schon in den Fragmenten (Th. XIX. S. 145 f.) getroffen. — D.

dem Pindar eignen Gedankenschwung und seine Art der Bildercomposition, daß der hochtönende Siegessänger, der rauhe Held unter den Dichtern, der in seiner Sprache die höchste Blüthe erhabner Gedanken und Melodien brach, hier im Deutschen oft kaum seinen Sinn wiederfindet. Ein Uebersetzer Pindar's, gleich als in Olympischen Wettspielen laufe er neben seinem Dichter nach der Krone und breche sich wenigstens von dessen Lorbeer einen ewigen Zweig, daß, wenn eine Arbeit vollendet ins Urtheil gerechter äolischer Richter[1]) fällt, ihm das jauchzende Volk zurufe: „Das ist Pindar, in seinem Schwunge der Gedanken, in seinen so künstlich gestellten Bildern, in seinem verschlungnen hohen Numerus! Pindar in unsrer gedankenreichen, bildervollen und starken Sprache!"

Doch was für Erwartungen hat uns ein Mann gegeben, der den Moschus und Bion zugerichtet hat, wie es sicherlich nur in einer barbarischen Zeit geschehen kann! Mich ekelt, wenn ich an dies süße Büchlein denke, das als ein Muster von Uebersetzung, Erklärung und ächtem griechischem Geschmack angepriesen worden, und weiß nicht, wo ich anfangen soll, es mit zu preisen.

Moschus und Bion, eigenmächtig verstümmelt, oft steifer als selbst in Lieberkühn übersetzt,[2]) mit einer Sündfluth von Geschmack und Gelehrsamkeit überschwemmt, die ich nicht zu nennen weiß. Ich fange vom Commentar an. Hier duftet mir so viel philologische Wortkritik, so viel französische Modekritik und endlich die hohe Kritik eines Briefstellers über die neuere Literatur[3]) entgegen — ein schöner Potpourri, der meinetwegen überall hingehöre, nur nicht bei alte griechische Schäfer. Bei diesen, was sollen ihre Charaktere in süßem Unsinn unsrer Aesthetiken[4]) und Zergliederungen einer Sapphischen Herzensode als einer Schulchrie? Was sollen die Modeverbeugungen, die niemals wissen, was sie sagen wollen, die den Namen des Freundes schmähen, der hier nirgends als zu unrechter Zeit in den Weg kommt?[5]) Was sollen die unaus-

1) Pindar bezeichnet mehrfach sein Lied als äolisch. — D.

2) Vgl. Th. XXII. S. 107. — D.

3) Grillo hatte sich an den Literaturbriefen betheiligt. — D.

4) Herder denkt an Riedel's „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (1767). Vgl. Th. XX. S. 402. — D.

5) „Ueberhaupt kommt Moses dem Verfasser immer sehr ungelegen in den Weg," hieß es hier in der zweiten Redaction. — D.

stehlichen französischen Wörter und Redarten, wo wir sie im Deutschen so gut und besser haben? die leidig eingeschalteten poetischen Stellen? die aberwitzigen Uebergänge der Rede? die Vergleichungen von der Faust aufs Auge? die gravitätischen Mienen unter einer gelehrten Schlafmütze? was soll dies Alles bei griechischen Dichtern der Einfalt? Ein Uebersetzer der Griechen sollte denken und schreiben lernen wie ein Grieche, mit starkem und innigem Gefühl des Schönen, nicht in dem süßen Geschmack unsrer Zeit: gründlich im Erläutern, reif und bescheiden sollte sein Urtheil sein, als wenn es vor ein griechisches Publicum träte, und bei allem Nachbleiben lerne er doch wenigstens das von Griechen: Nil molitur inepte![1])

In Allem ist unser Uebersetzer das Gegentheil, und eine Probe sei seine drei Seiten lange Parallele zwischen Sappho und Telesilla, die keinem mit Metaphern spielenden Knaben besser gerathen und allenfalls für die Nachwelt das Muster einer witzigen Vergleichung aus dem achtzehnten Jahrhundert sein kann. Indessen bliebe doch nur unser kleinliche Uebersetzer und Erklärer, was er ist; nun aber, da er sich überall selbst so außerordentlich groß macht, so wird er lächerlich und oft unausstehlich. Er wagt es z. B., seinen niedern Sessel zu verlassen und sich im Namen des Publicum, der Welt und der Nachwelt auf den kühnsten Richtstuhl zu setzen: was Moschus und Bion für die Ewigkeit schrieben und nicht schrieben. So verstümmelt er also diese Dichter, die wir sehen wollen, wie sie sind, und verurtheilt, was er nicht Zeit oder Lust hat zu übersetzen; denn so verdammt er Moschus, und unvermuthet, da ihm ein witziger Gedanke von seinem werthen Selbst einfällt, hat er die Gnade, ein verurtheiltes Stück, aber desto elender und steifer, zu geben. Er verdammt ganze Idyllen der Dichter, die der Titel verspricht, um uns nichtswürdige Sinngedichte von Dichterinnen zu geben, die wir nicht wollen. Die besten Stücke derselben, die Sappho, kann er nicht übersetzen, wie er selbst bekennt, und ergießt sich dafür in einen seichten und brausenden Uebermuth, daß, wenn z. B. seine rasende Schmähung über das deutsche Publicum nicht schon im Tone den Unsinn eines Schwindelnden verriethe, sie den Lohn des Thersites verdiente, der die Griechen öffentlich schmähte und den Namen der Könige mißbrauchte. Wo ist ein

1) Das Horaz, Ars Poetica 140, von Homer braucht. — D.

Ulysses, der einen Scribenten zurecht weise, der die Würde des Publicum verkennt und den vorgesetzten Namen seines Freundes schmäht!

Ich kann mir keinen Uebersetzer vorstellen, der unsrer Literatur schädlicher werden muß, als auf diesem Wege. Schade für uns, daß uns die Heilmanns entrissen werden und die Grillos schreiben! Der Uebersetzer des Thucydides kannte gewiß seinen Autor und die Kunst, zu übersetzen; es wählte auch dieser Baumgarten'sche Philolog noch ziemlich seinen Mann, da er uns den körnichten Thucydides lieferte, dessen Schreibart er uns mit Meisterzügen geschildert hat. Nur daß er nicht die Biegsamkeit der deutschen Sprache gnug in seiner Gewalt hatte, um sie mit der griechischen zusammenzupassen: und Schade, daß er seine Schreibart durch das Lesen der Baumgarten'schen Schriften scheint gebildet zu haben!

Griechische Uebersetzer wie Heilmann finden sich selten, und wenn sie sich finden, so am unrechten Ort. Wer wollte nicht, daß der Uebersetzer des Heliodor's[1]) statt eines veralteten griechischen Romans einen würdigern Griechen uns zum letzten Geschenk gegeben, und daß dem Uebersetzer des Alciphron's[2]) ein besserer Grieche in die Hände gefallen wäre, da eben die nöthigsten, bei denen am Meisten zu lernen wäre, Geschichtschreiber, und Redner, Dichter und Philosophen, schlecht oder noch gar nicht übersetzt sind! Nun aber, da wir endlich Griechen in unsere Sprache bekommen, so giebt man uns aus dem Zeitalter des sinkenden Geschmacks Romanen und Briefe, die wir besser haben — Alciphron und Longus, Longus und Heliodor, indessen daß Reiske uns einen Demosthenes (wenn ich mich eines seiner feinen Wörter bedienen dürfte) zerrackert.[3]) Der höchste Zweck der Uebersetzer, selbst höher als der, griechische Worte unsrer Sprache anzupassen, höher als der, unsre Kenntnisse zu erweitern, der höchste Zweck sei: Die Bildung eines Publicum nach griechischem Geschmack.

---

1) Meinhard hatte 1766 Heliodor's Theagenes und Chariklea übersetzt. Er war unterdessen gestorben. — D.

2) Alciphron's Briefe waren in einer Uebersetzung von J. F. Herel in demselben Jahre erschienen. — D.

3) Des Demosthenes und des Aeschines Reden gab J. Reiske „deutsch, mit Anmerkungen in fünf Theilen" in den Jahren 1764—1768 heraus. — D.

9.

Ein Publicum nach griechischem Geschmack? Ja, wenn erst unsre Schriftsteller, unsre Kunstrichter, wenigstens unsre Erklärer der Griechen solch ein Publicum in sich und dann an Andern bildeten! Was soll ich zuerst? loben oder tadeln? Leider muß ich das Letzte.

Ein Erklärer der Griechen soll ihren[1]) Geist der Nation, der Zeit, des Landes und der Lebensart kennen, die Vorzüge ihrer Denkart erklären können, und wenn er sie anpreist oder vor ihr warnt, so soll er, wie ein Monarch der Nationen, Land gegen Land, und wie ein politischer Schöpfer, Zeit gegen Zeit in großer, gerechter Wage wägen. Wie viel wir solche Erklärer haben, mögen die herrschenden Vorurtheile zeugen, die uns im griechischen Alterthum vorliegen, und die die Stimme unsers Jahrhunderts werden. Ich rede nicht vom Wortverstande und der Silbenkritik, die ich übrigens hochschätze und leider nur zu sehr habe ehren müssen, sondern vom Geist ihrer Literatur, gegen unsere Zeit betrachtet: und dürften da im Anpreisen und Tadeln bald der griechischen Sittlichkeit bald ihrer Erziehung, ihrer Mythologie und Dichtkunst, ihrer Denkart und Sprache, ihrer Weltweisheit und Politik so viel Schatten aus unsrer Zeit umherwandeln, daß ich oft voll Schauder und Zittern in eine andre Welt gerathe und es aufgebe, solche Griechen je gelesen zu haben!

Bald ist Alles gut, was griechisch ist: man findet in den Griechen, was man in ihnen finden will, verschönerte Gesichter, erdichtete Idole und Engelsgestalten, Gegenden voll Glanzes oder heiliges Dunkels, wo man lobjauchzet oder anbetend feiert. Zu diesen Idealgestalten thut man gemeiniglich so viel Neues hinzu, daß oft ein korinthischer Zusammenguß wird, halb griechisch und halb nach neuer Form; nun wird Zeit und Welt und Alles verwirrt, die besten Muster werden Doppelgestalten und in der Nachzeichnung unausstehliche Caricaturen. Bald urtheilt man gar über die Griechen wie aus dem Schlaf, mitten aus seiner frommen, feinen und seligen Zeit; jetzt tadelt man ihre Mythologie, jetzt ihr πρέπον, μωρόν und γελοῖον, als wenn sie vor dem Richtstuhl unsers Zeitgeschmacks knieten. Weil es uns gefallen, unsere Poesie so sittlich fromm,

1) „Ihren" deutet nach Herder'schem Sprachgebrauche auf die folgenden Genitive. — D.

so fein und vernünftig zu machen, daß dabei unstreitig die poetische Ader sehr vertrocknet, so soll dieser in andern Gesichtspunkten erhöhte Geschmack auch der Tyrann einer fremden Zeit und die Deipnosophistik[1]) unsers vernünftigen Jahrhunderts andern Nationen ein Zwang werden, deren freiere Gastmahle und bessere Originalstücke nicht für unsere Zeit eigentlich angestellt wurden. So wollen es autorisirte, gangbare und allenthalben gepriesene Schriften von Ton und Suade. Gott unserer Neugriechen, bist Du der weitsehende griechische Apollo oder ein Baal?

Ich nehme die gelehrten, feinen und süßen Versuche aus der Literatur und Moral[2]) in die Hand: was will der doppelsinnige Modetitel vom Komödienzettel vor einem Buch, das uns die einfältigen Griechen anpreisen soll? Versuche aus der Literatur, sind's eigne materielle Abhandlungen aus verschiednen Wissenschaften, die, wenngleich als Versuche, auf die ganze Literatur Einfluß haben sollen? oder sind's Stücke aus der Literatur verschiedner Zeiten und Hände, die der Sammler selbst für Versuche hält? Kritische Versuche über die Literatur kann Niemand erwarten, da dies Modewort als Quelle und nicht als Vorwurf der Versuche angegeben wird. Eben dies trifft auf den halbblinden Titel: Versuche aus der Moral. Und nun gar Beides verbunden — weiß ich gar nicht mehr, wo ich bin. Literatur und Moral, sind sie nebenan oder gegen oder unter einander geordnet? Soll ich moralische Versuche über die Literatur oder Literaturversuche über die Moral lesen? Nichts von Allem! denn das böse Aus verdirbt mir alle bestimmte Erwartung. Ich eile einem Titel wie einem zweigestaltigen Riesen entgegen: ich komme in die Nähe, und Titel und Riese sind wie im Zauberlande der Schatten verschwunden!

Worauf also soll ich mich fertig machen? Ich weiß nicht und der Verfasser in seiner geziemenden Vorrede sicherlich auch nicht; ja, kaum weiß er's im ganzen Buch.

Da indessen ein zweiter Titel: Versuch über die Sitten in den Werken griechischer Dichter nebst einigen Anmerkungen über ihren Geschmack und ihre Erfindung! aber je umschweifender, desto weniger er sagt. Soll

1) Mit Bezug auf das „Deipnosophisten" überschriebene Werk des Athenäus. — D.

2) Von Christian August Clodius in Leipzig. Vier Stücke dieser Versuche erschienen 1767—1769. — D.

ich lesen, was (nach einzeln Spuren in ihren Werken) die griechischen Dichter für Sitten gehabt? Was gehen mich die Privatsitten des Menschen an, wenn ich den Schriftsteller kennen will und über ihn keine babioles littéraires oder keine Hällische Bibliothek der schönen Wissenschaften lesen mag! Oder soll ich lesen, wiefern die Griechen überhaupt liebe blinde Heiden sind und dies auch in der Sittlichkeit ihrer Werke verrathen? Für die Moral mag dies gut [sein], aber für die Literatur nicht viel wichtiger als das Vorige. Oder (denn so sollte es uns wenigstens das Gefolge des Titels, Geschmack und Erfindung, muthmaßen lassen) wiefern die Sitten des Dichters Einfluß auf seinen Geschmack, oder dieser auf seine Sitten, oder beide auf die Erfindung in seinen Werken gehabt? Sehr unsicher, weil immer vom Menschen auf den Schriftsteller und von diesem auf jenen unsicher, und nach Jahrtausenden noch tausendmal unsichrer zu schließen ist.

So muß also der Schriftsteller blos als Schriftsteller erscheinen: wiefern er lustig und erbaulich zu lesen. Alsdann eine Kindermoral! Sodann: wie die Dichter etwa die Sitten schildern? Ja, das wäre vortrefflich; nur daß dies Gute, dies Glück der Schilderung nicht mit dem Maßstabe der Moral, sondern der Dichtkunst gemessen und nicht gefragt werde: „Schildern sie gute Sitten?“ sondern: „Schildern sie die Sitten gut? wie ist ihre Ethopöie? wie sind sie als Schöpfer sittlicher Charaktere?“ denn das Erste kann nichts als ein Sittenbüchlein geben.

Oder hat der Verfasser gar über die Nationalsitten der griechischen Dichter etwas versuchen wollen: wie abstechend die griechische Ethopöie von andern Zeiten und Völkern sei? Auch ein bloßer Versuch hierüber würde unter der Hand eines philosophischen Zeichners eine Specialkarte in der Geschichte des menschlichen Verstandes werden. Oder wie eigne Sitten das wahre poetische Jahrhundert der Griechen gehabt, die nachher verlebt sind, und wie gewisse Zeitalter des Sittlichen oder Unsittlichen dem Dichter in seinem Geschäfte hinderlich oder förderlich gewesen? Eine ganz unberührte Materie und die Grundlage zu einer Geschichte der Dichtkunst, die diesen Namen verdienen soll. Nun, oder wie jede Dichtungsart eigne Sittlichkeit habe und das Anakreontische Lied, die Pindarische Ode, das griechische

Heldengedicht und Trauerspiel eigne Sitten erlaube und sogar fordre? Betrachtungen, die in das Wesen der Poesie uns tiefer einschauen ließen und insonderheit vielen Vorurtheilen zuvorkämen, wenn sie Theatersitten von Sitten der Moral und des gemeinen Lebens unterschieden. Oder endlich, wie jeder Originaldichter eigne Sittlichkeit, d. i. seinen Standpunkt, sein Auge und seine Hand habe, Sitten anzusehen, zu betrachten, zu zeichnen? Welches von diesem neunfachen Ob und Oder sollen wir erwarten? Alle? Eins? Nichts?

Wenig über Nichts! Der Plan des Verfassers vermischt Alles, oder vielmehr er hat keinen Plan. Von diesem Dichter ein feines sittliches Gemälde, von jenem eine poetische Tirade, vom dritten einen Charakterzug des Geschmacks, hier eine Anekdote, dort ein Urtheil ins Unbestimmte: ein blumenreicher Spaziergang, angenehm und abwechselnd, lehrreich und erbaulich, fromm und fein und gelehrt, aber wirklich ohne Ziel und Würde. Der Verfasser kommt selten auf den wahren Charakter eines Dichters für sich, noch seltner auf den Charakter seiner Dichtungsart und am Seltensten auf den Nationalcharakter griechischer Dichtersitten. Vielmehr jagt er immer auf abführenden Seitwegen mit zierlichen Sprüngen dem kleinen Schulgedanken nach: wiefern ein Dichter den zehn Geboten treu bleibe oder nicht.

O des frivolen Deutschen, der, so große Zwecke aufgebend, einen so kleinen Weg verfolgen konnte! Wer wird die Griechen vom Orpheus[1]) bis auf Aristophanes wie ein Compendium der Moral, und wer, mit dem sechsten Gebot in der Hand, die Medea des Orpheus, die Helena des Homer's und die Herzensseufzer der Sappho beurtheilen? Wer wird Orpheus in seiner Höhle des Gesanges belauschen, um „einen Dichter zu sehen, der vor Homer war und bei allen Gelegenheiten eine sichtbare Bescheidenheit und Zurückhaltung verräth, der eine böse Handlung erzählt, ohne ihr Beifall zu geben?" u. s. w. Welcher Elende will Homer darauf lesen, ob „die Unschuld der Sitten und die Verleugnung der Wollust bei ihm außerordentlich sichtbar sei"? den Tyrtäus, daß, „wenn er nicht ausdrücklich ein Lied zum Lobe der Unschuld gemacht, er doch die Tugend erhoben, von der jene die immerwährende Begleiterin ist"? Wer sucht unter Ana-

1) Die sogenannten Orphischen Argonautika. — D.

kreon's Rosen den Weisen nach Mosheim's Moral, und ist ungriechisch gnug, bei Pindar darauf auszugehen, daß er „nicht entkräftende Wollust besungen"? Und dies ist die Hauptaussicht des Buchs! O, hätte der Verfasser zu dieser Absicht lieber Hübner's biblische Historie in Reime zusammengekittet.[1])

Liebe griechische Muse, sind denn Medeens Sitten Orpheus' Sitten, so daß dieser über jene entschuldigt oder gelobt werden müßte? Hat Homer eine lehrreiche Geschichte der Unschuld, Tyrtäus wider die attischen verderbten Sitten und Archilochus „moralischer Richtigkeit wegen schreiben wollen, die wenig Andere verrathen"? Ein Mann, der griechische Dichter gelesen, kann er die Zeit derselben so kennen, um die Bescheidenheit Orpheus', die Unschuld Homerus', die Tapferkeit Tyrtäus' und Archilochus' Strenge für moralische Tugend annehmen oder diese von ihnen fordern zu können? Selbst ein Dichter[2]) und theatralischer Dichter kann den Satz verkennen, daß es kein Verbrechen sei, unmoralische Sitten poetisch, theatralisch schildern; wohl aber moralische Sitten unpoetisch, der Dichtungsart, dem Ort, dem Zweck ungemäß schildern — das sei Verbrechen. Wer kann ein Buch über die Sitten der verschiedensten Dichter schreiben, ohne auch nur mit einem Blick jeder Zeit, jeder Dichtungsart ihre eigne poetische Sittlichkeit anzumerken? Und wer kann insonderheit bei Homer sagen: „Die alten und neuen Kunstrichter, besonders die mit dem Geist des Dichters genau bekannt waren, sind so sehr meiner Meinung, daß es einige unter ihnen mit Aristarch wagten, ganze Stellen aus Homer auszustreichen, die einen unvortheilhaften Begriff von der (moralischen) Denkungsart des Dichters machen konnten!" Wie? und solche Pedanten der Sittenlehre waren mit dem Geist des Dichters genau bekannt, und ihnen wollte sich unser Verfasser nähern? Und ich kenne keinen, der den Sinn des Dichters weiter verfehlt als dieser feine Sittengeschmack; denn mußte Homer nicht erdichten? auch lasterhafte Charaktere schildern? auch böse Leidenschaften reden lassen? Er mußte es; und was kann ich dafür, daß unser Censor sie entweder nicht findet

1) „Zweimal zweiundfünfzig auserlesene biblische Historien aus dem Alten und Neuen Testament" von J. Hübner, vielfach seit 1714 aufgelegt. — D.

2) Sein Drama „Medon oder die Rache des Weisen" ist noch heute durch Goethe bekannt. Vgl. Goethe's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. XXI. 83 f. — D.

(denn ihm scheint für keiner Sünde so bange, als daß das böse Fleisch nicht rede) oder erst wie entschuldigt, und erst wo anklagt? O, wenn hier Lucian auflebte, oder wenn ein Homer und Pindar erstünden und ihre Sitten, Geschmack und Erfindung so candidatenmäßig geschätzt sähen: zornig und erstaunt, würden sie es verwünschen, sich in den Händen einer so moralisch feinen Zeit zu sehen, und uns statt ihres Anakreon's lieber die süßparfümirte Blumendecke empfehlen, die von Anakreon's Laube geflochten ist, um selbst einen Sybariten an Geschmack zu ersticken. Unselige Versuche, wider Willen des griechischen Apollo und ohne die Gunst aller Musen! Kennt denn der Verfasser dieses Sittenbüchleins nicht ein Sittenbüchlein von Plutarch: „wie man Poeten lesen und hören müsse"?

Nicht blos also von allem wahren poetischen und griechischen Geschmack fremde, ganz undankbar ist die Arbeit und boshaft gnug, ihn unter lauter schielende Anmerkungen und lahme Kritiken zu ziehen; seine meisten so scheinbaren und feinen Bemerkungen voll gutes Geschmacks gleiten, und wehe Dem, der von Anfange bis zu Ende des Werks auch nur auf eine zu sicher tritt! Wer die Griechen kennt, muß auch schon zum Voraus die Verlegenheit sehen, in welcher der Verfasser sich krümmt und windet, um — in Dichtern — in griechischen Dichtern — in allen griechischen Dichtern — in allen nach Zeit und Dichtungsart so viel als möglich moralische Sitten zu suchen und zu finden. Durchs ganze Buch verführt ihn also sein unweiser Plan in leere Ausflüchte und, wie soll ich sagen? leidliche oder unleidliche Halbwahrheiten. Von Orpheus weiß er nichts Gutes, als: „Ich leugne gar nicht, daß darin erhabne Stellen und große Beschreibungen vorkommen, die Apollonius von Rhodus und Valerius Flaccus zu brauchen gewußt. Wenn es nicht zu verwegen wäre, so würde ich sogar behaupten, daß Ovid den Gott des Schlafs und die Göttin des Neides nach dem Entwurfe des Orpheus gebildet habe." Unwichtige Verwegenheit! ist an Orpheus von Geschmack nichts mehr zu lernen, warum soll ich ihn lesen? Die beste Probe des Geschmacks ist der Versuch unsers Verfassers über Homer's Sitten, Geschmack und Erfindung, ein Versuch, den ich im ganzen Buch am Wenigsten wollte geschrieben haben.

Endlich so kann man ja nicht tiefer gerathen, als wenn

der Verfasser von Dichtern und ihren Sitten und ihrem Geschmack und ihrer Erfindung reden will, von denen er und ich nichts oder zu wenig weiß. Der Weg unter den Trümmern vor Homer ist unsicher und weiß nicht, wohin er will; hier überlasse ich einem Jeden die Kunst, „aus den bloßen Auszügen des Menander und Philemon einen unterscheidenden Charakter der alten und neuen Komödie zu finden und hiernach die Sitten der Dichter vor Homer kennen zu lernen". Doch auch dies reicht nicht an die selige Sicherheit, über die Sitten Alkman's, Stesichorus', Archilochus', kaum auch des Simonides zu urtheilen; oder man mache, wie unser Verfasser, angenehme Wendungen, wenn man nichts zu sagen weiß. Und selbst auch bei dieser glücklichen Annehmlichkeit weiß ich mir's noch nicht zu erklären, warum, wenn es schon sollte auf Sittensprüche ausgegangen sein, warum der Verfasser von Orpheus bis auf Aristophanes umhertappt, überall, wo sie nicht hingehören, und nichts verfehlt, als — eben, was er suchte, Loth's Thür.[1]) Wer Sittensprüche will, lese Sittensprüche! Und sind dem Verfasser keine Sammlungen gnomischer Dichter bekannt? Will er noch mehr moralisiren, so nehme er Aesop, und will er Moralen auswinden oder hervorschelten, da geben wir Hesiod preis. Eben an die ist gedacht, als wenn sie nicht in der Welt wären! Warum? Ich weiß nicht, es sei denn, um auf der höchsten Stufe des Unpassenden die feinste Gelehrsamkeit umherzuduften. Was würde aus Deutschland und was aus den Griechen, wenn diese so gepriesenen Düfte ansteckten oder gar unsere Atmosphäre im griechischen Geschmack würden!

10.

Clodius' erste Versuche sind mißrathen; ist er indessen der Kenner der Griechen und der Mann von poetischem Gefühl, dafür ich ihn aus einigen Proben schätze und ehre, so versöhne er den griechischen Apollo und sein deutsches Vaterland; denn er kann's!

Versuch über die Sitten der Dichter. Phantasie und Leidenschaft, die zwo Führerinnen des Dichters, wenn man ihn an sich betrachtet, reißen aus den engen Schranken

1) Anspielung auf 1. Mos. 19, 11. — D.

des Wahren und Sittlich-Guten hinaus, in Wundergegenden, in eine Zauberwelt, in ein Chaos des Ungewöhnlichen und Rührenden; was groß, neu und die Seele erregend ist, das bildet die Sitten des Dichters. Diese Sitten, mögen sie sich auch über die Sitten der Lebenden, der historischen Welt heben, auch von strenger Moral ausschweifen — ein historisches Sittengemälde wollte der Dichter nicht geben; denn Größe und Stärke ist ihm statt Reinigkeit der Seele, und das Wunderbare statt der gewöhnlichen Wahrheit. Die Jugend der Poesie ist, wie die Jugend der menschlichen Natur, wirksam und ihre Kräfte bewegend:

— gestit paribus colludere et iram
Colligit, ac ponit temere, et mutatur in horas . . .
Cereus in vitium flecti, monitoribus asper,
Utilium tardus provisor, prodigus aeris,
Sublimis, cupidus.[1])

So ist der Jüngling des Horaz, des feinen Horaz! Und ist nun gesetzte Mäßigkeit unsre Jünglingsnatur, Bezwingung sein selbst das Vergnügen und Enthaltsamkeit die Arbeit derselben? regelmäßiger Anstand, sittsames Einerlei, folgsame Sparsamkeit, ist das der Charakter eines raschen Jünglinges? O Ihr Sittenmeister, behaltet Euren blödsinnigen Jüngling, Euren jungen Greis! die frühzeitig gereifte Pflanze wird verdorren. Und eben der Fall ist's mit den Sitten des Dichters. Mit Forderungen treufleißiger Wahrheit und frommer Sittsamkeit trete man ihm nicht in den Weg: der Riese zerbricht den Rohrstab des Zwerges, wenn er sein Regelmaß sein soll.

Der höchste Ton ist angegeben; aber damit die Saite nicht springe, stimme ich herunter. Die Freiheit des Dichters kann ausarten: das Wunderbare der Phantasie könnte Unvernunft und das Rührende der Leidenschaft unmenschlich werden; Beides beleidigt unsre Seele, jenes die verständige, dies unsre fühlende Natur. So wird nie die Poesie. Sie lenkt ein, indem sich die Phantasie mit Beobachtung der Natur und die Leidenschaft mit dem sanften menschlichen Gefühl paart, und in dieser glücklichen Mitte schweben die besten der Dichter. Ihre Poesie ist, wie bei Plato,[2]) der geflügelte

1) Hor., Ars Poetica, 159, 160, 163—165, wo am Schlusse cupidusque et amata relinquere pernix steht. — D.
2) Vgl. S. 295, Anm. 1. — D.

Wagen der Psyche, wo der lenkende Führer sein Gespann von so ungleicher Natur: eines hartnäckicht, halsstarrig und widerspenstig, mit flammenden Augen und flatternder Mähne, weder Zügel noch den Schatten der Peitsche ertragend, das andere schön von Gestalt, folgsam, sittsam, ruhmwürdig, eine Freundin wahrer Meinungen — diese beide von so ungleicher Natur, nach entgegengesetzten Wegen eilend, hält der Führer mit gewaltigem Arm im mittlern Pfade. Nicht stürzt die geflügelte Poesie also zur niedrigen Natur oder zur thierischen Leidenschaft herab; nicht aber erhebt sie sich auch zum überirdischen sittlichen Ideal, um vom Anschauen desselben verschlungen zu werden. Diesem nähert sie sich nur von fern, und ebenso fern von der thierischen Substanz: eine schöne Mittelart, die zwischen der unmoralischen Leidenschaft und der moralischen Apathie sich erhält in himmlischen Gegenden und durch Weisheit, Güte und Schönheit vortrefflich wird. Ist aber diese Weisheit trockne Vernunft? diese Schönheit todte Kunstform? diese Güte moralische Sittlichkeit?

Eine Poesie, blos auf Regelnvernunft, auf Kunstschönheit und Moralität gebaut, ist in ihrem hohen Alter — und da freilich das fromme lehrende Geschöpf, das den Abgang seiner Jugendkräfte mit mürrischer Vernunft und seine Kälte mit Klosterreinigkeit ersetzen will:

Multa senem circumveniunt incommoda, vel quod
Quaerit et inventis miser abstinet, ac timet uti,
Vel quo res omnes timide gelideque ministrat,
Dilator, spe longus, iners, avidusque futuri,
Difficilis, querulus, laudator temporis acti
Se puero, censor, castigatorque minorum.[1])

Eben also ist die Vernunft- und Sittenpoesie. Geizig nach fremdem Eigenthum, und im Sammeln gelehrt; aber erfindungslos und furchtsam im Gebrauche. Gern in Kleinigkeiten groß, aber auf regelmäßige Art frostig. Im Vermeiden der Fehler genau und sittsam, um ja Keinen zu ärgern; also lehrend, eine kritische Schwätzerin, fromm, gemeinnützig, erbaulich, eine moralische Predigt, nur nicht — Poesie.

2. So die Dichtkunst in ihrer Natur. Und in ihren Arten? Wo kann ich mich auf diese einlassen? Alle gehen,

1) Hor., Ars Poetica, 169—174. — D.

wie Aeste aus dem Stamm, aus der Natur der Poesie; und da diese nichts ist als Erdichtung und Erregung, Phantasie und Gefühl, so wirken diese Kräfte in allen Aesten und Zweigen. Der epische und der Theaterheld, der Pindarische und Anakreontische Weise, zu einer Zeit, mit einem Glücke gezeichnet, sind unmöglich dieselben; keiner aber von allen, der epische Bewunderung, tragische Rührung, Pindarisches Erstaunen und Anakreontisches Gefallen wecken will, keiner sei ein historisches und moralisches Geschöpf: sonst bekommt er den Abschied. Doch wie sich in den Dichtungsarten das πάθος und ἦθος schattire, ein Maler der menschlichen Seele in ihren Jugendaltern kann dieses allein entwerfen!

3. Die Welt, das Zeitalter liefert poetische Sitten, wo die Leidenschaften wirken und die ganze menschliche Seele sich offenbart: hier ist die Tugend noch nicht der feine Begriff von Bezwingung sein selbst und Enthaltung bis zur Reinigkeit der Seele, sondern Wirksamkeit und Erhebung seiner selbst; die moralische Empfindung ist noch nichts als Menschlichkeit, im weiten Begriff des Worts Humanität, und die höchste Vernunft wird nach Klugheit und Weisheit im menschlichen Leben gerechnet. Ein solch Zeitalter, das zwischen der Wildheit und der entnervten politischen oder moralischen Sittlichkeit schwebt — ein solches hat Sitten für den Dichter. In ihm kann Homer von Thaten der Völker und von den Leidenschaften der Feldherren, von Thaten und Welthändeln singen; in ihm kann die Wuth den Archilochus mit feurigen Jamben ausrüsten, und die Stimme des Kothurns ist stark gnug, um das rauschende Volk aufzubringen und zu besänftigen — natus rebus agendis.[1]) In ihm waren Götter und Göttersöhne, Wettläufer und siegende Kämpfer, Jünglinge zum Ruhm und zur Freude befeuert, ein Gesang des Saitenspiels. Jedes andre Jahrhundert kann erleuchteter und ruhiger, politisch-feiner und bequemer, vernünftiger und sittlicher sein; in ihm kann Alles, was Wissenschaft ist, und die poetische Ethopöie als künstliche Nachahmung höher steigen — immer aber entfernt von der lebenden und wirkenden Natur, die dort blos veredelt, nicht umgeschaffen werden durfte und also so mächtig war.

4. Kann ein Land auch vor dem andern schönere

1) Hor., Ars Poetica, 82. — D.

poetische Sitten haben? Je mehr sich in ihm Heldenmuth mit ungezierter Menschlichkeit lieben, um so weniger unbändig, um so edlere Natur wird die menschliche Seele, selbst ohne allen Sitten- und Regelnzwang, selbst in ihrer nackten Schönheit zeigen: desto schönere Sitten für den Dichter. Je mehr das Gefühl am Schönen herrschender Geschmack, Gefühl der Menschheit und Triebfeder des Staats ist, um so wirksamer wird die Poesie, um so allgemein gefälliger, um so nutzbarer sein, und der Poet also als Poet ein edler Bürger. Je mehr er den Hebel zu Fortbewegung der Sitten seiner Nation in seiner Gewalt hat, um so gelegentlicher sind ihm die Nationalsitten, um so mehr sind diese poetisch. Man sieht, daß mein Schattenriß ein Buch von Ideen sei, aus der abstechenden Natur der Dichtkunst und Moral, aus der Natur der menschlichen Seele, aus der Geschichte von Menschen und Völkern gesammelt, und —

Wer könnte meinen Schattenriß über die Sitten der Poesie, in ihrer Natur, in ihren Lebensaltern und Gattungen, nach Zeiten und Völkern besser mit Farben erleuchten, als der über die Sitten der griechischen Dichter schriebe, wie ich wollte. Und wer könnte über die Sitten griechischer Dichter schreiben, wie ich wünschte? Wenn er sich über den Geschmack seines Zeitalters hübe, ein Grieche würde und dann seine Schätze von Gelehrsamkeit und Gefühl eröffnete — ein Clodius.

In den Abbildungen der Poesie des Orpheus sollte er uns zeigen die dunkle und übertriebne Einbildungskraft nicht im Vortrage, sondern im Inhalt, die Triebfedern heroischer und abscheulicher Leidenschaften, die in Geheimnisse eingehüllte Weisheit, die zwar nicht mehr Raupe, aber noch nicht der wiedergeborne schöne Schmetterling war, der nachher als ein Bild der Mythologie, Dichtkunst und Weisheit mit glänzenden leichten Flügeln auf Blumen umherschwärmte. Er sollte uns in den Hymnen desselben die Sitten eines Zeitalters entwickeln, das seine Götter aus Nothdurft und Gefahr suchte, sie durch Ehre und Leidenschaft lenkte und die ganze Natur in Attributen für und wider sich zu Göttern belebte. Dies in Fabeln, Religion, Gesetzen und Sitten so poetische Zeitalter und so poetische Griechenland und einen so poetischen Orpheus erkläre er uns als ein zweiter Musäus, der, in die Geheimnisse seines Lehrers eingeweiht, ihn kennt als Den, der, „erregt vom Bacchus und dem König Apollo, von unerhörten

Dingen, die Donnerpfeile der Götter auf die Giganten und Heilungsmittel der Sterblichen und den Eingeweiheten heilige Religion sang".

Bei **Homer** versammelt sich das Werk wie bei der Quelle des Helikon's; und o, wo[1]) können wenige Reihen die Ethopöie desselben fassen! Bei Homer lebt das Zeitalter der Helden in Pracht der Göttersöhne, vereint mit allem Gefühl der Menschheit. Leidenschaft treibt Alles, aber Leidenschaft, die er in ihrem aufbrausenden Sturm, auch als Neptun, der gewaltige Erdumfasser, bändigt und besänftigt — besänftigt, daß überall wie in einem Silberstrome der stille Grund der menschlichen Seele erscheint. Die Charaktere seiner Helden, nicht malt er sie uns, schöpferisch bildet er sie in Gestalten, daß wir den Achilles und Ulysses, den Agamemnon und Menelaus, den Ajax und Diomedes in Miene und Blick, in Wort und Handlung erkennen, sie ohne Namen kennen würden und überall mit ihnen wie aus ihrer Seele wirken. Es mischen sich bei ihm halbrohe Triebe mit Annehmlichkeit; selbst Laster und Tugend erscheint überall als Menschheit, nicht besser, nicht schlechter. Keiner seiner Helden von Achilles zum Agamemnon, von Hektor zu Paris, von Hekuba zur Helena, keiner ist weder ein tugendhafter Ueber- noch ein lasterhafter Unmensch: jeder nichts als eine eigene menschliche Seele, aber in poetischer Gestalt und anders als wir, die wir gemeiniglich Engel oder Teufel sehen und bilden und sein wollen. **Weisheit**, und wenn sie bei ihm fast den unsterblichen Göttern gleicht, ist bei ihm nicht anders als — menschlich beschäftigt; ebenso menschlich sind seine Götter, die er nur durch ein wunderbares *μωρόν* und durch allegorische Einkleidungen, nicht aber durch ein sittliches Ideal über uns erhebt. Ebenso menschlich seine Staatsverfassung auf Freiheit, Ehre und Leidenschaft gebaut; ebenso menschlich seine Kriegesart auf offenbare und unverwickelte Ursachen, Menschenkräfte und Heldenruhm gestützt; ebenso menschlich die Lebensart seiner Personen, der Gesichtspunkt, der Ton, die Sprache des Dichters. Doch wo kann ich die Züge vollenden zum Gemälde des vortrefflichsten Sittenerschaffers, dessen Ethopöie den Griechen, seinen ihm nähern Griechen von schöner menschlicher und von Heldennatur eine Zeit lang Alles sein konnte, was sie aber unserer Zeit aus Ursachen, die angegeben werden

1) Im Sinne von „wie, auf welche Weise". — D.

können, nicht mehr sein kann: die Ethopöie, die in ihrem Umfange, in ihrer Mannichfaltigkeit und schönen Milderung sich selbst über Ossian erhebt: die Ethopöie, die uns in ihrer Natur und Wirksamkeit unmöglich ist. Ich ereifere, wenn ich an die Vorurtheile meiner Zeit hierüber gedenke.

Die Sitten der griechischen Bühne. Drei Hauptzüge zu der Sittlichkeit ihrer Tragödie schimmern mir aus der Ferne entgegen. Voll Heldenthaten war ihre Geschichte, sie möge nun die ihrige oder eine adoptirte Geschichte sein; beides war ihre Nationalgeschichte, die Geschichte ihrer Voreltern und ihrer Städte: durch jugendliche Eindrücke also lebendig, mit den Neigungen ihrer Seele verwandt und also schon ein menschliches, politisches und Nationalinteresse. So konnte sich also ihr Kothurn zu einem heroischen Drama neigen, das sich den Griechen aufdrang und todt ist für Die, die nicht mehr Heroen und Halbgötter, Griechen und freiheitathmende Patrioten sind. Zweitens bekommt ihre Bühne eigne Sittlichkeit durch ihre Bekanntschaft mit blutigen Katastrophen, da Unschuldige leiden und Bösewichter siegen, da sich Brüder morden und Könige Sclaven sind — blos durch den Willen der Götter und durch die Prophezeihung des Orakels: eine Sittlichkeit, die ihren Oedipus so schrecklich, so mitleidenswerth, als sie den Voltairischen zur Fabel, zum Abscheu macht. Das Dritte, wie viel begreift es unter sich! Ihr Ausdruck durch Rede und Action; wo ihnen ihr größeres Gefühl menschlicher Schwachheit, ihre mindere Delicatesse, ihr der Leidenschaft offener Busen, ihr ungebundnerer Wohlstand in Declamation, ihr an die theatralische Halbmusik gewöhntes Ohr, ihre Sprache u. s. w. ihnen Vorzüge gaben, die wir kaum fühlen — nicht fühlen, selbst wenn wir lesende, getäuschte Griechen werden. Ich staune, was wir für unsre werdende Bühne aus Griechenland zu erbeuten und abzulegen hätten, wenn man über Aeschylus, Sophokles und Euripides und über ihre neueren Nachbilder in diesen Aussichten fortginge.

Vorzüglich aber bei meinem Pindar wollte ich gern die Sitten griechischer Jünglinge sehen, wie sie unter gymnastischen und musicalischen Uebungen zur Ehre ihrer Familie, ihrer Stadt, ihres Landes, unter Ruhm und Freude erwachsen,

οἷον τρέφει ἔρνος ἀνὴρ ἐριθηλὲς ἐλαίης
χώρῳ ἐν οἰοπόλῳ, ὅθ' ἅλις ἀναβέβρυχεν ὕδωρ,

καλόν, τηλεθάον, τὸ δέ τε πνοιαὶ δονέουσι
παντοίων ἀνέμων, καί τε βρύει ἄνθεϊ λευκῷ,[1]

welche Ideen von Nationalehre sie wie sanfte Weste anwehten und in ihrem Wuchse stärkten, worin nach Pindar's Lobgesängen Städte und Provinzen gegen einander wetteiferten — ein Pindarisches Ideal also von griechischer Erziehung, von Heldenruhm und Nationalsitten — und dabei in Allem Pindar's große Manier entwickelt.

Auch Tyrtäus —

11.

Doch warum hier Vorschläge, die erfüllt sein müssen, da der neueste und beste Herausgeber,[2]) ein zweiter Heinsius am Geschmack, den Tyrtäus mit einer docta dissertatione de Tyrtaeo und sogar mit einer doctissima de carminibus bellicis variorum populorum in die Welt eingeführt hat. Wer wird hinter diesen Titeln nicht das National-, das poetische Bild seines Sängers hoffen? Und zu ihm sind ja „die poetischen Sitten" desselben nur ein kleiner Zustrich!

Ich suchte in der Abhandlung und in den Noten etwas, was das Eigenthümliche, das Zeitmäßige, das Local-Schöne, das Nationalgriechische, das ἦθος seiner Gesänge beträfe, und fand nichts. Ich fand eine Compilation griechischer Stellen, nach Anlaß oder ohne Anlaß eines Worts, die freilich leichter ist als eine Uebersetzung oder wahrhafte Erläuterung aus der griechischen Zeit.

Und was könnte, dacht' ich, aus einer Abhandlung von den Kriegsgesängen verschiedner Völker werden, wenn hier nichts auf diese Nationalseite des Dichtertons träfe? Daß sie sich nämlich auf die innere Verschiedenheit der Kriegsgesänge bei verschiednen Völkern, nach verschiednen Zeiten und Gelegenheiten einlasse, daß sie uns die Idole poetischer Phantasien vorrücke, die den Sängern der Schlachtlieder nach der Religion und der Staatsverfassung, nach der Erziehung und der gemeinen Denkart, nach der Natur des Jahrhunderts und der Nation vorschwebten. Daß sie unsern Blick auf die

---

1) Ilias, XVII. 53—56. — D.
2) Klotz gab 1767 die Bruchstücke des Tyrtäus heraus. — D.

Eigenheit hefte, die eine jede dieser Nationalphantasien den Gesängen verschiedner Mythologien, Sprachen und Denkarten anschuf: wie sich z. B. die Ideen der Ehre, der Unsterblichkeit, der Liebe zum Vaterlande, der überirdischen Seligkeiten, nach verschiednen Zeiten und Gegenden bestimmt, zu verschiedenartigen Schönheiten in die Schlachtgesänge einwebten! Ein griechischer Tyrtäus also gegen einen Regner Lodbrog,[1]) gegen einen schottischen Barden, und ein deutscher Siegsgesang zur Zeit Ludwig's des Frommen[2]) gegen ein Grenadierslied[3]) unter Friedrich dem Großen — daß man uns diese so verschiednen Stücke nach ihrem innern Werth und die Antiken insonderheit in der Zeit der Helden zeige, da diese Gesänge noch, vom Staat und vom Heer gefordert, so große Wirkung thaten — wiefern diese Zeit uns fremde geworden, dieser Heldenton sich mit Zeit und Sitten geändert, noch jetzt Natur sein könne und ein poetischer Rücksprung in eine fremde Zeit oder auf einen Sandhügel der Amazone[4]) werden müsse: konnten wir dies nicht von einer commentatione de carminibus bellicis quorundam populorum hoffen?

Die jetzt nichts als eine unvollkommene Sammlung trockner historischer Zeugnisse ist. Eine Sammlung historischer Zeugnisse; denn sie spricht durch Citationen und Allegate, als wenn sie alle diese Bücher blos aufgeschlagen hätte: trocken; denn sie hat kein Wort von Charakter des Geschmacks und sollte insonderheit von Griechen, Deutschen und Skalden anders reden: unvollkommen endlich vorn und hinten und unausstehlich unvollkommen, wenn sie thut, als ob keine alten Briten und Schotten in der Welt wären.[5])

Und ist's denn mein Eigensinn, der so viel über die Nationalseite des Schriftstellers fordert? ist's ein Einfall, der so viel über die Sitten der griechischen Dichter spricht? Ich glaube nicht, wenn ich für unsre deutsche Literatur schreiben will.

---

1) Vgl. Th. XX. S. 19. — D.

2) Das Ludwigslied (vgl. Th. V. S. 275 ff., XV. S. 284 f.) wird hier irrig der Zeit Ludwig's des Frommen zugeschrieben. — D.

3) Gleim's. — D.

4) Anspielung auf die Amazonenlieder Weiße's (1760), denen im Anhange eine Uebersetzung der Kriegslieder des Tyrtäus beigefügt war. Vgl. unten S. 364 ff. — D.

5) Hier bricht die letzte Redaction dieses Abschnittes ab; wir geben nach Suphan den Schluß der vorletzten. — D.

Gemeiniglich waren die größten Schriftsteller zugleich die größten Nationalautoren. Den Geist ihrer Zeit, die Denkart ihres Volks, die Natur ihrer Sprache wußten sie bis auf Schwächen und Eigenheiten wissentlich oder durch den Einhauch des Genies so zu nutzen, daß sie, nach der Hand ihres Jahrhunderts gebildet, Zöglinge ihrer Nation, auch im vorzüglichen Verstande Schriftsteller derselben werden konnten, die den Genius ihres Volks, wie Sokrates seinen Dämon, zu Rathe zogen und für Zeit und Vaterland schrieben. Griechische, römische, orientalische und bardische Dichter des Alterthums — wie wurden sie von dem Geist ihrer Nation, Zeit und Sprache belebt! wie viel nahmen sie daher, daß sie als Nationaldichter sangen!

Die Griechen insonderheit! Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, wie stark ist ihre National- und Secular-Denkart! Beinahe jeder in dem Grad vortrefflich und über das Gemeine hinaus, als er, aus seiner Zeit, Nation und Sprache schöpfend, sich seine Welt nahm, aus welcher und für welche er schrieb! Beinahe jeder in dem Maße der Liebling seines Volks und der Gott seiner Zeit — jeder wenigstens um so eigner seinem Lande und über fremde Nachahmung erhaben. Ein Baum, der von dem Boden rings um sich Kraft und Säfte zog:

Crescit occulto velut arbor aevo
— incomtis — capillis
— — tulit hunc et illum avitus
Cum lare fundus. [1])

Scholiast, Erklärer, Uebersetzer walte hierüber, wenn er nicht wie eine Hermessäule, sondern als ein Mann, der seiner Zeit, Nation, Sprache zugehört, reden will. Es sei die schwerste, die dunkelste; es bleibt auch die unentbehrlichste Erklärung insonderheit eines Dichters, die Erklärung seiner Zeit- und Nationalsitten. Freilich steigt man hier in die Tiefen der Geschichte, der Sprachkunde, der Poesie, oder nach anderweitigem Inhalt in die Schachten der Kunst, der Wissenschaft herunter — descensus ad orcum! [2]) Aber auch, wenn man im Homer, statt ihn blos mit einer Menge neuer Druckfehler

1) Hor., Carm., I, 12, 45, 41—44, frei gewandt. — D.
2) Vorschwebt das sonst von Herder angeführte Virgilische descensus Averni (Aen., VI. 126.) — D.

herauszugeben, im Pindar, statt daß man ihm, wie unser werthe Landsmann Erasmus Schmid,[1]) durch Uebersetzung und Commentar einen spanischen Mantel umwirft, im Demosthenes, statt daß man ihn, wie unser Reiske, durch Uebersetzung und Aenderung castigirt, im Plato, von dem wir noch kaum eine vernünftige Ausgabe haben: wenn man in diesen völlige Griechen uns zeigte, wie Blair[2]) im Ossian den Barden gezeigt hat und ein Zukünftiger noch das Zeitalter der Skaldrer zeigen soll: welch ein Verdienst um unsre Literatur! Die feinsten Charakterzüge werden sichtbar; ungesehene Schönheiten in neuem Licht; verschlossne Schwierigkeiten nehmen Aufschluß; die Welt, in der der Dichter sang, mit ihr der Dichter wird lebendig; sein Geist vor uns; vor uns nicht blos, wie er ist, sondern woher er der wurde, der er ist.

So denkt der Erklärer, Uebersetzer, Scholiast für jede Gattung Leser, für Kunstrichter, Nachahmer, Nacheiferer. Für Kunstrichter; denn die meisten Irrungen über Werke einer abgelebten Welt, einer ungleichartigen Nation geben sich von selbst ruhig auf den rechten Weg, wenn man sich nur ein memento über die Sitten des Zeitalters und der Nation zurufen ließe. Denn nie hätten die Perraults[3]) in Frankreich und Deutschland über das Lächerliche, Göttliche und Häßliche in Homer so feine Bemerkungen, Programms und Briefe[4]) geschrieben, wenn sie sich mit dem Dichter in eine Zeit, Nation und Stellung hätten setzen können. Erklärt würden sie ihn haben, statt ihn zu tadeln. Noch schiefer abwärts irrt der Nachahmer, der für seine Zeit, Nation und Sprache Nationalschönheiten, Localzüge, Idiotismen nachahmen will, in Dem, der sie der Natur seines Vaterlandes entwandte, freilich illusorisch und reizend; für den Nachahmer freilich künstlich und gelehrt, für Zeit und Nation aber, für Welt und Nachwelt fremde. Nacheiferer wecke man, nicht Nachahmer. Je besser den Alten erkannt, um so weniger geplündert; desto glücklicher nachgebildet, desto eher erreicht. Und das endlich ist

1) Vgl. Th. XIX. S. 145. — D.
2) Der in einer besondern Abhandlung (1763) die Aechtheit des Macpherson'schen Ossian nachzuweisen suchte. — D.
3) Mit Bezug auf Charles Perrault's Parallèle des anciens et des modernes (1688—1696). — D.
4) Herder denkt besonders an die Epistolae Homericae von Klotz. Vgl. Th. XX. S. 153 ff. — D.

copirendes Original, wo keine Copie sichtbar ist, wo man sich an einem griechischen Nationalautor zum Schriftsteller seiner Nation und Sprache schafft: wer dies ist, der schreibt für seine Literatur!

12.

Ich[1]) bin zu weit ab, um zu meinem vorigen Plane über die Sitten der griechischen Dichter noch den entbehrlichern Anhang zuzugeben: wiefern die Sitten eines Dichters und Schriftstellers in seine Werke Einfluß haben können. Gelegener dünkt es mich für die Literatur, über welche ich schreibe, zween Schriftsteller, deren ich über die Griechen viele wünschte, in ein besseres, ihnen eignes Licht zu setzen; sie sind Winckelmann und Lessing.

„So[2]) ist also das Band, das unsre ganze Encyklopädie und Pansophie umkreist — ein Band, groß und breit wie eine Erdzone, mächtig und voll Grazie wie der Gürtel der Venus:[3]) fast ist's ganz in Griechenland, wenn nicht gewebt, so in seinen Grundfäden gesponnen.

Mit einem solchen Volk lohnt es sich doch zu vergleichen? von ihm zu lernen? nach seinem Ruhm zu trachten? O, wenn wir also Griechen in der Dichtkunst, Redekunst, Weltweisheit, Geschichte hätten! Wenn? Vielleicht haben wir sie. Vielleicht ist Bodmer — Philadelphus![4])

---

1) Nach der vorletzten Redaction. Suphan bemerkt: „In der letzten Redaction ist der Schluß von Capitel 12 und der größte Theil von Capitel 13 erhalten. Beide beschäftigen sich mit Klotzens Münzbüchlein, und somit hat hier noch eine Umstellung stattgefunden, durch welche die Beurtheilung von Winckelmann und Lessing in das 14. und die folgenden Capitel kam. Die ersten Abschnitte des Cap. 14 sind auf einem einzelnen Blatte, doch nicht in letzter Gestalt, erhalten; sie begegnen uns überarbeitet im 1. Capitel der Kritischen Wälder." — D.

2) Der Anfang dieser zweiten Abtheilung fehlt; das Wenige, was hier nach Suphan aus der Einleitung gegeben ist, stammt aus der zweiten Redaction. — D.

3) Ilias, XIV. 214 ff. — D.

4) Die Stelle Th. XIX. S. 135, Z. 14—19. In seinem Handexemplar hatte Herder die ihm als arges Versehen bitter vorgeworfenen Worte: „Gerstenberg ein Alciphron" durch „Lessing unser Aesop" ersetzt. — D.

1.

Homer und Bodmer.[1])

Aber warum nicht Klopstock und Homer? Wo hat — anstellen.[2])

Bodmer und Homer! — der Sonne, dem Aberglauben.[3])

2.

Pindar und der Dithyrambensänger.[4])

[Die vordere Partie des Capitels, eine Kritik der „Zwoten Auflage" der Dithyramben, ist hier weggelassen, da sie ihrem Inhalte nach in der für die Allgemeine deutsche Bibliothek, V. I. 37—49[5]) geschriebenen Recension wiederkehrt.]

— Warum ist auf unserm deutschen Parnaß seit einiger Zeit solche tiefe Stille? warum ist derselbe beinahe zur Kunstkammer und zur Werkstätte voll eingeschlossner Luft geworden? Das Genie ist nicht gestorben, aber es wird von Regeln, Mustern, von dem Ideal unsrer feinen, kunstrichterischen und sittlichen Zeit gefangen gehalten. Ermattet in diesen Banden, in den Armen der Kalypso verweibt, hat es nicht die Nerven seiner Stärke, Lust und Muth hat es verloren, sie anzustrengen, und auch wider Willen der bloßen Kunstregeln, im Angesicht aller Censoren von Geschmack, nicht wie sie und Andre, sondern ein großes Selbst zu werden.

— — — — — — — — — — — — —

1) Dieser Abschnitt findet sich in der letzten Redaction, besteht aber nur aus zwei früheren Stellen. — D.

2) In dieser Stelle, Th. XIX. S. 135, Z. 24 bis S. 136, Z. 19, hat das Handexemplar Herder's folgende Aenderungen: S. 135, Z. 27—31 sind die Worte „mehr vom Virgil — Aber Homer?" gestrichen. S. 136, Z. 2 heißt es statt nicht mehr. Der große: „nicht mehr. Der große Glanz von Himmeln, Religion und Wundern, der Alles mit Licht und Strahlen umhüllt: das Erhabene und Engelreine von Sitten, das Uebermenschliche der Leidenschaften, der große". Z. 4 ist stillstehenden vor Gleichnissen hinzugefügt. Z. 9 steht am Rande das nach Ehre gehörende mehr zu sein; daß die Worte die größte Ehre gestrichen sind, kann nur auf Versehen beruhen, oder Herder vergaß, sie am Rande durch eine andere Wendung zu ersetzen. — D.

3) Das ganze Bruchstück der Anzeige von Bodmer's Noachide. Vgl. oben S. 207—220. — D.

4) Alles Folgende nach der zweiten Redaction; die letzte des Schlusses der zweiten Abtheilung fehlt. — D.

5) Vgl. Th. XXIII. S. 1—11. — D.

Und wenn eine Dichtungsart Zwang erleidet und Zwang auflegt, so ist es die lyrische vielleicht. Zum Unglück sind hier die Gesetze von zu wenigen Mustern und meistens von dem einzigen Horaz abgezogen; in ihr sind die größern Originale andrer Nationen, z. B. der Araber, Skalden, Schotten und selbst der Griechen, weniger bekannt, wenigstens nicht so häufig als Vorbilder genutzt; in ihr hat man also auch vielleicht die wenigsten Originalgattungen. „Horaz hat" (wie dies selbst der größte Dichter der Deutschen schreibt und der künstlichste Dichter der Deutschen beweist),[1]) „Horaz hat den Hauptton der Ode durch die seinigen bis auf jede seiner feinsten Wendungen bestimmt. Er hat alle Schönheiten erschöpft, deren die Ode fähig ist. Man kann den Werth einer Ode nicht besser ausmachen, als wenn man frägt: Würde Horaz diese Materie so ausgeführt haben? Das Wesentliche, was die lyrische Poesie fordert, dem sich selbst ein Originalgenie unterwerfen muß, dies Wesentliche hat Horaz durch sein Muster festgesetzt!" O, welcher Horazische Despotismus! Ihr Genies der lyrischen Poesie, lasset uns dies sclavische Land verlassen, wo uns Hauptton, Mythologie, Wendung, und was weiß ich mehr? für Bürden aufgelegt werden! Nach bessern Nationen, nach dem Ursprunge der Dichtkunst wollen wir wallfahrten:

Agros atque Lares — habitandaque fana
Apris relinquere et rapacibus lupis,
Ire pedes quocunque ferent.[2])

Auch der Dithyrambe gehört hieher, wenn nicht seinem Inhalt, so seiner Dichtungsart nach. Dem Inhalt nach ist der dithyrambische Bacchus für uns so fremde, als ich ihn oben ausgerufen; aber sind denn keine Vorwürfe, die uns so national, so interessant, von Jugend auf so lebend in unsrer Seele, so begeisternd sind? Genies, die Ihr Alles aus dem Abgrund Eurer Seele holt, was brauche ich es Euch vorzuzählen, daß auch aus dem Innern unsrer Religion und Nation, unsrer Erziehung und Weltverfassung trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung, rührende Gemälde von menschlichen Affecten und Situationen

1) Klopstock im „Nordischen Aufseher", Bd. 1, Stück 26. Die Anführung ist sehr frei. — D.

2) Hor., Epod., 16, 19—21, wo nach Lares noch proprios, statt relinquere reliquit steht. — D.

gezogen werden können, die selbst den Altar des Bacchus verschmähen?

Und ist dies, so werde die nachahmungslose, feurige Begeisterung des Dithyramben Vorbild; denn bei uns ist leider selbst die schöne Unordnung des Horaz zum abgezirkten Gesetz geworden. Die Einbildungskraft, von einem würdigen reichen Gegenstande aufgefordert, von Musik und Sprache geleitet: diese poetische Phantasie geht, wenn sie sich einmal nicht rasende Ausschweifungen nüchtern vorsetzt, sie geht so sicher ihren himmlischen Sonnenweg voll Glanz und Licht und Feuer, daß der kasteiende Fuhrmann nicht immer hinter ihr sein mag. Zwar wird sie alsdann nicht Horazische Oden, deren Gang ein bittrer Censor so schulmeisterhaft abgezirkelt hat;[1]) sie wird nichts als — Gemälde der Einbildungskraft liefern, die eben dieser Schulverbesserer so geringe hält. Was hat sie aber mit ihnen geliefert? Lebende Abdrücke einer ungemeinen menschlichen Seele; warme Abgüsse der Empfindung in ihren besten Stunden; und als solche, wie weit stehen sie bei dem Kenner von poetischem Gefühl vor allen regelmäßigen Nachahmungen voran! Wählte Karschin zu ihren Gemälden der Einbildungskraft immer würdige Gegenstände, die, in sich mächtig und reich gnug, ihre ganze poetische Seele zu wecken; wählte sie zu ihren hingegossnen Arbeiten nur die besten Stunden, da sich ihr Geist wie aus einer sanften Ruhe erhebt (denn auch ihren Gaben der Musen wird nicht jede Stunde gleich sein): in dieser doppelten Erhebung, was würden von ihr Gemälde der Einbildungskraft sein! Mehr als jetzt ihre Einfälle und Trivialstücke; aber auch mehr als bloße Nachahmungen der Horazischen Muse. Ich zanke mit dem Criticus, der ihr Nachahmung, Correctur und Kunst empfiehlt, da er ihr nichts empfehlen sollte als Würde des Gegenstandes und Achtung für die schönern Stunden, da ihr die Muse erscheint: über Beides werde sie selbst die schärfste Richterin![2])

Von selbst wird also auch die Sprache dithyrambisiren und mit edelm Ungestüm Zaum und Zügel bisweilen abwerfen; sie wird flechten und formen, kämpfen und siegen; aus dem ungedachten und unempfundnen Chaos auch ungesagte Worte sagen, ungegebne Gesetze geben und in neue Wege lenken. Aber Alles nicht, um dithyrambisch zu sein, wie

1) Grillo. Vgl. Th. XIX. S. 145 f. — D.
2) Vgl. Th. XIX. S. 177 f. — D.

es unser Dithyrambensänger und meistens also ohne Grund und Ort und Zweck und Kraft gethan hat, sondern weil sie es so sein mußte, wie Klopstock und Karschin zeugen, von welcher sich auch manche getadelte Zusammensetzungen retten ließen.

Silbenmaße endlich: ungebunden und stark, so viel sie den Affect stützen, so viel sie Musik ausdrücken, so viel sie den Tanz hören lassen können. Dies Können aber, welche steile und unabsehbare Höhe, wenn ich nicht nach Regeln und Mustern ein Baugerüst aufschlagen will! Kann ich mir nicht ein lyrisches Originalstück denken, worin sich Musik und lebendiger pantomimischer Ausdruck und heroischer oder rührender Tanz, alle drei im griechischen Sinn, verbinden, und so die ganze poetische Seele und alle schöne Künste vereint lebten? Eine lyrische Monologue voll Affect und Handlung und Musik und malendem Tanze: die höchste Stufe des Ausdrucks! Wolan, sie heiße Dithyrambe!

3.

Anakreon: Gleim und Gerstenberg.

Zwo Vergleichungen — Spatzen.[1]

Gleim's Lieder nach Anakreon fordern andern Gesichtspunkt, als in den sie Manche gestellt haben: nicht

1) Th. XIX. S. 163, Z. 6 bis S. 166, Z. 18. Das Handexemplar hat S. 163, Z. 7 ihn zuerst, Z. 13 ist des gestrichen, Z. 18 steht Empfindung statt Kritik, Z. 19 und noch feinere Empfindung; S. 164, Z. 1 ist hier gestrichen, Z. 2—4 die Stelle er verschönert — Leser nach, Z. 5 nach durchblickt hinzugesetzt: „den sie besingen", Z. 7 nach Aehnlichkeit: „eines Anakreontischen Moments", Z. 11 vielleicht vor mehr, Z. 13 f. im Ganzen — bemerkbar geändert in: „das Ganze ist oft mit aller schönen Einfalt von der Kunst geschaffen", Z. 17 nach Stücken hinzugefügt: „wie diese offenbar sind", Z. 25 f. ist eigentlichen — zeigt gestrichen, Z. 27 statt aber alles mehr in öfter geändert, Z. 33 zeugen statt leiden und verschönernde statt todte gesetzt, in der letzten Zeile nach ertheilt hinzugesetzt: „und hierin ist Gleim mehr als Anakreon", die Anmerkung gestrichen; S. 165 Z. 5 statt in allgemeinen gesetzt: „nicht aus meiner Aesthetik, sondern aus einzelnen", Z. 23 Einst goldne, statt Z. 28 f. drei Verse: „Und Grazien und Musen | Ihm Myrthen, Rosen, Lorbeern | Zum Ehrenhain gepflanzet." Suphan bemerkt, daß S. 166, Z. 18 ursprünglich stand: „Wie S. und Pfeffel's Krähen." — D.

Uebersetzungen, nicht Umschreibungen, nicht Nachahmungen Anakreon's (sonst verlieren sie jedesmal), sondern Nachbildungen, Umbildungen desselben in Lieder. Wie nun ein Bildchen Anakreon's, ein μέλος von einem Liede abgeht, so muß dies Abweichen auch seinen Umbildungen angerechnet werden.

Anakreon's Gemälde können also mehr Fülle, mehr auf einander Gedrungenes, mehr unverbunden neben einander gesetzte Züge der Einfalt haben, und haben sie; Gleim's Lieder sind länger, schleppender, bleiben an Stärke und Einfalt der Attributen, die sich in Anakreon so freundschaftlich gesellen und gatten, weit zurück; aber dafür ist ja jenes ein Gemälde, dies soll ein Lied sein. Jenes muß Zug neben Zug setzen, Umschweife und Erklärungen vermeiden, es muß immer zum Ende eilen, damit es — ein reizendes Ganze, ein Bild wäre. Am Namen liegt freilich nichts; ich frage aber die Kenner des Anakreon's, ob die meisten seiner Gesänge nicht kleine Phantasien sind, die Alles verlören, wenn man ihnen ihren Anschein als ein Ganzes, ihre zu Ende laufende Kürze, ihren schönen Contour nähme, in welchem sie sich oft freilich einem Sinngedicht, einer Pointe nähern. Und ist dies, so frage ich zum Zweiten, ob nicht ein Anakreontisches Gemälde, es sei nun Nachbildung oder Nebenoriginal, ob es nicht das Beste verliere, wenn es aus diesem Contour weicht, und weil es zu einem Einfall vorbereiten, ihn erklären, ihn erläutern, ihn auseinandersetzen will, uns den Anblick des schönen Ganzen benimmt? In ihm sind wir alsdann ja immer im Detail, und wenn es das schönste Detail wäre! Hiernach mag mich das Publicum gegen einen großen Kenner Anakreon's richten, der diesen lehren will, seine Gedanken, seine Empfindungen manchmal mehr vorzubereiten, damit — das Ganze verschwinde.

Lieder sind keine solche Gemälde; sie haben ihren eignen Schwung und eigne Falltöne: jener mußte also fast immer vom Anakreon abweichen, diese mußten sich mehr durcheineinanderziehen, damit ein lyrischer Gesang würde. Man lese jedesmal ein Stück Anakreon's voraus und ergetze sich am niedlichen, vollen, einfältigen Anblick, dann singe man ein Lied von Gleim, und man wird aufhören, sie als bloße Nachbildungen zu betrachten: willkommen wird sein der feine Sinn, der in die meisten neu eingelegt worden; willkommen das

mehr Zeitmäßige, der mehrere geistige seelenvolle Reiz; die fruchtbaren Abbiegungen von Anakreon's zu einfacher Wendung: „Gebt mir zu trinken! ich will lieben!“ Angenehm dem Ohre werden sein die lyrischen Falltöne, die bei dem bloßen Lesen, neben Anakreon insonderheit, oft ermatten, die unsrer Sprache originale Stärke des Ausdrucks und der Wendungen. Ob aber alle noch beibehaltne Vorwürfe Süjets zu Liedern, ob in allen durchgängig Liederton sei, ob nicht Manches, an sich schon nicht Lyrische und jetzt noch über Anakreon weitläuftig Umschriebene schleppe, ob nicht manche Lieblingswendung Gleim's in der Sprache zu oft wiederkomme: es bleibe dies, bis ich von Liedern rede. Da warten Chöre von Sängern: Hagedorn und Kleist, Gleim und Lessing, Uz und Weiße.

Hier aber winkt ein andrer Anakreon, den die Göttin des Wohllauts, die himmlische Harmonie, die Muse der süßen Empfindung und die jugendlich blühende Phantasie, drei Schwestern der Anmuth, als ihren Liebling begeisterten. Gerstenberg's Tändeleien — geboren war.[1])

4.

Tyrtäus und der Grenadier.

Tyrtäus und — viere.[2]) Und da wir diese griechischen vier durch die biegsame Poesie unsers Weiße auch in unsrer Sprache lesen können, so mag, wer da will, vergleichen! Ich mache lieber zu unserm Tyrtäus einen

Anhang
von den
Amazonen- und Schweizerliedern.[3])

Die Amazonenlieder sind Ausmalungen von erdichteten rührenden Situationen: von dem Abschiede eines jungen

---

1) Th. XIX. S. 177, Z. 3—12. Das Handexemplar verbessert Z. 9 „Orpheus sie in seinem 59. θυμίαμα anrufet“. — D.

2) Daselbst S. 166, Z. 14 v. u. bis S. 168, Z. 20. Im Handexemplar ist Z. 11 bis Z. 9 v. u. ich sage — Sparta gestrichen, Z. 10 und 9 steht: „daß aber der Deutsche durch seine Lieder nicht eben denselben“, S. 168, Z. 10 Nationalsprache statt Nationallaune, Z. 11 ist Eure in den Ton Eurer verändert. — D.

3) Weiße's Amazonenlieder erschienen 1760 (vgl. oben S. 355, Anm. 4). Lavater gab 1767 ohne seinen Namen zu Bern heraus: „Schweizerlieder, von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach.“ — D.

Helden, von dem Empfang seines Bildes, von dem Tumult einer Schlacht und von seinen Thaten in ihr; von seiner Rückkunft und wieder vom Schlachtgetümmel; von der Flucht der Feinde, dem Siege und der Siegesfreude; von dem Verlust einer Schlacht und von dem Anblick des verwundeten Liebhabers; von seinem Fall, seinem Begräbniß: lauter Gemälde, von einer reichen, blühenden und heldenmäßigen Phantasie entworfen. Durch sie wird also die ganze Situation lebendig. Bei dem Abschiede des Helden hören wir Pauken- und Trompetenschall und rufenden hohen Schlachtgesang; wir sehen die stolze Fahne sich entwickeln und voranflattern, wir sehen den Speer schwingen, sehen das schnaubende, klirrende, dampfende, wiehernde Roß, den über den Verzug fluchenden Krieger, sein schluchzendes Weib und das Kind, das er mit väterlichem Ungestüm drückt und fortschickt; wir sehen den Jüngling sein Schwert umgürten; wir sehen den thränenvollen tapfern Abschied: die ganze Situation lebt. So lebt der ganze Aufzug seiner Rückkunft; so lebt der Anblick des Streitenden, des Verwundeten, des Fallenden, des Todten, des Begrabenen; so lebt sein edles Pferd, so lebt insonderheit das Getümmel der Schlacht, von einer feurigen und oft wilden Einbildungskraft gemalt, die allemal die Zeugin eines großen Dichters ist: warme Abdrücke dieser brennenden Phantasie, enlargement of mind.

Sogar daß diese Ergießung der Seele auch Nebenumstände ihrer Situation wie im schnellen Strudel mit sich fortreißt, und weil diese oft zu entfernt scheinen, uns bisweilen in dem angenehmen Betruge stört, aus dem wir nicht wollen gestört sein. So muß z. B. auf dem Sandhügel der Amazone Alles ringsum, Hügel und Straße, Himmel und Fichte, der das Rohr durchpfeifende Wind und das Sonnenbild im Wasser, der sich härtende Marmor und der junge Wald — Alles wird in die Situation eingeflochten: der Wandrer, der den Brief bringt, und selbst das Siegel des Briefes; die dreimalige Ehrensalve und endlich wieder die rauschende Fichte, nach ihrer Höhe und Breite, nach Aesten und Stamm: Alles wird von der verschwendenden und bisweilen üppigen Einbildungskraft fortgerissen, die sich an mehr als einem Ort in den Strom auch von Nebenzügen stürzt und mit spielender Hand sie, wozu sie will, zu brauchen weiß. Das sind die Amazonenlieder im Großen und Kleinern,

in Bildern und Sprache und Silbenmaß, leicht hingeworfne Gemälde einer sehr poetischen Einbildungskraft.

Aber Amazonenlieder? Schlachtgesänge? Nachahmungen des preußischen Grenadiers? Keins von dreien, und das letzte am Wenigsten. Ich zanke also mit dem Recensenten,[1] der an so unrechtem Ort eine Strafrede wider unsre Nachahmer und genielosen Nachahmer hält, die Amazone für einen Pendanten des Grenadiers erklärt und sie völlig als solche beurtheilt — und ich wüßte nicht, ob mir auch nur eine Vergleichung einfiele, wenn mich nicht Silbenmaß und der Titel Amazonenlieder darauf brächte.

Aber warum Amazonenlieder? Ist etwa die Amazone selbst Streiterin, selbst Heldin, selbst Erretterin des Vaterlandes? Nein! sie bleibt zurück, sie hört nur von ferne die Schlacht; sie nimmt sogar an Allem blos durch ihren Liebling, nie unmittelbar Theil; sie ist nichts als — Liebhaberin. Freilich eine Liebhaberin von Gefühl der Ehre, von mehr als weiblichem Muth, von männlicher Entschließung, die ihm in die Schlacht folgen will, die — aber um des Alles willen Amazone? Meinetwegen stehe statt des weitschweifigen Titels: heldenmäßige Geliebte, dieser poetische Name da — nur nicht aber diese poetische Amazone mit einer „aus der alten Geschichte" verwechselt! denn dies waren ja ganz andre Geschöpfe. Selbst in den Krieg ziehend, selbst würgend, sieghaft, verwundet — kurz, weibliche Grenadiers; und hätte Weiße [sie] als solche singen lassen, freilich, so wäre er Nachahmer, Pendant. Aber jetzt ist seine Amazone eine andre: nicht selbst zur Schlacht eilen, aber den Eilenden nicht zögern; nicht selbst streiten, aber den Liebling streiten sehen, und höchstens für ihn streiten; nicht selbst siegen, aber blos den Sieger umarmen: das ist unsere Amazone! Der Censor schiebt dem Dichter einen treuherzigen Rath unter und will ihn nach diesem Rath richten.

Die Amazone singt: aber Schlachtgesänge, Siegeslieder, im Namen des Heeres? für das Vaterland? Nichts! Malerische Scenen, große Anmunterungen ihres Jünglinges, Aufwallungen der Phantasie — ich mag nicht immer sagen: der Empfindung, und noch weniger der lyrischen Empfindung. Weder zu Trompeten des Krieges oder Friedens noch zur

---

1) Im 266. Literaturbriefe. Der Brief ist von Nicolai. — D.

verliebten oder traurigen Laute sind diese Lieder sangbar: Mittelgeburten zwischen Schilderung und Empfindung, überschwemmen sie oft das Silbenmaß mit Gemälden oder so reißenden Scenen, daß die Seele, ganz Auge, Farben und Bilder zu hören vergißt. Selbst bis auf die Uebersetzung der Kriegslieder Tyrtäus'[1]) erstreckt sich dies; der Ton des Griechen ist verändert. Nicht mehr der starke, Muth einsprechende Tyrtäus, der auch in seinen Gesängen Grund an Grund,[2]) Schild an Schild schließt, der auch in seinem Ton die gesetzte Fassung, den unerschütterten Ernst behält: in den schönen deutschen Liedern ist er malerisch und fragend, ausrufend und aufgebracht — Tyrtäus vom Verfasser der Amazonenlieder.

Zudem das Silbenmaß! So starken Kriegeston es bei Gleimen hören läßt, so enge und zerhackt dünkt es mich für die überwallenden Amazonenlieder und beinahe selbst für den griechischen Tyrtäus. Wenigstens hat es uns in der Bibliothek der schönen Wissenschaften Lodbrog's Sterbegesang so verdorben, daß ich außer ihm in diesem schätzbaren Werk keine schlechtere Uebersetzung kenne als etwa noch die Romanze auf die schöne Rosemunde,[3]) die bei ihrer romantischen edlen Süßigkeit im Deutschen steif und mißgeboren ist.

Noch minder sind der Grenadier und die Amazone Geschwister, da die letzte nichts als poetisches Geschöpf ist, ohne Zeit und Ort, ohne Nationalcharakter und historische Situationen. Freilich entgeht dem Dichter damit Bestimmtheit seiner Charaktere; denn jetzt sind seine Amazone und sein Held nichts als schöne Gespenster, Larven einer halb verliebten, halb kriegerischen Schwärmerei. Ihm entgeht Mannichfaltigkeit der Situationen, das Rührende, das aus Individualfällen gezogen wird, und dann insonderheit Nationalruhm. Dieser Verlust aber, trifft er die Amazone? Ja, wenn sie, wie gesagt, eine Heldin für ihr Vaterland, selbst eine Augenzeugin der Schlachten, eine historische, weltbekannte Amazone, ein — Grenadier sein wollte. Alsdann freilich „müßten die Gesinnungen des Grenadiers auch sie be-

1) Im Anhange. — D.
2) Soll es heißen „Fuß an Fuß", wie bei Tyrtäus? — D.
3) Fair Rosamund aus den Reliques von Percy. Vgl. Herder's Werke, V. S. 179 ff., wo auch der Uebersetzung gedacht wird. — D.

geistern", alsdann „müßten diese Gesinnungen durch die Liebe zum Vaterlande erzeugt werden", alsdann „müßte die Amazone ein bestimmtes Vaterland und bestimmte Schlachten haben". Ist alles dies muß aber jetzt? Es ist einmal ein falsches Präsuppositum, daß sie die Gesinnungen des Grenadiers, heroischen Geiz nach Gefahren, Stolz, für das Vaterland zu sterben, habe: ihr Jüngling ist ihr Vaterland, Liebe zu ihm die vornehmste Triebfeder. So war ihr also Nationalcharakter, historische Bestimmtheit nicht so unentbehrlich; hätte sie nur als poetisches Geschöpf mehr Charakter, mehr Bestimmtheit erhalten! Weg also mit unpassenden Parallelen! weg auch mit der possierlichen Vorrede! Die Amazone ist ein poetisches Geschöpf, ohne Zeit und Ort. Sie mißt sich weder mit dem unsterblichen preußischen Nationalsänger noch auch mit dem Pöbel der Amazonen, „unsern gehoseten Mädchen mit fürchterlichen Federhüten",[1]) sie ist eine Tochter der Phantasie, voll Leben und Glanz und wildem, beinahe Shakespeare'schem Feuer!

Ganz anders muß ich von den Schweizerliedern urtheilen: sie sind Nachahmungen, aber auch beinahe Gegenbilder von den Tugenden des Tyrtäus Gleim. Die Härte des Grenadiers ist deutsche originale Stärke, die Härte des Schweizers ist undeutsche, barbarische Rauhigkeit, und nichts ist vielleicht weniger wahr als das Wort des Verfassers:

„Wenn, Leser, Dir mein Reim gefällt,
Dank's dem Tyrtäus Gleim!
Der sang von Helden wie ein Held,
Und Dessen ist mein Reim!"

Kaum! und gilt dies nicht vom Reime, so von dem Geiste desselben noch minder. Die historischen Lieder sind — historische Lieder: nichts mehr! Ihnen fehlt der poetische Geist der Illusion, der nicht wie aus einem Historienbuch erzählt, sondern Alles selbst gesehen hat, uns Alles selbst zu sehen zwingt. Eben dies erregende Feuer, das uns anglühe, das uns an Theilnehmung zu Schweizern mache, das unser Herz für seine

1) In Weiße's Vorrede hieß es: „Wer hat das Herz, uns zu widersprechen, daß es auch zu unsern Zeiten Amazonen giebt? Kein Heer zieht vorüber, das nicht von einer Menge gehoseter Mädchen mit fürchterlichen Federbüschen begleitet wird." — D.

Nationaltugenden und Wünsche und Anmahnungen empöre: es fehlt ganz auch in den patriotischen Liedern. Indessen sei uns der Schweizersänger, wenn nicht mit seinen Gesängen, so doch in seinen historischen und Nationalsituationen, in seiner Materie und Absicht, die freilich edle Patriotin ist, Erinnerer sei er uns, auch die Geschichte und Vorwürfe unsers Vaterlandes zu nutzen, Nationaldichter, Begeisterte des Apollo Patrons zu werden: eine neue Welt voll Materie, Interesse und poetischer Bezauberung. Alsdann lasset uns die großen Nationalsänger, Griechen, Skaldrer und Barden zu Mustern nehmen, deren Bekanntmachung ich Jedem, der es kann, empfehle, und der Bibliothek der schönen Wissenschaften, den Hamburgischen Uebersetzern und den Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur für die Mittheilung einiger solcher Nationallieder als für das angenehmste Geschenk danke.

5.

Theokrit und Gesner.

Von allen — Musen bedient.[1])

---

1) Th. XIX. S. 168, Z. 8 v. u. bis zum Schlusse von S. 176. S. 168, Z. 4 v. u. hat das Handexemplar Herder's: „des besten Kunstrichters folgen, den wir über die Schäfergedichte haben", S. 169, Z. 13—12 v. u. sind ja, darunter und doch schon gestrichen, Z. 7 steht hat statt behält, Z. 4 nach thun? „Unmaßgeblich dies!", Z. 3 also unmaßgeblich. S. 170, Z. 5 ist Zuerst also gestrichen. Statt der Stelle Z. 8—16 Könnte — konnte schrieb Herder: „Die Väter, die ältesten Söhne der bukolischen Muse sind verloren, Jahrhunderte verloren, selbst die meisten Gedichte von Bion, dem Lehrer Theokrit's, verloren: wo wissen wir, wie sie die Natur porträtirt haben? Der nach unserm Kalender die Epoche des Schäfergedichts macht, Theokrit, ist ein später Dichter: er hatte eine Reihe von andern vor sich; schon sein Zeitalter verband ihn, die Natur zu verschönern oder fast — verschönernd nachzuahmen." Z. 17 ist hat er verschönert gestrichen. Z. 21 f. steht „die ältesten Beispiele bestätigen dies", Z. 4 v. u. „zwar aus äußern Ursachen der" und nach kenne noch: „Agrestis tum Musa vigebat!" Z. 2 v. u. nach „Empfindungen?" noch die Fragen: „Nach welchem Ideal? bis zu welchem höchsten Punkt verschönert?" l. Z. hört theils; S. 171, Z. 1 „sein: theils hat sie", Z. 3 ist „Wir wollen — sehen" gestrichen, Z. 4 steht nach sein noch „er wandelt in der himmlischen Milchstraße", Z. 5 heißt es „Gott. Sein ist", Z. 6 fehlt mehr, Z. 8 steht statt Engel — gewisses: „Engel. Seine Zeit ein einmal

beliebtes Arkadien, ein", Z. 11 fühlen statt werden, Z. 13 „Zweck. Noch mehr", Z. 21 aber, 24 f. „und eben — geführt", Z. 4 v. u. vollkommen und S. 172, Z. 14 „der Dichter thut" gestrichen. Z. 17 steht woher nicht? statt allerdings! Z. 20 „Wenn aber durch diesen Kunstgriff der Leser", Z. 21 zurückgeführt würde? Z. 22 er wird vor auch, Z. 32 f. Gehorsamer Diener! gestrichen. S. 173, Z. 2 sein Ideal, Z. 6 Mein Ideal, Z. 17 so viel statt Vieles, Z. 21 statt „Idyllenschönheit. Dies ist": „Idyllenschönheit — der Mittelstrich meiner Untersuchung:", Z. 3 v. u. „Politisch oder besser zu sagen Griechisch". S. 174, Z. 1 ist also gestrichen, Z. 6 f. steht statt Wasser ja — es sein: „Wasser. Ja, da auch dort nicht einmal die Helden den seligen Göttern gleich waren: so sollten's Theokrit's Schäfer sein?" Z. 10 statt Aber — dabei: „Dabei gewinnt Theokrit augenscheinlich.", Z. 11 seine statt sein, Z. 12 f. „so haben sie auch — Leben!", Z. 14 Gesner und gestrichen. Statt Gesner, der — Charaktere (Z. 24, 28) ist gesetzt: „Gesner bequemte sich seiner Zeit auf andere Weise: er nahm sich ein höchst verschönertes Ideal: er setzte sich aus unsern Sitten weg, in ein goldnes Zeitalter, in die unverdorbene Natur, in die beliebten Gegenden glücklicher Hirten von unverdorbenem Herzen und Verstande. Vorangeschickt dies höchste Ideal, ward Theokrit sein Muster: in diesem Muster suchte er Regeln, die er, sofern sie mit der Idee seines Genies bestanden, befolgte — so ward er unser Theokrit. Was ist er gegen den Griechen? was für uns? Gegen den Griechen ist ihm durch sein Ideal etwas von Bestimmtheit der Charaktere entgangen." Z. 3 und 2 v. u. ist statt Gesner ist — aber gesetzt: „In ihnen ist er vortrefflich, und da er diese Schilderungen immer nur einflicht, und sie höhern Absichten blos unterordnet; so völlig untadelhaft. Aber". S. 175, Z. 2 Diese statt Sie, Z. 3 vor wenn aber steht noch: „und ich kenne von allen griechischen Idyllen keine, die blos ein Landschaftsgemälde sei:", Z. 19 vor die Süßigkeit eingeschoben: „Es sei indessen gleiche, dieselbe ist's nicht", Z. 3 v. u. abschreiben statt hinzusetzen. S. 176, Z. 1 statt Ich preise ihn allen Deutschen an, von findet sich der längere Zusatz: „Ja, was wäre ich, wenn ich blos abschriebe: ich setze aus aller Ueberzeugung meines Gefühls dazu: die frohe Unschuld, die sanftesten Empfindungen der Menschheit, die heiterste Tugend und die stillesten Freuden singt seine Flöte, wie sie nicht Theokrit, nicht Moschus, nicht Bion sang, und ich ärgere mich, daß ich hier noch vergleichen soll. Der Gott der Liebe, der Gesner's ländliche Muse beschleicht, ist nicht der unnütze griechische Amor: er ist ein Kind der himmlischen Schönheit und Liebe, ein Bruder der Unschuld, ein Geber der süßen, unvergälleten Freude. Schön ist die Seele der Gesner'schen Schäfer: sanft die Aufwallungen ihres Herzens und gülden ihr Lebensalter. Entbrannt in die veredelte Natur, schuf er sich ein Elysium, das insonderheit für unser moralisches Gefühl, für unsere feine Gesellschaftsneigungen, für die uns zu Theil gewordene Bildung reizender, besser und auch vielleicht interessanter ist als Alles im alten Griechen, in welchem überdem an Gesner's schöne Naturscenen und Landstücke nicht zu denken ist. Ich preise also Gesnern Jedem an, der sich „in seinen schönsten Stunden aus unsern Sitten wegsetzen, Gemälde von stiller Ruhe und sanftem, ungestörten Glück sehen, die unverdorbne Natur in aller ihrer Schönheit sehen, und — ich weiß nichts Höheres zu sagen als: seine Seele veredlen will. Allemal wenn ich ihn lese, sitze ich mit ihm, wie mit Phädrus, unter dem Sokratischen Ahorn [Phaedr. p. 279 B.], sehe idealische Schönheit und endige mit dem Sokrates beim Plato: „O geliebter Pan, und alle Ihr andern Gottheiten

6.

Aesop und Lessing.[1])

Wer, wenn er alle französische Fabeltheorien, von der schönen Allegorie, der schönen Vorrede, Erzählung und Moral, dem vertraulichen und lustigen Ton, dem poetischen Schmuck — und was noch an den zehn Geboten der Fabel fehlen möchte —[2]) wer würde denken, daß noch ein Fabelding mehr in der Welt sein könne, was nicht die Fabel — des La Fontaine wäre! Es kann nicht blos sein, sondern es ist, es ist in Theorie und Ausübung da: gründlich und glücklich. Mag nun die Fabeltheorie der Fabel oder diese jener zu gut da sein: gnug, sie helfen sich einander auf Schwächen und glänzenden Seiten aus, bauen gemeinschaftlich auf die Trümmern aller unäsopischen Fabeln und Fabeltheorien und nennen sich — Lessing's Aesopische Fabeln.

Lessing, ein Kopf, der Alles sein kann, was er sein will, hat sich an ein neues oder vielmehr an die Wiederaufrichtung des ältesten Fabelgebäudes gemacht. Wider La Motte und Richer, Batteux und Breitinger hat er das Wesen der Fabel in der philosophischen Theorie, wider Phädrus und La Fontaine in dem Vortrage selbst gerettet, nach Jahrtausenden die fabelnde Muse aus dem Gebiet der Poesie, wo sie sich das Bürgerrecht angemaßt, in ihr Vaterland, die lehrende Prose, zurückgeführt und in Kürze, Einfalt und philosophischem Sinn nichts mehr und weniger palingenesiren wollen als — die Fabel Aesop's.

„Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet oder auch wol an ganz und gar keinen

---

dieser Gegend: gebt mir, daß ich von innen schön werde, und daß das Aeußere, und was ich nur habe, ähnlich und freundschaftlich dem Innern sei. Reich müsse ich Niemanden halten, als den Weisen, und von andern Gütern falle mir nur so viel zu, als womit nur der Mäßige zufrieden ist." — Das ist Gesner für die moralische Empfindung, für den feinen Geschmack, und auch den Dichter preise ich an, um von". S. 176, Z. 5 steht ihm statt uns, Z. 6 sein statt unser, Z. 7 fehlt drei, Z. 9 steht sonst statt aus Theokrit, Z. 11 „Jeder nach dem Geschmack seiner Zeit", Z. 22 unser Hang statt unsere Laune. — D.

1) Vgl. Th. VI. S. 179 ff., XIV. S. 204 ff., XV. S. 66 f. 97 ff. — D.

2) Hier sind die Worte durchgegangen ist in der Feder stecken geblieben. Zur Sache vgl. man Lessing's „Abhandlungen von der Fabel" (Th. X. S. 60 ff.). — D.

Vorfall, sondern blos an diese oder jene allgemeine Wahrheit bei Verfertigung der ihrigen gedacht." Hat Lessing den großen Unterschied übersehen können, der sich daher zwischen der alten und neuen Aesopischen Fabelwelt findet? der sich auch zwischen Aesopus und seine Fabel setzt?

Mit Streit und Blutvergießen unter dreien Nationen erkämpft er sich folgende Erklärung der Aesopischen Fabel: ein allgemeiner moralischer Satz; auf einen besondern Fall zurückgeführt; diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilt; eine Geschichte daraus gedichtet, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: diese Erdichtung heißt eine Fabel.[1]) Ist mir's erlaubt, hienach Aesop und den jungen Aesop zu untersuchen? Erkennen wir in der Erklärung den alten Aesop, so sei sie richtig; erkennen wir Lessing, so sei er Aesop: so stehe seine Bildsäule durch die Hand eines Lysippus[2]) vor den Statuen der griechischen sieben Weisen!

Ein allgemeiner moralischer Satz? Lessing will's. Mit leichter zuverlässiger Hand streicht er aus de la Motte und Richer das Wort Regel Lehre, Unterricht[3]) und aus Breitinger beide aus und setzt mit einem Machtspruch wider Holberg und Baco sein Wort drüber.[4]) Aber wie? Ich schlage hin, ich schlage her in meinem alten Griechen, und wo ist der allgemeine moralische Satz hinter jeder Fabel? Lebensregeln, Erfahrungssätze, Klugheitslehren, kurz, griechische Weisheit aus dem menschlichen und bürgerlichen Leben — ja, die finde ich auf allen Seiten, und man weiß, was Aesopus daher bei seinen Griechen, und was auch im Erziehungsplane Quintilian's gelte. Aber allgemeine Moralsätze? Kaum darf ich meinen Augen trauen, bei Lessing, in einer philosophischen Erklärung nach aller Form, und dazu nach so gelehrten und gründlichen Widerlegungen eine

1) Am Schlusse der ersten Abhandlung: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher .... erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel." — D.

2) Berühmt durch seine idealische Darstellung Alexander's des Großen. (Hor., Epist., II. 1, 240. 241.) — D.

3) De la Motte braucht instruction (Lehre), Richer précepte (Regel), Breitinger Lehre und Unterweisung. Bei Herder muß demnach eigentlich Lehre, Regel stehen, oder wenn er nicht die Reihenfolge beachtet, Regel, Lehre (ohne Unterricht). Unterricht kann nur Erklärung von Regel sein. Genau wäre Unterrricht, Lehre. — D.

4) Lessing widerlegt außer den drei Genannten nur noch Batteux. — D.

französirende Behauptung zu lesen, die sicher zwei Drittheile von Aesop aufräumt: welch ein La Motte, Batteux, Saint Mard, Fontenelle könnte grausamer behaupten!

O, die Phrygier werden viel zu spät klug,[1]) als daß mein alter Phrygier allgemeine Moralsätze hätte ausfabeln wollen. Und er, mit allen seinen sieben Weisen beinahe, wird völlig aus seiner Zeit gefabelt, wenn ich nichts als solche in ihm suche! Wie selten finde ich sie! und die ich finde, was sind sie eben gegen die lebendsten besten Fabeln, die sich auf eine politische und menschliche Situation, auf einen ihm gegenwärtigen Vorfall des Lebens bezogen und nichts als eine — *γνώμην* in sich enthalten. Man übersetze dies Wort, wie man wolle, Sentenz, Regel, Lehre, Unterweisung, allgemeiner praktischer Satz: wenn nur allgemein nicht so viel als abstract und praktisch so viel als moralisch bedeutet, so ist Alles besser, dem alten Fabellehrer der Klugheit angemessener und — die Fabeltheorie Aristoteles'.[2]) Mich wundert, daß Lessing, der Diesem so sehr folgen will, ihn in diesem ganzen Geist der Fabel aus der Acht gelassen, wie die Fabel eigentlich zur Ueberredung des Volks (*δημηγορικός*) sei, in welche Classe auch die zwo von ihm angeführten gehören[3]) — ihn aus der Acht gelassen, da er nachher von dem, was allgemeiner praktischer Satz (*γνώμη*) heiße, weitläuftig und genau philosophirt. Hätte Lessing auf diese Gnomologie des Aristoteles ein Auge gehabt, welche Erläuterungen hätte er darüber gegeben: daß die Lehre der Fabel Aesopus' ein allgemeiner Satz sei, weder individuell noch abstract (*οὐ περὶ τῶν καθέκαστον, οὔτε περὶ πάντων καθόλου*), sondern *περὶ ὅσων αἱ πράξεις εἰσί, καὶ αἱρετὰ ἢ φευκτά ἐστι πρὸς τὸ πράσσειν,*[4]) über das, was zum menschlichen Leben gehört, was man in ihm fliehen und erwählen müsse. Hier lebt die Fabel Aesopus'; aus dieser Welt aber herausgerissen, unter einen allgemeinen moralischen Satz gezwungen, verliert sie eine Menge von Süjets, das beste Licht des Anschauens, Schönheit und Wahrheit. Wie selten sind doch dazu besondere Fälle, die einen allgemeinen Moralsatz erkennen lassen! wie selten (oder genau zu reden, vielleicht gar nicht) sind

1) Sero sapiunt Phryges. — D.
2) Rhetor., II. 20. — D.
3) Eine des Stesichorus und eine des Aesopus. — D.
4) Rhetor., II. 21. — D.

dazu die handelnden Personen der Fabel! und ich befürchte, daß es mithin unter sieben lahmen kaum eine gesunde geben dürfte. Wie geschwächt endlich die Gewalt, die feurige und wirksame Macht der Fabel, wenn sie blos auf trockne Moral eingeschränkt werden soll! Lessing selbst verlöre seine besten Einfälle — — doch ich wollte hieraus nur etwas zur Parallele.

Aesop's meiste Fabeln beziehen sich auf menschliche Handlungen und die Klugheit seiner Zeit: sie leben! Viele von Lessing und den Neuern sind aus dieser lebenden Welt in die Welt der Bücher, der Gesellschaften, der Künste und Wissenschaften, des Umganges geflohen; von hieraus enthalten sie einen Erfahrungssatz, eine Schriftstellerregel, eine Bemerkung, eine muntere Sentenz. Der Unterschied muß Jedem offenbar werden, der Aesop und Lessing liest, und Jedem erklärlich werden, der Aesop's und Lessing's Zeiten kennt. Mag unser Aesop also für unsre Zeit so unterhaltend, so munter, so voll leichter Bemerkungen und angenehmer Einfälle sein, als der Phrygier für die seinige voll mürrischer alternder Lebensklugheit war; er also vielleicht nicht so für uns, unserer noch weniger für jene, jeder ein Lehrer seiner Zeit: wer aber von mehrerer innerer Würde? von reicherem Fabelinhalt? von mehr mächtiger Anschaulichkeit für Menschen? von stolzerem Wesen der Fabel?

Zweitens. Ein allgemeiner praktischer Satz auf einen besondern Fall zurückgeführt. Lessing setzt einen einzelnen Fall statt Handlung, und hat Recht, wenn die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung des Drama oder der Epopöe verwirrt würde. Wie, wenn aber das Wort Handlung im eigentlichern, in dem einmal in der Philosophie der schönen Wissenschaften angenommenen, im — griechischen Verstande und nicht nach dem Eigensinn eines Batteux genommen würde: könnte es schaden? Hier ist Aristoteles:[1])

1) In dem freigelassenen Raume von zwei Zeilen sollte die Stelle des Aristoteles stehen (Rhet., II. 20.): *Εἰσὶ δ' οἱ λόγοι δημηγορικοὶ καὶ ἔχουσιν ἀγαθὸν τοῦτο, ὅτι πράγματα μὲν εὑρεῖν ὅμοια γεγενημένα χαλεπόν, λόγους δὲ ῥᾴω.* Daß Herder den Aristoteles nicht blos aus Lessing kannte, ergiebt sich daraus, daß er oben eine von Diesem nicht angeführte Stelle aus dem folgenden Capitel gab. — D.

Und könnte es blos nicht schaden? Nein! es nutzt augenscheinlich. Jede Fabel, die einen Erfahrungssatz in Ausübung zeigt, ist schöner (anschauender und nützlicher, philosophisch und praktisch besser) als eine andre, die ihn blos an sich ausdrückt. Die Fabel, die die Begierde, die Sucht, die Anstrebung, groß zu werden, als die Quelle des Unglücks zeigt, ist schöner, als die den Lehrsatz: „Groß sein ist eine Quelle des Unglücks", in einem einzelnen Fall zeigt. Das Licht der Anschauung wird mehr auf einen Punkt vereinigt, die Fabel bekommt also mehr Einheit, mehr Andringendes, mehr Theilnehmung, wenn nicht ein allgemeiner Satz in einem besondern Fall, sondern ein praktischer Satz in einer Art von Ausübung, durch Begierde, Unternehmen u. dergl., und um allen Wortstreit zu verhüten, nicht in statu quodam interno aut externo, sondern in mutatione status, d. i. in Handlung, erscheint.

Vielleicht aber, daß dies Wort, als Erläuterung geltend, nicht als wesentlich in die Erklärung der Fabel gehört? Ich glaube wohl; denn eine Fabel ohne Handlung ist — eine schlechte, wenigstens keine Aesopische Fabel. Ich führe z. B. den Satz: „Groß sein ist gefährlich" auf einen einzelnen Fall zurück, gebe ihm die Wirklichkeit und erzähle: „Der Schmeichler Damokles saß auf seinem königlichen Thron, umringt mit Freuden und Wollust: plötzlich sieht er das herabhangende blinkende Schwert; bleich und blaß erzittert er: „König, laß mich vom Throne dieser gefährlichen Herrlichkeit!" Habe ich eine Aesopische Fabel gemacht? Kaum! ein Exempel aus der Geschichte, eine Erzählung, und wenn ich das eine Wort saß, sah[1]) ändere, ein historisches und in seiner Deutung allegorisches Bild. Und so soll auf einer einzigen Zeitänderung die ganze Last der Aesopischen Fabel beruhen? die Modification eines Tempus soll die Fabel vom Exempel, von der Erzählung, von dem historischen und allegorischen Bilde sondern? So will es Lessing, nicht aber Aristoteles, nicht Aesop.

Sorgfältig unterscheidet der Erste Fabel und historisches Beispiel im Wesen, in der Erfindung und im Ge-

---

1) Herder meint, er habe oben sah geschrieben; verändere man saß, sah in sitzt, sieht, meint er, so habe man ein bloßes historisches Bild. — D.

brauch;*) blos durch Fiction unterscheidet er Fabel und historisches Exempel, und bei der Fiction wüßte ich wieder nicht, wie Fabel sich von einem allegorischen Bilde oder von einem sinnreichen Einfall unterschiede, wenn nicht, daß diese Erdichtung — ein Ganzes sei, Anfang, Mittel und Ende habe, in dem einzelnen Fall Veränderung vorgehen lasse, folglich Handlung enthalte. Ich weiß nicht, warum man sich an diesem so angenommenen Worte stoße, wenn man es recht erklärt; aber recht erklärt, ist es auch nicht mit Lessing „eine Folge von Veränderungen", noch auch mit Batteux, wie Lessing ihn wenigstens erklärt,**) „ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschieht", sondern hier bei der Aesopischen Fabel „das Ganze einer Fiction, das in einer gewissen Veränderung einen Satz der Lehre anschauend zu erkennen giebt".

*) Ich wundere mich, wie hier Lessing dem Aristoteles einen fremden Sinn andichtet, um — ihn philosophisch widerlegen zu können. Aristoteles sagt: „Die Fabel, als Fiction, ist für einen aufgeräumten Kopf leichter zu erfinden; das Beispiel als Erinnerung vergangener Sachen, schwerer. Jene ist dem Volk angemessener und kann durch die feurige Anschauung dasselbe lenken: sie ist demegorisch; dies, das Exempel, wäre bei Berathschlagungen nützlicher (*χρησιμώτερον πρὸς τὸ βουλεύσασθαι*), weil es von geschehenen Thaten und Handlungen hergenommen sei und die Vorfälle der Zukunft den geschehenen ähnlich zu sein pflegten." Was kann deutlicher, wahrer, gründlicher sein? Wo sagt Aristoteles mit einem Wort: daß die historischen Exempel mehr Kraft zu überzeugen hätten?[1]) Und doch würde ich auch dies zugeben, wenn ich von der Ueberzeugung durch Gründe die Ueberredung durch die anschauende Fabeldichtung unterschiede. — H.

**) Ich weiß nicht, wie Lessing diese unrichtige Erklärung, die blos von einer vernünftigen Handlung gilt und nicht von dem, was bei Drama, Epopöe, Fabel u. s. w. Handlung heißt, wie er sie so unbestimmt bestreiten konnte, ohne zu denken, daß, wenn jede Fabel einen allgemeinen moralischen Satz zu erkennen geben müßte, nothwendig Wahl und Absicht und ein Vernunftähnliches der Handlung da sein müsse; denn wie könnte hierohne etwas anschaulich gemacht werden, das auch nur moralischen Schein gäbe! Die Handlung der Fabel ist ja nicht die Handlung (Actuation) des Thiers in der Fabel (zwei ganz verschiedne Sachen), und eine vernunftähnliche Handlung der Thiere oder Aesopischen Thiermenschen ist ja noch keine vernünftige Handlung, wo der Handelnde sich der Wahl und Absicht bewußt sei und der Anschauende nicht auf das Unternehmen selbst, sondern auf Wahl und Absicht allein merken müßte. — H.

---

1) Bei Lessing heißt es: „Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich sei." — D.

Und so ist Aesop voll Handlung, auch in ihr nach den besten Stücken, die wir von ihm haben, der schönste der Fabulisten. Seine Handlung (ihr Mittelpunkt sei nun Urtheil oder Begierde oder That) ist einfältig und ohne Schmuck; daher läßt er so gern Thiere handeln, und nicht blos, wie Lessing meint, ihrer charakteristischen Bekanntheit und des mindern Theilnehmens wegen, sondern weil bei ihnen eher jede Handlung ein einzelnes, einfältiges Ganze ist, ohne die Verworrenheit der Triebfedern und Umstände, die meistens jede menschliche Veränderung begleiten. Daher handeln in seiner Fabel auch die Menschen nur wie Vernunftähnliche; daher erhöht er die Eigenschaften der Thiere nicht bis ins Unendliche hin und klettert auf der Leiter der Wesen mit seinen hyperphysischen Fabeln nicht so weit als die Neuern; daher hat Aphthonius mit seiner Eintheilung in vernünftige und sittliche Fabeln nicht was Unerschöpftes, Rohes und von der Oberfläche Abgeschäumtes,[1] sondern für die Aesopische Fabel mehr gesagt als Wolff[2] und Lessing mit ihren Eintheilungen; daher — ich könnte noch manches daher setzen, wenn ich nach diesen Gesichtspunkten die Aesopische Thierschaffung betrachtete und bei der Lessing'schen hyperphysischen Fabeleintheilung und Thiererklärung nach Schranken suchen wollte; aber gnug, Aesop's Fabelhandlung ist eine, einfältig, anschaulich, interessant, menschlich.

Die Lessing'sche aber nicht immer! Oft ist statt ihrer freilich ein einzelner Fall, wo blos auf einer muntern Wendung die Handlung und auf einer Wortsetzung die Wirklichkeit beruht. Eine schöne Bemerkung, ein allerliebster Einfall, eine neue vortreffliche Wendung, ein überraschender Sprung, der munterste Dialog: das sind statt der einfältigen Handlung Aesop's die vortheilhaftesten Seiten der Lessing'schen Fabel. Er, Lessing, freilich, er weiß durch alle diese Zauberkünste des Dialogs und der Wendung, des Einsprungs einer fremden Person und der Vorausnehmung — wenigstens einen Schein der Handlung uns vorzublenden; wenn aber diese leichte Art,

---

1) Als Hauptfehler dieser Eintheilung bezeichnet Lessing, daß sie das nicht erschöpfe, was sie erschöpfen sollte; aber wäre auch diesem Fehler abzuhelfen, fragt er weiter, „was kann roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft sein als diese Eintheilung?" — D.

2) Philosophiae practicae universalis pars posterior, §. 303. — D.

durch Einfälle zu fabeln, allgemein würde: ach, haben wir nicht schon an Burmann's[1]) Lessing-Aesopischer Fabel gnug?

Drittens. „Einem besondern Fall die Wirklichkeit ertheilt und eine Geschichte daraus gedichtet." Ich habe es schon gesagt, daß diese weitläuftige Umschreibung uns nicht für das kurze Wort: „Handlung in ihrer Wirklichkeit!" schadlos halte; und kaum wird der gewöhnliche Ausdruck Geschichte daraus dichten (historiam fingere) die Aesopische Fabel gnug von „einem als wirklich vorgestellten historischen Exempel" unterscheiden — eine Erörterung, die ich in der ganzen Lessing'schen Fabeltheorie vermisse. Lessing mag die „Macht dessen, was als wirklich vorgestellt wird",[2]) gnug erläutert haben, die noch größere Kraft einer „als wirklich vorgestellten Erdichtung selbst über eine zur Gegenwart umgeschaffne Geschichte" hat er nicht erörtert. Und sie war so nöthig als jene. Und er fand Gelegenheit gnug, da Aristoteles, recht verstanden, der Fabel mehr Gewalt, das Volk zu lenken, dem historischen Beispiel mehr sichere Nutzbarkeit im Cabinet der Berathschlagung zugab.

Aber etwas, was meine Vergleichung näher betrifft. „Aesopus machte seine Fabeln[3]) bei wirklichen Vorfällen"; und wenn nun sein in der Fabel erdichteter Vorfall so scharf und genau auf den vorhandenen zutraf, daß Fuge auf Fuge, Handlung auf Handlung paßte: welche doppelte Wirklichkeit, welche doppelte Stärke!

Ebenso doppelt wirksam und zwiefach wirklich sind bei Lessing seine zusammengesetzten Fabeln; durch ihre Hervorziehung hat er mehr als durch manches Andre unsre Fabeltheorie erweitert und unsre Schriftstellerfabel gewissermaßen zur Fabel des Lebens gemacht. Würde Jeder ihm folgen und nichts als zusammengesetzte Fabeln machen wollen, sicherlich würden wir im Wesentlichen, im Schönen der Anschauung, im Nutzbaren die meisten schlechten Fabeln vermeiden.

---

1) Gottlob Wilhelm Burmann's Fabeln waren eben erschienen. — D.

2) Er beweist, weshalb die Fabel einen wirklichen Fall fordert. Aristoteles scheine die Kraft des Wirklichen wol gekannt zu haben, aber er hat sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet und deshalb eine falsche Anwendung davon machen müssen. — D.

3) Lessing sagt die meisten seiner Fabeln. — D.

Endlich. „Eine Geschichte gedichtet, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt." In unserer Sprache, die zur Philosophie schon so zubereitet worden, lasse ich diesen Ausdruck als systematisch bestimmter allerdings gelten, und unsrer Nation ist er geläufig. Aber daß auch Lessing gegen das Wort Allegorie nicht so böse sei: Alles, was er dagegen hat, betrifft die Allegorie als eine Figur der Rede; als solche muß sie schlechte Fabeln geben, als solche muß sie Possen gebären. Nur eine allegorische Handlung? Ich weiß nicht, ob dies nach dem Sinn der Griechen nicht eben hieße: eine Fiction, in der der allgemeine Satz anschauend erkannt wird, der uns eben durch die Anschauung eine ähnliche Situation, Pflicht und Handlung in die Seele bringt. Und wenn kein andrer als ein solcher Satz, der einen ganzen, Handlung einschließenden Fall enthält, wenn kein andrer als er die Basis der Fabel sein sollte, wie zu erweisen wäre: bleibt nicht immer der Seele die Vergleichung des Aehnlichen? der Fabel also immer Allegorie? Ja, beruht nicht eben auf dieser Vergleichung, auf dieser Allegorie alle Macht, alles sinnliche Leben, alle Nutzbarkeit der Fabel?

„Anschauend erkannt wird!" Lessing hat also die Fabel aus der Poesie in die Philosophie übertragen wollen, wo sie — so wenig hingehört als in die Poesie. Daß sich über sie eine philosophische Theorie geben lasse, dies hat sie mit allen Dichtungsarten und allen Sachen in der Welt gemein. Daß, wenn ein allgemeiner Satz anschauend in ihr erkannt wird, sowol Subject als Prädicat, „allgemeiner Satz" und „anschauende Erkenntniß", philosophische Unterthanen scheinen, gebe ich auch zu; aber wie, wenn sie es nur schienen? wenn sie es nicht wären? Und kaum sind sie's! Sobald das Wort „allgemeiner Satz" so viel als „abstracter Satz" heißen soll, so fordert er keine Fabel, sondern Demonstration, oder er giebt eine schlechte Fabel. Und sobald die „anschauende Erkenntniß" der philosophischen Ueberzeugung auch nur nachschleichen will, so verliert die Fabel überredende Kraft, sinnliches Leben; sie ist keine Fabel! Und will sie mich überdem von dem Moralischen in einem allgemeinen Satze (ich nehme das Wort Moral in seiner philosophischen Strenge) überzeugen — nun, so sage ich, daß ich noch nie solche Fabel gelesen!

Was soll sie also in der Philosophie? Etwa weil Wolff

in seiner praktischen Philosophie an sie gedachte? Lieber rücke ich sie völlig heraus, ins Land der sinnlichen Welt, der Erfahrungssätze, der Lebensregeln, der anschauenden Leute, der Kinder, des Volks. Dahin setzt sie Aristoteles, dessen Rhetorik doch keine Metaphysik ist; hier wohnte sie, und hier laß sie wohnen auf dem Rain zwischen Philosophie und Poesie.

Immer aber dieser ungleich näher, was uns auch Lessing davon sage. Ihr Wesen ist immer Erdichtung, Erdichtung einer Handlung im poetischen Verstande: und ihr Zweck — anschauendes Erkenntniß zu wirken. Wohin gehört alles Drei in Theorie und Ausübung? In die Dichtkunst; dieser ihr Wesen ist Erdichtung, ihr Leben Handlung, ihr Zweck sinnliches Erkenntniß, und wenn Lessing Lafontainische Ausschweifungen und das Geklingel der Versification für das Wesen der Poesie ansieht, und die Fabel deswegen, weil er diesen Schmuck und diese Glöcklein an ihr nicht leiden, nicht anbringen kann, sie deswegen der Poesie rauben will: so sieht er mit mir nicht gleich. Ich halte die Fabel für einen Quell, für ein Miniaturstück der großen Dichtkunst, wo man die meisten Dichtungsregeln in ihrer ursprünglichen Einfalt und gewissermaßen in Originalgestalt findet. Aus meiner Poetik lasse ich mir also die Aesopische Fabel ungern rauben. Ungern lasse ich mir auch die Fabeltheorien rauben, die sie als eine Poesie betrachtet haben, weil von dieser Seite die Lessing'sche Theorie fast nichts ist. Erdichtung, dichterische Handlung, sinnliche Anschauung, das Wunderbare und Nichtwunderbare der Fabel — wesentliche Stücke, die ich bei Lessing vergebens abgehandelt suche. Blos wo die Fabel an die Philosophie streift, das Individualisiren des Hauptsatzes und die Intuition desselben, die Anwendung dieser philosophischen Begriffe, insonderheit einige unbequeme Ausdrücke der Vorgänger zu verbessern: hier hat die Lessing'sche Theorie Verdienste. Aber heben diese deswegen die Verdienste aller poetischen alten und neuen Fabeltheoristen auf? Eben sie sind dazu, uns gegen die Schwächen der philosophirenden Theorie Lessing's zu warnen: daß nicht ein allgemeiner moralischer Satz der Grund; daß nicht Ueberzeugung und Demonstration der Zweck; daß nicht ein dialogirtes philosophisches Emblema oder ein thierisches Apophthegma das Leben; daß nicht bloßer Witz oder Scharfsinn, der eine Fabel abreißt oder anknüpft,

sondern Geist der Erdichtung der Schöpfer; daß eigentlich nicht, es sei denn in zusammengesetzten Fabeln, jede Kunst- und Gesellschaftsbemerkung, sondern daß lieber Verstand des gemeinen Lebens die Sphäre der Fabel sein müsse. So wird sie wieder Poesie; denn, wie gesagt, macht die Fontainische Lustigkeit und die Versification nie das Wesen der Poesie und Fabel.

Und gewiß mehr, als er denkt, ist Lessing im Vortrage seiner Fabeln Poet. Der ganze Reichthum von Wendungen und Munterkeiten; die feinste Kunst des Dialogus; die beinahe zum Epigramm zulaufende Kürze; der originale Schwung, der jede Fabel neu macht — ist das nicht poetischer Vortrag, der uns für Reime und Geklingel der Verse schadlos hielte? Und wie wäre es, wenn Lessing, bei dem lustiger Scharfsinn oft der Körper der Fabel ist, noch lustigen Scharfsinn aufgeboten hätte zum Kleide, zum Schmucke! Das wäre mehr, als das Gewürz würzen; es hieße, etwas, was blos Farbe ist, coloriren: nur daß man uns deswegen unsern lustigen Wanderburschen La Fontaine nicht verrufe: kein Aesopischer und unäsopischer Fabulist, aber um so mehr ist er muntrer Märchenerzähler.

Als Aesop muß selbst Lessing zu viel verlieren; denn er ist (nun nehme ich Alles zusammen) nicht ein Lehrer der Klugheit und ein Weiser menschlicher Pflichten; nicht der Schöpfer kleiner wunderbarer, aber ganzer Erdichtungen; nicht der Ethopöist einfältiger und vernunftähnlicher Fabelcharaktere in Thieren und Thiermenschen; nicht der einfältige Erzähler, der sich besser in die Denkart der Thiere als der Menschen zu schicken wüßte. Das Alles ist Aesop, aber Lessing nicht. Der muntre Kopf, der feine Bemerkungen und sinnreiche Einfälle noch durch die Fabel zu empfehlen, durch sie noch überraschender zu machen weiß; der, wenn er sich nicht in die Thierseele und in die sittliche Fabel herabzusetzen weiß, die Thiere zu sich erhebt und desto schönere hyperphysische und mythische Fabeln im Vorrathe hat; der, wenn er dem Schmuck der Versification entsagt, desto mehr alle Schönheiten der Prose, des Gesprächs, ja oft auch der Erzählung (wenn ich diese von Fabel unterscheide) als die seinigen fühlt; der zwar nicht den sinnlichen Verstand des Volks bilden und durch seinen heuristischen Gebrauch der Fabel eben nicht, wie er meint, den Knaben zum Genie schaffen, aber wohl den Witz

in ihm schärfen muß: ein solcher ist der Aesop unsrer Zeiten!*)

7.

Man lasse mich meine Parallelen dadurch schließen, daß ich zwei neuere tragische Originale auf den Altar der griechischen Muse als Heiligthümer unsrer Nation lege: Philotas und Atreus.[1])

* * *

Und so gehe ich fort: ich fand einige Bildsäulen auf deutschem Grund und Boden; als ein ehrlicher Deutscher stellte ich sie gegen die griechischen Antiken: Wandrer, urtheile selbst oder schaffe mehrere her, oder werde uns selbst eine solche! Ich gehe fort — richten wird?"[2])

---

*) Ich wollte nicht, daß meine Parallele zwischen Aesop und Lessing die Ehre hätte, neben der plumpen Kritik zu stehen, die nach den Lessingschen unäsopischen Fabeln[3]) in Zürch folgt. Wenn in dieser (ich habe sie erst nach der Zeit gelesen, da ich dies geschrieben), wenn in ihr auch einige Fehler Lessing's recht bemerkt sind, so sagt kein einziges Stück an Gründen was Taugliches und Ausführliches gegen ihn; und die schläfrigen elenden Parodien sind auf Lessing die feinste Lobschrift. — H.

1) Lessing's Philotas war 1759, Weiße's Atreus 1766 erschienen. — D.

2) Th. XIX. S. 180, Z. 10—16. Die Aenderung der Worte: „Und so gehe ich — selbst eine solche", findet sich schon im Handexemplar. — D.

3) Von Bodmer. — D.

Oeffentliche Erklärungen über die Fragmente und die kritischen Wälder gegen Klotz und Riedel.[1]

1.

An den Herrn Verfasser des gelehrten Zeitungsartikels bei Voß.[2]

Mein Herr!

Zeitungen sind immer weniger zu gelehrten Kriegen und Turnierspielen als zu Nachrichten, zu Erklärungen an das Publicum bestimmt. Ist dies, so gönnen Sie gegenwärtigem Briefe einen Platz in Ihrer Zeitung.

Es erklärt sich ein Schriftsteller, der lange geschwiegen und auch schweigen können, weil andre Unparteiische aus freier Einsicht für ihn geredet haben. Er würde auch noch schweigen, wenn sich nicht Der als Mensch selbst vertheidigen müßte, den Andre als Schriftsteller vertheidigt haben. Zum Letztern haben auch Sie, mein Herr, ein paar Mal das Ihrige beigetragen; an wen wollte ich mich also mit dem Erstern lieber wenden als an Sie?

Der Verfasser der Fragmente über die neue deutsche Literatur schickte ein Buch in die Welt ohne Namen, vermuthlich, weil er glaubte, daß dies Buch auch ohne Namen, auch ohne seinen Lebensroman, auch ohne Verzeichniß seiner

1) Wir geben diese hier, obgleich sie von Herder selbst veröffentlicht und nicht erst aus dem Nachlasse mitgetheilt wurden, als zur Geschichte der beiden Schriften gehörig. Vgl. Haym „Herder's Leben", I. S. 214 ff. — D.

2) Berlinische privilegirte Zeitung 1768, Stück 154. vom 24. December. — D.

operum omnium lesbar, vielleicht auch nützlich sein könnte. Da in Deutschland Alles so sehr seine Classen des Geschmacks hat, vom kritischen Löwen bis zum Katzengeschlechte; da die Bestimmung dieses Schriftstellers ganz nicht mit seinen Fragmenten zusammenhing; da insonderheit der Ton der würdigen Kritik seither so tief gefallen: warum sollte er seinen Namen zum kritischen Märchen machen? Sein Buch konnte es immer sein. Mit Fleiß nahm er also verschiedne Rollen; mit Fleiß sprach er in einem eignen Stil, weil er durchaus kein langweiliger classischer Heiliger sein wollte; mit Fleiß redete er hinter einer Blumendecke, die nicht sein Kleid ist.

Sein Buch fand Freunde, vielleicht mehr, als es verdiente, gewiß aber auch solche, deren es sich gerne verziehen hätte. Es trat ein Geschlecht berühmter Kunstrichter dicht hinter ihm her, die da glaubten, auf das, was er gegen ein kritisches Werk, das er noch lange studiren wird, mit Gründen und prüfend eingewandt, ohne Gründe und schmähend weiter bauen zu können; die sich berechtigt fühlten, ihn oft sehr links verstanden, Strecken durch zum Wegweiser zu nehmen und gemeiniglich am Ende dem Wegweiser selbst eins auf den Kopf zu geben; die sich berechtigt fühlten, so viel Nachtheiliges aus Anekdoten zu erdichten, als sich nicht excerpiren ließ: die .... Doch was rede ich von Crispin ohne Crispin's Namen? ich wende mich also an die Herausgeber der Hallischen und Erfurtischen Bibliotheken, Klotz und Riedel.

Und frage diese Herren aus Rechten der Menschheit: wer ihnen das Recht gegeben, so Vieles von mir zu wissen, was ich selbst nicht weiß, und dem Publicum ins Ohr zu raunen, was mich selbst nie geträumt? Warum, daß sie meinen armen unschuldigen Namen so verstümmeln,*) so umtäufen,**) als wenn sie Wiedertäufer wären? Warum, daß sie mich so dreist in ein Vaterland,***) in eine Schule†) verweisen, wo jenes nie mein Vaterland und dies noch weniger meine Schule ge-

*) Klotz, Bibl., St. 1. S. 29. 32 u. s. w.[1]) — H.
**) S. 161.[2]) — H.
***) St. 3. S. 60. — H.
†) St. 1. S. 161 f.[3]) — H.

1) Er war hier bald Herder, bald Härter genannt worden. — D.
2) Er hieß hier Johann Georg Herder. — D.
3) Man hatte ihn zu der Königsbergischen oder Hamannischen „Secte" gezählt. — D.

wesen? Warum, daß sie mir halbgehörte Aemter*) zuerkennen und Arbeiten aufbürden,**) die ich nicht für die meinigen erkenne? Warum, daß sie mich verhaßt machen wollen, wo sie mich nicht klein machen können? mich mit allen Professoren aller deutschen Akademien verhetzen***) und mir aufbürden, als ob ich diesen ganzen so achtungswürdigen, so verdienten Stand verachte? und mir aufbürden, als ob ich diesem ganzen Stande allen Menschenverstand abspreche? und mir aufbürden,†) als ob ich glaube, daß auf einer namentlichen berühmten Akademie[1]) keine Menschen und Bürger und Unterthanen, sondern nothwendig alsdann wilde Affen lehrten? Warum, mein Herr Riedel, daß Sie, um einen Gelehrten aufzubringen, dem ich anderweit so sehr meine Achtung bezeigt,[2]) sich durch ein dreistes Siehe!††) auf eine neue Auflage meiner Fragmente beziehen, von der ich zum Publicum noch nicht gesagt habe: Siehe! und vielleicht auch nicht sagen werde? Wollen Sie die Güte haben, mir Den zu nennen, der auf Schleichwegen in eine Schrift hineinschielt, wo er nicht einsehen sollte, um nur gleich zur Sturmglocke zu laufen? Ist's nicht gnug, daß Sie und Ihresgleichen das Recht haben, mir das Wort Torso†††) vorzubuchstabiren, vorzuerklären, wer Tacitus und Sallust gewesen, durch dreißige von Beispielen*†) mir zu demonstriren, daß Poeten und Prosaisten zu einer Zeit leben können, mich Dinge zu lehren, die ich mich schämen würde, Sie zu lehren, ja endlich mich nach Ihrer Art, das ist, so sehr auf Kosten aller meiner Mitbürger,**†) ja, aller Provinzen und Schulen Deutschlands,***†) zu loben, daß ich über solch ein Lob mehr erröthe ... als über Ihren ärgsten Tadel? Durch welche Beleidigung habe ich Ihnen das Recht gegeben, mich, wo Sie es nur können, anzustechen, und was mir noch kränkender ist, anzuschwärzen?

*) Daselbst. — H.
**) S. 162. — H.
***) St. 5 S. 33. — H.
†) Daselbst. — H.
††) Ueber das Publicum, S. 217. — H.
†††) Bibliothek, St. 3. S. 70. — H.
*†) St. 5. S. 40. — H.
**†) St. 1. S. 170. — H.
***†) St. 3. S. 60. — H.

1) Frankfurt an der Oder. — D.
2) Michaelis. — D.

Ich apostrophire nicht weiter. Ich habe zu viel Achtung gegen das Publicum, als daß es sich gegen einen Schriftsteller als Menschen sollte einnehmen lassen, ehe es ihn durch Werke, wo er seinen Namen vorsetzen wird, kennt, und ihn zu verurtheilen, ehe er sich erklärt hat.[1]) Im Fall aber, daß Anekdoten der Art, insonderheit mit etwas Galle in Fluß gebracht, zum Charaktervorzuge*) der neuesten Bibliotheken von gutem Tone gehören sollten, so stehe ich dieser neuesten Kritik und Anekdotenfabrik sehr gerne fernerhin zu Diensten.

Der Verfasser der Fragmente über die neuere Literatur.

2.[2])

Nachricht.

Da eine gelehrte Zeitung die Kritischen Wälder auf die Rechnung des Verfassers der Fragmente über die neueste Literatur gesetzt hat, so erklärt derselbe, daß er an diesem Buch keinen Theil habe und es in seiner Entfernung selbst noch nicht gesehen.

3.[3])

Im gemeinen Leben sieht man es als eine Ehrlosigkeit an, in Jemandes geheime Papiere einzusehen und öffentlich davon bösen Gebrauch zu machen; und in der Civilgerichtsbarkeit sind Ehrenstrafen darauf gesetzt, wenn man den Namen eines Andern mißbraucht, um ihn nur mißhandeln zu können. In der gelehrten Republik sind diese Niedrigkeiten jetzt die gewöhnlichen Wege gewisser Kunstrichter.

Schon vor Jahr und Tag bekam der Verfasser der Fragmente von Herrn Klotz einen unerwarteten Lobes- und Freundschaftsbrief und bat sich in der Antwort nur das

*) Stück 2, S. 103. Vorr. S. 2. — H.

1) Auf keiner seiner Schriften hatte er seinen Namen genannt. — S.
2) Daselbst 1769, Stück 34 vom 21. März. — S.
3) Allgemeine deutsche Bibliothek, IX. 2. S. 305 f. — S.

aus, seinen Namen öffentlich ruhen zu lassen. Die Klotzische Bibliothek fand dieses nicht für gut; und da der Verfasser sich gegen ihre falsche Anekdotensucht öffentlich beklagte, so hat sie sich die kleine Rache genommen, eine neue Auflage der Fragmente, ein Buch, das gar nicht heraus ist, vielleicht nach einem durch den Druckerjungen erschlichenen Exemplar niedrig zu recensiren, um nur, nach ihrer löblichen Gewohnheit, mir wehe thun zu können.

Nicht gnug! Es kommen von einem Ungenannten Kritische Wälder auch über Klotzische Schriften heraus. Wer kann sie geschrieben haben? Nach Herrn Klotz und seinem Anhange kein Anderer als ich, und noch immer ich, ob ich gleich seit lange öffentlich dagegen protestirt habe. Da hat man Gelegenheit, mein Amt, meinen Stand, meinen Aufenthalt zu beschimpfen und beschimpfen zu lassen, ohne alle Rücksicht auf Ehrbarkeit, Publicum und menschliche Rechte. Ich protestire nochmals gegen die Kritischen Wälder, mit deren Ton ich ebenso wenig zufrieden bin als Herr Klotz, beklage mich aber bei dem unparteiischen Publicum über solche persönliche Angriffe und Beleidigungen recht empfindlich.

Herder.

Einzelnes zur Plastik.

1.

Zu Winckelmann's Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke.

Polyklet's Regel der Kunst war nur aus dem Gefühl und fürs Gefühl deutlich. Eine Plastik giebt sie. (S. 3.)

Der Verstand hat um so mehr Welt und Chaos, sich idealische Bilder zu schaffen, wenn nur die Hand tastet. Die Beschreibungen des Gefühls werden immer Ideen Plato's. (S. 1. 10. 11.)

Aus Gefühl der glücklichen Zeugung, der seligen Natur, die durch Leibesübungen gebildet ist, die alle ihre Glieder fühlt, in der alle Säfte munter fließen, entspringt der selige Contour der Kunst: wie also als fühlbar! Eine Plastik ist eine Psychologie der seligen Natur, eine körperliche Psychologie des Paradieses. (S. 5 f.)

Griechenland war das Land der Gesundheit und des Gefühls der Wollust, die sich in alle ihre Adern ergoß, fühlte auch in ihrem tastenden Finger: da wohnte die Seele. (S. 7 f.) Da zeigte sie sich auch in jeder Stellung mehr als im gedungenen Modell. Hier wirkt die Natur gar nicht; und was ist unwirksame Natur? was ihre Nachahmerin, die Kunst? (S. 14 f.)

Im Gefühl liegt das Zeugungsmittel der Seelen, quibus ex meliore luto etc. [1]) Durch das tastende Gefühl, mit der einbildenden Seele wird die Beischläferin Kratina eine Knidische Venus und Lais ein Modell der Grazien! Auch so hat die Liebe die Kunst geboren!

---

1) Juv. XIV, 35. — D.

Das sanft Gespannte und Geblasene der Haut (S. 12) ist nie so wahr als durch ein Princip des Fühlens. Da sind Runzeln und Falten Zerstörungen und jede Aufgeblasenheit eine solche schmerzliche Krankheit, als das Aufdunsten (s. Haller's Physiologie von der tela cellulosa) nicht sein kann. Die Haut wird in schönen Körpern dem Gefühl, was der Punkt zur Linie und die mathematische Fläche zum Körper ist: Ende, nicht aber Bestandtheil.

Die kleinen Eindrücke und Grübchen (S. 12) sind Spuren und Reizungen des Augenscheins; hier ist das Gefühl zu voll, um dergleichen Buhlerreize nicht zu leiden, die für sie immer Brüche und Gruben sind. Einheit des ganzen Baues, ohne magre Spannung und eingefallene Höhlungen, will das Maß der Fülle, d. i. Hand. Diese Linie ist greiflich, und greiflicher als sichtbar (S. 16 f.), weil sie auf einmal viel umspannt.

Die koischen Kleider lassen sich nur aus dem Gefühl erklären: die Hauptabsicht ist, durch einen Körper einen andern tastbar zu machen. Hier ist Alles, was Winckelmann rühmt (S. 20 f.), nur Commentar. Sein Grund aber ist weder (S. 21) historische noch dogmatische Wahrheit. Die Griechen trugen mehr als Peplon; und auf Brustbildern, wo das Gesetz der Fühlbarkeit wegfällt, kommen, wie auf Gemälden, schon Kleider als Hüllen wieder.

Der Durchschein oder vielmehr das Ertasten der Seele im Körper ist ganz plastisch, und die höchste Einfalt sowie das Maß der Leidenschaft und der Handlung nur durchs Gefühl erklärbar. Da starrt der Schenkel des Laokoon, und sein Unterleib höhlt sich zum innern Ach, und seine Adern schwellen von Todesgift. Das müßte der bildende Künstler fühlen, wie es der sehende Beobachter tastet (S. 22) — eine Symbolik!

Ein Grad von Handlung, Anstrengung im Laokoon mehr bringt den Körper aus seiner l e i d e n d e n Fassung in die letzte strengende Wuth des Angriffs; und was will hier der Angriff sagen? Ein Grad von Leidenschaft, von Leiden mehr bringt die Gestalt ganz aus der thätigen Fassung. Hier ist also Thun und Leiden wie auf der Goldwage durch die ganze Figur wie abgewogen. Winckelmann macht immer Laokoon zu sehr zum Helden! das ist nicht der erste und bleibende Eindruck, wie dieser große Mann sein Elend ꝛc., Stärke des Geistes nicht der vornehmste D r u c k des bildenden Künstlers, in dem er sein Werk schuf.

Es ist also wahr, aber nicht auf die gemeine Weise, daß Güte, sinnlich eingekleidet, Schönheit sei, daß Weisheit, sinnlich gestaltet, Schönheit werde. Wahrheit ebenso ꝛc. Es ist immer theils ein erzwungener, theils ein verunordneter Zustand der Seele, der zu vermeiden. Z. B. Zu viel Handlung: die Seele ist wie außer ihrem Schwerpunkt; sie stützt sich wie der Seiltänzer auf einen zu feinen Punkt, als daß er natürlich faßlich, annehmlich sei. Verzerrte Figuren sind immer wie die Machtsprünge auf dem Theater. Zu viel Leidenschaft ist Krankheit der Seele, zu viel Handlung. Unnatürliche Ruhe allein ist Trägheit und eine Art von Tod (Nichts); übertriebene Leidenschaft und Handlung Krankheit und also eine Art Tod ebenfalls. Hier fängt eine Metrik der Seele im Körper an und eine Mechanik der Schönheit: der Contrapost ꝛc. erkläre. (S. 23.)

Sollte der schöne Raphael in seinem Leben (S. 24 f.) nicht mehr Züge des schönen Gefühls nachgelassen haben? oder sind diese sanften Griffe und Drücke blos in seinen Werken?

Das Hauptgesetz der schönen Einfalt und Ruhe muß auch aus dem Hauptmomente, dem Hauptgliede wie aus der Quelle betrachtet werden, aus der sich Alles ergießt.

Woher, daß die Modelle von Wachs immer was Todtes und Weiches an sich haben? (S. 28 f.) Hier bei den Griechen die Plastik aus Wachs, Thon u. s. w. zu suchen? Gewißheit und Zuversicht des Meisters, wie ein kühner Griff.

M. Angelo's Manier ist vortrefflich zur Plastik. Sonst nur immer Statue als Abweichung von Gemälde und vertiefte und erhobene Schilderei; nach ihr aber als körperliche Kunst, nach allen Abmessungen nicht blos Länge und Breite, sondern auch Tiefe und Höhe, und von allen Seiten. Da gerinnt der Körper gleichsam wie eine selige Menschheit im Paradiese unter der Hand des Schöpfers.

2.

Zu Moses Mendelssohn's Briefen über die Empfindung.

Zu Abschnitt 2.

Brief 1. Euphranor.

Ist Vernunft die Störerin des Vergnügens? Ist sie es dann, wenn sie der Entstehung des Vergnügens nachgrübelt?
Resp. Mich dünkt:

1. Bei Sinnen, die blos zu Genuß, zu dunkelm Genuß, so u. A. Gefühl, Geruch, Geschmack, sind berauschend.

   Aber dies Gefühl ist das edelste und giebt klaren Begriffen der Seele am Würdigsten Raum. Die Ideen, die es erregt, sind sehr klar, sehr reich, sehr groß, sehr bewegend, doch in den Schranken des Schönen und der Vernunft.
2. Beim Genusse, es schnell genießen müssen; aber dies Gefühl tappt langsam, tastet u. s. w. Freilich hier nicht daraus die rasche Ueberraschung der Schönheit weiblichen Geschlechts; zu solchem Triumph gehört angenehme Verwirrung. Dieser langsamer, gründlicher und dann verliebt wie Pygmalion.
3. Bei Nachgrübelungen, die Alles deutlich machen wollen, statt feuriger Augen die Beschaffenheit der Säfte ꝛc., statt reizender Mienen die Muskeln, die es bewegen.

   Getrocknetes Gerippe der Würmer.

Brief 2. Euphranor.

Wir würden unglücklich sein, wenn sich Alles bei uns zu reinen deutlichen Vorstellungen aufheiterte.

Schönheit undeutliche Vorstellung von Vollkommenheit. Lust und Freude wirken nur matt auf uns, wenn sie nicht von einer süßen Wallung des Geblüts und von verschiedenen Bewegungen der Gliedmaßen begleitet werden. Diese holde Bewegung ist eine Tochter des Affects, und der Affect ist nothwendig mit einer undeutlichen Vorstellung verknüpft. Wir fühlen nicht mehr, sobald die Begriffe deutlich werden. Der gütige Schöpfer hat nicht umsonst mit diesem dunkeln Gefühl einen Reiz verbunden, hat nicht um-

sonst in jede sichtbare Schönheit die Fähigkeit gelegt, dies Gefühl zu beleben.

Brief 3. Theokles.

Kein deutlicher, aber auch kein dunkler Begriff reimt sich mit der Schönheit.

Kein deutlicher, weil unsre eingeschränkte Seele keine Mannichfaltigkeit auf einmal deutlich fassen kann. Dies nicht; denn hier [macht] nicht der Augenschein, der Alles mit einmal übersieht, Schönheit, sondern eben das theilweise unmittelbare Anerkennen jedes Theils als Schönheit, die auf einmal als ein Ganzes [wirkt], und die Mannichfaltigkeit und Einfalt liegt in ihm, nicht dieser Theil als Theil, so daß blos Proportion Schönheit wäre, wo vielmehr zu beweisen, daß, wenn in der Zusammensetzung der Theile Schönheit liegen soll, jeder Theil was Schönes haben müsse. Hieraus [folgt] also, daß noch Fehler in der Proportion sein können; denn das ist ein deutlicher Begriff aller Theile zu einem Ganzen, den uns nur das Auge giebt, auf einmal; hier wird er langsam, nach einander, mühsam und undeutlich.

Kein dunkler, weil die Mannichfaltigkeit den Gegenstand in seine Dunkelheit gleichsam verhüllt und uns [dieser] also entzogen wird — zwei (?) Grenzen der Klarheit, wenn wir ohne mühsames Ueberdenken Mannichfaltigkeit wahrnehmen sollen. Je ausgebreitet klarer die Vorstellung des schönen Gegenstandes, desto feuriger das Vergnügen; sie enthält eine größere Mannichfaltigkeit — mehr Quellen der Lust.

(Ist auch Vergnügen besser, wenn es hinter einer deutlichen oder hinter einer dunkeln steht? Theokles sagt, er bereite sich auf sein Vergnügen, indem er den Gegenstand betrachte, alle seine Theile überdenke und sich bestrebe, sie deutlich zu fassen. Alsdann richte er seine Aufmerksamkeit auf ihre allgemeinen Beziehungen; er schwinge sich von den Theilen zum Ganzen; die besondern deutlichen Begriffe weichen alsdann gleichsam wie in den Schatten zurück. Sie wirken alle auf ihn, aber in einem solchen Ebenmaß und Verhältniß gegen einander, daß nur das Ganze aus ihnen hervorstrahlt, und daß sein Ueberdenken ihm die Mannichfaltigkeit nicht zerstreut, nur faßlich gemacht hat. Ich glaube aber, daß dies nur von den feinen geistigen Schönheiten gelte, bei denen ein solches geistiges Ueberdenken dazu nöthig ist, um Mannich-

faltigkeit zu erkennen; in jedem andern Fall schwächt sie das Vergnügen. Die Mannichfaltigkeit in diesem muß kein Resultat von geistigem Ueberdenken und Unterscheiden, sondern sinnliche Anschauung sein, sonst strahlt das Ganze aus diesen geistig überdachten Theilen nur schwach hervor.)

Grenzen der Schönheit, erklärt Theokles, die Aristoteles will, daß die ganze Welt als ein Ganzes für uns kein sichtbarer schöner Gegenstand sein könne. „Nicht verdient diesen Namen, was nicht auf einmal klar in unsre Sinne fällt."

Die Einbildungskraft kann den kleinsten und größten Gegenstand zwischen den gehörigen Grenzen einschränken, indem sie die Theile so lange erweitert oder zusammenzieht, bis wir die erforderliche Mannichfaltigkeit auf einmal fassen können. (Da es nun ein Schönes der bloßen Einbildung aus Abstraction, z. B. des Weltgebäudes, geben kann, so auch ein Schönes des bloßen Gefühls. Auch läßt sich aus den Grenzen der Einbildung erklären, warum Thiere (zu Abschn. 3), die zu groß und zu klein sind, nicht für uns sind; Milbe zu klein, um die Mannichfaltigkeit zu übersehen, ein ungeheures Thier zu groß. Menschheit recht in unserer Lage.)

Daß deutliche Ideen zum Voraus gut sind, beweist Theokles aus Beispielen vom Weltbau, indem sie mehr Mannichfaltigkeit und also mehr Schönheit bringen; allein das Beispiel ist von geistiger Schönheit, wo alle Theile zwar deutlich erkennbar, in der ganzen Zusammensetzung aber nichts als klarer anschauender Begriff ist.

Brief 4. Theokles.

Wähle, empfinde, überdenke, genieße! soll der Wahlspruch sein.

Während des Aufenthaltes in Frankreich.

Journal meiner Reise im Jahr 1769.

Den 23. Mai (3. Juni) reiste ich aus Riga ab, und den 25. Mai ging ich in See, um, ich weiß nicht wohin, zu gehen. Ein großer Theil unsrer Lebensbegebenheiten hängt wirklich vom Wurf von Zufällen ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt, und so ward ich desselben los; so ging ich auf Reisen. Ich gefiel mir nicht als Gesellschafter, weder in dem Kreise, da ich war, noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war [für] mich zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am Wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande ebenso nachtheilig als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider. Muth und Kräfte gnug hatte ich nicht, alle diese Mißsituationen zu zerstören und mich ganz in eine andre Laufbahn hinein zu schwingen. Ich mußte also reisen; und da ich an der Möglichkeit hiezu verzweifelte, so schleunig, übertäubend und fast abenteuerlich reisen, als ich konnte. So war's. Den 4. (15.) Mai Examen; den 5. (16.) renoncirt; den 9. (20.) Erlassung erhalten; den 10. (21.) die letzte Amtsverrichtung;[1]) den 13. (24.) Einladung von der Krone;[2]) den 17. (28.) Abschiedspredigt; den 23. (3. Juni) aus Riga; den 25. (5. Juni) in See.

---

1) Suphan bemerkt dazu: „Auf einem Notizblatt zum Journal: ‚die letzte Leiche'." — D.

2) Das Gouvernement hatte ihm die Anwartschaft auf das Rectorat der Ritterschule gegeben. — D.

Jeder Abschied ist betäubend. Man denkt und empfindet weniger, als man glaubte; die Thätigkeit, in die unsre Seele sich auf ihre eigne weitere Laufbahn wirft, überwindet die Empfindbarkeit über das, was man verläßt; und wenn insonderheit der Abschied lange dauert, so wird er so ermüdend als im Kaufmann von London.[1]) Nur dann aber erstlich sieht man, wie man Situationen hätte nutzen können, die man nicht genutzt hat; und so hatte ich mir jetzt schön sagen: Ei, wenn Du die Bibliothek besser genutzt hättest,[2]) wenn Du in jedem, das Dir oblag, Dir zum Vergnügen ein System entworfen hättest, in der Geschichte einzelner Reiche — — Gott! wie nutzbar, wenn es Hauptbeschäftigung gewesen wäre! in der Mathematik — wie unendlich fruchtbar, von da aus, aus jedem Theile derselben, gründlich übersehen und mit den reellsten Kenntnissen begründet, auf die Wissenschaften hinaus zu sehen! — in der Physik und Naturgeschichte — — wie, wenn das Studium mit Büchern, Kupferstichen und Beispielen so aufgeklärt wäre, als ich sie hätte haben können! — — und die französische Sprache mit alle diesem verbunden und zum Hauptzwecke gemacht! und von da aus also die Henaults,[3]) die Vellys,[4]) die Montesquieu, die Voltaire, die Saint Marcs,[5]) die La Combe,[6]) die Coyers,[7]) die Saint Reals,[8]) die Duclos,[9]) die Linguets[10]) und selbst die Hume französisch studirt; von da aus die Buffons, die

---

1) The merchant of London von Georg Lillo. Der Abschied findet sich im fünften Acte. — D.

2) Er war Adjunct bei der Stadtbibliothek gewesen. — D.

3) Abrégé chronologique de l'histoire de France par Charles François Hénault (Paris 1744). — D.

4) Histoire de France par Paul François Velly (Paris 1755—1762). — D.

5) Abrégé chronologique de l'histoire d'Italie par Charles Hugue Lefèbre de St. Marc (Paris 1761—1770). — D.

6) Abrégé chronologique du Nord und d'Espagne et de Portugal par Jacques La Combe. — D.

7) Histoire de Jean Sobieski par François Coyer (Amsterdam 1761). — D.

8) Histoire de la conjuration que les Espagnols formèrent en 1618 contre la république de Venise par César Vichard de St. Réal (Paris 1674). — D.

9) Histoire de Louis XI. par Charles Pinceau Duclos (Paris 1751). — D.

10) Histoire du siècle d'Alexandre par Simon Nicolas Henri de Linguet (Paris 1762). — D.

D'Alemberts, die Maupertuis, die La Caille,[1]) die Eulers, die Kästners, die Newtone, die Keills,[2]) die Mariette, die Toricelli, die Nollets studirt! und endlich die Originalgeister des Ausdrucks, die Crébillons, die Sévigné, die Molière, die Ninons, die Voltaire, Beaumelle u. s. w. hinzugethan — das wäre seine Laufbahn, seine Situation genutzt und ihrer würdig geworden! Dann wäre diese mein Vergnügen und meine eigne Bildung nie ermüdend und nie vernachlässigt gewesen! Und mathematische Zeichnung und französische Sprachübung und Gewohnheit im historischen Vortrage dazugethan! — Gott! was verliert man in gewissen Jahren, die man nie wieder zurückhaben kann, durch gewaltsame Leidenschaften, durch Leichtsinn, durch Hinreißung in die Laufbahn des Hazards!

Ich beklage mich, ich habe gewisse Jahre von meinem menschlichen Leben verloren: und lag's nicht blos an mir, sie zu genießen? bot mir nicht das Schicksal selbst die ganze fertige Anlage dazu dar? Die vorigen leichten Studien gewählt, französische Sprache, Geschichte, Naturkenntniß, schöne Mathematik, Zeichnung, Umgang, Talente des lebendigen Vortrages zum Hauptzwecke gemacht — in welche Gesellschaften hätten sie mich nicht bringen können! wie sehr nicht den Genuß meiner Jahre vorbereiten können! Autor wäre ich alsdann gottlob nicht geworden, und wie viel Zeit damit nicht gewonnen! in wie viel Kühnheiten und Vielbeschäftigungen mich nicht verstiegen! wie viel falscher Ehre, Rangsucht, Empfindlichkeit, falscher Liebe zur Wissenschaft, wie viel betäubten Stunden des Kopfs, wie vielem Unsinn im Lesen, Schreiben und Denken dabei entgangen! Prediger wäre ich alsdann wahrscheinlicherweise nicht oder noch nicht geworden, und freilich, so hätte ich viele Gelegenheit verloren, wo ich glaube, die besten Eindrücke gemacht zu haben; aber welcher übeln Falte wäre ich auch damit entwichen! Ich hätte meine Jahre genießen, gründliche, reelle Wissenschaft kennen und Alles anwenden gelernt, was ich lernte. Ich wäre nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht gesehen

1) Der berühmte Mathematiker und Astronom Nicolas Louis de la Caille war 1762 gestorben. — D.

2) John Keill, Astronom zu Oxford, hatte eine Introductio ad veram physicam et veram astronomiam geschrieben. — D.

habe und nicht verstehe; ich wäre nicht ein Repositorium voll Papiere und Bücher geworden, das nur in die Studirstube gehört. Ich wäre Situationen entgangen, die meinen Geist einschlossen und also auf eine falsche intensive Menschenkenntniß einschränkten, da er Welt, Menschen, Gesellschaften, Frauenzimmer, Vergnügen lieber extensiv, mit der edlen feurigen Neubegierde eines Jünglinges, der in die Welt eintritt und rasch und unermüdet von Einem zum Andern läuft, hätte kennen lernen sollen. Welch ein andres Gebäude einer andern Seele! Zart, reich, sachenvoll, nicht wortgelehrt, munter, lebend wie ein Jüngling! einst ein glücklicher Mann! einst ein glücklicher Greis! O, was ist's für ein unersetzlicher Schade, Früchte affectiren zu wollen und zu müssen, wenn man nur Blüthe tragen soll! Jene sind unächt, zu frühzeitig, fallen nicht blos selbst ab, sondern zeigen auch vom Verderben des Baums! „Ich wäre aber alsdann das nicht geworden, was ich bin.“ Gut, und was hätte ich daran verloren? wie viel hätte ich dabei gewonnen!

O Gott, der den Grundstoff menschlicher Geister kennt und in ihre körperliche Scherbe eingepaßt hat, ist's allein zum Ganzen oder auch zur Glückseligkeit des Einzeln nöthig gewesen, daß es Seelen gebe, die, durch eine schüchterne Betäubung gleichsam in diese Welt getreten, nie wissen, was sie thun und thun werden, nie dahin kommen, wo sie wollen und zu kommen gedachten, nie da sind, wo sie sind, und nur durch solche Schauder von Lebhaftigkeit aus Zustand in Zustand hinüberrauschen und staunen, wo sie sich finden! Wann, o Gott, Du Vater der Seelen, finden diese Ruhe und philosophischen Gleichschritt? in dieser Welt? in ihrem Alter wenigstens? oder sind sie bestimmt, durch eben solchen Schauer frühzeitig ihr Leben zu endigen, wo sie nichts recht gewesen und nichts recht genossen und Alles wie in der Eil eines erschrocknen, weggehenden Wandrers erwischt haben; und alsdann gar durch einen diesem Leben ähnlichen Tod eine neue ähnliche Wallfahrt anzutreten? Vater der Menschen, wirst Du es würdigen, mich zu belehren?

So denkt man, wenn man aus Situation in Situation tritt, und was giebt ein Schiff, das zwischen Himmel und Meer schwebt, nicht für weite Sphäre zu denken! Alles giebt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! Das flatternde Segel, das immer wankende Schiff, der

rauschende Wellenstrom, die fliegende Wolke, der weite unendliche Luftkreis! Auf der Erde ist man an einen todten Punkt angeheftet und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen. Oft ist jener der Studirstuhl in einer dumpfen Kammer, der Sitz an einem einförmigen, gemietheten Tische, eine Kanzel, ein Katheder; oft ist diese eine kleine Stadt, ein Abgott von Publicum aus Dreien, auf die man horcht, und ein Einerlei von Beschäftigung, in welche uns Gewohnheit und Anmaßung stoßen. Wie klein und eingeschränkt wird da Leben, Ehre, Achtung, Wunsch, Furcht, Haß, Abneigung, Liebe, Freundschaft, Lust zu lernen, Beschäftigung, Neigung — wie enge und eingeschränkt endlich der ganze Geist! Nun trete man mit einmal heraus, oder vielmehr ohne Bücher, Schriften, Beschäftigung und homogene Gesellschaft werde man herausgeworfen — welch eine andre Aussicht! Wo ist das feste Land, auf dem ich so feste stand? und die kleine Kanzel und der Lehnstuhl und das Katheder, worauf ich mich brüstete? wo sind Die, für denen ich mich fürchtete, und die ich liebte! O Seele, wie wird Dir's sein, wenn Du aus dieser Welt hinaustrittst? Der enge, feste, eingeschränkte Mittelpunkt ist verschwunden, Du flatterst in den Lüften oder schwimmst auf einem Meere — die Welt verschwindet Dir — ist unter Dir verschwunden! Welch neue Denkart! aber sie kostet Thränen, Reue, Herauswindung aus dem Alten, Selbstverdammung! Bis auf meine Tugend war ich nicht mehr mit mir zufrieden; ich sah sie für nichts als Schwäche, für einen abstracten Namen an, den die ganze Welt von Jugend auf realisiren lernt! Es sei Seeluft, Einwirkung von Seegerichten, unstäter Schlaf, oder was es sei, ich hatte Stunden, wo ich keine Tugend, selbst nicht bis auf die Tugend einer Ehegattin, die ich doch für den höchsten und reellsten Grad gehalten hatte, begreifen konnte! Selbst bei Besserung der Menschen, ich nehme menschliche Realitäten aus, fand ich nur Schwächung der Charaktere, Selbstpein oder Aenderung der falschen Seiten. O, warum ist man durch die Sprache zu abstracten Schattenbildern, wie zu Körpern, wie zu existirenden Realitäten verwöhnt! Wann werde ich so weit sein, um Alles, was ich gelernt, in mir zu zerstören, und nur selbst zu erfinden, was ich denke und lerne und glaube! Gespielen und Gespielinnen meiner Jugendjahre, was werde ich Euch zu sagen haben, wenn ich Euch wiedersehe und Euch auch über die Dunkelheit

erleuchte, die mir selbst noch anhing! Nichts als menschliches Leben und Glückseligkeit ist Tugend; jedes Datum ist Handlung; alles Uebrige ist Schatten, ist Raisonnement. Zu viel Keuschheit, die da schwächt, ist ebensowol Laster als zu viel Unkeuschheit; jede Versagung sollte nur Negation sein, sie zur Privation und diese gar zum Positiven der Haupttugend zu machen — wo kommen wir hin? Gespielin meiner Liebe, [1]) jede Empfindbarkeit, die Du verdammst, und ich blind gnug bin, um nicht zu erkennen, ist auch Tugend, und mehr als die, wovon Du rühmst, und wofür ich mich fürchte.[2]) Du bist tugendhaft gewesen: zeige mir Deine Tugend auf. Sie ist Null, sie ist Nichts! sie ist ein Gewebe von Entsagungen, ein Facit von Zeros. Wer sieht sie an Dir? Der, dem Du zu Ehren sie dichtest? Oder Du? Du würdest sie wie Alles vergessen und Dich so wie zu Manchem gewöhnen? O, es ist zweiseitige Schwäche von einer und der andern Seite, und wir nennen sie mit dem großen Namen Tugend!

Die ersten Unterredungen sind natürlich Familiengespräche, in denen man Charaktere kennen lernt, die man vorher nicht kannte; so habe ich einen[3]) tracassier, einen verwahrlosten Garçon u. s. w. kennen gelernt. Alsdann wirft man sich gern in Ideen zurück, an die man gewöhnt war: und so ward ich Philosoph auf dem Schiffe — Philosoph aber, der es noch schlecht gelernt hatte, ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophiren. Hätte ich dies gekonnt, welcher Standpunkt, unter einem Maste auf dem weiten Ocean sitzend, über Himmel, Sonne, Sterne, Mond, Luft, Wind, Meer, Regen, Strom, Fisch, Seegrund philosophiren und die Physik Alles dessen aus sich herausfinden zu können! Philosoph der Natur, das sollte Dein Standpunkt sein mit dem Jünglinge, den Du unterrichtest! Stelle Dich mit ihm aufs weite Meer und zeige ihm Facta und Realitäten und erkläre sie ihm nicht mit Worten, sondern laß ihn sich Alles selbst erklären! Und ich, wenn ich Nollet und Kästner und Newton lesen werde, auch ich will mich unter den Mast stellen, wo ich saß, und den

1) Die Gattin des Kaufmann Busch in Riga ist gemeint. Vgl. Aus Herder's Nachlaß, III. S. 52. 55. 80; „Von und an Herder", II. S. 16. 18. 21; unten S. 457 u. 458. — D.

2) Zuerst standen anstatt der Präsentia Imperfecta, wie gleich darauf sa(he) statt sieht. — D.

3) Danach gestrichen: ‚Niedler'. — Suphan.

Funken der Elektricität vom Stoß der Welle bis ins Gewitter führen und den Druck des Wassers bis zum Druck der Luft und der Winde erheben und die Bewegung des Schiffes, um welche sich das Wasser schließt, bis zur Gestalt und Bewegung der Gestirne verfolgen und nicht eher aufhören, bis ich mir selbst Alles weiß, da ich bis jetzt mir selbst nichts weiß.

Wasser ist eine schwerere Luft; Wellen und Ströme sind seine Winde, die Fische seine Bewohner; der Wassergrund ist eine neue Erde! Wer kennt diese? Welcher Kolumb und Galilei kann sie entdecken? Welche urinatorische neue Schifffahrt und welche neue Ferngläser in diese Weite sind noch zu erfinden? Sind die letzten nicht möglich, um die Sonnenstrahlen bei stillem Wetter zu vereinigen und gleichsam das Medium des Seewassers damit zu überwinden? Was würde der urinatorischen Kunst und der Schifffahrt nicht dadurch für unendliche Leichtigkeit gegeben! Welche neue Seekarten sind über den Ocean hinaus zu entdecken und zu verfertigen, die jetzt nur Schiff- und Klippenkarten sind! Welche neue Kräuter für einen neuen Tournefort,[1]) wovon die Korallen nur eine Probe sind! welche neue Welt von Thieren, die unten im Seegrunde wie wir auf der Erde leben, und nichts von ihnen, Gestalt, Nahrung, Aufenthalt, Arten, Wesen, nichts kennen! Die Fische, die oben hinauffahren, sind nur Vögel, ihre Floßfedern nur Flügel, ihr Schwimmen Fliegen oder Flattern. Wer wird nach ihnen Alles bestimmen wollen, was in der See ist? wie? wenn sich ein Sperling in den Mond erhübe, wäre er für unsre Erde Naturregister? Der kalte Norden scheint hier der Geburtsort so gut der Seeungeheuer zu sein, als er's der Barbaren, der Menschenriesen und Weltverwüster gewesen. Walfische und große Schlangen, und was weiß ich mehr? Hierüber will ich Pontoppidan[2]) lesen, und ich werde in den Horden ziehender Häringe (die immer feiner werden, je weiter sie nach Süden kommen, sich aber nicht so weit wie die Vandalen und Longobarden wagen, um nicht, wie sie, weibisch, krank und vernichtigt zu werden, sondern zurückziehen) die Geschichte wandernder nordischen Völker finden. Welche

1) Joseph Pitton de Tournefort, der berühmte Botaniker, war von Ludwig XIV. nach der Levante geschickt worden, um neue Pflanzen von dort mitzubringen. — D.

2) Erik Pontoppidan's Gesta et vestigia Danorum extra Daniam (1740). — D.

große Aussicht auf die Natur der Menschen und Seegeschöpfe und Klimaten, um sie und Eins aus dem Andern und die Geschichte der Weltscenen zu erklären! Ist Norden oder Süden, Morgen oder Abend die vagina hominum gewesen? welches der Ursprung des Menschengeschlechts, der Erfindungen und Künste und Religionen? Ist's, daß sich jenes von Morgen nach Norden gestürzt, sich da in den Gebirgen der Kälte wie die Fischungeheuer unter Eisschollen erhalten, in seiner Riesenstärke fortgepflanzt, die Religion der Grausamkeit seinem Klima nach erfunden und sich mit seinem Schwert und seinem Recht und seinen Sitten über Europa fortgestürzt hat? Ist dies, so sehe ich zwei Ströme, von denen der eine aus Orient über Griechenland und Italien sich ins südliche Europa sanft senkt und auch eine sanfte, südliche Religion, eine Poesie der Einbildungskraft, eine Musik, Kunst, Sittsamkeit, Wissenschaft des östlichen Südens erfunden hat. Der zweite Strom geht über Norden von Asien nach Europa; von da überströmt er jenen. Deutschland gehörte zu ihm und sollte recht in seinem Vaterlande sein, diese Geschichte Nordens zu studiren; denn es ist gottlob nur in Wissenschaft ein Trupp südlicher Colonien geworden. Ist dies, wird der dritte Strom nicht aus Amerika hinüberrauschen und der letzte vielleicht vom Vorgebirge der Hoffnung her und von der Welt, die hinter ihm liegt? Welche große Geschichte, um die Literatur zu studiren, in ihren Ursprüngen, in ihrer Fortpflanzung, in ihrer Revolution, bis jetzt! Alsdann aus den Sitten Amerika's, Afrika's und einer neuen südlichen Welt, besser als Ihre,[1]) den Zustand der künftigen Literatur und Weltgeschichte zu weissagen! Welch ein Newton gehört zu diesem Werke! Wo ist der erste Punkt? Eden oder Arabien? China oder Aegypten? Abessinien oder Phönicien?[2]) Die ersten beiden sind alsdann entschieden, wenn es bewiesen ist, daß die arabische Sprache eine Tochter der altebräischen sei, und die ersten Monumente des menschlichen Geschlechts keine arabische Verkleidungen sind. Die zweiten sind dann entschieden, wenn China nach der Deguignischen[3]) Hypothese als eine Tochter Aegyptens bewiesen oder gar gezeigt würde, daß sie sich nach Indien, nach Persien und dann erst

1) In seinem Glossarium Suio-Gothicum (Upsala 1769). — D.
2) Suphan bemerkt: „Gestrichen die Tartarei." — D.
3) Joseph Deguignes, Essai sur le moyen de parvenir à la lecture des Hieroglyphes égyptiens (Mémoires de l'Académie, XXXIV.). — D.

nach Asien ausgebreitet. Die dritten sind dann abolirt, wenn Abessinien blos als eine Tochter Aegyptens und nicht das Gegentheil gezeigt würde, was Ludolf[1]) u. A. behaupten, und Phönicien als eine Tochter Asiens oder Aegyptens erschiene, nicht aber, wie es aus ihrem Alphabet Schein giebt, selbst älter als Moses wäre. Wie viel Zeitalter der Literatur mögen also verlebt sein, ehe wir wissen und denken können! Das phönicische? oder das ägyptische? das chinesische? das arabische? das äthiopische? oder nichts von Allem! so daß wir mit unserm Moses auf der rechten Stelle stehen! Wie viel ist hier noch zu suchen und auszumachen! Unser Zeitalter reift dazu durch unsre Deguignes, Michaelis und Starken![2]) Und das wäre erst Ursprung! Nun die Züge! die Origines Griechenlands, aus Aegypten oder Phönicien? Hetruriens aus Aegypten oder Phönicien oder Griechenland? Nun die Origines Nordens, aus Asien oder Indien, oder Aborigines? und der neuen Araber? aus der Tartarei oder China! und jedes Beschaffenheit und Gestalt! und dann die künftigen Gestalten der amerikanisch-afrikanischen Literatur, Religion, Sitten, Denkart und Rechte! Welch ein Werk über das menschliche Geschlecht! den menschlichen Geist! die Cultur der Erde! aller Räume! Zeiten! Völker! Kräfte! Mischungen! Gestalten! asiatische Religion! und Chronologie und Polizei und Philosophie! ägyptische Kunst und Philosophie und Polizei! phönicische Arithmetik und Sprache und Luxus! griechisches Alles! römisches Alles! nordische Religion, Recht, Sitten, Krieg, Ehre! papistische Zeit, Mönche, Gelehrsamkeit! nordisch-asiatische Kreuzzieher, Wallfahrter, Ritter! christliche heidnische Aufweckung der Gelehrsamkeit! Jahrhundert Frankreichs! englische, holländische, deutsche Gestalt! chinesische japonische Politik! Naturlehre einer neuen Welt! amerikanische Sitten u. s. w. Großes Thema: das Menschengeschlecht wird nicht vergehen, bis daß es Alles geschehe! bis der Genius der Erleuchtung die Erde durchzogen! Universalgeschichte der Bildung der Welt!

Ich komme wieder aufs Meer zurück und in seinen Grund. Ist da nicht solch eine Kette von Geschöpfen wie auf der Erde? Und wo die Seemenschen? Tritonen und Sirenen sind

---

1) Der Verfasser der Historia Aethiopica sive descriptio regni Habessinorum (1681—1694). — D.

2) Heinrich Benedict Starke († 1727). Sein Werk Lux grammaticae ebraicae war noch 1764 neu aufgelegt worden. — D.

Erdichtungen; aber daß es nicht wenigstens Meeraffen gebe, glaube ich sehr wohl. Maupertuis'[1]) Leiter wird nicht voll, bis das Meer entdeckt ist. Natürlich können sie so wenig schwimmen, wie wir fliegen. Der Fisch fühlt wenig: sein Kopf, seine Schuppen — sind, was dem Vogel Federn und sein Kopf, jedes in sein Element. Da singt der Luftvogel, und dazu sein Kopf; der Fisch, was thut er? was hat er für neue Wassersinne, die wir Luft-Erdengeschöpfe nicht fühlen? Sind sie nicht analogisch zu entdecken? Wenn ein Mensch je die magnetische Kraft inne würde, so wäre es ein Blinder, der nur hören und fühlen, oder gar ein Blinder, Tauber, Geruch- und Geschmackloser, der nur fühlen könnte. Was hat ein Fisch für Sinne? In der Dämmerung des Wassers sieht er, in der schweren Luft hört er; in ihrer dicken Schale fühlt die Auster. Welch ein Gefühl, daß solche starke Haut nöthig war, sie zu decken, daß Schuppen nöthig waren, sie zu überkleiden? aber ein Gefühl welcher Dinge? vermuthlich ganz andrer als irdischer.

Wie sich Welle in Welle bricht, so fließen die Luftundulationen und Schälle in einander. Die Sinnlichkeit der Wasserwelt verhält sich also wie das Wasser zur Luft in Hören und Sehen! Ei, wie Geruch, Geschmack und Gefühl? Wie die Welle das Schiff umschließt, so die Luft den sich bewegenden Erdball; dieser hat zum eignen Schwunge seine Form wie das unvollkommne Schiff zum Winde! Jener wälzt sich durch, durch eigne Kraft; dieser durchschneidet das Wasser durch Kraft des Windes! Der elektrische Funke, der das Schiff umfließt, was ist er bei einer ganzen Welt? Nordlicht? magnetische Kraft? Die Fische lieben sich, daß sie sich, wo kaum eine dünnere Schuppe ist, an einander reiben, und das giebt, welche Millionen Eier! Der unempfindliche Krebs und der Mensch, welche Einwirkung und Zubereitung haben sie nicht nöthig! Kennt der Fisch Gattin? sind die Gesetze der Ehe anders als untergeordnete Gesetze der Fortpflanzung des Universum?

Das Schiff ist das Urbild einer sehr besondern und strengen Regierungsform. Da es ein kleiner Staat ist, der überall Feinde um sich sieht, Himmel, Ungewitter, Wind, See, Strom, Klippe, Nacht, andre Schiffe, Ufer, so gehört ein Gouvernement dazu, das dem Despotismus der ersten feindlichen Zeiten nahe kommt. Hier ist ein Monarch und sein erster Minister, der

1) Pierre Louis Moreau de Maupertuis schrieb auch ein Système de la nature (1751). — D.

Steuermann; Alles hinter ihm hat seine angewiesenen Stellen und Aemter, deren Vernachlässigung und Empörung insonderheit so scharf bestraft wird. Daß Rußland noch keine gute Seeflotte hat, hängt also von zwei Ursachen ab. Zuerst, daß auf ihren Schiffen keine Subordination ist, die doch hier die strengste sein sollte; sonst geht das ganze Schiff verloren. Anekdoten im Leben Peter's zeigen, daß er sich selbst dieser Ordnung unterwerfen und mit dem Degen in der Hand in die Kajüte habe hineinstoßen lassen müssen, weil er unrecht commandirte. Zweitens, daß nicht Jedes seinen bestimmten Platz hat, sondern Alles zu Allem gebraucht wird. Der alte abgelebte Soldat wird Matrose, der nichts mehr zu lernen Lust und Kraft [hat], und dünkt sich bald, wenn er kaum ein Segel hinanklettern kann, Seemann. In den alten Zeiten wäre dies thunlich gewesen, da die Seefahrt als Kunst nichts war, da die Schiffe eine Anzahl Ruder und Hände und Menschen und Soldaten und weiter nichts enthielten. Jetzt aber giebt's keine zusammengesetztere Kunst als die Schiffskunst. Da hängt von einem Versehen, von einer Unwissenheit Alles ab. Von Jugend auf müßte also der Russe so zur See gewöhnt [werden] und unter andern Nationen erst lernen, ehe er ausübt. Aber, sagt mein Freund, das ist ihr Grundfehler in Allem: leichter nachzuahmen, zu arripiren ist keine Nation als sie; alsdann aber, da sie Alles zu wissen glaubt, forscht sie nie weiter und bleibt also immer und in Allem stümperhaft. So ist's! auf Reisen, welche Nation nachahmender? in den Sitten und der französischen Sprache, welche leichter? in allen Handwerken, Fabriken, Künsten? aber Alles nur bis auf einen gewissen Grad. Ich sehe in dieser Nachahmungsbegierde, in dieser kindischen Neuerungssucht nichts als gute Anlage einer Nation, die sich bildet, und auf dem rechten Wege bildet; die überall lernt, nachahmt, sammelt: laß sie sammeln, lernen, unvollkommen bleiben; nur komme auch eine Zeit, ein Monarch, ein Jahrhundert, das sie zur Vollkommenheit führe. Welche große Arbeit des Geistes ist hier für einen Politiker, darüber zu denken, wie die Kräfte einer jugendlichen halbwilden Nation können gereift und zu einem Originalvolk gemacht werden! Peter der Große bleibt immer Schöpfer, der die Morgenröthe und einen möglichen Tag schuf; der Mittag bleibt noch aufgehoben und das große Werk „Cultur einer Nation zur Vollkommenheit"!

Die Schiffsleute sind immer ein Volk, das am Aberglauben

und Wunderbaren für Andern hängt. Da sie genöthigt sind, auf Wind und Wetter, auf kleine Zeichen und Vorboten Acht zu geben; da ihr Schicksal von Phänomenen in der Höhe abhängt: so giebt dies schon Anlaß gnug, auf Zeichen und Vorboten zu merken, und also eine Art von ehrerbietiger Anstaunung und Zeichenforschung. Da nun diese Sachen äußerst wichtig sind; da Tod und Leben davon abhängt: welcher Mensch wird im Sturm einer fürchterlich dunkeln Nacht, im Ungewitter, an Oertern, wo überall der blasse Tod wohnt, nicht beten? Wo menschliche Hilfe aufhört, setzt der Mensch immer, sich selbst wenigstens zum Trost, göttliche Hilfe; und der unwissende Mensch zumal, der von zehn Phänomenen der Natur nur das zehnte als natürlich einsieht, den alsdann das Zufällige, das Plötzliche, das Erstaunende, das Unvermeidliche schreckt? O, der glaubt und betet, wenn er auch sonst, wie der meinige, ein grober Ruchloser wäre. Er wird in Absicht auf Seedinge fromme Formeln im Munde haben und nicht fragen: wie war Jonas im Walfisch? denn nichts ist dem großen Gott unmöglich; wenn er auch sonst sich ganz völlig eine Religion glaubt machen zu können und die Bibel für nichts hält. Die ganze Schiffsprache, das Aufwecken, Stundenabsagen ist daher in frommen Ausdrücken und so feierlich als ein Gesang aus dem Bauche des Schiffs. In Allem liegen Data, die erste mythologische Zeit zu erklären. Da man, unkundig der Natur, auf Zeichen horchte und horchen mußte, da war für Schiffer, die nach Griechenland kamen und die See nicht kannten, der Flug eines Vogels eine feierliche Sache, wie er's auch wirklich im großen Expansum der Luft und auf der wüsten See ist. Da ward der Blitzstrahl Jupiter's fürchterlich, wie er's auch auf der See ist: Zeus rollte durch den Himmel und schärfte Blitze, um sündige Haine oder Gewässer zu schlagen.[1]) Mit welcher Ehrfurcht betete man da nicht den stillen silbernen Mond an, der so groß und allein da steht und so mächtig wirkt auf Luft, Meer und Zeiten! Mit welcher Begierde horchte man da auf gewisse hilfsbringende Sterne, auf einen Kastor und Pollux, Venus u. s. w. wie der Schiffer in einer neblichten Nacht! Auf mich selbst, der ich alle diese Sachen kannte und von Jugend auf unter ganz andern Anzeigungen gesehn hatte, machte der Flug eines Vogels und der Blitzstrahl des Ge-

1) Vgl. Hor., Carm., I. 12, 59. 60. — D.

wässers und der stille Mond des Abends andre Eindrücke, als sie zu Lande gemacht hatten; und nun auf einen Seefahrer, der, unkundig der See, vielleicht als ein Vertriebner seines Vaterlandes, als ein Jüngling, der seinen Vater erschlagen, ein fremdes Land suchte, wie kniete der für Donner und Blitz und Adler! wie natürlich dem, in der obern Luftsphäre den Sitz Jupiter's zu sehen! wie tröstlich dem, mit seinem Gebete diese Dinge lenken zu können! wie natürlich dem, die Sonne, die sich ins Meer taucht, mit den Farben des fahrenden Phöbus und die Aurora mit aller ihrer Schönheit zu malen! Es giebt tausend neue und natürlichere Erklärungen der Mythologie, oder vielmehr tausend innere Empfindungen ihrer ältesten Poeten, wenn man einen Orpheus, Homer, Pindar, insonderheit den Ersten, zu Schiffe liest. Seefahrer waren's, die den Griechen ihre erste Religion brachten; ganz Griechenland war an der See Colonie; es konnte also nicht eine Mythologie haben wie Aegypter und Araber hinter ihren Sandwüsten, sondern eine Religion der Fremde, des Meeres und der Haine; sie muß also auch zur See gelesen werden. Und da wir ein solches Buch noch durchaus nicht haben, was hätte ich gegeben, um einen Orpheus und eine Odyssee zu Schiff lesen zu können! Wenn ich sie lese, will ich mich dahin zurücksetzen; so auch Damm[1]) und Banier[2]) und Spanheim[3]) lesen und verbessern und auf der See meinen Orpheus, Homer und Pindar fühlen. Wie weit ihre Einbildungskraft dabei gegangen ist, zeigen die Delphinen. Was Schönes und Menschenfreundliches in ihrem Blicke ist nicht; allein ihr Spielen um das Schiff, ihr Jagen bei stillem Wetter, ihr Aufprallen und Untersinken, das gab zu Fabeln derselben Gelegenheit. Ein Delphin hat ihn entführt, ist ebenso viel als: Aurora hat ihn weggeraubt; zwei Umstände kommen zusammen, und sie müssen also die Folge sein von einander. So ist Virgil's verwandelter Mast,[4]) die Nymphen, Sirenen, Tritonen u. s. w. gleichsam von der See aus leicht zu er-

1) „Einleitung in die Götterlehre und Fabelgeschichte der ältesten griechischen und römischen Welt." (Berlin 1763.) — D.

2) La mythologie et les fables expliquant l'histoire par Antoine Banier (1738—1740). — D.

3) Commentarius in Callimachum. Einen Auszug daraus hatte Herder in Riga begonnen. — D.

4) Aen., IX. 120—122. — D.

klären und wird gleichsam anschaulich. Das Fürchterliche der Nacht und des Nebels u. s. w. Doch ich habe eine bessere Anmerkung, die mehr auf das Wunderbare, Dichterische ihrer Erzählungen führt.

Mit welcher Andacht lassen sich auf dem Schiff Geschichten hören und erzählen! und ein Seemann, wie sehr wird der zum Abenteuerlichen derselben disponirt! Er selbst, der, gleichsam ein halber Abenteurer, andre fremde Welten sucht, was sieht er nicht für Abenteuerlichkeiten bei einem ersten stutzigen Anblick! Habe ich dasselbe nicht selbst bei jedem neuen Eintritt in Land, Zeit, Ufer u. s. w. erfahren? wie oft habe ich mir gesagt: „Ist das das, was Du zuerst da sahest?“ Und so macht schon der erste staunende Anblick gigantische Erzählungen, Argonautika, Odysseen, Lucianische Reisebeschreibungen [1]) u. s. w. Das ist das Frappante der ersten Dämmerungsgesichte; was sieht man in ihnen nicht! Ein Schiffer ist auf solche erste Wahrzeichen recht begierig: nach seiner langen Reise, wie wünscht er nicht Land zu sehen! und ein neues fremdes Land, was denkt er sich da nicht für Wahrzeichen! Mit welchem Staunen ging ich nicht zu Schiff! sahe ich nicht zum ersten Mal Alles wunderbarer, größer, staunender, furchtbarer als nachher, da mir Alles bekannt war, da ich das Schiff durchspazierte? Mit welcher Neuerungssucht geht man gegen Land! Wie betrachtet man den ersten Piloten mit seinen hölzernen Schuhen und seinem großen weißen Hut! Man glaubt in ihm die ganze französische Nation bis auf ihren König Ludwig den Großen zu sehen. Wie begierig ist man aufs erste Gesicht, auf die ersten Gesichter! sollten es auch nur alte Weiber sein, sie sind jetzt nichts als fremde Seltenheiten, Französinnen. Wie bildet man sich zuerst Begriffe nach einem Hause, nach wenigen Personen! und wie langsam kommt man dahin, zu sagen, ich kenne ein Land! Nun nehme man diese Begierde, Wunder zu sehen, diese Gewohnheit des Auges, zuerst Wunder zu finden, zusammen: wo werden wahre Erzählungen? wie wird Alles poetisch? Ohne daß man lügen kann und will, wird Herodot ein Dichter; wie neu ist er und Orpheus und Homer und Pindar und die tragischen Dichter in diesem Betracht zu lesen!

Ich gehe weiter. Ein Schiffer, lange an solches Aben-

1) Luciani verae historiae. — D.

teuerliche gewohnt, glaubt's, erzählt's weiter; es wird von Schiffern und Kindern und Narren mit Begierde gehört, forterzählt. Und nun? was giebt's da nicht für Geschichten, die man jetzt von Ost- und Westindien mit halbverstümmelten Namen, und Alles unter dem Schein des Wunderbaren, hört! von großen Seehelden und Seeräubern, deren Kopf nach dem Tode so weit fortgelaufen, und endlich giebt das eine Denkart, die alle Erzählungen vom Ritter mit dem Schwan,[1]) von Joh. Mandeville[2]) u. s. w. glaubt, erzählt, möglich findet, und selbst wenn man sie unmöglich findet, noch erzählt, noch glaubt. Warum? Man hat sie in der Jugend gelesen; da paßten sie sich mit allen abenteuerlichen Erwartungen, die man sich machte; sie weckten also die Seele eines künftigen Seemannes auf, bildeten sie zu ihren Träumen und bleiben unverweslich. Eine spätere Vernunft, der Anschein eines Augenblicks kann nicht Träume der Kindheit, den Glauben eines ganzen Lebens zerstören; jede etwas ähnliche Erzählung, die man als wahr gehört (obgleich von Unwissenden, von halben Abenteurern), hat sie bestätigt; jedes Abenteuer, das wir selbst erfahren, bestätigt: wer will sie widerlegen? Wie schwer ist's, zu zeigen, daß es kein Paradies, mit feurigen Drachen bewahrt, keine Hölle Mandeville's, keinen babylonischen Thurm gebe! daß der Kaiser von Siam in seinem Golde das nicht sei, was er in solcher Dichtung vorstelle! daß die weißen Schwanen und der Ritter mit ihnen Possen sind! Es ist schwer zu glauben, sagt man höchstens und erzählt's fort oder streitet dafür mehr als für die Bibel. Ist aber ein solcher Leichtgläubiger deswegen in jeder Absicht ein Thor, ein dummes Vieh? O, wahrhaftig nicht! Solche Träume und geglaubte Possen seines Standes, seiner Erziehung, seiner Bildung, seiner Denkart ausgenommen, und er kann ein sehr vernünftiger, thätiger, tüchtiger, kluger Kerl sein.

Hieraus wird erstlich eine philosophische Theorie möglich, die den Glauben an eine Mythologie und an Fabeln der Erzählung erklärt. Unter Juden und Arabern und Griechen und Römern ist diese verändert; im Grunde aber, in den Vorurtheilen der Kindheit, in der Gewohnheit, zuerst Fabel zu

1) Im Volksbuch „Der Schwanenritter". — D.
2) Dessen Reise ist gleichfalls als deutsches Volksbuch bearbeitet. Vgl. Goethe's Werke, (Hempel'sche Ausg.) Th. IV, 331. — D.

sehen, in der Begierde, sie zu hören, wenn unsre eignen Begebenheiten uns dazu auflegen, in der Leichtigkeit, sie zu fassen, in der Gewohnheit, sie oft zu erzählen und erzählt zu haben und geglaubt zu sein und doch Manches damit erklären zu können, sollte es auch nur sein, daß Gott nichts unmöglich sei, oder andre fromme Moralen — das sind die Stützen, die sie unterhalten, und die sehr verdienen, erklärt zu werden. Hier bietet sich eine Menge Phänomena aus der menschlichen Seele; dem ersten Bilde der Einbildungskraft; aus den Träumen, die wir in der Kindheit lange still bei uns tragen; aus dem Eindruck jedes Schalles, der diesen sausenden Ton, der in dunkeln Ideen fortdämmert, begünstigt und verstärkt; aus der Neigung, gern Sänger des Wunderbaren sein zu wollen; aus der Verstärkung, die jeder fremde Glaube zu dem unsrigen hinzuthut; aus der Leichtigkeit, wie wir aus der Jugend unvergeßliche Dinge erzählen — tausend Phänomena, deren jedes aus der Fabel der ersten Welt ein angenehmes Beispiel fände, und viel subjectiv in der Seele, objectiv in der alten Poesie, Geschichte, Fabel erklärte. Das wäre eine Theorie der Fabel, eine philosophische Geschichte wachender Träume, eine genetische Erklärung des Wunderbaren und Abenteuerlichen aus der menschlichen Natur, eine Logik für das Dichtungsvermögen: und über alle Zeiten, Völker und Gattungen der Fabel, von Chinesern zu Juden, Juden zu Aegyptern, Griechen, Normännern geführt — wie groß, wie nützlich! Was Don Quixote verspottet, würde das erklären, und Cervantes wäre dazu ein großer Autor.

Zweitens sieht man hieraus, wie eine relative Sache die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit sei. Sie richtet sich nach ersten Eindrücken, nach ihrer Masse, Gestalt und Vielheit. Sie richtet sich nach der Langwierigkeit und Oefterheit ihrer Bestätigungen, nach einer Anzahl von Concurrenzen, die ihr die Hand zu bieten schienen, nach Zeiten, Sachen, Menschen. Ein Volk hat sie in dieser Sache anders, in andrer Gestalt und Graden als ein anders. Wir lachen die griechische Mythologie aus, und Jeder macht sich vielleicht die seinige. Der Pöbel hat sie in tausend Sachen: ist seine Unwahrscheinlichkeit dieselbe als des zweifelnden Philosophen, des untersuchenden Naturkundigen? Klopstock's dieselbe als Hume's oder Moses', in eben der Sphäre? Jeder Erfinder von Hypothesen, welche eigne Art, Unwahrscheinlichkeiten zu messen: Hermann

von der Hardt![1]) Harduin![2]) Leibniz und Plato, die beiden größten Köpfe zu Hypothesen in der Welt! Descartes, wie zweifelnd, wie mißtrauisch und welche Hypothesen! Es giebt also eine eigne Gestalt des Gefühls von Wahrscheinlichkeiten, nach dem Maß der Seelenkräfte, nach Proportion der Einbildungskraft zum Urtheil, des Scharfsinns zum Witze, des Verstandes zur ersten Lebhaftigkeit der Eindrücke u. s. w. Welche Theorie der Wahrscheinlichkeit aus der menschlichen Seele hinter Hume, Moses,[3]) Bernoulli[4]) und Lambert![5])

Jeder Stand, jede Lebensart hat ihre eignen Sitten. Hume hat in Geschichte und politischen Versuchen viele solcher Charaktere sehr auszeichnend gegeben; ich lerne aus einzelnen Menschen Klassen und Völker kennen. Ein solcher Schiffer — welch Gemisch von Aberglauben und Tollkühnheit! von roher Größe und Unnutzbarkeit! von Zutrauen auf sich und Feindseligkeit mit Andern! In vielen Stücken wird ein alter Held kennbar: wie er von sich erzählt, auf seine Kräfte pocht, seine Belesenheit für untrüglich, die Summe gemachter Entdeckungen für die höchste, Holland auf dem höchsten Grade hält; seine rohen Liebesbegebenheiten, die ebenso unwahrscheinlich sind, seine Heldenthaten u. s. w. daher kramt. Doch gnug von solcher Charakteristik des Pöbels. Es wäre besser gewesen, wenn ich einen Euler oder Bouguer[6]) und La Caille von der Schifffahrt, Schiffsbau, Pilotage u. s. w. gehabt hätte — ein Theil der Mathematik, den ich noch nothwendig lebendig studiren muß. Jetzt, wenn ich den Hiob aus der Sandwüste las, so war es dem Ort ebenso unangemessen als ein ebräisches Lexikon zu studiren. Auf dem Meer muß man nicht Gartenidyllen und Georgica, sondern Romane, abenteuerliche Geschichten, Robinsons, Odysseen und Aeneiden lesen! So fliegt man mit den Fittigen des Windes und schifft mit dem aben-

1) Der alle morgenländischen Sprachen aus dem Griechischen herleitete und in der griechischen Mythologie wahre Geschichte fand. — D.

2) Der Jesuit Jean Hardouin erklärte fast alle römische Schriftsteller, auch die Kirchenväter, für untergeschoben. — D.

3) Mendelssohn. — D.

4) Jakob Bernoulli's Ars conjectandi erschien erst nach dessen Tode (1759). — D.

5) Gemeint ist Johann Heinrich Lambert's „Neues Organon" Leipzig 1764). — D.

6) Pierre Bouguer († 1758) schrieb viele auf die Schifffahrt bezügliche Abhandlungen. — D.

teuerlichen Seehelden! statt daß jetzt die Bewegung des Geistes und des Körpers entgegenstreben.

Man bildet sich ein, daß man auf Meeren, indem man Länder und Welttheile vorbeifliegt, viel von ihnen denken werde; allein diese Länder und Welttheile sieht man nicht. Sie sind nur fernher stehende Nebel, und so sind auch meistens die Ideen von ihnen für gemeine Seelen. Es ist kein Unterschied, ob das jetzt das kurische, preußische, pommersche, dänische, schwedische, norwegische, holländische, englische, französische Meer ist: wie unsre Schifffahrt geht, ist's nur überall Meer. Die Schifffahrt der Alten war hierin anders: sie zeigte Küsten und Menschengattungen, in ihren Schlachten redeten Charaktere und Menschen; jetzt ist Alles Kunst, Schlacht und Krieg und Seefahrt und Alles. Ich wollte den Reisebeschreiber zu Hilfe nehmen, um an den Küsten jedes Landes dasselbe zu denken, als ob ich's sähe; aber noch vergebens. Ich fand nichts als Ocularverzeichnisse und sahe nichts als entfernte Küsten. Livland, Du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sclaverei, wie viel wäre in Dir zu thun! zu thun, um die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit auszurotten, die Cultur und Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwinglius, Calvin und Luther dieser Provinz zu werden. Kann ich's werden? habe ich dazu Anlage, Gelegenheit, Talente? was muß ich thun, um es zu werden? was muß ich zerstören? Ich frage noch! Unnütze Kritiken und todte Untersuchungen aufgeben, mich über Streitigkeiten und Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen und zur Bildung der lebenden Welt einweihen, das Zutrauen der Regierung, des Gouvernements und Hofes gewinnen, Frankreich, England und Italien und Deutschland in diesem Betracht durchreisen, französische Sprache und Wohlstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack feiner Erfindungen, deutsche Gründlichkeit und Kenntnisse und endlich, wo es nöthig ist, holländische Gelehrsamkeit einsammeln, große Begriffe von mir und große Absichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen und den Geist der Gesetzgebung, des Commerzes und der Polizei gewinnen, Alles im Gesichtspunkt von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, keine Blößen mehr geben und die vorigen so kurz und gut als möglich zu verbessern suchen, Nächte und Tage darauf denken, dieser Genius Liv-

lands zu werden, es todt und lebendig kennen zu lernen, Alles praktisch zu denken und zu unternehmen, mich anzugewöhnen, Welt, Adel und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen wissen. Edler Jüngling, das Alles schläft in Dir! aber unausgeführt und verwahrlost! Die Kleinheit Deiner Erziehung, die Sclaverei Deines Geburtslandes, der Bagatellenkram Deines Jahrhunderts, die Unstätigkeit Deiner Laufbahn hat Dich eingeschränkt, Dich so herabgesenkt, daß Du Dich nicht erkennst. In kritischen, unnützen, groben, elenden Wäldern verlierst Du das Feuer Deiner Jugend, die beste Hitze Deines Genies, die größte Stärke Deiner Leidenschaft, zu unternehmen. Du wirst eine so träge, lache Seele wie alle Fibern und Nerven Deines Körpers. Elender, was ist's, das Dich beschäftigt? und was Dich beschäftigen sollte? und nach Gelegenheit, Anlaß und Pflicht beschäftigen könnte? O, daß eine Eumenide mir in meinen Wäldern erschiene, mich zu erschrecken, mich aus denselben auf ewig zu jagen und mich in die große nutzbare Welt zu bannen! Livland ist eine Provinz, den Fremden gegeben! Viele Fremde haben es, aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum Reichwerden genossen; mir, auch einem Fremden, ist's zu einem höhern Zwecke gegeben: es zu bilden! Dazu sei mein geistliches Amt, die Colonie einer verbesserten evangelischen Religion zu machen: nicht schriftlich, nicht durch Federkriege, sondern lebendig, durch Bildung. Dazu habe ich Raum, Zeit und Gelegenheit; ich bin ohne drückende Aufsicht; ich habe alle Groß-, Gut- und Edeldenkende gegen ein paar Pedanten auf meiner Seite; ich habe freie Hand. Lasset uns also anfangen, den Menschen und menschliche Tugend recht kennen und predigen zu lernen, ehe man sich in tiefere Sachen mischt! Die menschliche Seele, an sich und in ihrer Erscheinung auf dieser Erde, ihre sinnlichen Werkzeuge und Gewichte und Hoffnung[en] und Vergnügen und Charaktere und Pflichten, und Alles, was Menschen hier glücklich machen kann, sei meine erste Aussicht. Alles Uebrige werde blos beiseite gesetzt, so lange ich hiezu Materialien sammle, und alle Triebfedern, die im menschlichen Herzen liegen, vom Schreckhaften und Wunderbaren bis zum Stillnachdenkenden und Sanftbetäubenden kennen, erwecken, verwalten und brauchen lerne. Hiezu will ich in der Geschichte aller Zeiten Data sammeln; jede soll mir das Bild ihrer eignen Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster und Glückselig-

keiten liefern, und so will ich Alles bis auf unsre Zeit zurückführen und diese recht nutzen lernen. Das menschliche Geschlecht hat in allen seinen Zeitaltern, nur in jedem auf andre Art, Glückseligkeit zur Summe; wir, in dem unsrigen, schweifen aus, wenn wir wie Rousseau Zeiten preisen, die nicht mehr sind und nicht gewesen sind; wenn wir aus diesen zu unserm Mißvergnügen Romanbilder schaffen und uns wegwerfen, um uns nicht selbst zu genießen. Suche also auch selbst aus den Zeiten der Bibel nur Religion und Tugend und Vorbilder und Glückseligkeiten, die für uns sind: werde ein Prediger der Tugend Deines Zeitalters! O, wie viel habe ich damit zu thun, daß ich's werde! wie viel bin ich aber, wenn ich's bin! Welch ein großes Thema, zu zeigen, daß man, um zu sein, was man sein soll, weder Jude noch Araber noch Grieche noch Wilder noch Märtrer noch Wallfahrer sein müsse, sondern eben der aufgeklärte, unterrichtete, feine, vernünftige, gebildete, tugendhafte, genießende Mensch, den Gott auf der Stufe unsrer Kultur fordert. Hier werde alles das Gute gezeigt, was wir in unserm Zeitalter, Künsten, Höflichkeit, Leben u. s. w. für andern Zeitaltern, Gegenden und Ländern haben; alsdann das Große und Gute aus andern dazu genommen, sollte es auch nur zur Nacheiferung sein, so weit es möglich wäre, es zu verbinden. O, was schläft in Alledem für Aufweckung der Menschheit! Das ist eine Tugend und Glückseligkeit und Erregung, gesammelt aus mehr als aus Iselin's Geschichte,[1]) aus dem lebendigen Vorstellen der Bilder aller Zeiten und Sitten und Völker; und gleichsam daraus die Geschichte eines Agathon[2]) in jeder Nation gedichtet! Welch ein großes Studium! für Einbildungskraft und Verstand und Herz und Affecten! Einer aus Judäa und ein Hiob aus Arabien und ein Beschauer Aegyptens und ein römischer Held und ein Pfaffenfreund und ein Kreuzzieher und ein Virtuose unsers Jahrhunderts gegen einander und in allem Geist ihres Zeitalters, Gestalt ihrer Seele, Bildungsart ihres Charakters, Product ihrer Tugend und Glückseligkeit: das sind Fragmente über die Moral und

1) Von Isaak Iselin's „Geschichte der Menschheit" erschien der erste Band 1764, der zweite 1770. — D.

2) Die erste Bearbeitung von Wieland's Agathon war in den Jahren 1766 und 1767 herausgekommen. — D.

Religion aller Völker, Sitten und Zeiten für unsre Zeit. Wie weit lasse ich damit hinter mir die Bruckers[1]) und die Postillenprediger und die Mosheim'schen Moralisten![2]) Ein solches großes Geschäft in seiner Vollendung, welch ein Werk würde es für die Welt! Aber was sorge ich für die Welt, da ich für mich und meine Welt und mein Leben zu sorgen und also aus meinem Leben zu schöpfen habe? Was also zu thun? Dies in allen Scenen zu betrachten und zu studiren! Die ersten Spiele der Einbildungskraft der Jugend und die ersten starken Eindrücke auf die weiche empfindbare Seele zu behorchen; aus jenen Vieles in der Geschichte unsers Geschmacks und Denkart erklären, aus dieser alles Rührende und Erregende brauchen zu lernen! Das erste Verderben eines guten Jünglings auf seine Lebenszeit; was giebt's auch aus meinem Leben für rührende Züge, die noch jetzt alle meine Thränen locken und so viel homogene ähnliche Verwirrungen und Schwächungen auf mein ganzes Leben wirken! Alsdann das Wunderbare und immer Gute, was jeder Schritt unsers Lebens mit sich bringt; weiter, ein Bild von allen Gesichten und Nationen und merkwürdigen Charakteren und Erfahrungen, die ich aus meinem Leben mich erinnere — was für Geist und Leben muß dies in meine Denkart, Vortrag, Predigt, Umgang bringen! So lernte ich ganz mein Leben brauchen, nutzen, anwenden; kein Schritt, Geschichte, Erfahrung wäre vergebens; ich hätte Alles in meiner Gewalt; nichts wäre verlöscht, nichts unfruchtbar; Alles würde Hebel, mich weiter fortzubringen. Dazu reise ich jetzt; dazu will ich mein Tagebuch schreiben; dazu will ich Bemerkungen sammeln; dazu meinen Geist in eine Bemerkungslage setzen; dazu mich in der lebendigen Anwendung dessen, was ich sehe und weiß, was ich gesehen und gewesen bin, üben! Wie viel habe ich zu diesem Zwecke an mir aufzuwecken und zu ändern! Mein Geist ist nicht in der Lage, zu bemerken, sondern eher zu betrachten, zu grübeln! er hat nicht die Wuth, Kenntnisse zu sammeln, wo er sie kann, sondern schließt sich schlaff und müde in den ersten Kreis ein, der ihn festhält. Dazu besitze ich nicht die Nationalsprachen, wohin ich reise. Ich bin also in Frankreich ein Kind; denn

1) Gemeint sind Jakob Brucker's „Kurze Fragen aus der philosophischen Historie von Anfang der Welt bis auf die Geburt Christi", die in sieben Theilen 1731—1736 erschienen. — D.

2) Mosheim hatte Heilige Reden herausgegeben. — D.

ich müßte Französisch können, um mich geltend zu machen, um Alles zu sehen, zu erfragen, kennen zu lernen, um von meinem Orte und aus meinem Leben zu erzählen und also dies auf gewisse Art zu wiederholen und gangbar zu machen. Ich bin also ohne dies Alles in Frankreich ein Kind, und wenn ich zurückkomme, ebendasselbe: französische Sprache ist das Medium, um zu zeigen, daß man in Frankreich gelebt und es genossen hat. So auch mit andern Sprachen. Wie viel habe ich zu lernen! mich selbst zu zwingen, um nachher Einer sein zu können, der Frankreich, England, Italien, Deutschland genossen hat und als solcher erscheinen darf! Und kann ich als solcher erscheinen, was habe ich in Livland als Prediger für Vorzüge und Geltungsrechte! Mit Allen umgehen, von Allem urtheilen zu können, für eine Sammlung von Kenntnissen der policirten Welt gehalten zu werden! was kann man mit diesem Scheine nicht thun, nicht ausrichten! Wie viel liegt aber vor mir, diesen Schein des Ansehens zu erreichen und der erste Menschenkenner nach meinem Stande, in meiner Provinz zu werden!

Bin ich's geworden, so will ich diesen Pfad nicht verlassen und mir selbst gleichsam ein Journal halten der Menschenkenntnisse, die ich täglich aus meinem Leben, und derer, die ich aus Schriften sammle. Ein solcher Plan wird mich beständig auf einer Art von Reise unter Menschen erhalten und der Falte zuvorkommen, in die mich meine einförmige Lage in einem abgelegnen scythischen Winkel der Erde schlagen könnte! Dazu will ich eine beständige Lectüre der Menschheitsschriften, in denen Deutschland jetzt seine Periode anfängt und Frankreich, das ganz Convention und Blendwerk ist, die seinige verlebt hat, unterhalten. Dazu die Spaldings, Resewitze[1]) und Moses lesen; dazu von einer andern Seite die Mosers[2]) und Wielands und Gerstenbergs brauchen; dazu zu unsern Leibnizen die Shaftesbury und Locke, zu unsern Spaldings die Sterne, Fosters[3]) und Richardsons, zu unsern Mosers die Browne[4]) und Montesquieu, zu unsern Homileten jedes Datum einer Reisebeschreibung

1) Spalding und Resewitz sind hier als christliche Prediger genannt, neben ihnen Mendelssohn besonders wegen der „Morgenstunden". — D.

2) Friedrich Karl von Moser ist gemeint. — D.

3) Vgl. Th. XX. S. 184. — D.

4) John Brown, der sich zuerst durch seine Schrift: Estimate of the manners and the principles of the times (1757. 1758) großen Ruhm erwarb. — D.

oder merkwürdigen Historie dazuthun. Jahrbuch der Schriften für die Menschheit! ein großer Plan! ein wichtiges Werk! Es nimmt aus Theologie und Homiletik, aus Auslegung und Moral, aus Kirchengeschichte und Ascetik nur das, was für die Menschheit unmittlbar ist, sie aufklären hilft, sie zu einer neuen Höhe erhebt, sie zu einer gewissen neuen Seite verlenkt, sie in einem neuen Licht zeigt, oder was nur für sie zu lesen ist. Dazu dient alsdann Historie und Roman, Politik, und Philosophie, Poesie und Theater als Beihilfe; bei den letzten allen wird dies nicht Hauptgesichtspunkt, aber eine sehr nutzbare und bildende Aussicht! Ein solches Journal wäre für Alle zu lesen! Wir haben's noch nicht, ob wir gleich Materialien dazu haben! Es würde in Deutschland eine Zeit der Bildung schaffen, indem es auf die Hauptaussicht einer zu bildenden Menschheit merken lehrte. Es würde das Glück haben, was kein Journal so leicht hat, Streitigkeiten und Widerspruch zu vermeiden, indem es sich von Allem sondert und nur bilden will. Es würde seinen Autor berühmt, und was noch mehr ist, beliebt machen; denn das menschliche Herz öffnet sich nur Dem, der sich demselben nähert, und das ist ein Schriftsteller der Menschheit! O, auf dieser Bahn fortzugehen, welch ein Ziel! welch ein Kranz! Wenn ich ein Philosoph sein dürfte und könnte, ein Buch über die menschliche Seele, voll Bemerkungen und Erfahrungen, das sollte mein Buch sein; ich wollte es als Mensch und für Menschen schreiben! es sollte lehren und bilden! die Grundsätze der Psychologie und, nach Entwicklung der Seele, auch der Ontologie, der Kosmologie, der Theologie, der Physik enthalten! es sollte eine lebendige Logik, Aesthetik, historische Wissenschaft und Kunstlehre werden! aus jedem Sinn eine schöne Kunst entwickelt werden! und aus jeder Kraft der Seele eine Wissenschaft entstehen! und aus allen eine Geschichte der Gelehrsamkeit und Wissenschaft überhaupt! und eine Geschichte der menschlichen Seele überhaupt, in Zeiten und Völkern! Welch ein Buch! Und so lang ich dies nicht kann, so sollen meine Predigten und Reden und Abhandlungen, und was ich künftig gebe, menschlich sein! und wenn ich's kann, ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung liefern, das sich wie ein Christ in der Einsamkeit[1]) u. s. w. lesen

1) Eine moralische Wochenschrift führte diesen Namen. — D.

lasse, was empfunden werde, was für meine Zeit und mein Volk und alle Lebensalter und Charaktere des Menschen sei! Das wird bleiben!

Ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung![1]) Es finge von der Kenntniß sein selbst, des weisen Baues an Leibe und Geist an, zeigte die Endzwecke und Unentbehrlichkeiten jedes Gliedes an Leib und Seele, zeigte die Mancherleiheit, die dabei stattfände, und daß doch Jedes nur in dem Maß möglich und gut ist, wie wir's haben; alsdann Regeln und Anmahnung, sich an Leib und Geist so auszubilden, als man kann. Dies erst an sich; und so weit ist Rousseau ein großer Lehrer! Was für Anreden sind dabei an Menschen als Menschen, an Eltern und Kinder, an Jünglinge und Erwachsene, an mancherlei Charaktere und Temperamente, Fähigkeiten und menschliche Seelen möglich! Alsdann kommt ein zweiter Theil für die Gesellschaft, wo Rousseau kein Lehrer sein kann. Hier ein Katechismus für die Pflichten der Kinder, der Jünglinge, der Gesellschafter, der Bürger, der Ehegatten, der Eltern; Alles in einer Ordnung und Folge und Zusammenhang, ohne Wiederholungen aus dem vorigen Theile, ohne Einlassung auf Stände und blos politische Einzelnheiten — wäre ein schweres Werk. Drittens ein Buch für die Charaktere aus Ständen, um die bösen Falten zu vermeiden, die der Soldat und Prediger, der Kaufmann und Weise, der Handwerker und Gelehrte, der Künstler und Bauer gegen einander haben, um jedem Stande alle seine Privattugenden zu geben, alle mit einander aus den verschiednen Naturen und Situationen der Menschheit zu erklären und zu versöhnen, alle dem gemeinen Besten zu schenken. Hiemit fängt sich ein vierter Theil an, wo Unterthanen und Obrigkeiten gegen einander kommen; vom Bauer an, der dem Sclaven nahe ist (denn für Sclaven giebt's keinen Katechismus), zu seiner bürgerlichen Herrschaft, zum Adel, zum Prinzen, zum Fürsten hinan; alsdann die mancherlei Regierungsformen, ihre Vor- und Nachtheile und endlich Grundsätze eines ehrlichen Mannes in der, wo er lebt. Hieraus werden fünftens die schönen, überflüssigen Bedürfnisse: Kunst, Wissenschaft, gesellschaftliche Bildung; Grundriß zu ihnen; ihre Erziehung nach Temperamenten und Gelegenheiten; ihr Gutes und Böses;

---

1) Später nennt er dieses Buch Katechismus der Menschheit. Vgl. Th. XVI. S. 249. 254. 258. — D.

Auswahl aus ihnen zum ordentlichen, nützlichen und bequemen Leben unsers Jahrhunderts: und hier also Philosophie eines Privatmannes, Frauenzimmers u. s. w. nebst einer Bibliothek dazu. **Sechstens**: Mängel, die dabei bleiben, uns zu unterrichten, zu beruhigen, zurückzuhalten, aufzumuntern; christliche Kenntnisse, als Unterricht, Beruhigung, Rückhalt und Erhebung. Was Menschen davon wissen konnten, und wie Gott sich Menschen geoffenbart hat, in Absicht auf die Schöpfung, Ursprung des Uebels in der Welt, Wanderungen des Menschengeschlechts, Erlösung, Heiligung, künftige Welt. Begriffe von der Theopneustie überhaupt; von der Gestalt der Religion in Judäa; im Alten und Neuen Testament und in den verschiednen Jahrhunderten. Alles im Gesichtspunkt der Menschheit; und hieraus Lehren für Toleranz: Liebe zur Protestantischen Religion; wahrer Geist derselben im akademischen Lehrer, Prediger, Zuhörer, Privatchristen. Christliche Erziehung; Taufe, Confirmation, Abendmahl, Tod, Begräbniß. Ich liefre nur kurze Gesichtspunkte; wohin würde die Ausarbeitung nicht führen! Noch ist Alles Theorie: es werde Praxis, und dazu diene die Seelensorge meines Amts. Hier ist ein Feld, sich Liebe, Zutrauen und Kenntnisse zu erwerben; ein Feld, zu bilden und Nutzen zu schaffen. Wenn die Religion z. B. bei Trauungen und Taufen und Gedächtnißreden und Krankenbesuchen den Großen edel und groß und vernünftig, den Geschmackvollen mit Geschmack und Schönheit, dem zarten Geschlecht zart und liebenswürdig, dem fühlbaren Menschen fühlbar und stark, dem unglücklichen und sterbenden tröstlich und hoffnungsvoll gemacht wird. Und hier ist ein Feld besonders für mich. Sich vor einer Gewohnheits- und Kanzelsprache in Acht nehmen, immer auf die Zuhörer sehen, für die man redet, sich immer in die Situation einpassen, in der man die Religion sehen will, immer für den Geist und das Herz reden: das muß **Gewalt** über die Seelen geben! oder nichts giebt's! Hier ist die vornehmste Stelle, wo sich ein Prediger würdig zeigt; hier ruhn die Stäbe seiner Macht.[1])

---

1) Hier schloß sich die Th. XVI. S. 245—271 abgedruckte Stelle an. Uns lagen damals nur die Abdrücke jener Stelle in Herder's **Werken** und im **Lebensbilde** vor. Nach der genauern Wiedergabe Suphan's bemerken wir die folgenden Abweichungen: S. 247, Z. 21 f. war **lebendiger** wiederholt. S. 253, Z. 5 fehlt **und** vor **mit**, Z. 16 ist **Mehegan's** statt **Merian's** zu schreiben. Guillaume Alexandre de Mehegan gab 1766 ein „Tableau

Ich schiffte Kurland, Preußen, Dänemark, Schweden, Norwegen, Jütland, Holland, Schottland, England, die Niederlande vorbei bis nach Frankreich; hier sind einige politische Seeträume. Kurland, das Land der Licenz und der Armuth, der Freiheit und der Verwirrung, jetzt eine moralische und literarische Wüste, könnte es nicht der Sitz und die Niederlage der Freiheit und der Wissenschaft werden, wenn auch nur gewisse Plane einschlagen? wenn das, was bei dem Adel Recht und Macht ist, gut angewandt, was bei ihm nur gelehrter Luxus ist, aufs Große gerichtet würde? Bibliothek ist hier das Erste; es kann mehr werden, und so sei es mir Vorbild und Muster der Nacheiferung und Zuvorkommung. Auf welche Art wäre dem livländischen Adel beizukommen zu großen guten Anstalten? Dem kurländischen durch Freimäurerloge, dem livländischen durch Ehre, geistliches Ansehen, gelehrten Ruhm, Nutzbarkeit. Also zur Verbesserung des Lyceum, also zur Anschaffung eines physischen Cabinets von Natursachen und Instrumenten, also zur Errichtung neuer Stellen zum Zeichnen und der französischen und italienischen Sprache u. s. w. Der gute Umgang zwischen den Predigern im Kurland sei mir auch Vorbild! Was für ein Blick überhaupt auf diese Gegenden von Westnorden, wenn einmal der Geist der Cultur sie besuchen wird! Die Ukraine wird ein neues Griechenland werden; der schöne Himmel dieses Volks, ihr lustiges Wesen, ihre musikalische Natur, ihr fruchtbares Land u. s. w. werden einmal aufwachen; aus so vielen kleinen wilden Völkern, wie es die Griechen vormals auch waren, wird eine gesittete Nation werden; ihre Grenzen werden sich bis zum schwarzen Meer hin erstrecken und von dahinaus durch

---

de l'histoire moderne de la chute de l'Empire occidental jusqu'à la paix de Westphalie" heraus. S. 254, Z. 13 ist das Komma nach Gedächtniß zu streichen, Z. 11 fehlt die vor dritte. S. 258, Z. 18 steht vice versa statt umgekehrt. S. 260, Z. 23 muß das Komma statt nach Begriff nach uns stehen, Z. 6 v. u. findet sich alle statt also, Z. 4 dreies statt diese drei, Z. 3 den (statt der) vorigen. S. 266, Z. 6 v. u. steht gezählt statt gehabt. S. 268, Z. 5 Hällischen. Z. 5 v. u. fehlt die. Die Tabelle S. 270 ist nicht so vollständig und anders gestellt. In der ersten Classe von 7—8 steht „Katechism. 2c. Abstract", es fehlt „Sprüche. Erste deutsche Sprache". Z. 18 ist statt Alles, daß zu lesen Alles. Daß, Z. 31 Größe statt Größte. Z. 21 vermuthet Suphan Vaterlandsgegenständen. S. 252, Z. 5 muß es Pikart heißen; denn gemeint sind, wie Redlich bemerkt, Bernard Pikart's „Cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde" (1723). Mehrere offenbare, von uns verbesserte Fehler hat Suphan ohne irgend eine Andeutung stehen lassen. — D.

die Welt. Ungarn, diese Nationen und ein Strich von Polen und Rußland werden Theilnehmerinnen dieser neuen Cultur werden; von Nordwest wird dieser Geist über Europa gehen, das im Schlafe liegt, und dasselbe dem Geiste nach dienstbar machen. Das Alles liegt vor, das muß einmal geschehen; aber wie? wann? durch wen? Was für Samenkörner liegen in dem Geist der dortigen Völker, um ihnen Mythologie, Poesie, lebendige Cultur zu geben? Kann die katholische Religion ihn aufwecken? Nein, und wird's nicht nach ihrem Zustande in Ungarn, Polen u. s. w., nach dem Toleranzgeist, der sich auch selbst in dieser und der griechischen Religion mehr ausbreitet, nach dem anscheinenden Mangel von Eroberungen, den diese Religion mehr machen kann. Vielmehr werden also unsre Religionen mit ihrer Toleranz, mit ihrer Verfeinerung, mit ihrer Anrückung an einander zum gemeinschaftlichen Deismus einschlafen, wie die römische, die alle fremde Götter aufnahm: die brausende Stärke wird einschlafen und von einem Winkel der Erde ein andres Volk erwachen. Was wird dieses zuerst sein? auf welche Art wird's gehen? was werden die Bestandtheile ihrer neuen Denkart sein? wird seine Cultur blos off- oder defensiv im Stillen gehen? was ist's, das eigentlich in Europa nicht ausgerottet werden kann vermöge der Buchdruckerei, so vieler Erfindungen und der Denkart der Nationen? Kann man über Alles dies nicht rathen nach der Lage der gegenwärtigen Welt und der Analogie verflossner Jahrhunderte? Und kann man nicht hierin zum Voraus einwirken? nicht Rußland auf eine Cultur des Volks hinzeigen, die sich so sehr belohne? Da wird man mehr als Baco, da wird man im Weissagen größer als Newton; da muß man aber mit dem Geist eines Montesquieu sehen, mit der feurigen Feder Rousseau's schreiben und Voltaire's Glück haben, das Ohr der Großen zu finden. In unserm Jahrhundert ist's Zeit: Hume und Locke, Montesquieu und Mably sind da; eine Kaiserin von Rußland da, die man bei der Schwäche ihres Gesetzbuchs fassen kann wie Voltaire den König von Preußen; und wer weiß, wozu der gegenwärtige Krieg in den Gegenden bereitet! Hier will ich etwas versuchen. Schlözer's Annalen,[1]) Beilagen,[2]) Merkwürdig-

1) „Probe russischer Annalen". 1768. — D.

2) „Beilagen zu dem neu veränderten Rußland", 1769. Sein „Neu verändertes Rußland" war unter dem Namen Joh. Jos. Haigold's zuerst 1767 erschienen. — D.

keiten,[1]) Miller's Sammlungen;[2]) Jenes seine Geschichte der Moldau soll mir Gedenkbuch sein, das ich studire: Montesquieu, nach dem ich denke und wenigstens spreche; das Gesetzbuch der Kaiserin wenigstens Einfassung meines Bildes, über die wahre Cultur eines Volks und insonderheit Rußlands.[3])

I. Worin die wahre Cultur bestehe. Nicht blos im Gesetze geben, sondern Sitten bilden. Was Gesetze ohne Sitten und und fremdangenommne Grundsätze der Gesetze ohne Sitten sind. Ob bei Rußlands Gesetzgebung Ehre das Erste sein könne. Bild der Nation. Ihre Faulheit ist nicht so böse, wie man sie beschreibt; war natürlich[4]) bei allen Nationen, und Schlaf zum Aufwachen. Ihre List, ihre Nachahmungssucht, ihre Leichtigkeit: wie in Allem der Same zum Guten liege, wie er aufzuwecken sei. Was ihn verhindre. Weg zur allmählichen Freiheit. Was eine plötzliche schaden könne. Weg zur allmählichen Einrichtung. Was plötzliche Colonien, Vorbilder u. s. w. schaden können. Was die deutschen geschadet haben. Vortrefflichkeit guter Anordnung, die über Gesetze und Hofbeispiele geht. Einrichtung des Ackerbaues, der Familien, der Haushaltungen; der Dependenz der Unterthanen, der Abgaben, ihrer Lebensart. Einige Vorschläge für die neue ökonomische Gesellschaft, die mehr den Geist der Oekonomie in Rußland betreffen. Daß andre Länder und selbst Schweden nicht immer Vorbilder sein können. Vom Luxus. Daß Befehle hier nichts machen können. Ueble Folgen in Riga. Daß das Exempel des Hofes nur an Hofe gelte, und da auch große Vortheile, aber auch Nachtheile habe. Daß viele einzelne Exempel in einzelnen Provinzen mehr thun; und noch mehr einzelne Beispiele in einzelnen Familien. Folgen davon, daß die russischen Herren das Ihrige in Petersburg verzehren. Daß der Petersburger Staat ins Prächtige, Geschmacklose verfällt; wogegen unsre Kaiserin arbeitet. Daß es mit Frankreich anders sei durch den Besuch der Fremden und andre Anstalten, und daß auch selbst dieses sich erschöpft. Uebles Beispiel der Gouverneure in den Provinzen und der Hausväter in Fabriken und Bauerhütten.

1) Zweifelhaft ist, welches Werk Schlözer's damit gemeint sei. — D.
2) „Sammlungen von Rußland". — D.
3) Vgl. Th. XIV. S. 375 ff. — D.
4) So muß es doch wohl statt „natürlich, war" heißen. — D.

II. Daß weder Englands noch Frankreichs noch Deutschlands gesetzgeberische Köpfe es in Rußland sein können. Wie sehr man sich in der Nachahmung Schwedens versehen. Daß man Griechenland und Rom nicht zum Muster nehmen könne. Daß es Völker in Orient gebe, von denen man lernen müsse: Persien, Assyrien, Aegypten, China, Japan. Grundsätze hievon, nach dem Charakter, der Vielheit und der Stufe der russischen Nationen. Eintheilungen in ganz cultivirte, halb cultivirte und wilde Gegenden. Für diese ihre Gesetze, um sie heraufzubilden; das sind Gesetze der Menschheit und der ersten rohen Zeiten. Wie diese Nationen von Rußland vortrefflich zu brauchen sind. Wie das halbcultivirte Gesetze haben muß, um gesittete Provinz, nichts aber mehr zu werden. Unterschied des Geistes der Cultur in Provinz und Hauptstädten. Endlich Gesetze für Haupt- und Handelsstädte. Wie Montesquieu Muster sein kann. Die wilden Völker sind an den Grenzen, das halbgesittete ist Land, das gesittete Seerand. Gebrauch von der Ukraine. Vorige Plane hieher.

III. Das Materielle von den Gesetzen und der Beitrag jedes auf die Bildung des Volkes macht das Dritte aus. Alles nach Montesquieu's Methode kurz, mit Beispielen, aber ohne sein System. Die Fehler der Gesetzgebung frei beurtheilt und ihre Größen frei gelobt. Viel Beispiele, Geschichten und Data angeführt, und o, ein großes Werk! und wenn es einschlüge? was ist's, ein Gesetzgeber für Fürsten und Könige zu sein! und wo ist ein besserer Zeitpunkt als jetzt, nach Zeit, Jahrhundert, Geist, Geschmack und Rußland!

Die Staaten des Königs von Preußen werden nicht glücklich sein, bis sie in der Verbrüderung zertheilt werden. Wie weit ist's möglich, daß nicht ein Mann durch sich kommen kann! wie groß, wenn man ihn in allen geheimen Spuren seines Geistes verfolgte! wie groß, wenn er sein politisches Testament schriebe, aber ohne das Epigramm zu verdienen, was er selbst auf Richelieu gemacht hat! So dünkt er uns jetzt, wie aber der Nachwelt? was ist denn sein Schlesien? wo wird sein Reich bleiben? Wo ist das Reich des Pyrrhus? Hat er mit Diesem nicht große Aehnlichkeit?[1]) Ohne Zweifel ist das Größte von ihm negativ, Defension, Stärke, Aushaltung; und nur seine großen Einrichtungen bleiben alsdann

1) Vgl. Th. XXII, S. 228. — D.

ewig. Was hat seine Akademie ausgerichtet? Haben seine Franzosen Deutschland und seinen Ländern so viel Vortheil gebracht, als man glaubte? Nein! seine Voltaire haben die Deutschen verachtet und nicht gekannt; diese hingegen haben an jenen so viel Antheil genommen, als sie auch immer aus Frankreich her genommen hätten. Seine Akademie hat mit zum Verfall der Philosophie beigetragen. Seine Maupertuis, Prémontvals, Formey, d'Argens, was für Philosophen! was haben sie für Schriften gekrönt! den Leibniz und Wolff nicht verstanden, und den Hazard[1]) eines Prémontval, die Monadologie eines Justi,[2]) den freien Willen eines Reinhard's,[3]) die Moralphilosophie und Kosmologie eines Maupertuis, den Stil eines Formey ausgebrütet. Was ist Dieser gegen Fontenelle! was sind die Philosophen auch selbst mit ihrer schönen Schreibart gegen die Locke und Leibnize! Ueber die Sprachen sind sie nützlicher geworden: Michaelis,[4]) Prémontval[5]) und die jetzige Aufgabe;[6]) aber doch nichts Großes an Anstalt und für ewige Ausführung. Mathematik hat einen Euler gehabt; der wäre aber auch überall gewesen, so wie La Grange sich im Stillen bildete. Und dann fehlt's allen seinen Entdeckungen noch an dem großen Praktischen in der Anwendung, wodurch Völker lernen und Weise ihre Theorien verbessern, um sie augenscheinlich ins Werk zu richten. Der Geschmack der Voltaire in der Historie, dem auch er gefolgt ist, hat sich nicht durch ihn ausgebreitet; seine Unterthanen waren zu tief unter ihm und Voltaire, um ihn zum Muster zu nehmen, zu sehr unwissende Deutsche, zu sehr Unterthanen. Seine und Voltaire's Philosophie hat sich ausgebreitet, aber zum Schaden der Welt; sein Beispiel ist schädlicher geworden als seine Lehre. Daß er seine Deutsche nicht kennt. Warum er Preußen verachtet. Daß er

1) „Du hazard, sous l'empire de la providence, pour servir de préservatif contre le fatalisme moderne." 1755. — D.

2) „Nichtigkeit und Ungrund der Monaden." 1748. — D.

3) „Vergleichung des Lehrgebäudes des Herrn Pope von der Vollkommenheit der Welt mit dem System des Herrn von Leibniz nebst einer Untersuchung der Lehre von der besten Welt." 1757. — D.

4) „Ueber den Einfluß der Sprachen in die Meinungen und der Meinungen in die Sprachen." — D.

5) Vgl. Th. XIII. S. 486 ff. — D.

6) Ueber den Ursprung der Sprache, die Herder löste. Vgl. Th. XX. S. VI f. — D.

Machiavell folgt, ob er ihn gleich widerlegt hat.[1]) Aussichten auf das Glück seiner Unterthanen nach der Zertheilung.

Schweden. Da sehe ich die Klippe des Olaus! Wie war die Zeit, da er lebte, da er starb! Wie große Gedanken giebt sein Grab, mit Nebel und Wolken bedeckt, von Wellen bespült u. s. w., von dem Nebel und der Zauberei seiner Zeit! Wie hat sich die Welt verändert! Was für drei Zeiten: die alte skandinavische Welt, die Welt des Olaus, unsre Zeit des armen ökonomischen und erleuchteten Schwedens! Hier war's, wo voraus Gothen, Seeräuber, Wikinger und Normänner segelten! wo die Lieder ihrer Skalden erklangen! wo sie ihre Wunder thaten! wo Lodbroge[2]) und Skille fochten! welche andre Zeit! Da will ich also in solchen dunkeln, trüben Gegenden ihre Gesänge lesen und sie hören, als ob ich auf der See wäre; da werde ich sie mehr fühlen als Nero seine Heroide, da Rom brannte.[3]) Wie verändert von diesem,[4]) als auf dieser See die Hansestädte herrschten! Wisby, wo bist Du jetzt? Alte Herrlichkeit von Lübeck, da ein Tanz mit der Königin Bornholm kostete und Du Schweden ihren Gustav Wasa gabst, wo bist Du jetzt? Alte Freiheit von Riga, da der Altermann seinen Hut auf dem Rathhause ließ und nach Schweden eilte, um die Stadt zu vertheidigen, wo jetzt? Alles ist zurückgefallen; mit weichen Sitten ist Schwachheit, Falschheit, Unthätigkeit, politische Biegsamkeit eingeführt; der Geist von Hansestädten ist weg aus Nordeuropa; wer will ihn aufwecken? Und ist's für jede dieser Städte, Hamburg, Lübeck, Danzig, Riga, nicht große, wichtige Geschichte, wie sich dieser Geist verloren? nicht, wie sich ihr Handel, ihre Privilegien u. s. w., sondern ihr Geist vermindert und endlich Europa verlassen hat? Und haben wir solche Geschichte von Hansestädten? Willebrand[5]) sollte sie schreiben, wenn er nicht zu fromm wäre, und alle Hansestädte auf ihren offenbaren Rechtstägen läsen! Jetzt, Riga, was ist's jetzt? Arm und mehr als arm, elend! Die Stadt hat nichts und mehr auszugeben,

1) Vgl. Th. XIV. S. 282. — D.
2) Vgl. Th. XX. S. 19. — D.
3) Suet., Ner., 38. — D.
4) Quantum mutatus ab illo. Virg., Aen., II, 274. — D.
5) Johann Peter Willebrand hatte 1748 eine „Hansische Chronik, aus beglaubten Nachrichten zusammengetragen", und 1768 eine Schrift „Betrachtung über die Würde der Teutschen Hansa, auch über den Werth ihrer Geschichte" erscheinen lassen. — D.

als sie hat! Sie hat eine dürftige, nutzlose Herrlichkeit, die ihr aber kostet! Ihre Stadtsoldaten kosten, und was thun sie? Ihre Wälle und Stadtschlüssel kosten, und was thun sie? Das Ansehen ihrer Rathsherren kostet ihnen so viel schlechte Begegnung und nutzt nichts, als daß sie sich brüsten und den Bürgern für den Kopf stoßen können. Alles reibt sich an der Stadt: Gouverneur und Regierungsrath, Minister und Kronsschreiber. Dieser giebt sich ein dummes Ansehen mit seinen 150 Rubeln über Bürgermeister und Rath: das ist Uebelstand. Der Minister läßt sich's bezahlen, daß er nicht schade: Uebelstand. Der Regierungsrath zwackt Forderungen ab, daß er helfe: Uebelstand. Gouverneur wird in Ansehen Despot und verbindet noch Interesse: Uebelstand. Alles ist gegen einander: Kaiserin und Stadt, Hof und Stadt, Gouvernement und Stadt, Kronsbediente und Stadt, Titelräthe und Stadt, Adel und Stadt, Schmarutzer und Stadt, Rathsherren und Stadt. Welcher Zustand! Man kriecht, um über Andre sich zu brüsten; man schmarutzt, um sich zu rächen; man befördert sein Interesse und schiebt's auf die Kaufmannschaft; man erkauft sich einen Titel, um elend zu trotzen; man bereichert sich, um mit leeren Versprechungen zu helfen. Welcher Zustand! Unmöglich der rechte, sondern die Hölle zwischen Freiheit und ordentlichem Dienste. Es höre der Unterschied zwischen Stadt und Krone auf: der Rath behalte seine Einrichtungen, Freiheiten, Departemente, Gewalt; nur [er] bekomme einen Präsidenten, der sie gegen militarische Begegnung durch sein Ansehen schütze. Auch sie müssen Kronsbediente werden und aller Unterschied der Begegnung, z. B. bei Gerichten u. s. w., aufhören; sie selbst und Jeder unter ihnen, Advocat u. s. w., Rang bekommen; die Casse muß ihr bleiben; nur der Präsident sei das Mittel, das sie mit dem Hofe binde und von Allem wisse; er sei der Burggraf und der Vater der Stadt, der Vertreter gegen Gewalt und Vorsprecher bei der höchsten Obrigkeit. Im Commerzcollegio bekomme der Präfect der Stadt mehr Ansehen und könne dem Oberinspector näher kommen. Der Oberpastor stehe über dem Pastor der Jacobikirche, aber unter dem Superintendenten, und das Stadtconsistorium so unter dem Oberconsistorium, wie Magistrat unter Hofgericht. Die Kanzlei sei nicht erblich, aber doch die Stadtkinder behalten Vorzug, und kein militarisches Aufdringen sei möglich; sie balancire mit der Krone, und aller Haß werde ausgelöscht. Man nehme Rathsherrn so gut aus

Advocaten hier wie bei der Krone; Kanzlei und Advocatur sei kein Widerspruch, aber auch keine nöthige Verbindung. Man wähle, wo man findet, und lasse nicht zwei Rathsherrn und den Advocaten freie Hände. Kein Bürger werde in Ohrenklagen gegen den Magistrat gehört und kein Magistrat beschimpft. Der Parteiengeist werde erstickt; in der Handlungsverbesserung bessere bürgerliche Commission gesetzt; so im Geistlichen auch, wo so viel Verbesserung nöthig ist, und die Stadt werde eins, ruhig, glücklich. Sie bleibe keine Scheinrepublik, keine respublica in republica, aber eine Dienerin mit Vorzügen und Range. Wie glücklich, wer das könnte! der ist mehr als Zwinglius und Calvin! ein Befreier und zugleich Bürger. Sind dazu keine Wege möglich? Aber jetzt nicht: spät; durch Gewalt am Hofe. Ich bin bei der Stadt gewesen, mit Advocaten, Kanzlei und Rath umgegangen; komme unter die Krone, werde dies Departement kennen lernen, Beides untersuchen: soll dies nicht Vorurtheil für mich sein? Kampenhausen und Tesch und Schwarz und Berens[1]) nützen, im Stillen arbeiten, und vielleicht bekomme ich einmal ein Wort ans Ohr der Kaiserin! Was Morellet in Frankreich ausrichtet,[2]) ist das nicht an einem andern Ort [möglich]? Dazu will ich meine Gabe zum Phlegma und zur Hitze ausbilden, mir erste Anrede und Gabe des kalten deutlichen Vorschlages geben, den nur spät ein Enthusiasmus unterstütze, und so mich im Stillen bereiten, um einst nützlich zu werden. O, hätte ich doch keine Kritischen Wälder geschrieben! Ich will mich so stark als möglich vom Geist der Schriftstellerei abwenden und zum Geist zu handeln gewöhnen! Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache!

Die dritte Periode auf der Ostsee sind die holländischen Domainen. Holland, dies Wunder der Republik, hat nur eine Triebfeder, Handelsgeist. Und dessen Geschichte möchte ich lesen: wie er auf den Geist der Feudalkriege folgte, sich aus Amerika und Asien in Europa übertrug und einen neuen Geist der Zeit schuf. Er war nicht einerlei mit dem Erfindungsgeiste; Portugal und Spanien nutzten nichts von ihren Entdeckungen; er war eine Oekonomie Europens, zu dem sich

1) Vgl. Th. XIII. S. 358. — D.

2) Der Abbé André Morellet hatte ein Mémoire sur la situation actuelle des Indes geschrieben, das die Aufhebung der ostindischen Compagnie zur Folge hatte, wie Herder im August 1769 an Hartknoch berichtete. — D.

aus Morästen eine arme, dürftige, fleißige Republik emporhob. Welch ein großer Zustrom von Umständen begleitete sie zum Glück! zum Glück von Europa! Aber von ihnen hat Alles gelernt; derselbe Geist hat sich überall ausgebreitet; England mit seiner Akte, Frankreich, Schweden, Dänemark u. s. w. Holland ist auf dem Punkte, zu sinken; aber natürlicherweise nur allmählich. Der Verfasser des Commerce de la Hollande [1]) hat's gezeigt; sein Mittel aber zur Entdeckung des fünften Welttheils wird nichts thun; der Entdeckungsgeist ist nicht der Kaufmannsgeist. Daher hat man nichts einmal unternehmen wollen; auch unternommen, wäre für Holland kaum eine Einnahme und Einrichtung zur Botmäßigkeit möglich; und endlich würden sie es so gewiß verlieren, als Holland sein Brasilien und Portugal sein Ostindien verlor. Dieser Verfall ist kaum mehr vermeidlich; die Gestalt Europens ist zu sehr darnach eingerichtet, daß sie ihn fordert, und Holland sinkt durch sich selbst. Seine Schiffe gehen umsonst; die Preise der Compagnie fallen; die Republik ist weniger in der Wage Europens und muß dies Wenige bleiben, sonst wird sie noch mehr.[2]) Sie bereichert sich von dem, was Andre ihr zu verdienen geben, und diese geben ihr weniger zu verdienen und werden endlich von ihr verdienen wollen. Es wird also einmal und vielleicht schon bei meinen Lebzeiten eine Zeit sein, da Holland nichts als ein todtes Magazin von Waaren ist, das sich ausleert und nicht mehr vollfüllen mag, und also ausgeht wie eine Galanteriebude, die sich nicht ersetzen will. Der Geldwechsel wird noch länger als der Waarenhandel dauern; wie aber, wenn England mit seinen Nationalschulden da einmal ein Fallissement macht? In diesem Betracht aber kann es sich noch lange erhalten; denn einmal ist doch vor ganz Europa eine Geldwechslerin nöthig; diese muß eine Republik sein, liegen, wie Holland liegt, mit dem Seedienst verbunden sein, die Genauigkeit zum Nationalcharakter haben — und siehe, das ist Holland! Republik, in der Mitte von Europa, für die See geboren, arbeitsam und nichts als dieses, genau und reinlich, wie im Gelde so in der Rechnung: es wird lange Wechslerin bleiben; was ist's denn aber als

1) Herder wollte das Werk übersetzen. Ein Auszug daraus, den er im Kattegat am 21. Juni machte, hat sich erhalten. — D.

2) Hier ist wol *sinken* ausgefallen. Oder sollte *weniger* statt *mehr* stehen müssen? — D.

dieses allein? Keine Seemacht, sondern Seedienerin; keine handelnde Nation mehr, sondern Dienerin und Hand des Handels: welche große Veränderung! Dann wird man sehen, was Handelsgeist, der nichts als solcher ist, für Schwächen giebt; das wird alsdann kein grübelnder Philosoph, sondern die reelle Zeit lehren, nicht mit Worten, sondern Thaten: in einem großen Beispiel für ganz Europa an einer ganzen Nation. Da wird man sehen, wie der bloße Handelsgeist den Geist der Tapferkeit, der Unternehmungen, der wahren Staatsklugheit, Weisheit, Gelehrsamkeit u. s. w. aufhebt oder einschränkt; man kann's zum Theil in Holland schon jetzt sehen. Ist hier wahres Genie? einen ehrlichen Friso nehme ich aus; diese Provinz ist nicht Holland; das Uebrige ist als öffentliche Sache, Lateinisch, Griechisch, Ebräisch, Arabisch, Experiment, Medicin, Kram; sehr gut, nach unsrer Literatur vortrefflich, ein Muster unentbehrlich. Sie kommen weiter als die Deutschen und Franzosen, die sich Allem widmen, und weniger weit als die Engländer, die immer Genie mit ihren Erfahrungen verbinden und das erste oft übertreiben. Alles ist in Holland zu Kauf: Talente, und die werden also Fleiß; Gelehrsamkeit, und die wird Fleiß; Menschheit, honnêteté, Alles wird vom Kaufmannsgeiste gebildet. Doch ich will erst Holland sehen! Und zum Uebersehen des Genies oder zum Gedächtnißlernen des Krams der Gelehrsamkeit ist das, glaub' ich, das erste Land!

Was wird aber auf den Handelsgeist Hollands folgen? Geist der Parteien, d. i. der ökonomischen innerlichen Handlung eines jeden Landes? Auf eine Zeit lang glaub' ich's, und es läßt sich dazu an in ganz Europa. Oder der Parteien, d. i. der Aufwieglung? Dies ist auf das eben genannte unvermeidlich. Eines der großen Völker im ökonomischen Handel, z. B. England, wird ein andres aufwiegeln, das wild ist, und dabei selbst zu Grunde gehen. Könnte dies nicht Rußland sein? Oder der völligen Wildheit, Irreligion, Ueberschwemmung der Völker? Was weiß ich? Die Jesuiten in Amerika haben aufgehört; ich habe mich betrogen; seinem Untergang indessen wird der feine politische Geist Europens nicht entgehen. In Griechenland sprach man nicht ein Wort von Rom, bis dies jenes überwand; so mit Griechenland und Aegypten, Aegypten und Persien, Assyrien und Meden. Nur Rom und die Barbaren, das war anders: da munkelte

es lange, wie der Pöbel sagt; in unsrer Zeit muß es noch länger munkeln, aber desto plötzlicher losbrechen.

Was wollen doch alle unsre Kriegskünste sagen! Ein griechisches Feuer, eine neue Erfindung, die alle vorige zerstört, ist allen überlegen. Was will alle Gelehrsamkeit, Typographien, Bibliotheken u. s. w. sagen! Eine Landplage, eine barbarische Ueberschwemmung, alsdann ein Herrnhutischer Geist auf den Kanzeln, der Gelehrsamkeit zur Sünde und Mangel der Religion und Philosophie zum Ursprunge des Verderbens macht, kann den Geist einführen, Bibliotheken zu verbrennen, Typographien zu verbrennen, das Land der Gelehrsamkeit zu verlassen, aus Frömmigkeit Ignoranten zu werden. So arbeiten wir uns mit unserm Deism, mit unsrer Philosophie über die Religion, mit unsrer zu feinen Cultivirung der Vernunft selbst ins Verderben hinein. Aber das ist in der ganzen Natur der Sachen unvermeidlich. Dieselbe Materie, die uns Stärke giebt und unsre Knorpel zu Knochen macht, macht auch endlich die Knorpel zu Knochen, die immer Knorpel bleiben sollen; und dieselbe Verfeinerung, die unsern Pöbel gesittet macht, macht ihn auch endlich alt, schwach und nichts tauglich. Wer kann wider die Natur der Dinge? Der Weise geht auf seinem Wege fort, die menschliche Vernunft aufzuklären, und zuckt nur dann die Achseln, wenn andre Narren von dieser Aufklärung als einem letzten Zwecke, als einer Ewigkeit reden. Alsdann muß man die Diderot'schen und schweizerischen Politiker widerlegen, oder, da dies im Geist unsrer Zeit, da der Antirousseauianism herrscht, zu einer Fabel wird und noch zu früh auch für Nutzen und Ausführung wäre, bei sich das Bessere denken. Alle Aufklärung ist nie Zweck, sondern immer Mittel; wird sie jenes, so ist's Zeichen, daß sie aufgehört hat, dieses zu sein, wie in Frankreich und noch mehr in Italien, und noch mehr in Griechenland und endlich gar in Aegypten und Asien. Diese sind Barbaren und verachtenswürdiger als solche: die Mönche von Libanon, die Wallfahrter nach Mecca, die griechischen Papas sind rechte Ungeziefer aus der Fäulniß eines edlen Pferdes. Die italienischen Akademien in Cortona zeigen[1]) die Reliquien ihrer Väter auf und schreiben drüber, daß es erlaubt sei, sie aufzuzeigen, lange Bücher, Mémoires,

1) Die dortige 1727 errichtete etruskische Akademie gab Abhandlungen heraus. Soll hier die Einheit stehen? — D.

Quartanten und Folianten. In Frankreich wird man bald so weit sein; wenn die Voltaire und Montesquieu todt sein werden, so wird man den Geist der Voltaire, Bossuets Montesquieu, Racine u. s. w. so lange machen, bis nichts mehr da ist. Jetzt macht man schon Encyklopädien; ein D'Alembert und Diderot selbst lassen sich dazu herunter: und eben dies Buch, was den Franzosen ihr Triumph ist, ist für mich das erste Zeichen zu ihrem Verfall. Sie haben nichts zu schreiben und machen also Abrégés, Dictionnaires, Histoires, Vocabulaires, Esprits, Encyklopädieen u. s. w.; die Originalwerke fallen weg. Daß ein Volk durch seine Feinheit des Geistes, wenn es einmal auf Abwege geräth, desto tiefer hinein sich verirre, zeigt der unvergleichliche Montesquieu an den Griechen, die durch ihren feinen Kopf ebenso tief hinein in die Speculation geriethen über die Religion, die ihr Gebäude umwarf.

England. In seinem Handel geht es sich zu ruiniren? seine Nationalschulden, werden die Verfall des Ganzen machen? aus Amerika, wird's da nicht von seinen Colonien Schaden nehmen? was ist's in der Concurrenz andrer Nationen? wie weit kann diese dagegen noch steigen? geht es im Handel also zu Bette, oder noch höher zu werden? Aber sein Geist der Manufacturen, der Künste, der Wissenschaften, wird der sich nicht noch lange erhalten? Schützt es da nicht seine Meerlage, seine Einrichtung, seine Freiheit, sein Kopf? Und wenn es insonderheit die Aufwieglerin überwindender Nationen sein sollte, wird es nicht dabei wenigstens eine Zeit lang gewinnen? und lange für dem Ruin sich wenigstens noch bewahren?

Frankreich. Seine Epoche der Literatur ist gemacht, das Jahrhundert Ludwig's vorbei; auch die Montesquieu, D'Alemberts, Voltaire, Rousseau sind vorbei; man wohnt auf den Ruinen: was wollen jetzt die Heroidensänger und kleinen Komödienschreiber und Liederchenmacher sagen? Der Geschmack an Encyklopädien, an Wörterbüchern, an Auszügen, an „Geist" der Schriften zeigt den Mangel an Originalwerken; der Geschmack an äußerlichen fremden Schriften, das Lob des Journal étranger u. s. w. den Mangel an Originalen: bei diesen muß doch immer Ausdruck, Stempel u. s. w. verloren gehen, und wenn sie doch gelesen werden, so ist's ein Zeichen, daß der bloße Werth und die Natur der Gedanken schon reichhaltig gnug sei, um nicht die Wortschönheit nöthig zu haben.

Und da die Franzosen von der letzten so viel und Alles machen; da ihnen Wendung, Ausdruck und überhaupt Kleid des Gedankens Alles ist; da die Deutschen so sehr von den Wendungen und dem Lieblingsstaat der Franzosen abgehen und doch, die so verachteten Deutschen doch gelesen werden: so ist dies ein großes Kennzeichen von der Armuth, von der demüthigen Herabkunft des Landes. Marmontel, Arnaud, Harpe sind kleine Stoppeln oder sprossende Herbstnachkömmlinge; die große Ernte ist vorbei.

Was hat das Jahrhundert Ludwig's wirklich Originelles gehabt? Die Frage ist verwickelt. Aus Italien und Spanien haben ihre größten Geister Vieles her, das ist unleugbar; die Klubbe unter Richelieu arbeitete über fremde Gegenstände; Corneille's Cid ist spanisch, seine Helden noch spanischer, seine Sprache in den ersten Stücken noch spanischer, wie Voltaire in seinem Commentar darüber zu lesen ist. Seine Medea war ein Hexenstück, sein Cid, siehe davon die merkwürdige Vorrede Voltaire's und die Romanzen drüber. Von Molière findet man etwas im dritten Theil der Bibliothek der Ana. Der Cardinal Mazarin, der Quinault und die Oper aufweckte, war Italiener. Die Ritteraufzüge, Festlichkeiten u. s. w. italienisch; Lulli ein Italiener; der Geschmack der Kunst, Baukunst, Bildhauerei, Verzierungen, Münzen italienisch; die Komödie italienisch. Die Gesellschaft der Wissenschaften meist Italiener im Anfange; siehe Fontenelle und Voltaire; Telemach ein Gedicht halb lateinisch halb italienisch in seinen Beschreibungen u. s. w. Die vornehmsten Künste waren erfunden oder zurückerfunden von den Italienern: was haben die Franzosen gethan? Nichts, als das zugesetzt, was wir Geschmack nennen. Dazu disponirte sie ihre philosophischere Sprache mit ihrer Einförmigkeit, Reichthum an abstracten Begriffen und Fähigkeit, neue abstracte Begriffe zu bezeichnen. Da kam also der spanische und italienische Geschmack mit ihren Gleichnissen und Spielwörtern ab; man nenne diese Katachresen oder Concetti, oder wie man wolle, wovon noch die ersten französischen Romanen, Tragödien und Poesien voll sind. Die zu hitzige Einbildungskraft der Spanier und Italiener ward in der kältern Sprache und Denkart der Franzosen gemildert, das gar zu Feurige der Liebe verschwand; es ward gemildert, aber mit dem Abenteuerlichen ging auch das Wahrhaftig-Zärtliche weg; es ward endlich frostige Galanterie, die nur Adel in Gedanken,

Franchise in Worten und Politesse in Manieren sucht. So wird also keine wahre zärtliche Liebe mehr die Scene eines Franzosen von Geschmack sein. Man sehe sie selbst auf ihrem Theater: welche ausstudirte Grimassen! einförmige Galanterien! Sie haben das Herzbrechende weggeworfen; das gar zu Niedrige von Küssen u. s. w. ist weg; das Uebertriebene von Augen u. s. w. ist weg; die wahre eheliche Liebe wird nicht gespielt; der wahre Affect der Brautliebe ist gemein, ist einem Theil nach unedel und verächtlich, dem andern Theile nach übertrieben und lächerlich: was bleibt über? Wo sind die schönen griechischen Scenen der Iphigenia u. s. w. auf dem französischen Theater? Ebenso ist's mit dem Helden des französischen Geschmacks. Der Spanier abenteuerlich; Italien hat jetzt keine mehr: was ist aber der galante Held Frankreichs? Die Komödie ist in Italien zu gemein, zu hanswurstmäßig; in Frankreich ist sie in Scenen des gesellschaftlichen Lebens ausgeartet. Molière ist nicht mehr. Man schämt sich, von Herzen aus zu lachen: man lächelt wie im Lügner des Gresset's und Andern. Siehe Clement's Nouvellen[1]) darüber. Die französische Komödie macht Scenen des gesellschaftlichen Lebens, Abende nach der Mode, Marquis oder nichts. Die wahre Kanzelberedsamkeit weg: keine unmittelbare Rührung, sondern Tiraden von großen Bildern, langschwänzigen Perioden, nichts mehr. Können die Bossuets, Fléchiers u. s. w. rühren? Dazu ist weder Thema noch Publicum noch das Ganze der Rede; erleuchten, hie und da erschüttern, das können sie. Nur jener Redner vom jüngsten Gericht in einer Provinz wußte zu rühren mit dem Ganzen der Rede; in Paris wäre er ausgelacht oder ausgezischt u. s. w.

Also ist's nur eine gewisse Annäherung an die kältere gesunde Vernunft, die die Franzosen den Werken der Einbildungskraft gegeben haben: das ist Geschmack und ihr Gutes. Es ist aber auch Erkältung der Phantasie und des Affects, die sie ihm damit haben geben müssen; und das ihr Geschmack im bösen Verstande, der endlich nichts als das bleibt, was

1) Nicht Jean Marie Bernard Clement ist hier gemeint, sondern der berühmte Kritiker Abbé Pierre Clement aus Genf, der in Paris 1748—1753 Nouvelles littéraires de France herausgab, die er im folgenden Jahre unter dem Titel: Les cinq années littéraires in 4 Bänden erscheinen ließ. Vgl. S. 446 f. 450 f. 455. 466. 477. Th. XVI. S. 265. Er war schon im Januar 1767 gestorben. — D.

Montesquieu politische Ehre ist. Dieser große Mann giebt auch hierin eine Bahn zur Aussicht. Griechenland war gleichsam wahre Republik der Wissenschaften; da galt auch seine Triebfeder, literarische Tugend, Liebe zu den Musen. In Rom war's Aristokratie; da schrieben nur einige Vornehme, und ihre Tugend war Moderation. Mit einemmal ward's Despotism unter der päpstischen Regierung. Eine andre Art von Gestalt bei der Wiederauflebung, wo es Ehre war, die Alten nachzuahmen; das war aristokratische Monarchie, die Alten das Depot der Gesetze und des Senats. Vergleichung dieses Zeitpunkts mit den Römern, bei denen die Griechen auch ein Depot der Gesetze und Senat waren; aber bei ähnlichern Sitten, Sprachen, Zustande; also minder tyrannisch, minder venetianisch wie die letzte. In Frankreich war's Monarchie! Ehre, und wie sie Montesquieu beschreibt, ward Triebfeder in Allem; in England ist's Despotism und Demokratie. Shakespeare u. s. w. regieren und werden verspottet; Bolingbroke regierte und wird verspottet. Was ist's in Deutschland? In Holland Despotism und Scharwerksarbeit; in Deutschland akademische Aristokratie, die sich in —[1])

Wie kann sie in Deutschland nachgeahmt werden? Eben um so weniger, da wir von dieser Monarchie, von diesem Hofzustande, von dieser Honneur in der Literatur wenig wissen, sie nicht haben können, und wo wir sie haben, mit Verlust erkaufen. Der Franzose weiß nichts vom Reellen der Metaphysik und kann nicht begreifen, daß es was Reelles in ihnen gebe. Siehe Clement bei Gelegenheit Condillac's, Maupertuis', König's[2]) u. s. w. Siehe ebenso die Spöttereien Voltaire's, Crébillon's u. s. w. Er hat lauter Convention des Gesellschaftlichen in seiner Philosophie, die er hat und sucht; wir lieben abstracte Wahrheit, die an sich liebenswürdig ist, und das Faßliche ist nicht Hauptwerk, sondern Conditio sine qua non. So auch in der Physik u. s. w. Bei Fontenelle erstickt Alles unter Gespräch, in seinen Lobreden alles Materielle unter schöner Wendung, daß die Wissenschaft selbst Nebensache wird. So auch in der menschlichen Philosophie: bei Rousseau muß Alles die Wendung des Paradoxen annehmen, die ihn

1) Hier am Schlusse der Seite sind Herder einige Worte in der Feder stecken geblieben. — D.

2) Des königl. sächsischen Hofdichters Johann Ulrich von König. — D.

verdirbt, die ihn verführt, die ihn gemeine Sachen neu, kleine groß, wahre unwahr, unwahre wahr machen lehrt. Nichts wird bei ihm simple Behauptung, Alles neu, frappant, wunderbar; so wird das an sich Schöne doch übertrieben, das Wahre zu allgemein und hört auf, Wahrheit zu sein; es muß ihm seine falsche Tour genommen, es muß in unsre Welt zurückgeführt werden. Wer aber kann das? Kann's jeder gemeine Leser? ist's nicht oft mühsamer, als daß es das lohnt, was man dabei gewinnt? und wird nicht also Rousseau durch seinen Geist unbrauchbar oder schädlich bei aller seiner Größe? Endlich Voltaire gar! was ist bei dem Historie als ein Supplement und eine Gelegenheit zu seinem Witze, seiner Spötterei, seiner Betrachtungslaune? Diese ist an sich schön; sie kann, insonderheit die Deutschen, sehr bilden; nur nachgeahmt werden? in der Historie nachgeahmt werden? Muster der Historie sein? mit oder ohne Voltaire's Geist? Nie! Mit ihm wird die Historie verunstaltet, ohne ihn noch mehr verunstaltet. Man lese sie also als Voltaire's Einfälle über die Historie! so recht! und kann viel lernen. Dies gilt noch mehr die abstracten Wissenschaften, die Newtonische Philosophie und am Meisten seine Metaphysik. Thomas, was muß man ihm nehmen und geben, daß er würdig lobe! Geben den Geist der Helden, die er lobt, Sully und D'Aguesseau, Trouin's und des Marschalls, und insonderheit Descartes'.[1]) Hat er den? kann er den haben? Er ist also ihr Declamateur, was man bei allen, am Meisten bei Descartes, Sully und dem Marschall sieht: macht Kleinigkeiten groß und vergißt Größen; hat, so viel er's auch verbergen will, seine loci communes von Erziehung, Schutzgeist, Ungewöhnlichem der großen Seele, Charakter aus Trublet und Bossuet, hat noch mehr seine erschrecklichen loci communes bei Beschreibung der Länder, der Wissenschaften, der Völker, Kriege und großen Unternehmungen: da sieht man die Thomas'schen Aufstutzungen. Die ihm genommen, was bleibt übrig? seine Anekdoten, die er anführt, und historische Umstände! Indessen ist er bei seinen Fehlern zu lesen; diese sind süße, bildende Fehler! aber nicht, daß sie das Hauptwerk der Lobreden werden. Ein Deutscher, der Wolff und Leibniz lobte, wie anders der?

1) Sein Eloge du Maréchal de Saxe erschien 1759, das auf den Kanzler d'Aguesseau 1760, das auf Duguay Trouin 1761, das auf Sully 1763, das auf Descartes 1765. — D.

Rochefoucault. Wie entfernt er sich! wie vertieft er sich! seine Hauptmaxime selbst ist nur halbwahr; und welche unmenschliche Anwendung! Politisch wahr und vielleicht auch nützlich! aber menschlich nicht wahr und erniedrigend, demüthigend, nicht bessernd, sondern verschlimmernd; die Ausgeburt eines scharfsinnigen Kopfs, eines witzigen Gesellschafters, der oft betrogen ist und sich durch seinen Stand ein ernsthaftes Dessus giebt; eines melancholischen Temperaments und gallichten Herzens. Ich lese meinen Tristram lieber![1]) Montesquieu endlich selbst, ist er ganz frei vom faux-brillant? Man sehe, wie oft er in der Uebersetzung unkenntlich ist, und es zum Theil sein muß, der Güte und Fehler seiner Sprache halben. Ganz frei vom falsch Philosophischen? Noch minder! und seine Uebersetzung in unsre philosophischere Sprache ist hier noch mehr Zeugin. Man sieht, die Mühe, die er sich giebt, abstract, tiefsinnig zu sein; Ideen zu verkürzen, um nur viel zu denken zu geben, und [damit] es scheine, daß er noch mehr gedacht habe; Aufstutzungen kleiner juristischen Fälle und Phänomene unter Gerüste von großen Aussichten, Continuationen desselben Süjets, Bemerkungen, Zubereitungen u. s. w. Selbst seine Grundsätze sind wahr, fein, schön, aber nicht vollständig und einer unendlichen Mischung unterworfen. Es giebt demokratische Aristokratien und vice versa Aristokratien und Demokratien, in verschiedner Stufe der Cultur diese, der Macht und des Ansehens jene. Aristokratische Monarchien und monarchische Aristokratien, wie z. B. Rom, Florenz u. s. w. diese, jenes Schweden und Polen sind; und selbst diese, wie verschieden sind sie! Und noch mehr können sie sein, nach Einrichtungen, Sitten, Kultur, Macht der Aristokraten und des Monarchs. Monarchischer Despotism, da dieser durch jenen nur gemildert wird, wie unter Ludwig XIV. und Richelieu in Frankreich, und despotische Monarchie, wie in Preußen und mit schwächern Zügen in Dänemark. Aristokratischer Despotism wie in Rußland, demokratischer wie in der Türkei. Demokratisch-aristokratische Monarchie wie in Schweden, monarchisch-aristokratische Demokratie wie in England u. s. w. Wer kann alle kleinere Republiken und Staatsverfassungen durchgehen? in allen Zeiten? Ländern? Veränderungen? Das einzige Rom, wie viel hat's gehabt? wann war es sich gleich? Nie! Welch

1) Vgl. Th. XIV. S. 169 f. — D.

ein feines Werk ist da noch aus Montesquieu („Geist der Gesetze") über Montesquieu („Größe der Römer") zu schreiben, was er und Mably nicht geschrieben! Wie muß er also verstanden, vermehrt, ausgefüllt, recht angewandt werden? wie schwer ist das Letzte insonderheit! Das zeigt das größte Beispiel, die Gesetzgebung Rußlands! Wie groß für Montesquieu, wenn er so geschrieben hätte, um nach seinem Tode ein Gesetzgeber des größten Reichs der Welt sein zu können! Jetzt ist er's der Ehre nach! aber ob auch der Würde, dem wirklichen Nutzen nach? Das weiß ich nicht.

Die Monarchin Rußlands setzt eine Triebfeder zum Grunde, die ihre Sprache, Nation und Reich nicht hat, Ehre. Man lese Montesquieu über diesen Punkt, und Zug für Zug ist die russische Nation und Verfassung das Gegenbild; man lese ihn über despotisme und crainte, und Zug für Zug sind beide da. Nun höre man ihn selbst, ob beide zu einer Zeit da sein können.

Die Ehre will, daß man sich von Mitbürgern unterscheide, schöne, große, außerordentliche Handlungen thue. Ein Russe kann nicht diese Triebfeder haben; denn er hat keine Mitbürger; er hat für Bürger kein Wort in seiner Sprache. Der junge Russe von Stande sieht an Bürgern nichts als Knechte, wovon ich selbst ein redendes Beispiel gekannt habe; der junge Russe ohne Stand sieht nichts als Pfiffe, wodurch er sich heben kann. Diese Pfiffe sind nicht Geist der Nation, weil sie Größe des Geistes sind, sondern weil sie Vortheile bringen; so hebt sich der Große, wenn er glücklich rebellirt, und der Arme, weil er dadurch reich wird. Beide wagen als Sclaven ein Letztes! unglücklich oder glücklich! Furcht oder Hoffnung! ganz also das Gegentheil der Ehre! Ist's honett ein betrügerischer Kaufmann, ein Schmeichler, ein Rebell, ein Königsmörder zu sein? Der Russe ist Alles durch Natur!

Die Ehre will, daß man nicht niedrig schmeichle: der Russe ist nie anders als niedrig in seiner Schmeichelei, damit er groß gegen Andre sei, d. i. er ist Sclave, um Despot zu werden. Die Ehre will, daß man die Wahrheit spreche, wenn es honnêteté gebeut; der Russe sagt sie dann am Wenigsten, und wenn es auch nur der geringste Vortheil wollte. Die Politesse der Russen ist grob despotisch, z. B. im Saufen, Küssen u. s. w., hat grobe Ehre, oder [sie] ist grobe Gewohnheit oder endlich Betrügerei. Kein Russe ist fein, um

zu zeigen, daß er nicht grob und niedrig ist; denn sonst würde er's immer sein, auch gegen Bediente, Untere u. s. w., sondern gegen die ist er eben Despot. Solche Sitten haben sich z. B. dem Rathe in R[iga] selbst eingeflößt, und der dicke B.[1]) ist ein Muster russischer Politesse; sein Anhängling hat wahrere französische, um ihr selbst willen, daß er doch nicht B. sei.

Diese Triebfeder ist also nicht blos nicht, die sclavische Furcht, ihr Gegentheil, ist um so mehr wirksam. Wie kann jene nun zur Triebfeder genommen werden? Damit sich der Hof betrüge! damit das Gesetzbuch nie gehalten werde! damit eine völlige Verwilderung einbreche! Der Furcht und ihren gräulichen Unternehmungen wird nicht zuvorgekommen, sie nicht eingehalten, sie nicht gelenkt; die Gesetze sind zu gelinde! Von der andern Seite werden Gesetze keine Ehre einflößen, diese also nicht wirksam machen; der Staat hat also keine Triebfeder; er wird despotische Aristokratie oder wenigstens demokratisch-aristokratischer Despotism bleiben und sich in eine große Umwälzung hineinrollen, sobald das Gesetzbuch und nicht die Person eines Prinzen regiert. Diese regiert jetzt; wird sie aber immer regieren?

Die Monarchin will, um ihre Nation nicht zu schmälern, den Despotism verkennen in der Triebfeder; vielleicht verkennt sie ihn auch im Effect; denn wie und welche Art und woher sie regiert, ist sie keine Despotin und kann es auch nicht sein. Aber sieht sie denn keine Despoten ihrer selbst? sieht sie keinen Senat, Große u. s. w., denen sie sich bequemen muß? Und was ist nun ärger als ein aristokratischer Despotism? Sie sieht nichts als aristokratische Republik im Senate; sie ehrt ihn mit dem Namen eines Depots der Gesetze u. s. w.; sie nimmt Regeln aus einer Republik her, um sie auf ihn zu passen. Große Kaiserin, wie unrecht genommen! Diese Herren, stellen sie das Reich vor? sind sie aus dem ganzen Adel des Landes genommen? durch rechte Wege hineingekommen? sind sie die Gewährleute der Gesetze, da Rußland keine Gesetze hat? haben sie die gehörige Macht, zu widersprechen? die gehörige Triebfeder, fürs Reich zu reden? Was ist ihr Reich? ihre Unterthanen? Die sind Sclaven. Dein Reich, große Kaiserin? Nein! ihr Palais, Güter, Luxus, Bedürfnisse,

---

1) Suphan bemerkt hierzu: „Wahrscheinlich der Obersecretär des Raths Anthon Bulmerincq." — D.

Parten, die sie durch Geschenke gewonnen, das ist ihr Reich, dem sie dienen! für das sie Alles thun werden, für welches sie Pöbel für Dir sind, um Despoten über Dich und das Reich zu sein: welche Republik! welch eine Zerstreuung! Und nun, wo ist Montesquieu an seiner Stelle? Ein zweiter Montesquieu, um ihn anzuwenden?

Die Normandie. O Land, was bist Du gewesen? Wo ist Dein Geist der Galanterie und des Heldenthums, der Gesetze und der Erziehung, wo ist er? und wie groß war er! was hat er nicht in Europa ausgerichtet! in Frankreich, in England, in Neapel, in Sicilien, in Italien, in Asien durch die Kreuzzüge, in Cypern, in der Welt! Eine Geschichte von ihm wäre mehr als eine Geschichte des französischen Patriotismus: sie enthielte zugleich einen großen Theil des Ritter- und Riesengeschmacks, mithin der französischen, englischen und italienischen Literatur. Und wohin ist dieser Geist verflossen? Er hat sich im Fluß der Zeiten verdünnt, er ist in Orden und Ceremonien, in Kreuzzüge und Wanderungen verflossen, er ist nicht mehr. Indessen waren's doch noch meistens aus der Normandie, die die berühmtesten Schriftsteller Frankreichs gewesen: Marot, Malherbe, Sarrazin, Segrais von Caen, Scudéry von Havre, die Corneille, Brebeuf, Fontenelle von Rouen, Benserade dabei, und der Cardinal Perron aus Niedernormandie. Einer in den Ana zerbricht sich darüber den Kopf, wie dies mit dem Phlegma der Provinz zu reimen sei; ich hätte Lust, hievon zu abstrahiren und die zweite Wiederauflebung ihres Geistes hier zu suchen.

In Frankreich. Alles spricht hier Französisch, sogar Piloten und Kinder! Man legt die letzte Frage einem deutschen Bedienten in den Mund, und es wird Buffonnerie. Wie viel Sachen aber sind nicht von den Alten, die wir so untersuchen, daß uns nur immer ein Bedienter diese Frage zurufen sollte! So, wenn wir die griechische Sprache im Homer untersuchen: diese Sprache, muß man alsdann denken, sprachen alle Kinder! verstanden alle Leute! Poeten und Narren sangen sie auf den Gassen. Das waren Götter des Volks und des Pöbels! Geschichte und Heldenthaten des Volks und der Kinder! Accente und Silbenmaße des Volks und der Nation! So muß man sie lesen, hören, singen, als ob man sie in Griechenland hörte, als ob man ein Grieche wäre! Was das für

Unterschied giebt zwischen einer lebendigen und todten Sprache, das weiß ich! Diese liest man mit den Augen; man sieht sie, man hört sie nicht; man spricht sie nicht aus, man kann sie oft nicht aussprechen, wenn man sie gleich versteht. So entbehrt man allen lebendigen Klang, und bei einem Poeten, bei einem griechischen Poeten allen lebendigen Wohlklang, alles Malende im Ton der Wörter, alle Macht des Silbenmaßes, des Schalls, der Annehmlichkeit. So wenig ich alle Süßigkeiten in Voltaire's Silbenmaßen fühlen kann; so wie ich's immer mehr lernen muß, sie in ihm und Gresset und Racine zu fühlen: tausendmal mehr mit der lebendigen, tönenden, im Leben abgezognen, lebendig gesungnen griechischen Sprache. Welche Zauberei gehört dazu, sie zu singen, nicht zu declamiren, sondern zu singen, zu hören, wie sie Ion bei Plato sang und hört' und fühlte. Und wer kann das? Wie viel Bemerkungen Clarke's, Ernesti's fallen da nicht weg! werden unleserlich! unausstehlich! In Holland will ich Homeren so lesen und den dürftigen zweiten Theil meiner Kritischen Wälder damit voll füllen!

Zweitens fällt mit der todten Sprache aller lebendige Accent weg: die Flick- und Bindewörter, auf die sich die Rede stützt, wenn es auch nur ein eh bien! ma foi! u. s. w. sein sollte, aber so hörbar ist, um Leben oder nichts zu geben. So sind im Französischen das n'allez pas &c., das je m'en vais &c., und tausend andre Ausdrücke und viele Phrases, Bindewörter u. s. w. müssen's im Griechischen sein. Hier ist Clarke sehr zu brauchen und für mich zu wünschen, daß ich einen gebornen Griechen fände oder selbst nach Griechenland käme, auch nur wie es jetzt ist, um diesen lebendigen Ton des Sinnes, den Accent des Ausdrucks u. s. w. zu hören, um Nationalgriechisch sprechen zu können. Wie viel tausend kleine Unterschiede giebt's da nicht, bei Constructionen, temporibus, Partikeln, Aussprache, die man blos durch die lebendige Rede hört! Die Franzosen z. B. scheinen mit ganz andern und höhern Organen zu reden als wir; unsre scheinen tiefer im Munde und Rachen zu liegen: so Holländer, Engländer; jene höher, öffnen mehr den Mund; insonderheit wird das beim Singen merklich. Daher auch, mit je höhern Organen man spricht, man musicalischer wird und sich dem Gesange nähert. Siehe Rousseau's Wörterbuch unter Accent, Schall, Ton, Stimme u. s. w. Die Deutschen singen also wenig oder gar nicht,

der Franzose mehr, der Italiener seiner Sprache und Organen nach noch mehr, der Grieche noch mehr und sang. Das gehört zu haben, so sprechen zu können, so die Sprache in allen Accenten der Leidenschaft kennen: das heißt Griechisch können. O, könnte ich Homer so wie Klopstock lesen! Scandire ich nicht, welch andrer Poet! Weiß ich für die Leidenschaft und Natur ihn zu scandiren, was höre ich da nicht mehr! Welche Verstärkung, Stillstand, Schwäche, Zittrung u. s. w.! O, sänge mir Homer, Pindar und Sophokles vor!

Drittens endlich der Sinn und Inhalt der Rede: Lieblingsausdrücke und Bezeichnungen der Nation; Lieblingswendung und Eigenheit in der Denkart. Gott! welcher Unterscheid! Wie hier der Franzose das Joli liebt, immer vom Amüsanten spricht, von honnêteté, die bei ihm ganz was Anders ist: was hatte da der Geist der griechischen und lateinischen Sprache? Nicht, was das Wort heißen kann nach ein paar Wörterbüchern, sondern nach dem Sinn des lebenden Volks, hier, jetzt und mit Eigensinn heißt? So muß Thersit charakterisirt werden und alle Charaktere und Homer und Alles! Welch ein Feld, zu lernen, den Geist der griechischen Sprache zu lernen! nach Zeitaltern und Schriftstellern! Da muß man aber in der Erziehung ein Montaigne und Shaftesbury gewesen sein und lebendig Griechisch können, oder kann nichts! Welche große Sache, wenn ein Professor der griechischen und lateinischen Sprache diese so kann! nicht durch Wörterbücher und Grammatik, sondern durch ein feines innerliches Gefühl, was uns unsre Ammen besser beibringen als unsre gelehrten Aristarche! Dies feine Gefühl am Sinn der Worte, der Redarten, der Construction, des Klanges haben es im Lateinischen Gesner und Ernesti? hat es Klotz gehabt? kann er Gesner und Christ und Crusius beurtheilen? Wie beurtheilt er sie und Reiske und Sannazar insonderheit und Vida u. A.? Hier muß man sich aus den alten Lateinern und aus den neuen Italienern und aus den Favoritsprüchen in Ana bilden und ja gewisse Jahre und Fertigkeiten und am Meisten lebendige Eindrücke nicht versäumen. Hat Ruhnken dies Gefühl im Griechischen? Herel im Griechischen? Heyne nicht im Lateinischen? das wäre Weg, ihn zu loben (im zweiten Theil der Kritischen Wälder). Hat's Klotz in Absicht auf Horaz? hat's Algarotti in Absicht auf Diesen mehr? Wie sind in diesem Betracht die ver-

schiednen Urtheile Verschiedner von einem Manne zu vereinigen! Siehe die Bibliothek der Ana, S. 84. 85 u. s. w. Hat Lambin, B. — — —[1]) und Ramler ein solch Gefühl von Horaz? Klotz von Tyrtäus, Weiße?[2]) Dies ist auch der beste Weg, mich herauszuziehen, wo man mich der wörtlichen Schwäche im Griechischen und Lateinischen beschuldigt. Hierdurch werden die Kritischen Wälder sich im ersten und zweiten Theil sehr heben, und das soll Holland thun! So will ich in Frankreich Französisch, in Holland Lateinisch und Griechisch, in England Englisch, in Italien Italienisch und Lateinisch und Griechisch lernen: ei, wo Hebräisch und Arabisch? Ja, aber daß ich nirgends die Frage vergesse: in Frankreich reden auch die Kinder französisch?

Von diesem Geist der Zeit hängen Sprachen wie Regierungen ab. Die Sache wird bis zum Augenschein frappant, wenn man vergleicht. Derselbe Geist der monarchischen Sitten, den Montesquieu an seiner Person so augenscheinlich malt, herrscht auch in ihrer Sprache. Tugend, innere Stärke hat diese wenig, wie die Nation; man macht mit dem Kleinsten das Größte, was man kann, wie eine Maschine durch ein Triebrad regiert wird. Nationalstärke, Eigenheit, die an ihrem Boden klebt, Originalität hat sie nicht so viel; aber das, was Ehre auch hier heißt, das Vorurtheil jeder Person und jedes Buchs und jedes Worts, ist Hauptsache. Ein gewisser Adel in Gedanken, eine gewisse Freiheit im Ausdruck, eine Politesse in der Manier der Worte und in der Wendung: das ist das Gepräge der französischen Sprache wie ihrer Sitten. Nicht das, was man Andern lehrt, ist Hauptmiene, sondern das man selbst weiß und lehren kann; was man sich selbst schuldig ist, und das weiß Keiner vortrefflicher als Voltaire und Rousseau, so sehr es der Letzte auch verleugnet, und so gräulich verschieden sie es auch sind. Sie sind's doch, der Erste eitel und frech auf sich, der Andre stolz und hochmüthig auf sich; aber Beide suchen nichts so sehr als das Unterscheidende. Nur Jener glaubt sich immer schon unterschieden zu haben und verficht sich blos durch Witz; Dieser durch seine unausstehliche, immer unerhörte Neuigkeit und Paradoxie! So sehr Rousseau gegen die Philosophen ficht, so sieht man doch, daß es auch ihm nicht an Richtigkeit, Güte, Vernunft, Nutzbarkeit seiner

1) Baxter oder Bentley. Vgl. Herder's Werke. Th. VIII. S. 122, 132. — D.
2) Vgl. oben S. 364 ff. — D.

Gedanken gelegen ist, sondern an Größe, Außerordentlichem, Neuen, Frappanten. Wo er dies finden kann, ist er Sophist und Vertheidiger, und daher haben die Franzosen auch so wenig Philosophen, Politiker und Geschichtschreiber; denn diesen drei Leuten muß es blos an Wahrheit gelegen sein. Was aber opfert nun nicht Voltaire einem Einfall, Rousseau einer Neuigkeit und Marmontel einer Wendung auf!

Die Galanterie ist daher so fein ausgebildet unter diesem Volk als nirgends sonst. Immer bemüht, nicht Wahrheit der Empfindung und Zärtlichkeit zu schildern, sondern schöne Seite derselben, Art, sich auszudrücken, Fähigkeit, erobern zu können — ist die Galanterie der französischen Romane und die Coketterie des französischen Stils entstanden, der immer zeigen will, daß er zu leben und zu erobern weiß. Daher die Feinheit der Wendungen, wenn sie auch nichts sind, damit man nur zeige, daß man sie machen könne; daher die Complimente, wenn sie nur nicht niedrig sind; daher also aus dem ersten die Crébillons, aus dem zweiten die Fontenelle, aus dem dritten die Bossuets und Fléchiers, die Prologen und die Journalisten. Hätte Fontenelle die Gaben auf den Inhalt gewandt, die er jetzt auf Wendungen und die Oberfläche der Wissenschaften wendet, welch ein großer Mann wäre er geworden in einer Classe, da jetzt als Secretär aller Classen Keiner über ihn ist, unter Denen, die vor ihm gewesen und nach ihm kommen werden. So die Complimente der Journalisten: keine Nation kann besser, feiner, genauer, reicher schildern als diese; nur immer wird diese Schilderung mehr zeigen, daß sie schildern können, daß sie Erziehung haben, daß sie nicht grob wie Deutsche sind, als die Sprache des Sturms der Wahrheit und Empfindung sein. Die Galanterie ist nichts weniger als die Sprache des Affects und der Zärtlichkeit, aber des Umgangs und ein Kennzeichen, daß man die Welt kenne.

So auch der Tadel: er ist immer die Sprache, die da zeigt, daß man auch zu tadeln hardi und frei und klug gnug sei; nicht die Sprache, daß der Tadel unentbehrlich, nützlich, nothwendig, gut, gründlich sei. Das ist Wahrheit des Pöbels, der sie blos aus Simplicität um ihr selbst willen sagt. So auch der Wohlstand: er ist Hauptsache der Manier. Man will gefallen; dazu ist der große Ueberfluß der Sprache an Wohlstands-, Höflichkeits-, Umgangsausdrücken; an Bezeichnungen

fürs Gefällige, die immer das Erste sind; Bezeichnungen für das, was sich unterscheidet; an égards, ohne sich was zu vergeben u. s. w. Diese Hofmiene hat die Sprache von innen und außen gebildet und ihr Politur gegeben. Geschmack ist Hauptsache und tausendmal mehr als Genie; dies ist verbannt oder wird verspottet oder für dem Geschmack verkleinert. Der beständige Ueberfluß von vielen Schriften und Vergnügen macht nichts als Veränderung zur Haupttugend; man ist der Wahrheit müde; man will was Neues, und so muß endlich der barockste Geschmack herhalten, um was Neues zu verschaffen. Dies Neue, das Gefällige, das Amüsante ist Hauptton. Auch als Schriftsteller, auch in der ganzen Sprache ist der honnête homme der Hauptmann. Tausend Ausdrücke hierüber, die auch im Munde des Pöbels sind, geben der Sprache ein Feines und Cultivirtes, was andre nicht haben. Jeder wird von seiner Ehre, von honnêteté u. s. w. sprechen und sich hierüber so wohl und oft so fein, so delicat ausdrücken, daß man sich wundert. Hierin ist sie Muster, und es wäre eine vortreffliche Sache, vom Geist, vom Wohlstande, von der Ehre, von der Höflichkeit der französischen Sprache und ihrer Cultur zu schreiben!

Aber nun umgekehrt: wo ist Genie? Wahrheit? Stärke? Tugend? Die Philosophie der Franzosen, die in der Sprache liegt, ihr Reichthum an Abstractionen, ist gelernt; also nur dunkel bestimmt, also über und unter angewandt; also keine Philosophie mehr! Man schreibt also auch immer nur beinahe wahr; man müßte auf jeden Ausdruck, Begriff, Bezeichnung Acht geben, sie erst immer selbst erfinden, und sie ist schon erfunden; man hat sie gelernt, weiß sie praeter propter, braucht sie also, wie sie Andre verstehen und ungefähr brauchen: schreibt aso nie sparsam, genau, völlig wahr. Die Philosophie der französischen Sprache hindert also die Philosophie der Gedanken. Welche Mühe hat sich hierüber Montesquieu gegeben! wie muß er oft bestimmen, sich immer an einem Wort festhalten, es oft neu schaffen, um es zu sichern! wie muß er kurz, trocken, abgeschnitten, sparsam schreiben, um völlig wahr zu sein! Und doch ist er's nicht immer, und das seiner Sprache halben! doch ist er nicht genau, oft seiner Sprache halben! und den Franzosen unleserlich, kurz, und freilich, da man immer ins Extrem fällt, zu abgekürzt. Helvetius und Rousseau bestätigen noch mehr,

was ich sage, Jeder auf seine Art. Hieraus werde beurtheilt, ob die französische Sprache [eine] philosophische sei. Ja, sie kann's sein; nur Franzosen müßten sie nicht schreiben! nicht sie für Franzosen schreiben! sie als todte, metaphysische Sprache schreiben! Und da nehme man doch ja lieber gerade statt dieser barbarischen, die es damit würde, eine andre noch mehr barbarische, die nicht Franzosen erfunden, die sich nicht wie die Franzosen[1]) verändert, die todt, metaphysisch, bestimmt ist, die lateinische. Aber freilich, in Sachen lebendigen Umgangs mit etwas Teinture der Philosophie keine besser als die französische. Sie hat einen Reichthum an feinen und delicaten Abstractionen zu Substantiven, eine große Menge Adjectiven zur Bezeichnung insonderheit [für] Dinge des Geschmacks, eine Einförmigkeit in Constructionen, die Zweideutigkeiten verhütet, eine mehrere Kürze von Verbis als die deutsche; sie ist zur lebendigen Philosophie die beste.

Insonderheit in Sachen des Geschmacks! Großer Gott! welche Menge, Reichthum, glücklicher Ueberfluß in Bezeichnungen, Charakterisirung der Schönheit und Fehler herrscht nicht in Clement's Nouvellen! Welch ein Ueberfluß von Hof- und galanter Sprache im Angola, im Sopha,[2]) in den feinen Romanen des Jahrhunderts! Selbst der Mangel hat hier Reichthum gegeben! Man macht Substantive aus Adjectiven; man macht Bezeichnungen mit dem Genitive: c'est d'un 2c.; man formt neue Wörter; man biegt andre alte in einen neuen Sinn. Was wäre hier für ein Wörterbuch und für eine Grammatik über den Geschmack in der französischen Sprache zu schreiben, wie das komische [Wörterbuch] z. B. bekannt ist: so hier das Aesthetische, das Feine, das Galante, das Artige, das Poli! Ich wünsche, und wäre es nicht werth, mich daran zu üben! Wer von dieser Seite die französische Sprache inne hat, kennt sie aus dem Grunde, kennt sie als eine Kunst, zu brilliren und in unsrer Welt zu gefallen, kennt sie als eine Logik der Lebensart. Insonderheit aber wollen die Wendungen derselben hier berechnet sein! Sie sind immer gedreht, sie sagen nie, was sie wollen; sie machen immer eine Beziehung von Dem, der da spricht, auf Den, [zu] dem man spricht: sie verschieben also immer die Hauptsache zur Neben-

1) Suphan glaubt, Franzosen sei verschrieben statt französische. — D.

2) Le Sopha, berüchtigter Roman des jüngern Crébillon. Angola muß ein ähnlicher Roman sein. — D.

sache, und die Relation wird Hauptsache; und ist das nicht Etikette des Umgangs? Mich dünkt, diese Quelle der Wendungen hat man noch nicht gnug in diesem Licht angesehen, und verdient's doch so sehr, philosophisch behandelt zu werden. Hier geht die französische Sprache von allen ältern ab; hier hat sie sich einen ganz neuen Weg gebahnt; hier ist sie andern und der deutschen Sprache so sehr Vorbild geworden; hier und hier allein ist sie Originalsprache von Europa. Die Alten kannten dies Ding der galanten Verschiebungen nicht; wie oft ist Montesquieu in Verlegenheit, wenn er seinen Perser[1]) französische Wendungen machen läßt oder ihn orientalisch will reden lassen, und also diesen Wendungen entsagen muß! Und doch ist Montesquieu noch so edel, so simpel, so einfach in seinem Ausdruck, daß er in seinen Briefen z. B. oft wie ein Winckelmann spricht, und in seinen Sachen, die ausgearbeitet sind, und wo er nicht drechselt, noch mehr. Und doch ist Montesquieu Der vielleicht, der unter allen Franzosen am Meisten von seinen Freunden, den Römern und Orientaliern, gelernt hat! Wie viel verliert man, daß sein Arsaces[2]) nicht erscheint! wie würde er da auch über die eheliche Liebe morgenländisch denken und französisch sprechen! Nun nehme man aber Andre, die die französische Sprache haben orientalisiren wollen, um den Unterschied zu sehen! Wo bleibt da das morgenländische Wiederholen des Chors? es wird in französische Wendung umgegossen. Hier will ich noch die Lettres Turques von Saintfoix lesen und überhaupt sehen, wie dieser delicate Geist den Orientalismus behandelt! Alsdann die Peruvianerin[3]) mit ihrer französischen Liebesmetaphysik! Alsdann den guten Terrasson in seinem Sethos, Ramsay in seinem Cyrus,[4]) und hier wäre die Parallele schön, wie Xenophon den Perser gräcisirt und Ramsay ihn französirt, oder nicht! Alsdann ein Blick über die türkischen Spione, [die] chinesischen und jüdischen, irokesischen und barbarischen Briefe, über die französischen Heroiden aus Orient her, über die orientalischen Erzählungen in den englischen Wochenblättern, in Wieland, in Sonnenfels, in Bodmer, um aus Allem Verschiedenheit des Genius der Sprache

1) In den Lettres Persanes. — D.
2) Arsace et Ismènie, histoire orientale, erschien erst später aus dem Nachlasse, befriedigte aber nicht die gespannten Erwartungen. — D.
3) Lettres d'une Peruvienne der Frau von Graffigny. — D.
4) Vgl. Th. XIV. S. 32. 145. — D.

zu sehen. Die griechische Sprache hat ebenso wenig von diesen Wendungen des bloßen Wohlstandes gewußt, wie es ihre Sprache der Liebe, des Umganges, des Affects, der Briefe, der Reden zeigt. Daher der jämmerliche Unterschied, wenn Euripid und Racine seine griechischen Liebhaber, wenn Corneille und Sophokles seine Helden sprechen läßt! Bei den Griechen ist Alles Sinn, bei den Franzosen Alles loser, gewandter Ausdruck. Voltaire hat Recht, daß es schwer sei, griechische und lateinische Verse französisch zu machen, und daß Corneille dabei viel Kunst bewiesen! Viel Kunst freilich! Voltaire hat wahr, daß aus einem meist zwei werden, weil Wendung und Endreim in der französischen Sprache gegeben sind und vorgestochen daliegen! Aber wehe der Sprache, die so was giebt! und vorzeichnet! das sind nicht olympische Schranken! Hier öffnet sich überhaupt die große Frage, ob bei dieser Bildung des französischen Stelzenausdrucks in der Tragödie nicht viel an Corneille gelegen! an seiner schweren Art sich auszudrücken! an dem Geschmack, den er vor sich fand! an der gewandten Ritter- und Höflichkeitssprache, die man liebte, der er aus dem Spanischen folgte! die ganz Europa angesteckt hatte! Und dann, Corneille war ein Normann, so wie die Scudéry, so wie Brebeuf, so wie Benserade, so wie Fontenelle![1]) und haben Alle mit ihrem normännischen Romangeist im Ausdruck nicht ebenso viel und mehr zum Verfall des guten simpeln Geschmacks beigetragen, als man's von den Seneca und Persius und Lucans aus Spanien abmißt? Seneca und Corneille, Lucan und Brebeuf, der Philosoph Seneca und Fontenelle, wie gut passen sich die nicht überhaupt! Vom Fontenelle zeigt's die Vorrede vor dem Esprit de Fontenelle: von Corneille hat's Voltaire in einigen Remarquen gezeigt und wäre über ihn ausführlicher zu zeigen. Von Brebeuf, Scudéry, Benserade, Marot ist Alles bekannt! Von hieraus ein Weg über die Verschiedenheit des Ausdrucks in der griechischen und französischen Tragödie! und wie viel Corneille auf diese gewirkt! eine große und weder vom Elogisten Fontenelle, noch vom Commentator Voltaire berührte Frage. Racine folgte dieser Sprache nach und hat sie zur künstlichsten Versification zugeschmiedet: und Belloy und Marmontel, Jener in der Zelmire,[2]) Dieser im Dionys

1) Vgl. oben S. 441. — D.
2) Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. VII. S. 133 ff. — D.

und Aristomen u. s. w., wie übertreiben sie! Noch artiger wäre die Aufgabe von der Verschiedenheit des griechischen oder römischen und französischen Wendungsausdrucks in Reden! Hier müßte man Uebersetzungen vergleichen und Original gegen Original halten, Demosthen gegen Bossuet, Cicero gegen Fléchier, und urtheilen! Daraus entscheiden sich die Inversionen der französischen Sprache, über die Batteux und Cerceau[1]) und Diderot[2]) und Clement[3]) so getheilt sind. Ohne Zweifel hat die französische Sprache viele, aber das sind Tours des Wohlstandes! nicht Inversionen für die Einbildungskraft! wie das Latein, wie das Griechische! Diese den Alten ganz unbekannte Sprache, sofern sie ans Decorum grenzt, würde den zweiten Theil der Kritischen Wälder sehr heben! und wäre völlig neu!

Woher ist aber dieser Geist des Wohlstandes bei den Franzosen entstanden? Aus dem Genie der Nation? die, wie Saintfoix will, schon als Barden das schöne Geschlecht ehrten und schon zu Julius Cäsar's Zeiten leichtsinnig und Tänzer waren? Alsdann aus dem Feudalgeist der alten Franken! Wo hier die Gesetze der Ehre und der Monarchie für Montesquieu sich herleiten, da hier die Gesetze der Ehre in der Sprache! Alsdann aus dem spanisch-italienischen Geschmack, der vor dem Jahrhundert Ludwig's die Welt beherrschte! Alsdann aus dem Hofgeschmack Ludwig's, der die Teniers aus seiner Stube hinwegroch, und bei dem Vieles aus seinem jugendlichen Romangeist erklärt werden kann! Und endlich aus dem einmaligen Ton, in den sich die Nation gesetzt hat, und auf welchen sie andre Nationen besuchen, um ihre Höflichkeit zu sehen und zu lernen.

Mit diesem Geist des Wohlstandes geht aber den Franzosen das meiste innere Gefühl weg! So wie die Regelmäßigkeit ihrer Sprache aus Wohlstand immer verschoben ist, daß sie sich nie recht und geradezu ausdrückt, so macht auch überhaupt der Wohlstand Barriere für den Geist! Ihr Vive le Roi! ist Wort, Ausdruck, den sie empfinden, wie sie Alles empfinden, leicht, ohne jugement auf der Oberfläche, ohne Grund, und dabei sind sie glücklich; sie preisen ihn und dienen ihm und

1) Réflexions sur la Poésie Française. — D.
2) In seiner Lettre sur les sourds, die Herder schon in den Fragmenten benutzt hatte. Vgl. Th. XIX. S. 50 ff. — D.
3) Vgl. oben S. 435, Anm. 1. — D.

thun Alles pour le Roi, auch wenn sie aus der Schlacht laufen! Die Deutschen grübeln schon mehr, murren, wenn ihr König Invaliden die Erlassung giebt, und der König von Frankreich thut's immer; murren, wenn sie nicht aus dem Lande sollen, und die Franzosen machen sich eine Ehre draus, es nicht zu wollen! murren bei Auflagen und Verpachtungen, und in Frankreich ist Alles verpachtet! Kurz, in Frankreich ist Alles, selbst bis auf den Namen Ludwig's des Vielgeliebten, Ehre des Patriotism, darüber man schreiben möchte: „Sie wissen nicht, was sie thun, und warum sie es thun!" So die générosité des Franzosen! sie ist politesse; selten reelle, gründliche Freundschaft, Einlassung in die Situation des Andern. So selbst ihr Vergnügen: agrément, Zerstreuung, nicht innerliches Eindringen, und daher hat Yorick Recht, daß es eine zu ernsthafte Nation ist: ihre gayeté ist Flüchtigkeit, nicht innerliche Freude.[1]) Ihr Lachen ist mit Wohlstand verbunden: daher wenig von dem süßen, beseligenden Lachen, das uns den Genuß der Natur zu fühlen giebt, sondern so wie es Clement in seinem ersten Briefe bei Gelegenheit des Mechants von Gresset und im letzten bei seinem Der Teufel ist los zeigt. Daher hat ihre Komödie so große Schranken und schildert nichts als Auftritte des bürgerlichen Lebens oder Complimentenscenen oder Wohlstandsübungen. Worin sind die Franzosen glücklicher als in diesen? Im Abend nach der Mode, in Visiten, in Stellungen, um eine Gruppe zu machen, in Amanten nach den Affenmienen des Wohlstandes. Aber den wahren Liebhaber, wer macht den mit dem Händedrücken und Affectiren? den wahren Menschen im Auftritt? Das wird gemeiniglich Coup de théâtre, wie z. B. in de la Chaussée Prejugé à la Mode der beste, schönste Auftritt ein Theaterstreich wird. Das kann der Franzose nicht sehen, daß ein gerührter Ehemann wiederkehrt und zu Füßen fällt und die ganze Scene sich ordentlich entwickle, dazu muß Maske und Radebrechen in epigrammatischen Versen, und ein bout rimé nöthig sein. Das wahre Lachen ist überdem aus der feinen neuen französischen Komödie so glücklich ausgestorben als der wahre Affect von ihrem Trauerspiel. Alles wird Spiel, Schluchzen,

1) „Sie können nicht glauben," schreibt Herder im November an Hartknoch, „wie oft Yorick in Shandy und in seinen Sentimentalträumen der französischen Nation bis auf Herz und Busen gegriffen hat." — D.

Händeringen, Declamiren, Scene, Bindung der Scenen u. s. w. Von diesem Letzten und von dem, was Wahrscheinlichkeit des Orts, Zeit u. s. w. ist, haben sie ein Gefühl, von dem der Deutsche weniger, der Engländer nichts fühlt. Und es ist auch in der That nichts als Etikette des Theaters, woraus sie das Hauptwerk machen. Man lese alle Voltairische Abhandlungen über das Theater und in seinen Anmerkungen über Corneille gleich die erste Anmerkung vom Schweren und Wesentlichen des theatralischen Dichters, und man sollte schwören, den Ceremonienmeister, nicht den König des Theaters zu lesen. So wie bei aller französischen Anordnung der Häuser doch nicht in Allem Bequemlichkeit herrscht; so wie sie bei ihren Gesellschaftszimmern ein Andres ebenso Nöthiges vergessen; so wie sie bei ihrem Etikette sich Lasten aufgelegt haben, die sie, nicht aber Andre fühlen: so auch bei ihrem Theater, Romanen und Allem, was Scene des Wohlstandes heißt. Welche freiere Natur haben da die Engländer, nur auch freilich übertrieben! und was könnten wir Deutsche uns für eine schöne mittlere Laufbahn nehmen! Die Komödie vom Italiener, die Tragödie vom Engländer, in beiden die französische Feile hinten nach, welch ein neues Theater! Da wird keine Zelmire sich mit hundert Verbrämungen es zu sagen schämen, daß sie ihrem Vater die Brust gegeben; da wird kein Ehemann sich schämen, sich mit seinem Weibe zu versöhnen! da wird die Opéra comique nicht Lieder und petits airs des Wohlstands lallen, sondern Scenen der Empfindung, Lieder der Empfindung haben! Und wie viel hätte sie damit gewonnen! O, was wäre hierüber zu sagen! — — —

Den 4. (15.) Juli stiegen wir in Painboeuf an Land, und unser Wahrzeichen war ein altes Weib. Man gewöhnt sich an Alles, sogar ans Schiff, und mein erster Eintritt in die Barke war nicht ohne kleinen Schauder; so bei Helsingör, so hier. Wie gut wäre es gewesen, mich bei Kopenhagen zu debarkiren! Ich erinnere mich noch der himmlischen Nächte, die ich vor Kopenhagen hatte, der schönen Tage, da wir die Jagdschlösser des Königs und seine Flotte vorbeizogen, der schönen Abende, da wir seine Gesundheit im letzten guten Rheinwein trunken. Ich bin aber zu gut, um mich lenken zu lassen, und ich gab mein Wort, ohne daß ich selbst wollte, und ohne daß ich sagen kann, ein Andrer habe mich dazu gezwungen. Der Geist Klopstock's hatte nicht gnug Anziehung für mich,

um über die kleinen Hindernisse der Reise zu profitiren, und so ward mein ganzer Plan vereitelt. In Deutschland wäre kein Schritt für mich ohne den größten Nutzen gewesen, und meine Beschäftigung wäre in ihrem vollen Feuer geblieben. Klopstock, wie sehr dachte ich ihn zu nutzen, um seinen Geist und sein Temperament kennen zu lernen! um mich mit ihm über sein Bild des Messias und seiner Zeit und seiner Religion überhaupt zu besprechen! um einen Funken von seinem Feuer zu bekommen! um seinen Messias noch einmal und von Angesicht zu Angesicht zu lesen! ihn lesen, ihn declamiren zu hören! und also auch nur von seinen Silbenmaßen rechten Begriff zu erhalten! Resewitz![1]) über wie viel Punkte der Offenbarung hatte ich nicht zu reden, wo man nur mündlich offenherzig ist! Ueber die ersten Urkunden des menschlichen Geschlechts; über unsere Begriffe von den Patriarchen; von Moses und seiner Religion; von der Theopneustie und dem Zustande der jüdischen Kirche zu aller Zeit; vom Charakter des Erlösers und der Apostel; vom Glauben; von den Sacramenten; von der Bekehrung; vom Gebet; von der rechten Art zu sterben; vom Tode und Auferstehung; von einer andern Welt nach den Bildern der Christen: welch ein Katechismus der Redlichkeit und mündlichen Offenherzigkeit! Alsdann Cramer[2]) und ihn predigen zu hören, ihnen meine Ideen von der geistlichen Beredsamkeit zu geben, vielleicht selbst zu predigen! Das Münzcabinet zu sehen und da Begriffe zu sammeln, die ich durchaus noch nicht habe! Gerstenberg[3]) aufzusuchen, mit ihm die Barden und Skalden zu singen, ihn über seine Liebe und Tändeleien im Hypochondristen, und wo es sei, zu umarmen, die Briefe über die Merkwürdigkeiten ꝛc. mit ihm zu lesen, von Hamann, Sturz[4]) Klotz u. s. w. zu sprechen und Funken zu schlagen zu einem neuen Geist der Literatur, der vom dänischen Ende Deutschlands anfange und das Land erquicke. Alsdann da über die Skalden zu schreiben und

1) Prediger der Petrikirche in Kopenhagen. Vgl. S. 418, Anm. 1. — D.

2) Johann Andreas Cramer, Oberhofprediger, Consistorialrath und Professor in Kopenhagen. — D.

3) Heinrich Wilhelm Gerstenberg, Geheimer Conferenzsecretär in Kopenhagen. Der Hypochondrist erschien 1763, die Merkwürdigkeiten 1767 und 1768. — D.

4) Die Handschrift hat Störze. Herder hatte wol den Namen irrig gehört. Helfrich Peter Sturz, dänischer Legationsrath, hatte den dänischen König 1768 nach Deutschland, England und Frankreich begleitet. Herder wußte oder glaubte, daß er noch nicht von seiner Reise zurück sei. — D.

nach Kiel hin ins Arabische zu verschwinden. Das war meine erste Periode; werde ich sie in Frankreich erreichen?

Es ist freilich vortrefflich, die französische Sprache und Nation von ihr selbst aus zu kennen; aber wenn man schon wählen muß, wenn man nicht lange Zeit, nicht viel Geld zu reisen hat und am Meisten noch nicht reisen gelernt hat, muß man da Frankreich wählen? Für die Kunst, für die Wissenschaft, was ist da zu sehen, wo Alles in dem großen Paris versteckt liegt, wo Alles mit Luxus, Eitelkeit und französischem Nichts verbrämt ist? Wie viel große Leute giebt's denn, die für mich so merkwürdig sind? Etwa einen Wille:[1]) und wird der nicht vielleicht blos Künstler sein? Einen Diderot: und hat der sich nicht vielleicht schon ausgelebt? Einen Buffon, Thomas, Duclos, D'Alembert, Marmontel: und sind die nicht gewiß in einen Hefen französischer Welt und Anstandes und Besuchs eingehüllt? Und wem kann ich mich denn mittheilen? wem Interesse an mir einflößen? gegen wen mir den Stempel des Ausdrucks geben, der nach der französischen Denkart allein den Menschen von Geschmack und von Geist ausmacht? Ton, Anstand, Geschwindigkeit, Wendung! siehe, dahin ist Alles geflohen. Armer, wirst Du Dich mit Deiner deutschen Denkart, die mit Deiner Muttersprache so zusammengewachsen ist, mit Deiner deutschen Langsamkeit Dich nicht durch alle französische Literatur nur durchbetteln müssen? Und in welche Kluft stürzest Du Dich alsdann von Beschämungen, Mißvergnügen, unaufgeräumten Stunden, verfehlten Visiten, müssigen Tagen? Wo wirst Du einen Freund finden, der mit Dir dies Land der Fremde für Dich durchreise, Louvre und Luxembourg aufsuche, Tuilleries und Gärten durchpromenire, Dir Bibliotheken und Naturcabinette aufschließe, Dich Künstler und Kunstwerke betrachten lehre? Wo wirst Du ihn finden? und wird's ein Franzose oder ein Deutscher sein?

Ich habe A gesagt, ich muß auch B sagen: ich gehe nach Frankreich; eine Nacht vor Helsingör hat's entschieden. Ich überließ mich meiner Trägheit, meiner Schläfrigkeit, um zwei Tage zu verderben, da mir nichts leichter gewesen wäre, als von Helsingör nach Kopenhagen zu gehen. Wir sind fortgesegelt; ich fand mich in der See: ich gehe nach Frankreich. Nun ist also die französische Sprache nach der Mundart der Nation, nach ihrem Ton und Nasenlaut, nach ihrem Geschmack

1) Kupferstecher Johann Georg Wille war 1715 bei Gießen geboren. — D.

und Schönheit und Genie mein Hauptzweck. Und da, denke ich, in vierzehn Tagen, wie mir mein Freund B[erens] Hoffnung gemacht hat, in den Ton zu kommen. Und mit ihr, wie viel habe ich, insonderheit in Riga, gewonnen! Welche Schande, bei Landräthen und Secretären von Wind und von Geschmack kein Französisch zu sprechen! welche Schande, eine Schweizerfranzösin und einen durchwandernden Franzosen, insonderheit wenn es ein Abbé wäre, nicht zu verstehen! Welcher Vortheil hingegen, mit jedem Narren nach seiner Narrheit zu reden! den Geschmack auch in der Sprache des Geschmacks hören zu lassen! Werke des Geschmacks in Poesie, Prose, Malerei, Baukunst, Verzierung auch in der Sprache des Geschmacks zu charakterisiren! Anekdoten von Paris zu wissen! wenigstens Alles das zu kennen, wovon Andre plaudern! Ferner die französische Oper und Komödie zu studiren, zu schmecken! die französische Declamation, Musik und Tanzkunst zu genießen! mir, wenn nicht neue Aeste der Vergnügen, wenigstens neue Farben zu geben! Kupferstecher-, Maler- und Bildhauerkunst, wenn es möglich ist, unter der Aufsicht eines Wille zu studiren! Von Allem, was zum Jahrhundert Frankreichs gehört, lebendige Begriffe zu haben, um z. B. einen Clement, einen de la Place, einen Fréron recht verstehen zu können! Ferner die französischen Gelehrten kennen zu lernen, wäre es auch nur, wie sie aussehen, leben, sich ausdrücken, bei sich und in Gesellschaft sind! Auch sie nur kennen, bringt Leben in ihre Werke, und wenn nicht einen Stachel der Nacheiferung, so doch ein gutes Exempel, sich wie sie zu betragen. Das ist alsdann ein Cursus der domestiquen Literatur in Frankreich, der viel erklärt, an sich und im Contrast von Deutschland, und viel aufschließt! Endlich die französische Nation selbst, ihre Sitten, Natur, Wesen, Regierung, Zustand; was daraus auf ihre Cultur und Literatur folge; was ihre Cultur eigentlich sei; die Geschichte derselben; ob sie verdiene, ein Vorbild Europens zu sein, es sein könne; was der Charakter der Franzosen dazu beigetragen; durch welche Wege sie das Volk von honnêteté, Sitten, Lebensart und amusemens geworden sind; wie viel sie dabei Wesentlichers verlieren und es andern Nationen durch die Mittheilung ihrer Narrheit rauben und geraubt hatten. Ja, endlich, sollte sich denn Keiner finden, der mein Freund und mein Muster werde, als Mann von Welt, um seine Kenntnisse recht vorzutragen, in unsrer Welt

geltend zu machen, als Mann von adresse und von Umgange, um auch in den Sachen, für die ich reise, es zu werden und das in meiner Zeit auszurichten, wozu ich da bin! Gütiges Schicksal, gieb mir einen solchen, lehre mich ihn kennen! und gieb mir Biegsamkeit, mich nach ihm zu bilden! Vor jetzt bin ich schon in Frankreich, ich muß es nutzen; denn gar ohne französische Sprache, Sitten, Anekdoten und Kenntnisse zurückzukommen, welche Schande!

In Painboeuf Begriffe von Frankreich holen, welche Schande! Und giebt's nicht Reisebeschreibungen, die sie so geholt haben? Smollet z. B.[1]) und selbst große Reisebeschreibungen in den fünften Welttheil, die von den Küsten aus geurtheilt haben.

Meine Reisegesellschaft von Painboeuf nach Nantes: es ist immer wahr, daß eine Niedrigkeit dem Dinge anklebt, von solchen Gesellschaften nach der Manier Teniers' und Tristram's Gemälde nehmen wollen.

Ich verstand weder Pilot noch Wirthin noch alte Weiber mit alle meinem Französischen. So müßte ebenfalls ein Grieche daran sein, wenn er nach Griechenland käme. O Pedanten, leset Homer, als wenn er auf den Straßen sänge! leset Cicero, als wenn er vor dem Rathe declamirte!

Der erste Anblick von Nantes war Betäubung: ich sah überall, was ich nachher nie mehr sah, eine Verzerrung ins Groteske ohngefähr; das ist der Schnitt meines Auges, und nicht auch meiner Denkart. Woher das? Ein Freund, den ich über eben diesen ersten Anblick fragte, stutzte und sagte, daß der seinige auch vast, aber vaste Regelmäßigkeit eine große Schönheit gewesen wäre, die er nachher nie in der vue à la Josse[2]) hätte finden können. Entweder hat dieser kälter Geblüt, oder wenn ich so sagen darf, einen andern Zuschnitt der Sehart. Ist in der meinigen der erste Eintritt in die Welt der Empfindung etwa desgleichen gewesen? ein Schauder statt ruhiges Gefühl des Vergnügens? Nach den Temperamenten Derer, die dazu beitrugen, kann dies wol sein, und so wäre das der erste Ton, die erste Stimmung der Seele, der erste Anstoß von Empfindung gewesen, der nur gar zu oft wiederkommt. Wenn ich in gewissen Augenblicken noch jetzt meinem

1) In der Beschreibung seiner Reisen nach Frankreich und Italien (1763—1766). — D.

2) Josse ist ein durch Molière sprichwörtlich gewordener Name. — D.

Gefühl eine Neuigkeit und gleichsam Innigkeit gebe: was ist's anders als eine Art Schauder, der nicht eben Schauder der Wollust? Selbst die stärksten Triebe, die in der Menschheit liegen, fangen in mir so an, und gewiß, wenn ich in diesen Augenblicken zum Werk schritte, was könnte für eine frühere Empfindung dem neuen Wesen sich einpflanzen als eben dieselbe? Und breite ich nicht also eine unglückliche, verzogene Natur aus? oder ist's kein Unglück, diese zu haben? oder werden mir bei reiferen Jahren, in der Ehe, bei rechten sanften Schäferstunden andre Gefühle und Schwingungen bevorstehen? Was weiß ich! Indessen bleibt dies immer Bemerkung in mir, die sich auf Alles erstreckt. Ein erstes Werk, ein erstes Buch, ein erstes System, eine erste Visite, ein erster Gedanke, ein erster Zuschnitt und Plan, ein erstes Gemälde geht immer bei mir in dies gothische Große, und Vieles von meinen Planen, Zuschnitten, Werken, Gemälden ist entweder noch nicht von diesem hohen zum schönen Stil gekommen oder gar mit dem ersten verschwunden. Gefühl für Erhabenheit ist also die Wendung meiner Seele; darnach richtet sich meine Liebe, mein Haß, meine Bewunderung, mein Traum des Glückes und Unglücks, mein Vorsatz, in der Welt zu leben, mein Ausdruck, mein Stil, mein Anstand, meine Physiognomie, mein Gespräch, meine Beschäftigung, Alles. Meine Liebe, wie sehr grenzt sie an das Erhabne, oft gar an das Weinerliche![1]) wie ist die Entfernung in mir so mächtig, da es bei den Angolas[2]) nur immer der gegenwärtige Augenblick ist! wie kann mich ein Unglück, eine Thräne im Auge meiner Freundin rühren! was hat mich mehr angeheftet als dieses! was ist mir rührender gewesen als jene, die Entfernung! Daher eben auch mein Geschmack für die Speculation und für das Sombre der Philosophie, der Poesie, der Erzählungen, der Gedanken! daher meine Neigung für den Schatten des Alterthums und für die Entfernung in verflossne Jahrhunderte! meine Neigung für Ebräer, als Volk betrachtet, für Griechen, Aegypter, Celten, Schotten u. s. w. Daher meine frühe Bestimmung[3]) für den geistlichen Stand; dazu freilich Localvorurtheile meiner

1) Früher hatte Herder geschrieben: „wie sehr sie an das Erhabne, oft gar an das Weinerliche grenze, zeigt ja insonderheit die B." Bei Suphan ist R ohne Zweifel Druckfehler oder verlesen. Vgl. oben S. 402, Anm. 1. — D.
2) Vgl. S 447, Anm. 2. — D.
3) Ursprünglich wollte er meine Neigung schreiben. — D.

Jugend viel beigetragen, aber ebenso unstreitig auch der Eindruck von Kirch' und Altar, Kanzel und geistlicher Beredsamkeit, Amtsverrichtung und geistlicher Ehrerbietung. Daher meine ersten Reihen von Beschäftigungen, die Träume meiner Jugend von einer Wasserwelt,[1]) die Liebhabereien meines Gartens, meine einsamen Spaziergänge, mein Schauder bei psychologischen Entdeckungen und neuen Gedanken aus der menschlichen Seele, mein halbverständlicher, halbsombrer Stil, meine Perspective von Fragmenten, von Wäldern, von Torsos, von Archiven des menschlichen Geschlechts — — Alles! Mein Leben ist ein Gang durch gothische Wölbungen oder wenigstens durch eine Allee voll grüner Schatten; die Aussicht ist immer ehrwürdig und erhaben; der Eintritt war eine Art Schauder: so aber eine andre Verwirrung wird's sein, wenn plötzlich die Allee sich öffnet und ich mich auf dem Freien fühle. Jetzt ist's Pflicht, diese Eindrücke so gut zu brauchen, als man kann, gedankenvoll zu wandeln, aber auch die Sonne zu betrachten, die sich durch die Blätter bricht und desto lieblichere Schatten malt, die Wiesen zu betrachten, mit dem Getümmel darauf, aber doch immer im Gange zu bleiben. Das letzte Gleichniß habe ich insonderheit in den Wäldern in Nantes gefühlt, wenn ich ging oder saß und meinen Belisar,[2]) meinen Thomas auf Daguesseau[3]) las und über mein Leben nachdachte und dasselbe für meine Freundin in Gedanken entwarf und mich in großen Gedanken fühlte, bis selbst das Leben des Erlösers in seinen größten Scenen mir zu imaginiren, und dann aufblickte, die Allee wie einen grünen Tempel des Allmächtigen vor mir sah und Gedanken aus Kleist's Hymne[4]) und seinem Milon[5]) aus dem Herzen aufseufzte und wieder las und durch die Blätter die Sonne sah und das weite Getümmel der Stadt hörte und an Die dachte, die mein Herz besaßen, und weinte! Da soll es sein, wo mein Geist zurückwandert, wenn er Marmontel's erste Capitel und Thomas' Daguesseau liest und den Messias fühlt und ein Leben Jesu entwirft!

Wie kann man sich in dem Charakter eines Menschen

1) Vgl. Th. I. S. 17. — D.
2) Von Marmontel. — D.
3) Vgl. oben S. 437. — D.
4) Vgl. Th. XX. S. 203. — D.
5) Der Idylle Milon und Iris. — D.

beim ersten Besuch irren, insonderheit wenn er sich hinter der Maske des Umgangs versteckt! Der Erste, der mich in N[antes] besuchte,[1]) schien die Munterkeit, Belebtheit selbst: wer hätte in ihm den Türken an Bequemlichkeit und den Langweiligen errathen sollen, der sich auf seinem Lehnstuhl zermartert und die schrecklichste höllische Langeweile auf die muntersten Gesichter ausbreitet, der immer einen Discurs zu lang findet, fragt und keine Antwort Lust hat zu hören, mitten im Discurs ein langweiliges Gähnen hervorbringt und an nichts Geschmack findet — wer hätte den in ihm rathen sollen? Artig gnug! sollte man sagen, wenn alle französischen Männer so sind; wer wird denn —. Und siehe, es sollte umgekehrt heißen: gleißend gnug! wenn alle französischen Männer so anders beim Kartentisch mit Andern und zu Hause sind, so heißt das Feuer aufraffen, damit es ersterbe, und todte Flammen geben. Und wirklich, an diesem Charakter war recht das Französische zu sehen, was nichts als Gleißnerei und Schwäche ist. Seine Höflichkeit war politesse und honnêteté, oft auswendig gelernt und in Worten; seine Lobeserhebungen fingen damit an: „er sprach französisch“, und endigten damit: „er war von einer politesse, daß“ — — und der Nachsatz fehlte. Seine Geschäftigkeit war leicht, aber auch um nichts: Briefe schreiben wie Wasser; es waren aber auch gewässerte Briefe, die nichts enthielten als meteorologische Verzeichnisse über Regen u. s. w. Seine Delicatesse war todte Ordnung, z. B. Symmetrie auf dem Tische, oder Faulheit; seine Ruhe Gedankenlosigkeit; sein Urtheil eine Versicherung voriger Jahre, über die er weiter nicht dachte; sein Widerspruch oft der simpelste Gegensatz ohne Umschweif und Gründe: kurz, bei allen guten Seiten die abgebrauchteste, entschlafenste menschliche Seele, die Gähnendes gnug hatte, um zehn Andre um sich einzuschläfern und gähnend zu machen. Seine Freundin, der entgegengesetzteste Charakter von der Welt, hielt ihn für unglücklich: er war's nicht, als nach ihrer Empfindung. Dieser Gegensatz zeigt, wie opponirt beide Charaktere waren, zeigt aber auch die schöne Seele, die halb aus Freundschaft, halb aus Mitleid seit Jahren in die Gewohnheit hineingedrungen ist, mit zu schlafen und sich aufzuopfern![2])

---

1) Herr Babut, in dessen Hause Herder wohnte. — D.
2) Hier sind eine Anzahl Blätter verloren gegangen. — D.

Auf die Dogmatik müßte ein anderes Werkchen folgen, wie die christliche Religion jetzt zu lehren sei. Hiezu viel Data: wo der gemeine Unterricht Schwächen, Irrthümer, Mißbildungen giebt; wo er unnütz ist in Geheimnissen und Dunkelheiten von Abstractionen; wo er was zu denken scheint und nichts zu denken giebt, in der ganzen orientalischen Seite; wo er gar verderblich werden kann, in manchen Pflichten der Ewigkeit, der Unnützlichkeit guter Werke u. s. w.; wo er veraltet und unvollkommen ist, wo ihm also aus unser Zeit zugesetzt werden muß. Hiezu immer Data, so kurz, so einfältig, daß nichts mehr und minder werde als ein Katechismus der christlichen Menschheit für unsre Zeit.

Die geistliche Beredsamkeit ist lange ein Lieblingsplan meiner Seele gewesen; aber wie wenig habe ich noch Materialien gesammelt! Ein großer Theil davon kommt ins große Werk, daß man nämlich nicht wie Propheten, Psalmisten, Apostel predigen müsse; und zweitens, wie die verschiednen Geschichten und Stellen der Offenbarung Kanzelmaterien sein können. Das Uebrige des Werks von den Kirchenvätern, z. B. Chrysostomus an, über Luther und die neuern Engländer, Franzosen und Deutschen muß allein abgehandelt werden.

Christliche Kirchengeschichte — was blos ein Christ vom Zustande der Kirche aus jedem Jahrhundert wissen muß — o, welch ein ander Werk — als Schröckh! Um Alles das auszuführen, um davon wahre Begriffe auch nur für mich zu bekommen, was habe ich da zu studiren! und um das zu studiren, was, wie ich glaube, kein Andrer für mich thun kann! So ist's Geist der Zeit und Kenntniß der menschlichen Seele! Eine deutsche Bibel und eine Bibel nach dem Grundtexte und Poli Commentarii[1]) sind mir dazu Hauptstücke; alsdann die englischen Uebersetzer, die jüdischen Paraphrasten, Richard Simon, Michaelis u. s. w. — o großes Werk!

Und geschrieben muß es werden! ohne System, als blos im Gange der Wahrheit! ohne übertriebnen Schmuck, als blos Data nach Datis! Viel Beweise, Proben, Wahrscheinlichkeiten! Schlag auf Schlag! Adel, Größe und Unbewußtheit der Größe, wie Ossian und Moses! Edle Erhobenheit über kleine Widersprüche und Cabalen der Zeit, wie für die Ewigkeit

---

1) Synopsis criticorum aliorumque scripturae interpretum von Matthew Poole (1623). — D.

geschrieben! Sprache an den gesunden Verstand und das menschliche Herz wie Pascal und Rousseau, wo er nicht paradox und Enthusiast ist! Viel Materie und in Form Simplicität! Kein Esprit der Franzosen, der Montesquieu so verunziert; keine Enthusiasterei! die Sprache der Wahrheit für alle Welt! insonderheit für die Nachwelt! Großes Werk, empfange meine Wünsche! meinen Eidschwur! meine Bestrebung!

Ich komme auf meine Deutschen zurück, die viel denken und nichts denken; und nichts ist, von zwei Seiten betrachtet, unwahrer und wahrer als der Satz. Unwahrer: der Erfinder der Luftpumpe, des Pulvers, des Laufs der Sterne, der Infinitesimalrechnung rc., der Kupferstecherkunst sind Deutsche; und also die Guerike, Keplers, Schwarze, Leibnize, Dürers u. s. w. Aber gegen wenige Erfindungen, welche Menge von Systemen! In der Theologie, und haben wir eine Erklärung der Bibel? Haben wir Polos, Locke, Bensone u. s. w.? In der Juristerei und Historie, da sind wir als Sammler einzig. In der Medicin, reichen unsre wahren Bemerker an die Boerhave und Sydenhams? In der Philosophie endlich, wie Vieles ist bei Wolff System, Zuschnitt, Form, Methode! Eine Probe ist die Aesthetik: wie viel scheinen wir gedacht zu haben! wie wenig denken wir!

Ich habe z. B. etwas über die Aesthetik gearbeitet[1]) und glaube, wahrhaftig neu zu sein; aber in wie Wenigem! In dem Satze: „Gesicht sieht nur Flächen, Gefühl tastet nur Formen"; der Satz aber ist durch Optik und Geometrie schon bekannt, und es wäre Unglück, wenn er nicht schon bewiesen wäre. Blos die Anwendung bliebe mir also: „Malerei ist nur fürs Auge, Bildhauerei fürs Gefühl"; eine Entdeckung, die noch immer arm ist, und wenn sie zu sehr ausgedehnt ist, lächerliche Folgen geben kann, wie wir jetzt sind, da wir Gesicht für Gefühl gebrauchen und zu gebrauchen gewohnt sind. Also sei dieser Satz blos Wegweiser zu mehrern Erfahrungen über Gesicht und Gefühl! ich muß ein Blinder und Fühlender werden, um die Philosophie dieses Sinnes zu erforschen! ich glaube, dabei schon auf einigen neuen Wegen zu sein: lasset uns sehen!

---

1) Vgl. Th. XVII. S. XVII. — D.

Von der Bildhauerkunst fürs Gefühl. S. Collectaneenbuch hinten unter den alten schwäbischen Poesien.[1]) Bl. 3.

1. Illusion der Statue vom Fleische:

Von der Bekleidung Ursachen ꝛc.
Von der griechischen Nacktheit Aufklärung;
warum Malerei nicht Nacktheit noch Wassergewänder nachahme?
Von Haaren, Augenbranen, Binde um den Mund u. s. w.
Von Adern, Knorpeln, Scham.
Vom griechischen Profil.
Von vorgebognen Armen, kleiner Taille und Füßen.

2. Illusion der Statue vom Geiste:

Von der Stirn, dem Tempel der Gesinnung.
Vom Auge, dem Redner des Verlangens.
Von der Nase.
Von der Augenbrane, dem Wink des Willens.
Vom Munde, dem Sitz der Grazie und des Reizes.
Von der Stellung des Kopfs zur Seite, vorwärts, zurück.
Von der Stellung der Brust, aus-, einwärts, zur Seite.
Von der Stellung der Hände und Füße.
Correspondenz zwischen Stirn und Brust, Auge und Hand, Mund und Fuß.

3. Vom Schönen durchs Gefühl (hinter Baumgarten's Aesthetik).[2])

Daß es der Blinde habe.
Daß es die fühlbare Form des Guten und Bequemen sei.
Also ein fühlbarer Begriff der Vollkommenheit.
Erklärungen daraus auf die Kunst der Thiere,
des blühenden Alters;
Ruhe und sanfte Ruhe.

---

1) Erhalten hat sich davon die Uebersetzung zweier Lieder aus Bodmer's Minnesingern. (Kaiser Heinrich: „Ich grüße mit Gesange die süße“, und Konrad der junge: „Ich freu' mich mancher Blumen roth“.) — D.
2) Die Abhandlung stand hinter einem Auszuge aus Baumgarten. — D.

4. Von der Philosophie des Gefühls überhaupt (neu Papier k).[1])

1. Sprache, die ein Blinder erfunden.
2. Seine Welt, seine Kosmologie.
3. Die Erinnerung seines Ichs, wie es sich ins Universum geoffenbart hat; seine Psychologie und Kosmologie.
4. Seine Ideen von Raum, Zeit, Kraft; seine Ontologie.
5. Seine Ideen von Unsterblichkeit der Seele, Gott, Welt, Religion, Theologie, Natur.

Das ist ein Plan, den ich schon entworfen, der aber noch sehr zu beleben ist, durch die Gesellschaft und das Studium der Blinden und Stummen und Tauben! Diderot kann Vorbild sein, Versuche zu machen, nicht aber blos auf seine Versuche zu bauen und darüber zu systematisiren! Ein Werk von der Art kann die erste Psychologie werden, und da aus dieser alle Wissenschaften folgen, mithin eine Philosophie oder Encyklopädie zu diesen allen. Vorzüglich aber will ich der Sucht der Deutschen widerstehen, aus Nominalerklärungen Alles herzuleiten, was folgt und nicht folgen kann.

Italiener sind die Feinsten und Erfindsamsten; für die mittlern Zeiten ist's wahrhaftig wahr. Ihre Komödie lebt; ihre Heldengedichte sind Originale; in ihnen ist Kunst geschaffen: Galilei und Tartini, Macchiavell und Boccaz, Ariost und Tasso, Petrarch und die Politiane, Columb und Vespucci, der Erfinder derFerngläser und des Kompasses — alles Italiener! Der ganze französische Parnaß ist aus Spanien und Italien gestohlen; in beiden Ländern lebt mehr wahre Natur, Genie, Schöpfung. Die italienische und französische Komödie, Ariost und La Fontaine, Tasso und Voltaire, die italienische und französiche Musik, Petrarch und die französischen Liebesdichter — welcher Unterschied! O, daß ich Italien kennte, mich in ihre[2]) Natur setzen und sie fühlen und mich in sie verwandeln könnte!

Ich habe in Nantes die neue Voyage d'Italie gelesen und zu excerpiren angefangen.[3]) Welche Anstalten die gewesen sind

---

1) In dasselbe Collectaneenheft war hinten neues Papier eingeschossen; das betreffende Stück war mit k bezeichnet, also wol das zehnte. — D.
2) Der Italiener. — D.
3) Sechs Bogen dieses Auszugs in französischer Sprache finden sich noch im Nachlasse. — D.

und zum Theil noch sind. Ich habe darauf gedacht, manche von ihnen in meiner Republik nachzuahmen! Wie viel ist da zu sehen, was ich durchaus nicht gesehen habe! Insonderheit lebende Natur. Alsdann über sie ein Bild liefern, was Frankreich und Europa von ihnen genutzt! was sie unter den Römern und mittlern Zeiten gethan, geleistet!

Ich wurde in Nantes mit einem jungen Schweden, Koch, bekannt[1]) — durch die Klotzische Bibliothek! So muß sich selbst das Pasquillhafte oft zu Zwecken finden! Wer hätte mir sagen sollen, daß dies Buch dienen würde, um mich in Nantes bekannt zu machen; hätte ich aber verloren, wenn ich nicht bekannt geworden wäre?

Dieser junge Mensch hatte vielen Geschmack am Wahren, Guten und wirklich Schönen! Ich hab' es oft bei ihm gesehen, daß sein Auge und sein Geist mehr für das Richtige geschaffen war als meines; daß er in Allem ein gewisses Gefühl von Realität hatte, das ihn nicht mit Hypothesen sättigte; daß er nicht aus Büchern Sachen lernen wollte, die auf Erfahrung und Praxis beruhen, sondern zur That schritt. Zeichnen, Geometrie, wahre Mathematik, Physik, Algebra, Augenschein der Kunst — werde ich's nie lernen und immer die Akademie der Wissenschaften nur aus Fontenelle kennen? Womit habe ich's in meinem vergangnen Zustande verdient, daß ich nur bestimmt bin, Schatten zu sehen, statt wirkliche Dinge mir zu erfühlen? Ich genieße wenig, d. i. zu viel, im Uebermaß und also ohne Geschmack. Der Sinn des Gefühls und die Welt der Wollüste — ich habe sie nicht genossen; ich sehe, empfinde in der Ferne, hindere mir selbst den Genuß durch unzeitige Präsumption und durch Schwäche und Blödigkeit im Augenblick selbst. In der Freundschaft und Gesellschaft: zum Voraus unzeitige Furcht oder übergroße fremde Erwartung, von denen jene mich im Eintritt hindert, diese mich immer trügt und zum Narren macht. Ueberall also eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum Voraus, die vom Wahren abirrt und den Genuß tödtet, ihn matt und schläfrig macht und mir nur nachher wieder fühlen läßt, daß ich ihn nicht genossen, daß er matt und schläfrig gewesen. So selbst in der Liebe: die immer platonisch, in der Abwesenheit mehr als in der Gegenwart, in Furcht und Hoffnung mehr als im Genuß,

1) Vgl. Herder's Brief an Hartknoch aus dem August 1769. — D.

in Abstractionen, in Seelenbegriffen mehr als in Realitäten empfindet. So bei der Lectüre; wie walle ich auf, ein Buch zu lesen, es zu haben, und wie sinke ich nieder, wenn ich's lese, wenn ich's habe! Wie viel auch selbst der besten Autoren habe ich durchgelesen, blos der Wahrheit ihrer Kenntnisse wegen, in der Illusion ihres Systems, in der Fortreißung ihres Ganzen, blos des Inhalts wegen, ohne Niedersinken und Ermatten! So lese ich, so entwerfe ich, so arbeite ich, so reise ich, so schreibe ich, so bin ich in Allem!

Empfindungen der Art haben mich, wie Walter Shandy, auf die Idee gebracht, ein Werk über die Jugend und Veraltung menschlicher Seelen zu erdenken, wo ich theils aus meiner traurigen Erfahrung, theils aus Beispielen andrer Seelen, die ich zu kennen Gelegenheit gehabt, einer solchen Veraltung zuvorzukommen und sich seiner Jugend recht zu erfreuen und sie recht zu genießen lehre.[1]) Der Plan entstand mir schon in Riga, in traurigen Tagen, wo die Organisation meiner Seele gleichsam gelähmt, das Triebrad der äußeren Empfindungen stille stand und sie, in ihr trauriges Ich eingeschlossen, die muntere Sehnsucht verloren hatte, sich Ideen und Vergnügungen und Vollkommenheiten zu sammeln. Da ging ich umher, dumm und gedankenlos und stumpf und unthätig, sprach zum Lachen rc.[2]) nahm hundert Bücher, um hundert von ihnen wegzuwerfen und doch nichts zu wissen. Hier fiel mir der ehrliche Swift ein, der über den alten elenden grauen Mann, den er im Spiegel sahe, die Achseln zuckte, und zum Gegensatz schilderte sich mir die junge fröhliche Welt des Plato und Sokrates vor, wie sie unter Scherz und Spiel ihre Seelen und Körper übten und bildeten und schlank, stark und fest machten wie schöne Oelbäume am Rande der Quelle. Der alte und immer junge Montaigne fiel mir ein, der sich immer zu verjüngen wußte im Alter, und ich stand da stutzig, betäubt und alt in meiner Jugend. Die Begriffe sammelten sich: es sollte eine Abhandlung in die Königsbergischen Zeitungen werden und wurde nicht, wie viel andre Plane meines Lebens. In der Unthätigkeit von Nantes brachte mich die Umarbeitung der Kritischen

1) Vgl. die spätere Ausführung in Tithon und Aurora (Th. XVII. S. 200—216). — D.

2) Prediger 2, 2: „Ich sprach zum Lachen: ‚Du bist toll!' und zur Freude: ‚Was machst Du?'" — D.

Wälder, die Bekanntschaft mit diesem Jünglinge, der so sehr auf das Wesen hinzueilte, und am Meisten das Gefühl des Leeren, Reelllosen in mir wieder auf die Gedanken. So wie es aber immer mein Fehler ist, nie recht an Materie, sondern immer zugleich an Form denken zu müssen, so ward ein Riß daraus, zu dem der Abt Clement die muntre Jugend seines Stils hergeben sollte. Der Plan ward lange umhergewälzt, und es ging ihm also wie bei allen Umwälzungen: zuerst werden sie größer, nachher reiben sie sich ab. Einen Abend gab ich meinem schwedischen Jünglinge davon Ideen, die ihn bezauberten, die ihn entzückten; das Gespräch gab Feuer; der Ausdruck gab Bestimmtheit der Gedanken: werde ich jetzt, in der frostigen, unbequemen Stellung, da ich sitze, noch einige Funken von dem fühlen, was mich so oft durchwallte, wenn ich der Unthätigkeit und der Vernichtung der Babut'schen Gesellschaft entrann?

Die menschliche Seele hat ihre Lebensalter wie der Körper. Ihre Jugend ist Neugierde; daher kindischer Glaube, unersättliche Begierde, Dinge zu sehen, insonderheit Wunderdinge, die Gabe, Sprachen zu lernen, wenn sie nur an Begriffen und Dingen hangen, jugendliche Biegsamkeit und Munterkeit u. s. w. Ein Alter von der Neugierde ist immer verächtlich und ein Kind.

Das Kind konnte an Allem, was es durch Neugierde kennen lernte, noch nicht viel Antheil nehmen: es sahe nur, es staunte, es bewunderte. Daher seine Ehrerbietung für die Alten, wenn sie ihm wahrhaftig ehrwürdig sind; daher die Tiefe seiner Eindrücke, die durch Staunen und Bewundern gleichsam eingerammelt werden. Je mehr Seele und Körper wächst, je mehr die Säfte in beiden zunehmen und aufwallen, desto mehr nähern wir uns gleichsam an die Gegenstände an oder ziehen sie stark zu uns. Wir malen sie also mit Feuer des Geblüts aus: das ist Einbildungskraft, das herrschende Talent der Jugend. Da ist Liebe mit allen ihren Scenen die bezauberte Welt, in der sie wandelt; oder in der Einsamkeit sind's Dichter, alte entfernte dichterische Geschichten, Romane, Begeisterungen. Da wohnt der Enthusiasmus von Freundschaft, sie mag akademisch oder poetisch ausgemalt werden; da die Welt von Vergnügungen, von Theilnehmungen, Zärtlichkeiten. Da wird auch in den Wissenschaften Alles Bild oder Empfindung oder

aufwallendes Vergnügen. Das ist der Jüngling: ein alter tändelnder, feuriger Greis ist ein Geck.

Er wird Mann und Gesellschafter: dies zuerst, und also nach unsrer Welt werden die heftigen Züge der Einbildungskraft ausgelöscht; er lernt sich nach Andern bequemen, sich von Andern unterscheiden: das ist, Witz und Scharfsinn kommen los. Er wird Gesellschafter, lernt alles Feine, das in der gesellschaftlichen Politur besteht, und wozu ihn Liebe, um seiner Schönen zu gefallen und was zu gelten, Freundschaft, die bei uns meist Gesellschaft ist, Vergnügungen, die nie ohne das Gesellschaftliche so allgemein sind, kurz, Alles einladen. Ein Fontenelle, der in der Akademie der Wissenschaften und in seinem 103. Jahr witzelt, ist lächerlich. Aus dem Gesellschafter wird Mann, und dies ist eigentlich die reelle Stufe, da der Gesellschafter blos ein Zugang ist, den man nicht entbehren kann, in dem man aber nicht stehen bleiben muß. Im Mann regiert Bonsens, Weisheit zu Geschäften. Er hat die Bahn der Neugierde durchwandelt und gefunden, daß es viel Leeres giebt, was blos ersten Blick verdient und nichts mehr; er ist die Zeit der Leidenschaften durch und fühlt, daß sie gut sind, sich in die Welt hineinzuleben, nicht aber sich durch sie hinweg zu leben, sonst verliert man Alles. Er hat also kaltes Geblüt, wahre Dienstfertigkeit, Freundschaft, Weisheit, Brauchbarkeit, Bonsens. Sein Alter, seine Gesellschaft, seine Denkart, seine Beschäftigung sind die reellsten im menschlichen Leben: er ist der wahre Philosoph der Thätigkeit, Weisheit, Erfahrung.

Der Greis ist ein Schwätzer und Philosoph in Worten. Seine Erfahrungen, matt, weitläuftig, ohne Bestimmtheit in Lehren vorgetragen, werden loci communes; und er ist reich an ihnen, weil er Erfahrung zu haben glaubt und sie vorträgt, da er die Jugend so von sich entfernt sieht, sie für zu frei hält, weil er nicht mitspringen kann u. s. w. Das ist das Alter der Ruhe. Neuen Eindrücken ist die Seele kaum mehr offen: sie ist verschlossen, zu neuen Erfahrungen kaum aufgelegt, zu furchtsam, für neuen Unterricht nicht mehr biegsam gnug, gesättigt gleichsam an Lehre. Das, was vorher weich und gleichsam Knorpel der Bewegung waren, sind Knochen der Ruhe geworden. Die Seele genießt ihr Leben, das sie geführt, und verlebt sich; und es ist diese eingezogne Furchtsamkeit auch gut, weil der Greis kaum mehr Kraft und

Stärke hat, sich aus seiner Austernschale zu bewegen. Das ist der Greis. Aristoteles,[1]) Horaz,[2]) Hagedorn[3]) haben die Lebensalter geschildert; ihre Schilderung muß für die Seele auf gewisse Hauptbegriffe psychologisch zurückgeführt werden, und diese sind Neugierde, Einbildungskraft und Leidenschaft, Witz und Bonsens, endlich die alte Vernunft. Und aus ihnen wird so ein System des menschlichen Lebens, wie Montesquieu die Regierungsarten geschildert hat.

Jeder Mensch muß sie durchgehen; denn sie entwickeln sich aus einander. Man kann nie das Folgende genießen, wenn man nicht das Vorhergehende genossen hat; das Erste enthält immer die Data zum Zweiten; sie gehen in geometrischer, nicht arithmetischer Progression fort: in ihrer ganzen Folge nur genießt man das Leben und wird auf honette Weise alt. Man kann nie das Vorhergehende völlig zurücknehmen (auch in Verbesserung), ohne das Gegenwärtige zu verlieren.

Hingegen aber, wenn man 1) dem Lebensalter nicht Gnüge thut, in dem man ist, 2) wenn man das folgende vorausnimmt, 3) wenn man gar alle auf einmal nimmt, 4) wenn man in verlebte zurückkehrt: da ist die Ordnung der Natur umgekehrt, da sind veraltete Seelen, junge Greise, greise Jünglinge. Unsre Vorurtheile der Gesellschaft geben viel Gelegenheit zu solchen Monstern. Sie nehmen Zeitalter voraus, kehren in andre zurück, kehren die ganze menschliche Natur um. So ist Erziehung, Unterricht, Lebensart: hier eine Stimme der Wahrheit und Menschheit ist Wohlthat; sie schafft den Genuß der ganzen Lebenszeit; sie ist unschätzbar. Und dazu das Buch.

Erster Theil: nach Fähigkeiten der Seele; und eben dabei nach den Zeitaltern der Menschheit.

Erster Abschnitt: von der Ausbildung der Sinne; und also von der Seele der Kindheit.

Man verliert seine Jugend, wenn man die Sinne nicht gebraucht. Eine von Sensationen verlassne Seele ist in der wüstesten Einöde und im schmerzlichsten Zustande der Ver-

1) Rhet., II. 12. Statt dieser berühmten von Horaz benutzten Stelle führt Suphan De animalium generatione, IV. 6 p. 447 A an. — D.
2) Ars Poet., 158–174. — D.
3) In den Gedichten Das Kind, Die Alte, Der Jüngling, Der Alte. — D.

nichtung. Nach langen Abstractionen folgen oft Augenblicke dieses Zustandes, die verdrießlichsten im Leben. Der Kopf wüste und dumm; keine Gedanken und keine Lust, sie zu sammeln; keine Beschäftigung und keine Lust, sich zu beschäftigen, sich zu vergnügen. Das sind Augenblicke der Hölle: eine völlige Vernichtung, ein Zustand der Schwachheit, bis auf den Grad, was zu begehren. Man gewöhnt die Seele eines Kindes, um einst in diesen Zustand zu kommen, wenn man sie in eine Lage von Abstractionen ohne lebendige Welt, von Lernen ohne Sachen, von Worten ohne Gedanken, von gleichsam Ungedanken ohne Gegenstände und Wahrheit hineinquält. Für die Seele des Kindes ist keine größere Qual als diese; denn Begriffe zu erweitern, wird nie eine Qual sein; aber was als Begriffe einzubilden, was nicht Begriff ist, ein Schatte von Gedanken ohne Sachen, eine Lehre ohne Vorbild, ein abstracter Satz ohne Datum, Sprache ohne Sinn — das ist Qual; das altert die Seele. (Alle Tugenden und Laster sind solche Abstracta, aus tausend Fällen herausgezogen, ein feines Resultat vieler feinen Begriffe.)

Gehe also in eine Schule der Grammatiker hinein: eine Welt alternder Seelen unter einem veralteten Lehrer. Jeder Mensch muß sich eigentlich seine Sprache erfinden und jeden Begriff in jedem Wort so verstehen, als wenn er ihn erfunden hätte. Eine Schule des Sprachunterrichts muß kein Wort hören lassen, was man nicht versteht, als wenn man's denselben Augenblick erführe. Man gehe ein deutsch Lexikon durch, ob man so die Sprache versteht; man gehe eine fremde Sprache durch, tausendmal weniger. Ein Kind lernt tausend Wörter, Nüancen von Abstractionen, von denen es durchaus keinen Begriff hat, tausend andre, von denen es nur halben Begriff hat. In beiden wird's gequält, seine Seele abgemattet und auf lebenslang alt gemacht. Das ist der Fehler der Zeit, in der wir leben: man hat lange vor uns eine Sprache erfunden, tausend Generationen vor uns haben sie mit feinen Begriffen bereichert: wir lernen ihre Sprache, gehen mit Worten in zwei Minuten durch, was sie in Jahrhunderten erfunden und verstehen gelernt, lernen damit nichts, veralten uns an Grammatiken, Wortbüchern und Discursen, die wir nicht verstehen, und legen uns auf zeitlebens in eine üble Falte.

Weg also Grammatiken und Grammatiker! Mein Kind soll jede todte Sprache lebendig und jede lebendige so lernen, als wenn sie sich selbst erfände. Montaigne, Shaftesbury lernten Griechisch lebendig: wie weit mehr haben sie ihren Plato und Plutarch[1]) gefühlt als unsre Pedanten. Und wer seine Muttersprache so lebendig lernte, daß jedes Wort ihm so zur Zeit käme, als er die Sache sieht und den Gedanken hat: welch ein richtiger, philosophisch denkender Kopf! welch eine junge, blühende Seele! So waren Die, die sich ihre Sprache selbst erfinden mußten, Hermes[2]) in der Wüste und Robinson Crusoe. In solcher Wüste sollen unsre Kinder sein! nichts als Kindisches zu ihnen reden! Der erste abstracte unverstandne Begriff ist ihnen Gift, ist wie eine Speise, die durchaus nicht verdaut werden kann, und also, wenn die Natur sich ihrer nicht entledigt, schwächt und verdirbt. Hier ebenso, und was würden wir, wenn die Natur nicht noch die Güte hätte, uns dessen durch Vergessenheit zu entledigen! Wie ändert sich hier Schule, Erziehung, Unterricht, Alles! Welche Methode, Sprache beizubringen! Welche Genauigkeit und Mühe, Lehrbücher zu schreiben, und noch mehr, über eine Wissenschaft zu lesen und sie zu lehren! Lehrer, in Philosophie, Physik, Aesthetik, Moral, Theologie, Politik, Historie und Geographie, kein Wort ohne Begriff, kein Begriff präoccupirt! so viel, als in der Zeit eine menschliche Seele von selbst fassen kann, und das sind in der ersten Jugend nichts als Begriffe durch Sinne.

Auf diese eingeschränkt, wie lebt die menschliche Seele auf! nun kein Zwang, keine Schule mehr. Alles Neugierde, die Neugierde Vergnügen; das Lernen Lust und Ergetzen; üben, sehen, neu sehen, Wunderdinge sehen: welche Lust, welche schöne Jugend! Hier ein Plan, was und wie sie in allen Wissenschaften hindurch zu lernen hat, um immer jung zu sein, ist Verdienst der Menschheit.

Umgekehrt aber: sehet die elenden Schüler, die in ihrem Leben nichts als Metaphysik, an Sprache, schönen Künsten und Wissenschaften und Allem nichts als Metaphysik lernen! sich an Dingen zermartern, die sie nicht verstehen, über Dinge disputiren, die sie nicht verstanden haben! Sehet elende Lehrer!

---

1) So hat Suphan mit Recht statt Petrarch vermuthet. — D.
2) Hermes Trismegistus. — D.

und Lehrbücher, die selbst kein Wort von dem verstehen, was sie abhandeln! In solchen Wust von Nominalbegriffen, Definitionen und Lehrbüchern ist unsre Zeit gefallen; drum liefert sie auch nichts Großes; drum erfindet sie auch nichts. Sie ist wie der Geizige, hat Alles und genießt nichts. Ich darf nur meine eigne Erziehung durchgehen, so finde ich einen Reichthum von traurigen Exempeln. Ein Kind muß blos durch sich und seine Triebfeder handeln; das ist Neugierde: die muß geleitet und gelenkt werden, ihm aber keine fremde eingepflanzt werden, z. B. Eitelkeit u. s. w., die es noch nicht hat. Durch die kann's viel lernen, nichts aber an seinem Ort, zu seiner Zeit. Die Jugend der menschlichen Seele in Erziehung wiederherzustellen, o, welch ein Werk! das einzige, was den Schwarm von Vorurtheilen tödten kann, der in Religion, Politik, Weltweisheit u. s. w. die Welt bedeckt! Ich zweifle aber, ob es ganz in unsrer Gesellschaft angeht. Jeder lernt die Masse von hundert Andrer Gedanken und wird damit alt.

Nicht, als wenn man nicht von der Gesellschaft Andrer profitiren könnte; der Mensch ist ein so geselliges Thier, als er Mensch ist. Die Senkung zur Sonne ist den Planeten ebenso natürlich als ihre Kraft, fortzueilen. Aber nur, daß die Geselligkeit unsre Eigenheit nicht ganz tödte, sondern sie nur in eine andre, schönre Linie bringe. So also wird die Gesellschaft uns auch tausendmal mehr Begriffe geben können, als wenn wir allein wären; allein nur immer Begriffe, die wir verstehen können, die Begriffe sind. Der Führer muß uns den Weg verkürzen, uns aber selbst gehen lassen, nicht tragen wollen und uns damit lähmen!

Es ist eine schwere Sache, jede Wissenschaft in allen Begriffen und jede Sprache in allen Worten auf die Sinne zurückzuführen, in denen und für die sie entstanden sind, und das ist doch zu jeder Wissenschaft und Sprache nöthig.

Zweitens. Alle seine Sinne zu gebrauchen. Das Gefühl z. B. schläft bei uns, und das Auge vertritt, obgleich manchmal nur sehr unrecht, seine Stelle. Es giebt eine Reihe von Modificationen des Gefühls, die kaum unter der Zahl der bisherigen fünf Sinne begriffen werden können, und in denen allen die schöne Jugend geübt werden muß. Ueberhaupt ist kein Satz merkwürdiger und fast vergessner als: „Ohne Körper ist unsre Seele im Gebrauch nichts; mit gelähmten

Sinnen ist sie selbst gelähmt; mit einem muntern proportionirten Gebrauch aller Sinne ist sie selbst munter und lebendig. Es giebt in den alten Zeiten der schönen Sinnlichkeit, insonderheit in den Morgenländern Spuren, daß ihre Seele gleichsam mehr Umkreis zu wirken gehabt habe als wir. Alsdann würden sich theils neue Phänomena theils die alten auf neue Art zeigen.[1]) Das ist der Weg, Originale zu haben, nämlich sie in ihrer Jugend viele Dinge und alle für sie empfindbare Dinge ohne Zwang und Präoccupation auf die ihnen eigne Art empfinden zu lassen. Jede Empfindung in der Jugendseele ist nicht blos, was sie ist, Materie, sondern auch aufs ganze Leben Materie; sie wird nachher immer verarbeitet, und also gute Organisation, viele, starke, lebhafte, getreue, eigne Sensationen, auf die dem Menschen eigenste Art, sind die Basis zu einer Reihe von vielen starken, lebhaften, getreuen, eignen Gedanken; und das ist das Originalgenie. Dies ist in allen Zeiten wirksam gewesen, wo die Seele mit einer großen Anzahl starker und eigenthümlicher Sensationen hat beschwängert werden können: in den Zeiten der Erziehung fürs Vaterland, in großen Republiken, in Revolutionen, in Zeiten der Freiheit und der Zerrüttungen war's wirksam. Diese sind für uns weg: wir sind im Jahrhundert der Erfahrungen, der Polizei, der Politik, der Bequemlichkeit, wo wir wie Andre denken müssen, weil wir, was sie sehen, wie sie sehen, lernen, und man es uns durch Religion, Politik, Gesellschaftston u. s. w. selbst zu denken verbeut, wie wir wollen. Wir sehen in unsrer Jugend wenige Phänomena, wenn es noch Zeit ist, sie zu sehen, damit sie in uns leben. Diese Phänomena sind meistens schwach, gemein, unwichtig, aus einer bequemen, üppigen Welt, wo die Regierung der Staaten und alle großen Handlungen des menschlichen Geschlechts geheim oder verborgen oder gar verschwunden sind und also ihr Anblick kein Zunder zu großen Thaten geben kann. Wir werden durch Worte und das Lernen fremder allgemeiner Begriffe so erstickt, daß wir nicht auf sie merken, wenigstens nicht mit dem ganzen Feuer auf sie merken können. Die rührendsten Auftritte der Natur sind bei uns weg: wir bekommen also nur schwache, monotone Stöße, unsre jugendlichen Sensationen sagen wenig unsrer Seele, diese erstirbt.

---

1) Das Wort zeigen fehlt in der Handschrift. — D.

O, gebet mir eine unverdorbne, mit Abstractionen und Worten unerstickte Jugendseele her, so lebendig, als sie ist, und setzet mich dann in eine Welt, wo ich ihr alle Eindrücke geben kann, die ich will: wie soll sie leben! Ein Buch über die Erziehung sollte bestimmen, welche und in welcher Ordnung und Macht diese Eindrücke sollten gegeben werden, daß ein Mann von Genie daraus würde und dieses sich weckte! Durch Repräsentation der Sachen fürs Gesicht, noch mehr aber Gefühl; durch körperliche Uebungen und Erfahrungen allerlei Art; durch Bedürfnisse und Ersättigungen, wie sie nur sein können. Alles, versteht sich, pro positu, in welcher Art von Welt man lebt und sehen kann. Jeder Mensch wird finden, daß seine später verarbeiteten Gedanken immer von solchen Eindrücken, Visionen, Gefühlen, Sensationen, Phänomenen herrühren, die aber oft schwer zu suchen sind. Die Kindheit in ihrem langen, tiefen Traum der Morgenröthe verarbeitet solche Eindrücke und modificirt sie nach allen Arten, dazu sie Methoden bekommt. Dies führt auf ein Drittes:

Man gebrauche seine Sinne, um von Allem Begriffe der Wahrheit zu bekommen und nicht gleich mit dem ersten Eindruck dem Häßlichen und Falschen eigen zu werden. Ich weiß nicht, wie viel vortreffliche Folgen nicht entstehen müßten, wenn alle ersten Eindrücke, die man uns liefert, die besten wären. Unsre gothischen Fratzen und Altweibermärchen sind sehr schlechte erste Formen; die ersten Eindrücke von Tempeln und Religion sind gothisch, dunkel und oft ins Abenteuerliche und Leere; die ersten Bilder und Gemälde sind Nürnberg'sche Kupferstiche, die ersten Romane Magelonen und Olympien;[1]) wer denkt wol dran, in der Musik die ersten Töne schön, sanft, harmonisch, melodisch sein zu lassen? Daher kommt's auch, daß unsre Seelen in dieser gothischen Form veralten, statt daß sie, in den Begriffen der Schönheit erzogen, ihre erste Jugend wie im Paradiese der Schönheit genießen würden. Hier sind aus meinem Beispiel die Folgen klar. Nach den ersten Eindrücken meiner Erziehung hat sich viel von meiner Denkart, von der Bestimmung zu einem Stande, vielleicht auch von meinem Stu-

1) Bekannt ist das Volksbuch „Historia von der schönen Magelone". Eines von Olympia kann ich nicht nachweisen. — D.

diren, meinem Ausdruck u. s. w. gerichtet. Was kann aus einer in Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Religion gothisch verdorbnen Jugendseele werden? Und was würde aus einer werden können, die mit den schönsten Begriffen des Schönen genährt würde! Hier starke menschliche Anreden! Proben z. B. von einem richtig gewöhnten Auge, Ohr, von einem Sinn des Schönen! Und dann Vorschläge und Vorbilder!

Wenn ich hier von Vorbildern der Schönheit u. s. w. rede, so sage ich nicht, daß unsre Seele in der Kindheit alle die feinen Verbindungen von Begriffen schon habe, die in uns dies Sentiment bilden: die hat's noch nicht. Allein eben daß man der Verwirrung von Begriffen zuvorkommt, bildet man es.[1]) Wir lernen die feinsten Abstractionen, die das Resultat langer Betrachtungen sind, die nicht anders als aus einer Menge feiner und seltner Verbindungen und Associationen mit andern haben entstehen können, in einem Augenblick durch den Hazard der Sprache oder durch schlechte Gelegenheiten. Ein schöner Jüngling müßte nichts als richtige Sensationen haben und aller Ideen beraubt werden, die noch nicht für ihn sind; weil er aber in der Gesellschaft lebt und leben soll,[2]) so geht diese Beraubung nicht lange an. Aber in der Mittheilung auch dessen, was Andre für ihn ausgedacht haben, und worin derselbe eingeweiht wird, muß wenigstens so viel Philosophie wohnen, daß er nichts wider seinen gesunden Verstand annehme, wenn auch schon Manches durch die Gesellschaft accelerirt wäre; daß er nichts ohne richtige Sensation annehme, was er ausspricht u. s. w. So muß er zum Begriff feiner Worte, feiner Tugenden und feiner Sentiments der Schönheit kommen.

Die Schönheit z. B., von wie vielen Ideen ist sie das Compositum! von wie vielen Ideen aus ganz verschiednen Sachen gezogen! wie fein verflochten sind alle diese Ideen, von denen sie das Resultat ist! was setzen sie für feine Begriffe schon wieder voraus von Ordnung, Maß, Proportion! Und diese Begriffe, was für eine Reihe Bemerkungen, Sitten, Convenanzen wieder! wie ändern sie sich also nach diesen Convenanzen nach Ort, Zeit, Völkern, Nationen, Jahrhunderten, Geschmacksarten! Wie viel Weisheit gehört also dazu, einer

1) In der Handschrift steht ihn. Beidemal geht es auf das Sentiment. — D.

2) Bei Suphan sollen. — D.

Jugendseele die ersten Eindrücke des Schönen in Formen, Gestalten, Körpern, Tönen richtig zu machen! ihn noch nichts von Schönheit überhaupt reden, sondern nur das Einzelne, jedes beste Schöne in seiner Art begreifen lassen! ihn allmählich von einem simpeln Gegenstande zu einem mehr verpflochtnen führen! von Bildhauerkunst zur Malerei, von einfach schöner Musik zu einfach schönen Tänzen! Lebendige Gestalt wird er sich selbst suchen, nur laßt uns seine Seele so zur Richtigkeit der Begriffe und sein Herz zur Richtigkeit der Tugend gewöhnen, daß er auch in dieser so complicirten Wahl noch richtig geht.

Was für einen Unterschied in der ganzen Doctrin gäbe dies! Die ganze Moral ist ein Register feiner abstracter Begriffe, alle Tugenden und Laster das Resultat vieler feiner Bemerkungen, feiner Situationen, feiner Fälle. Jahrhunderte, Gesellschaften, Convenanzen, Religionen haben dazu beigetragen. Welche kindische Seele kann sie alle, indem sie das Wort hört und lernt, entziffern! Welcher Philosoph hat sie entziffert! Welcher lebendige Philosoph, wenn jener sie auch entziffert hätte, hätte sie so lebendig um sie anwenden zu können! um dem Strom von Sprache, Gesellschaft, feinem Unterricht widerstehen zu können, der auf eine Seele losstürmt! Hier ein großes Geschäfte: der Verfasser des Gouverneur ou Essai sur l'éducation (London, Nourse) hat einige angefangen: Schönheit, Herrschaft; simpler und philosophischer als er will ich ihm nachfolgen! Das Alter der Einbildungskraft ist leicht: sie nimmt keine neue Bilder mehr an; sie wiederholt nur die vorigen. Noch ein andres höheres Alter: sie wiederholt sie auf einerlei Art. Das höchste endlich: sie wiederholt sie, ohne sie einmal völlig und ganz auszudrücken; sie spricht wie mit schwacher Zunge, wie im Traum.

Alle Bilder, die wir sehen, malen sich in unser Auge, in unser Gehirn; da bleiben welche vielleicht materielle Spuren: das macht das Gedächtniß. Diese Spuren können aufgefrischt und zur idealen Gegenwart gebracht werden: das ist Imagination. Wie sie sich ins Gehirn malen? Physisch ist dies Problem noch nicht gnug aufgelöst; die Bemerkungen,[1] die Maupertuis vorschlägt mit dem Gehirn der Maleficanten, würden dazu helfen, und dann würde gleichsam die Welt materieller

1) Soll wol Versuche heißen. — D.

Ideen lebendig. Wie sie sich im Gehirn erhalten und nicht von Anderen ausgelöscht werden? Huarte hat darüber Spitzfindigkeiten gegeben, die bei seinem Scharfsinn es wenigstens zeigen, daß eine bessere Auflösung unmöglich sei, wenn man zu viel grübeln will. Wie sie sich im Gehirn wieder aufwecken lassen? Das ist eine von den dreien Unbegreiflichkeiten, die Scaliger[1]) nicht auflösen konnte. Lasset uns die Metaphysik lassen und praktisch reden!

So lange das Gehirn oder die Tafel der Seele weich und zart ist, alle neuen Bilder mit aller Stärke, in allen Farben und Nüancen, mit aller Wahrheit, Neuigkeit und Biegsamkeit einzunehmen: da ist die weiche und wächserne Jugend der Seele! da fühlt ein Klopstock in seiner Kindheit alle die Bilder, die er nachher singt, modellirt und so mannichfalt verarbeitet! da steht die Einbildungskraft offen, und o, wenn nur die guten, besten Bilder jedesmal hineingebracht würden! Allmählich schließt sich die Seele, d. i. sie verarbeitet die vorigen Ideen; sie wendet sie an, so oft sie Gelegenheit hat: dadurch werden jene zurückgerufen und gleichsam stärker eingeprägt; immer zurückgerufen und immer stärker: das Gehirn also härter und fester; endlich werden sie eben durch die starke Erneurung die einzigen und ewig. Sie kommen immer wieder, und die Seele kann nichts denken, ohne daß sie wiederkommen. So kommen dem Klopstock seine eiserne Wunden und seine letzten Stunden immer zurück, daß er fast nichts ohne sie ꝛc. Natürlich daß sie endlich andern Ideen den Eingang wehren und an unrechtem Ort zurückkommen; die Seele, die gleichsam in einer neuen Gesellschaft mehr Neuigkeit, aber auch mehr Zwang hätte, stützt sich auf die alten, schon bekannten; die besucht sie; da gefällt sie sich: diese Furchtsamkeit, neue Ideen zu besuchen, diese Anhänglichkeit an die alten Freunde ist ein Zeichen des Alters.

Endlich kommt man gar so weit, zu erzählen, bis man im Erzählen sich vergißt und nur schwache und träge Abdrücke in Worten giebt von dem, was man denkt und sich einbildet. So wie ein langer Lügner endlich selbst seine Lügen vorträgt, ohne daß er's inne wird, so auch ein langer Erzähler, ohne daß er erzählt. Er verliert die Aufmerksamkeit auf das, was er sagt, ob es auch für Einen, der so etwas nicht gesehen,

1) Der großsprecherische Julius Cäsar Scaliger. — D.

nicht gehört oder nicht so oft erzählen gehört hat, als dieser es selbst erzählt hat, so ganz, so eindrücklich, so vollständig sei, daß es ganzen Eindruck geben könne. Daher z. B. bei Klopstock in seinen Liedern die schwachen Wiederholungen aus seinem Messias: ihm sind diese und jene einzelne Züge im Ganzen eindrücklich gewesen; er glaubt, daß sie Andern, so einzeln, als sie ihm einkleiben, auch so mächtig sein müssen; er vergißt also das eindrückliche Ganze zu geben und wird schwach, matt, todt. O Jugend der Seele, die so stark spricht, als sie sieht und fühlt! Mit jeder Wiederholung schwindet ein Zug der Aufmerksamkeit; mit jeder Wiederholung schwächt sich [das] Bild, es wird nur Nachbild, Nachabdruck, und endlich ist's die geschwächtste Gestalt der Seele!

O Ihr großen Meister aller Zeit, Ihr Moses und Homere! Ihr sangt durch Eingebung, pflanztet, was Ihr sanget, in ein ewiges Silbenmaß, wo es sich nicht regen konnte, und so konnte es so lange wiedergesungen werden, als man wollte. Wir in unsrer matten, unbestimmten, uns selbst und jedem Augenblick überlassnen Prose wiederholen und prosaisiren so lange, bis wir endlich nichts mehr sagen. So geht's einem alten Professor, der gar zu oft einerlei gelesen; einem alten Prediger, der gar zu oft einerlei gelehrt, gesagt, verrichtet hat; einem alten Witzlinge: er wird endlich schwach; was Stachel sein sollte, ist's nicht mehr; was Delicatesse sein sollte, wird Finesse; kurz, Fontenelle in seinem Alter, wie ihn auch Clement charakterisirt; einem alten Anakreontisten, wie es Gleim zeigt; einem alten Spötter, wie es Voltaire beweist u. s. w.

Welche große Regel: mache Deine Bilder der Einbildungskraft so ewig, daß Du sie nicht verlierst, wiederhole sie aber auch nicht zur Unzeit! eine Regel zur ewigen Jugend der Seele. Wem seine ersten Bilder so schwach sind, daß er sie nicht stark und in eben der Stärke von sich geben kann, da er sie empfangen, der ist schwach und alt. So geht's allen Vielbelesnen und Zuviellesenden, die nicht Gelegenheit haben, das, was sie gelesen, einmal stark und lebendig zu wiederholen; oder die nicht Lebhaftigkeit gnug haben, zu lesen, als ob man sähe, fühlte, selbst empfände oder anwendete; oder endlich, die durch zu überhäuftes, schwächliches, zerstreutes Lesen sich selbst aufopfern! So geht's mir. Indem ich mich so sehr aus meiner Sphäre wage, indem ich nie mit ganzer zusammengenommner, natürlich vollkommnen Seele lese, so wird kein

Eindruck ganz! nie so ganz, als ihn der Autor empfand, oft nicht einmal so ganz, daß ich ihn sagen oder mir nur stark und vollendet denken kann. O greise, schwache Beschaffenheit der Seele! der Magen ist verdorben, die Natur geschwächt; die Seele [hat] keinen wahren Hunger, also auch keinen wahren Appetit zur Speise, also auch keine starke völlige Verdauung, also auch keine gesunde Nahrung.

Wie ist ihm zu helfen? Wenig essen, viel Bewegung und Arbeit, d. i. ohne Allegorie, wenig lesen, viel überdenken mit einer gewissen Stärke und Bündigkeit und dann üben, anwenden. Wie, wenn dazu meine Reisen dienten? Da komme ich in die Nothwendigkeit, nicht immer lesen oder vielmehr lesend schlendern zu können; da muß ich Tage lang ohne Buch bleiben. Da will ich's mir also zum Gesetz machen, nie zu lesen, wenn ich nicht mit ganzer Seele, mit vollem Eifer, mit unzertheilter Aufmerksamkeit lesen kann. Hingegen will ich alsdann an das, was vor mir liegt, denken, mich von der gräulichen Unordnung meiner Natur heilen, entweder zu sehr voraus oder zu spät zu denken, sondern immer die Gegenwart zu genießen. Alsdann, wenn ich das Buch ergreife, nicht anders als mit voller Lust und Begierde, und so, daß ich endlich so weit komme, ein Buch *auf einmal* so lesen zu können, daß ich's *ganz und auf ewig* weiß, für mich, und wo ich gefragt werde, wo ich's anwenden soll, und auf welche Art auch die Anwendung sein möge. Ein solches Lesen muß Gespräch, halbe Begeisterung werden, oder es wird nichts![1])

---

1) Der Schluß ist verloren. — D.

Einzelne Blätter, auf der Reise geschrieben.

1.

Ueber die Bildung menschlicher Seelen:

aus Thomas' Eloges.[1])

Was ist's, was große Männer über die Menschheit ausbreiten? Er sagt: sie ehren sie, wir haben diese höheren Geister nöthig, um unsre Schwäche zu suppliren; sie dienen dem Staat mit ihren Talenten, erleuchten ihn durch ihre Kenntnisse, zieren ihn durch ihre Tugenden.

Ein großer Mann ist ein langes und mühsames Werk der Natur. Diese Mutter, fruchtbar an so viel Wesen, die sie zum Zeitvertreib zu erschaffen scheint, scheint diese nicht hervorbringen zu können als mit einer tiefen und langsamen Reflexion. (Das Rednerische weggenommen, und ich glaube das Gegentheil. Das wahre Große, das wahre Ideal der Menschheit wird erzeugt werden, wie Ramler an seinen Lycidas singt: Wen seine Mutter u. s. w.[2]) Die, so durch Schrecken, Erstaunen, Furcht auf die Welt gestoßen werden, haben dies zur Hauptdenkart, zum Temperament ihrer Seele; sie können dadurch groß[3]) werden: nur wir aber nennen solche groß.)

Wer weiß, ob wir der Natur nicht helfen können in dieser erhabenen Production? wer weiß, ob die Bewunderung und Verehrung des menschlichen Geschlechts für diese seltnen Männer, die mannichmal erscheinen, nicht die Knospe von

---

1) In Nantes geschrieben. Vgl. S. 437. 458. — D.
2) Vgl. Th. XX. S. 478. — D.
3) Suphan giebt als Lesart der Handschrift „grl." und behauptet, groß entspreche dem Sinne nicht. Wahre und sogenannte Größe werden sich entgegengesetzt. — D.

Größe in gewissen Seelen entwickeln könnten, wo die Undankbarkeit sie verhärtet oder das Découragement sie erstickt? (Das Rednerische weg, so ist dies die schlechtste Hülse: die ersten Keime entwickeln sich früher, als bis politische Beziehungen sie wecken.)

— — Aber hieraus ein Blick auf die menschliche Seele wird groß. Wann gab's große Männer? was breiteten sie über die Menschheit aus? waren sie nützlich oder schädlich? Was war ihr inneres Gefühl? wie war ihr erstes Gefühl der Zeugung gewesen? Wie viel Jahrhunderte hatten sie hervorgebracht? wie lange hatte die Natur arbeiten und die Welt reifen müssen, bis sie erschienen? Welche Präparation von langen Erfindungen, Anrichtungen gehörte voraus dazu, bis sie erfanden, anrichteten und groß wurden? Diese Lage von Sachen half der Natur und war Natur; wie wenig konnten Menschen ihr helfen? wie wenig durch äußerliche elende Ehren? Der große Mann war größer als seine Zeit; er verachtete die Welt, der er diente; er hatte ein größeres Gewicht als das Bleimaß des Beifalls in sich. Ehre war seine letzte Neigung, nicht seine erste. Wie können wir denn das Genie erwecken? in seiner Knospe enthüllen? Nicht durch Ehre, aber durch Bildung, durch Entwicklung; nicht niederschlagende Furcht in seine Welt setzen, kämpfen und überwinden lassen.

Kühn ist's, wenn Thomas den Genius Sokrat's in der Hauptneigung eines jungen Menschen findet. Sokrates glaubte einen Genius zu haben, der neben ihm wachte. Könnte man nicht sagen, daß alle großen Männer einen haben, der sie auf die Bahn führt, die ihnen die Natur gezeichnet hat, der von dieser Seite alle ihre Sensationen, Ideen, Bewegungen lenkt, der ihre Talente nährt, erwärmt, entfaltet, der sie fortreißt, sie unterjocht, der über sie einen unüberwindlichen Ascendant nimmt, der die Seele ihrer Seele ist? Von der Wiege an schien sich die kühne und unerschrockne Seele des Moriz[1]) zu den Schlachten hin zu werfen.

O Genius! werde ich Dich erkennen? Die Jahre meiner Jugend gehen vorüber; mein Frühling schleicht ungenossen vorbei; meine Früchte waren zu früh reif und unzeitig. Führer meiner Jugend, und Du hülltest Dich in den Schatten!

Mein Genius rief mich zu den Wissenschaften, zur Philo-

1) Des Marschalls von Sachsen. — D.

sophie. Ich dachte frühe; frühe riß ich mich los von der menschlichen Gesellschaft und sah im Wasser eine neue Welt hangen[1]) und ging, um einsam mit der Frühlingsblume zu sprechen, um mich in Erschaffung großer Plane zu vergnügen, und sprach Stunden lang mit mir selbst. Die Zeit war mir kurz; ich spielte, ich las, ich sammelte Blumen, um nur meinen Gedanken nachzuhängen. Das Große, Unerforschliche, Schwere riß mich fort; das Leichte, Gemeine fiel ab, wie, was durch zu wenig Attraction gehalten wird. Umstände warfen mich in andre Bahnen: ich warf mich zurück durch Phantome und Ueberraschungen und wußte nicht, wie mir war. Ich gab mich als ein Sclave der Nothwendigkeit Wissenschaften, die ich am Wenigsten brauchte, der Philosophie, der Dichtkunst, den Sprachen, der Erforschung des Schönen, vorzüglich aber dem Studium der menschlichen Natur. Ich ward nie, was ich werden sollte, wozu mich Nothwendigkeit und Umstände machen wollten, sondern immer was Anders. So als Schüler, so als Lehrer; so in Königsberg, so in Riga; so auf Reisen. Genius, durch welche Wege bin ich geführt und umhergeworfen!

Ich bin etwas zu weit verführt von der Wahrheit. Ich kenne sie nicht in der Philosophie und in der Physik, nicht in Mathematik noch im Praktischen der schönen Künste noch im Gebrauch der Menschheit und der Gesellschaft: ich bin im Lande der Hypothesen, der Abstractionen, der Träume. Genius, willst Du mir nicht diese Hilfe geben? mich durch Erfahrung bilden? mir das Reich der Wahrheit entsiegeln?

2.

Gedanken bei Lesung Montesquieu's.[2])

Geist der Gesetze! Freilich, Alles in der Welt hat seine Gesetze, von der Gottheit bis zum Atomus; was sind sie aber? wenigstens sofern wir sie kennen? Abgezogne Theilbegriffe, bemerkte einzelne Eigenschaften, die wir in Sätze, in Grundsätze, in Maximen verwandeln; und das wird ein Gesetz. Die

1) Vgl. oben S. 458. — D.

2) In Nantes geschrieben. Vgl. S. 423. 438 ff. Ein Auszug aus Montesquieu's Esprit des lois, zehn Blätter, findet sich im Nachlaß. Von Nantes bis Paris las Herder in Montesquieu. — D.

Physik giebt davon Beispiele. Alle Gesetze der Attraction sind nichts als bemerkte Eigenschaften, die wir unter einander ordnen, bis ein Hauptgrundsatz wird. Die Gesetze der Metaphysik sind's noch sichtbarer. Alle Gesetze und Regeln, wornach Gott, die Welt, die Seele wirken soll, sind Bemerkungen, wie sie wirkt oder wirken könnte; es sind abgezogene Bemerkungen von Eigenschaften ihres Wesens. Je mehr wir diese unter einander ordnen können, desto weniger und einfacher werden die Gesetze, desto näher kommen wir einem Begriff, dem Hauptbegriff des Wesens. Der Geist der Gesetze ist also nichts als das Wesen der Sache, das ist, das Ding selbst. Je mehr wir dies kennen, je inniger wir's einsehen, desto mehr haben wir in diesem einen Blick den Geist seiner Gesetze; je weniger wir's kennen, desto reicher und noch ungeordneter werden sich die Gesetze zeigen: eine Menge kleiner, detaillirter Bemerkungen, abgerissner Eigenschaften, ohne Kopf und Hand. Diese sammeln, unter einander ordnen, giebt einen abgezognen metaphysischen Begriff, und das Buch Vom Geist der Gesetze sagt nichts als eine Metaphysik der Gesetze, das ist ein philosophischer Versuch, alle Regierungsarten zu bemerken, ihre Unterschiede und die Quellen ihres Unterschiedes zu erwägen, die Gründe auf ihre Gründe zu führen, um endlich auf einen Hauptbegriff zu kommen, der das Wesen der ganzen Regierungsart sei.

So viel Regierungsarten es also giebt, so viel Sachen oder Data zu abstrahiren, und wenn keine zwei Regierungsarten, Länder und Völker sich in der Welt gleich sind, so gehört ein Universalismus dazu, sie alle zu übersehen, zu kennen, zu ordnen. Montesquieu hat nur wenige gekannt und unter den wenigen noch wenigere recht zum Gegenstande gemacht; daher ist sein Buch so unvollkommen und seine Grundsätze so unapplicabel. Als Republik hat ihm Athen, Lacedämon, Kreta und etwa Rom, kurz, Plutarch gedient; als Aristokratie Venedig; als Monarchie sein einziges Frankreich; als Despotism [die] Türkei. Ist das Alles? giebt's keine Nüancen dazwischen? ist der Despotism in der Türkei und in Rußland, die Monarchie in Frankreich, Spanien, Portugal, Dänemark, Preußen einerlei? ist ein einziges dem andern völlig gleich? ist nicht jedes ein so eignes Datum nach Land, Volk, Einrichtung und Allem, daß seine Grundsätze nie anzuwenden sind, ohne unendliche Ausnahmen? Z. B. die französische Ehre in Preußen, in

Spanien suchen? So auch Republiken. Polen, Schweden, England sind Aristokratien; richten sie sich nach Venedig? So auch Demokratien. Montesquieu hat also lange nicht gnug Data gehabt, gekannt und studirt, um zu ersten Begriffen zu gelangen und seinem Werk Universalität zu geben. In Frankreich, in Venedig, in der Türkei mag es gut sein, nirgends anders.

Man sieht die Folge in Rußland. Woher konnte sich die Gesetzgeberin so mépreniren und ihren Staat als Monarchie ansehen, wenn es nicht Nüancen zwischen Despotism und Monarchie gäbe, wenn ihr Reich nicht eben in dieser Nüance läge, wenn Montesquieu's Despotism nicht unrussisch wäre? In allen Ländern Europens, die ich als solche genannt, die er nicht studirt hat, gilt dasselbe. Und in Asien, Afrika, Amerika? O, die Völker sind wild, und die wilden Völker sind, denke ich, was Sitten, Gewohnheiten und Eigenschaften sind, am Meisten zu studiren. Geschriebnes Gesetz ist ein Schatten, lebende Sitte und Gewohnheit ist ein Körper; diese das Bild, jene die Ueberschrift. Und diese lebendigen Bilder hat Montesquieu zu wenig studirt, zu wenig gekannt. Er war zu wenig Mensch und zu sehr Bürger eines monarchischen Staats, zu wenig natürlicher Philosoph und zu sehr Präsident, als sie in rechter Kraft studiren zu können. Sein Buch mag also Metaphysik für ein todtes Gesetzbuch sein; Metaphysik zur Bildung der Völker ist's nicht.

Ein Buch zur Bildung der Völker fängt bei lebendigen Beispielen, Gewohnheiten, Erziehung an und hört bei dem Schattenbilde trockner Gesetze auf; es studirt alle Völker, und die lebendigsten insonderheit, das sind die wilden, die halbwilden, die gesittet zu werden anfangen. Das Buch von Asien, Afrika und Amerika liegt ihm vor und die Gesetzgeber der Alten, die nichts als solche Schöpfer waren, dabei. Da wird Geist der Nationen, der Erziehung, der Mittel der Bildung sein Zweck, sein Hauptzweck; alsdann kommen erst Gesetze, Regierungsform, Zeit. Man müßte erst Metaphysiken aller Reiche, Länder und Völker haben, ehe eine Hauptmetaphysik geliefert würde; und das sollten billig die Geschichten jedes Volks sein.

Zweitens. Keine Regierungsform dauert; die Zeit ändert mit jeder Minute — eine andre Unvollkommenheit des Montesquieu'schen Buchs. Seine französische Monarchie, auf wann

gilt sie? wie haben sich die Sitten geändert? wie ändern sie sich? Die politische Geographie also, die er entwirft, ist nichts; sie ist so wandelbar wie die Geschichte der Völker selbst, die ein schwebendes Bild ist, das sich über Völker und Zeiten fortwälzt.

Natur- und Civilgeschichte der Gesetze! Warum müssen sie sich widersprechen? und die Religion obendrein? Warum muß es drei Erziehungen geben, die einander entgegen sind? Was können Prediger, Philosophen und insonderheit Monarchen dazu beitragen, daß sie sich vereinigen? daß sie so menschliche Natur werden, als die unwillkürlichen und ewigen Gesetze der Welt sind, als es die mechanischen und ewigen Gesetze der menschlichen Natur sind? Da wird ein Monarch im eigentlichen Verstande Schöpfer der Nation, wie Gott ein Schöpfer der Welt ist. Die Kräfte in der Materie waren da mit ihm zusammen; sie wirkten, und da ist endlich die ordentliche schöne Welt geworden, die wir sehen. So liegt Alles in einer Nation und wartet auf Auferstehung.

So wie unsre Seele den Körper erfüllt, so Gott die Welt, so ein Monarch sein Reich, so ein Lykurg sein Sparta: daher haben kleine Republiken in ihrer Eingeschränktheit sich so vorzüglich gouvernirt.

So wie die Seele den Körper beherrscht, ohne sich ganz immer jeder kleinen Action bewußt zu sein (dunkel aber geschieht Alles bis auf die mechanischen Triebe zum Grundsatz der Vervollkommung), so ein Monarch sein Reich. Beileibe nicht, daß Alles deutliches geschriebnes Gesetz sei! aber daß es lebendiger Trieb, Gewohnheit, gesunde Natur werde und immer zur Vervollkommung des Ganzen abziele; dann ist der Staatskörper glücklich.

Unsre deutliche Vernunft regiert nur schwach den Körper; der Instinct thut's lebender und besser. Gewohnheiten, Sitten, moralische Instincte sind in einem Reich sein gesunder Zustand. Blos den Gesetzen folgen und keine Sitten haben, heißt der kalten Vernunft allein folgen wollen und den ganzen fühlbaren Theil der Menschheit nicht genießen.

Die Vernunft und den Instinct im Streite haben, ist elender Zustand der Menschheit. Gesetze und Sitten im Widerspruch haben, elender Zustand des Staats. Keine Sitten haben, ist so unglücklich, als keine Instinctkräfte haben; und in dem schmachtenden, languissanten Zustande sind unsre Staaten

Europens. Die Gesetze gebieten nur schwach und machen nicht glücklich; sie begnügen sich, nicht unglücklich zu machen; die Gewohnheiten sind politisch erstorben, es giebt kein Vaterland, keine Bürger mehr.

Wo ist ein Monarch, der hier Schöpfer werde? sein Volk kenne, wie Gott die Welt, wie die Seele den Körper, den sie sich gebaut? sein Volk bilde, daß die Gesetze seine Natur sind, und seine Natur diese Gesetze hervorbringe? sein Volk erhalte, so lange Natur Natur bleibt? Er ist der Welt seines Staats so unentbehrlich als sein Staat ihm. Sollte es nicht möglich sein, daß, so lange als Körper Körper sind, so lange ihre Gesetze der Bewegung, also auch so lange Menschen Menschen sind, auf ihrer Stelle ihre Gesetze? Lykurg tödtete sich, daß seine Gesetze galten!

3.

Gesetze der Welt; Gesetze der Körper; Gesetze menschlicher und thierischer Naturen: Euch will ich in der Dunkelheit meines Labyrinths zu Hilfe nehmen, wie Gesetze für Nationen zu schaffen sind, daß sie so wie Ihr gelten, wirksam werden, glücklich machen, ihr Ziel erreichen! Gesetze der Körper zuerst; denn sie sind die bekanntesten.

Anziehung und Zurückstoßung! ich kann sie nicht erklären, ich bemerke sie aber. Sie haben wahrscheinlich den Körper gebildet; sie erhalten ihn; sie sind sein Wesen, seine Natur: was weiß ich? Gesetze also der Anziehung und Zurückstoßung für eine Nation zu geben, die so natürlich ihrem Wesen sind, die eben diese Nation ursprünglich so gebildet, sie so erhalten haben als jene Gesetze den Körper, das ist wahre Gesetzgebung.

Noch weiß ich nichts. Anziehung und Zurückstoßung sind abstracte Ausdrücke, sind nichts als Wörter, gesammelte Begriffe; was habe ich nun gesagt, wenn ich sage, sie haben den Körper gebildet, sie erhalten ihn u. s. w.? Nichts, als nach ihnen wird der Körper erhalten, d. i. es muß ein einfaches Wesen sein, das eine eingeschränkte Kraft hat, um sich einen Körper zu bereiten. Als Kraft zieht's an, als eingeschränkte Kraft wird's zurückgestoßen und bekommt Sphäre: da ist seine Bildung, die Bildung eines Körpers.

4.

Sammlung von Gedanken und Beispielen fremder Schriftsteller über die Bildung der Völker.[1])

El Orinoco Illustrado: historia natural, Civil y Geographica de este gran Rio: por el P. Joseph Gumilla, Superior de las Missiones del Orinoco etc. Madrid.

Les Indiens en général sont certainement *des hommes,* mais leur barbarie a tellement défiguré ce qu'ils peuvent avoir de raisonnable que j'ose dire dans le sens moral que l'Indien barbare et sauvage est un monstre inconnu, qui a une tête d'ignorance, un coeur d'ingratitude, une âme d'inconstance, des épaules de paresse, des pieds de crainte: son ventre et sa passion pour le vin sont des gouffres sans fond. Artiges Bild, gezeichnet von ihren Bekehrern.

La discrétion est la seule vertu qu'il leur accorde.

Qui est-ce qui pourra pénétrer le génie de ces peuples si agiles à faire le mal et si paresseux à faire le bien, si inconstants pour leur salut éternel et si fermes pour leur perdition? Il est absolument nécessaire de croire que le Diable, furieux de ce que tant d'âmes lui échapperoient, les remplit d'un esprit de vertige pour les tromper à tous momens. Wohin kann Eigendünkel, Vorurtheil und Aberglaube einer Nation nicht führen im Urtheil gegen eine andre!

Und doch — die Cariben[2]) reden jeden Fremden gleich das erste Mal an, wenn sie ihn sehen, als ob sie ihn immer gekannt hätten.

Frägt man sie nach dem Ursprung: Ana carinna rote (wir allein sind Menschen), amucon papuroro itoto nanto (alle andre Völker sind unsre Sclaven). Ein Caribe, ein Spanier und ein Chineser, reden die nicht gleich?

Sie leiten ihren Ursprung her von ungeheuern Würmen, die im Leibe einer großen fürchterlichen Schlange gewachsen waren, nachdem diese der Sohn des Himmels und des Puru

---

1) In Paris geschrieben. Herder benutzte die französische Uebersetzung nach der zweiten Ausgabe, die Eidous 1758 unter dem Titel: Histoire naturelle civile et géographique de l'Orénoque etc. in drei Bänden gab. — D.

2) So schreibt Herder auch noch später. — D.

getödtet hätte, und so wie diese Schlange Feindin der Völker, so auch ihre Söhne, die Cariben. Die Othomakas glauben, daß sie aus Steinen entstanden wären. Die Salivas, es sei eine Zeit gewesen, da die Erde Männer und Weiber wie Bäume und Pflanzen hervorgebracht. (Jede Genealogie jedes Volks ist nach Denkart. Gumilla macht die Indianer zu Söhnen Cham's, daher sie auch den Schwarzen lieber dienen, zu Juden, und was weiß ich mehr?)

Die Garaunas auf den Inseln des Orinoko, eine sehr vergnügte Nation, die Freude auf ihr Gesicht gemalt, tanzend und springend, unter Lust und Spielen. Die Mission kann bei ihnen nicht aushalten, wegen der Fliegen und oft Ueberschwemmungen. Der Palmbaum ist ihnen Alles: Stamm Bretter, Aeste Mauern, Blätter Stricke, Segel, Bänder, Kleider, Fächer wider die Fliegen; Saft des Baumes Syrop, Weinessig, Speise, Delicatesse; Mark Brod: Früchte überdem!

Die Aruakas, eine tapfre Nation. Ihr Chef zu den Missionärs: Il est inutile que tu nous en parles: nous sommes né Aruakas, et nous mourrons Aruakas. Les premiers Espagnols qui abordèrent sur nos côtes ne proposèrent point à nos ayeux d'abandonner leur religion. Die Religion ist also eine Nationalehre! eine Erbschaft!

Die Guayquiries schließen ihre Töchter vierzig Tage vor der Hochzeit ein: das, glauben sie, sind ihre kritischen Tage; wenn ein Mann dahin träte, wo sie gegangen sind, so bekäme er gräßliche Füße u. s. w. Bei der Hochzeit wirft der Kazike im Walde dem Teufel ein Stück Fleisch hin. „Tiens, prend cela; chien de Démon, et laisse nous tranquilles pour aujourdhui." Zwei Chöre von Weibern vor dem Brautpaar; das eine:

Ah ma fille, si tu connoissois les embarras et les chagrins du ménage, tu ne prendrois pas un époux; das andre:

Ah ma fille, si tu connoissois les plaisirs du ménage, il y a long tems, que tu aurois pris un époux.

Männer tanzen, Weiber lachen oder weinen, Kinder schreien, Musiker machen erbärmliche Musik; endlich Schildkrötenmahlzeit und Saufen.

Die Guamas, grausame Nation; Tanz und Blutvergießen zusammen; mit Blute heilen sie die Kranken; in einer Epidemie muß der Kazike alle sein Blut für seine Nation als für seine Kinder geben; und doch strebt Alles nach der Kazikenstelle. Sie fressen Erde, stehen Morgens frühe auf, heulen und

weinen drei Stunden zum Andenken ihrer verstorbenen Väter und Nationvater; dann theilt der Kazike sie zur Arbeit, zum Schildkrötenfange, zum Ackerbau u. s. w. Die halbe Nation ist bei öffentlichen Spielen. Die Weiber arbeiten in der Hütte bis Mittag an Kunstwerken und Maschinen; alsdann mitten in der Hitze zum Pelotenspiel; schlagen und stoßen sich bis aufs Blut; gehen hin, waschen sich im Fluß und legen Sand auf die Wunde. Die Andern kommen vom Fangen; alsdann der Erste, der sie sieht, schreit, und Alles kommt bei den Kaziken, der es austheilt. Die Tapferkeit ist erblich; Weiber folgen in die Schlacht, die Pfeile aufzulesen. Sonderbares Gemisch von Grausamkeit und Vergnügen.

Die Salivas, friedlich, stille, lieben die Musik. Weib, das Zwillinge gebiert, Abscheu und Tod; fliehen Leichname, daß sie das Land meiden.

Die Guaypvas und Chiricoas, irrende Nationen, immer auf der Flucht, immer in Furcht, nicht zweimal vierundzwanzig Stunden auf derselben Stelle; marschiren im Gänsemarsche, Einer hinter dem Andern, vermuthlich damit die Ersten Weg machen, da das Heu u. s. w. mannhoch ist; die Verheiratheten hinten mit Weib und Kind, und hinten wieder Streitbare. Die Missionärs, die ihnen folgen, tödten sie nicht; sie lassen sie aber oft mitten in der Wüste unter Löwen und Thieren. Da steht der feige, unbewehrte Europäer alsdann!

Die indischen Sprachen: sind sehr viel, schwer und verschieden. Einige sprechen durch Kehle, Andre durch Nase, Ende der Lippen, entsetzlich geschwind, neun, zehn Silben, ehe der Spanier zwei, drei Buchstaben. Gumilla erklärt Alles aus dem Thurmbau zu Babel. Les Indiens ne sauroient les avoir inventées, parce qu'elles sont aussi regulières et aussi expressives que les langues les plus cultivées de l'Europe.

Es sind viel Nationen; oft reiben sie sich einander ganz auf; die Guayquiries nicht mehr als funfzig Personen mit ihrem Kaziken, da sein ganzes Volk, die Andern alle, aufgerieben von den Kaziken.[1]) Gumilla leitet Alles vom Brudermorde Kain's her; aber die wahre Ursache, die diese Kriege unterhält, ist der Sclavenkauf; dazu sucht man Gefangne; dazu ewige Kriege. Der Kazike wird erst aufs Grausamste

1) Verschrieben statt des Namens eines feindlichen Volkes. — D.

gepeinigt, ehe er Kazike wird; das ist seine Probe, ehe er Anführer wird.

Weiber pflanzen, säen, ernten — Männer nichts . . . puisqu'elles savent engendrer, elles doivent fertiliser tout ce que' elles touchent. (Sind nicht jede Nationalsprachen um so eigner und unaussprechlicher, als sie wild sind?)

Nutzungen dieser Beispiele.

a. Bedurften die Amerikaner einer Cultur Europens? Die Spanier haben sie ihnen nicht gebracht.

b. Kann das Christenthum Recht geben zum Eigenthum, zur Unterwerfung, zur Grausamkeit? Die Frage ist ausgemacht; ob aber nicht das Christenthum mit seinen Sitten ebenso viel zerstöre, als es vielleicht bringe? die Frage ist ebenso wichtig. Die Bekehrung und Entnervung der Römer, der Sachsen, der Schweden, der Briten, selbst der Russen sind Beispiele davon: Montesquieu, Hume, Dalin,[1] Saintfoix, Hénault u. s. w. sind hier in ihren Beispielen zu sammeln. Es würde also hieraus folgen, daß

c. erstlich die Einführung jeder fremden Religion sehr gefährlich sei. Sie zerstört immer Nationalcharakter, ehrwürdige Vorurtheile, z. B. bei Russen das Verfahren Peter's nach der Rede des Erzbischofs. Wie behutsam Peter der Große gegangen? Diese Idee ist nicht gnug auszuführen, und die Religion als ein Nationaleigenthum in Erziehung, in Denkart, im Publicum, im Geschlecht zu betrachten. Ein Volk muß es als Stolz fühlen, in Allem das Volk zu sein, und dazu ist wahrhaftig Religion ein Hauptgesichtspunkt. Die Cultur des menschlichen Geistes in einer Religion ist eine ganz andre Sache, die überall stattfindet, es sei, wo es wolle, nur da näher als da!

d. Zweitens ist's selbst mit der Einführung der Fremden ebenso behutsam. Der Körper einer Nation immer zu ehren! Die Fremden, die Beispiele und Vorbilder werden, müssen sich gleichsam nationalisiren und nicht ein öffentlicher Vorwurf sein. Ruhm eines solchen Patriotismus, der unter Spaniern, Engländern, Franzosen noch immer stattfindet, ob er sich gleich

---

1) Vgl. Th. XXII. S. 7. — D.

unter allen mindert. Großer Artikel von der Bildung einer Nation nach andern, daß sie nichts an sich verliere. Er setzt voraus, daß jede Nation ihre Reichthümer und Eigenheiten des Geistes, des Charakters wie des Landes hat. Diese sind aufzusuchen und zu cultiviren. Kein Mensch, kein Land, kein Volk, keine Geschichte des Volks, kein Staat ist dem andern gleich; folglich auch das Wahre, Schöne und Gute in ihnen nicht gleich. Wird dies nicht gesucht, wird blindlings eine andre Nation zum Muster genommen, so Alles erstickt. Daß auch Vorurtheile zu verehren, zu brauchen, anzuwenden sind. Worin also die erste Cultur bestehe? In Nutzung dessen, was in einer Nation liegt, in Erweckung dessen, was in ihr schläft. Ein Monarch also muß sie kennen. Aussicht auf Rußland. In ihr geboren sein. Reisen. In der Residenz und durch Gouverneurs kennt man sie nicht. Peter der Große. Vortheil der Kaiserin bei der Gesetzgebung. Ehrwürdiger Anblick dieser Versammlung. Nutzung derselben. Ein Monarch muß sie fühlen. Peter der Große fühlte gleichsam in sich Alles, was die russische Nation werden kann und werden wird. Lob dieses Nationalgefühls. Die Monarchen von Spanien, England, Preußen u. s. w. haben's nicht. Was es in Frankreich, ob es gleich nur auf der Oberfläche der Seele und durch Sentiments sich äußert, vor Glanz giebt, wenn nicht Feuer. In der Geschichte ihrer Könige Franz', Heinrichs, Ludwigs. Was es in Portugal für Nutzen gehabt hat im Stillen. In Rußland am Lautesten. Was es in Oesterreich haben wird. In Hannover. In Braunschweig. In Preußen unter Friedrich Wilhelm, Friedrich I., Friedrich Wilhelm und dem jetzigen auf eine eigne Art, obgleich seine Monarchie kein Nationalgefühl zuläßt und keine Nation ausmacht, sondern blos auf Einsichten des jetzigen beruht. Zustand eines Staats, der blos auf solchen Einsichten und politischem Plan beruht. Exempel aus der Geschichte, daß er blos von andern politischen Zuständen abgehangen hat. Bemühungen des Königs, Schlesien zu borussiciren. Von Conketten. Die wahren Conketten sind die, wo sich die Völker vermischen. Z. B. Barbaren im fünften Jahrhundert in Italien, in Frankreich, in Deutschland. China. Gegenseitige Züge: Vandalen in Afrika, Mohren in Spanien, Dänen in England, Engländer in Frankreich (Normänner das Gegentheil), Franzosen in Neapel, Sicilien und Italien überhaupt. Kreuzzüge in Orient. Türken

sind Exempel von beiden. Als bloße Ueberwindung dauerte es nicht lange, und noch weniger wird es ewig dauern. Gegenden der Erschlaffung erhalten ihnen noch Alles. Ist ein Gleichgefühl zwischen Griechen und Russen? Sind die Griechen nicht zu weit ab? Sie können die Türken diversiren; was gewönnen sie aber, wenn sie unter Rußland kämen? Was Rußland thun muß, um ihre Nation zu unterscheiden, zu erkennen, ihr Nationalgefühl beizubringen. Grundsatz der Kaiserin! Auch in der Gesetzgebung für so viel Nationen, Denkarten und Nationalgefühle. Welch ein Wunderwerk, für alle diese Nationen ein Gesetzbuch zu geben, Jedem in seiner Denkart und in seinem Gefühl! Um Alle auf ihrer Stufe zu erreichen und zu bilden und fortzubilden. Versuch darüber. Eine Nation fortzubilden, ist also die zweite Stufe der Cultur. Der Fluß der Zeit, der Fortgang der Regierung bilden weiter, können aber auch zurückbilden. Häufige Beispiele von beiden aus der Geschichte. Hier das wahre Verdienst des Monarchen. Gegen die Einwendungen Derer, die da sagen, Alles bilde sich von selbst. Ja, aber auch zurück. Hier muß ein Monarch den Fluß leiten. Situation und Zustand der Bedürfnisse sind die ersten Schranken, wornach. Wenn eine Nation Alles nutzt, was sie nöthig hat und sich ihr darbietet. Dazu Umgang mit andern Völkern. In ihr selbst werden Bedürfnisse vorfallen. Diese Mühe — Befriedigung — Glückseligkeit. In ihr Unordnung. Diese Gesetze — Ordnung — Glückseligkeit. In ihr sich die Manieren ändern — neue Gewohnheiten — Glückseligkeit. Großer Zweck des Monarchen, keinen Keim zu ersticken, den die Zeit trägt. Keim von menschlichem Geiste — Jeder dazu, wozu er ist. Aufsicht, Nutzung Aller. Freiheit Allen, Alles zu werden! Diese ist schon Beförderung. Taxation dieser, und alles Lobes der Aufmunterung. Grenzen im Werth derselben. Lobrede darauf. Was die Erweckung einer Zeit, eines Jahrhunderts thun kann. Mode ist nur kalt, klein und vorübergehend; aber Geist, den Geist machen, Neigung herrschend machen, wo es fehlt; diese verändern, sobald es gnug ist; Andre aufwecken. Siehe, [wie] groß! Das Jahrhundert Frankreichs ist ein Zeichen von monarchischem Geiste der Ehre. Eitelkeit gebar Akademie z. B. der Aufschriften, die der Wissenschaften, daß Alles dem Könige zugehörte; die der französischen Sprache noch mehr. Theater. Geist der Ver-

gnügungen, nur immer der Ehre untergeordnet. Daß Colbert dies fournirte, ist nicht sein größtes; wohl aber, daß er die Quellen und Hilfsmittel dazu zu ersetzen suchte durch Handel, Ackerbau, Manufacturen. Allgemeine Proben von dem Geist der honneur, der dies hervorgebracht. Wissenschaften dienten für Versailles u. s. w. Welch ein Geist, wenn Rußland rc. Peter's Akademie hat noch keinen Nationalgeist; sie lebt noch nicht für, durch und in der Nation. Sie dient niedrig dem Hof und schläft. Aber eine zu schaffen, aus und für die Nation, aus ihrem Geist, und der ihn fortleite. Alsdann keine Großen blos der Ehre wegen, die die Akademie mit Füßen treten, Mitglieder, sondern nur würdige Große, die die Wissenschaften lieben und sie aufmuntern. Es muß die Akademie Geist der Aemulation erwecken, oder Alles ist verloren. Die Classen aus der Nation selbst und dem Geist der Zeit, z. B. russische Sprache; schöne Wissenschaften, d. i. Theater und Geschichte; Oekonomie und Ackerbau im Lande zerstreut; Philosophie; daß auch abstracte, aber menschliche Philosophie unentbehrlich sei zur Bildung eines Staats im russischen Zustande. Daß sie der menschlichen Vernunft, der Religion, dem Lesen, dem Umgange, den Grundsätzen, der Art zu handeln aufhilft; daß sie die Sprache erweitert, den wandelbaren Geist der Nation fixirt, einer leichten Nation Solidität beibringt. Was sie in Frankreich, in Deutschland, in England gewirkt. Grenzen, die ihr zu setzen sind. Daß eine praktische politische Classe für Rußland noch nicht gut sei. Sie kann sich noch nicht bilden, nicht Zutrauen zu Hilfsmitteln erhalten, also auch nicht nützen. Daß aber Philosophen, die darauf aus ihren Gegenden kommen, sehr zu schätzen sind. Was eine praktische kleine Politik in England für Schaden und Gewühl errege; was aber die höhere Politik da und in Deutschland gewonnen habe. Die einseitigen politischen Werke Frankreichs. Ton der Politik, der aus diesem Lande gekommen. Was das Theater einer Nation nutze. Ein Russe besäuft sich, wenn ein Franzose Sonnabend und Sonntag im Theater ist. Ein Singtheater. Was Tänze und Gesänge des Volks an Festen für gute Kennzeichen sind. Spiele der Nationen, wie sie zu dirigiren, anzuüben sind u. s. w. Geist der Tänze und der Musik dem Volk beizubringen; aber nicht durch Oper, sondern durch natürliche Vorstellungen. Komödie sollte vom honneten Theater abgesondert werden: dies wird einmal statt der Tempel gelten

und mehr als diese sein. Theater für Monarchen, Bürger, Despoten, gemeine Leute gut, vortrefflich bildend. Es muß nicht Laster vorstellen, die das Land nicht hat. Der russische Mechant ist nicht der des Gresset's, aber wohl ein lebender. Die Prüden, Precieusen u. s. w. Laster von Paris dürfen nicht Laster des Landes werden. Was das für Seuche macht, daß man selbst Fehler des Theaters, ob sie gleich lächerlich gemacht werden, nachzuahmen geneigt ist und immer denkt, nur das Uebermaß sündige. Die italienische Komödie mit ihren Doctoren, Harlekin u. s. w. ist in einem sich bildenden Staat, der diese Entführungen, Betrügereien gar nicht kennt, auch nicht einzuführen. Aber wohl Stücke, die ihr näher sind, die ihre Fehler lächerlich machen. Was verhaßt macht, ist nicht vorzustellen, man lernt. Tragödie wird am Wenigsten aufkeimen; ist aus der russischen Nation zu schaffen und aus der Geschichte der Völker: feine Komödie eher, die nähert der Monarchie, Tragödie der Republik. Tell[1]) in Rußland? Aber die honnete Komödie mitten inne, mit allen Scenen der Menschheit, der Stände, der Laster, der Charaktere, Lebensalter, und die mit allem Feierlichen bekleidet — — o neuer aufzurichtender Tempel! Oper, eine Oper der Menschheit zu schaffen; blos menschliche Auftritte, Empfindungen, Scenen; alles Uebrige ist Geräusch. Daß die mythologische Pracht und das Fabelhafte der französischen Oper ihre Musik hervorgebracht und zu Geräusch der Cyklopen gemacht hat. Ob eine Iphigenia und andre blos menschliche Scenen nicht gnug ausrichten? Nur Simplicität, Simplicität! Das Ohr muß aus dem Gesange und unarticulirten Tönen auch ohne Sprache, und das Auge mit Gesticulation und Auftritten erkennen und den Fortgang der Handlung sehen. Bei Dardanus[2]) weiß ich noch nicht. Mehr Kleidung, Alter, Stand unterschieden. Auftritte weniger, unverwickelter; Tänze damit so verbunden als die Chöre der Alten; Tänze voll Leidenschaft. Franzosen haben nur Statuengrazie und Geschwindigkeit und noble Miene, nichts mehr. Die Disproportion der Hände und Füße unausstehlich. Was ihre Musik fürs Ohr, das Tanz fürs Auge: regelmäßig, verwickelt, künstlich, gothisch.

---

1) Ein „Guillaume Tell“ von Le Mière hatte 1767 die Bühne betreten. — D.
2) Tragische Oper Rameau's von 1739. — D.

Rußland ist noch näher an der Natur, und also auch der menschlichen Oper näher. Theater der Hauptstadt muß frei sein. Daß jeder Charakter der Komödie sich nach Nationen verändre. Z. B. Glorieux der Franzosen ist Familie: das ist Knoten, Contrast, beschämende Entwicklung: die Titel werden übergangen, die er in den Brief setzt. Bei dem Deutschen wären's Titel und Beschämung, daß sie nichts sind, und daß er elend(?) wird. Beim Griechen wären's rühmende Alcibiaden, daß sie im Kriege und im Bette, in Künsten und Wissenschaften Alles sind, und Beschämung. In Rom ist's der Soldat, der viel und nichts gethan hat. In Judäa der Pharisäer; in England z. B. Scene im Wakefield,[1]) der Mylord im Oberparlement. Rußland hat keinen; da wäre es der Despot, der immer zu unterdrücken wäre, der über Andre tyrannisch, und selbst gegen einen Großen gehalten, gezeigt, daß er nichts ist, der Weise und Künstler beschämt und nachher gezwungen wird, sie zu erkennen, der Alles für nichts hält, und ihm gezeigt, daß er nichts ist. Der Chevalier à la Mode wäre in Deutschland bürgerlich. Der Tartüfe ist in der protestantischen Kirche ganz anders als da, da Prediger selbst, der Magistrat, Stadt, Gemeine, Beichtkind Gott betrügt und ein Lasterhafter ist. Ein großes Süjet, wenn gezeigt wird, wie Jemand mit halbredlichem Herzen Tartüfe sein könne — dahin kommen kann, sich selbst und Gott zu betrügen, ohne daß man's weiß — sehr feine Komödie. Die andre gröber, da Jemand immer zwei Rollen spielt, erst halbwissentlich, dann mit Fleiß, grob, entdeckt wird. Bei dem ersten, das ein bürgerliches Trauerspiel würde, müßte gezeigt werden, wie Jemand durch Erziehung, durch Falschheit der Seele, fausseté von Charakter ein Tartüfe werden könne: dies Werden auf Shakespearisch ausgeführt, in allen seinen Situationen mit andern Menschen gezeigt, in allen bösen Folgen gezeigt — welch großes Trauerspiel! Ein Tartüfe in Rußland müßte den Staat zu zerstören suchen, statt ihn aufzurichten, und dabei aufgeopfert werden — großes Süjet fürs Land! — Der Menschenfeind ist schon so häufig bearbeitet und kann noch neu,[2]) daß er zurückgeführt wird. Man gebe ihm z. B. Rousseau'sche Grundsätze;

---

1) The Vicar of Wakefield von Goldsmith, Kap. 5. — D.
2) Ist sein ausgefallen? — D.

setze ihn in Situationen, wo er die Laster der Menschheit erfahre; lasse sich seine Sentimentalität immer verstärken, bis er allmählich durch neue Situationen, die sich fortwickeln und die Folgen des Bösen als gut zeigen, von seinem Irrthum zurückgebracht wird — schönes, philosophisches Thema! Gleichsam theatralische Widerlegung Rousseau's, die besser gelingen würde als Klopstock's Salomo, der einen Scrupel zum Knoten gemacht hat.[1]) Ich glaube, zu keinem Stück sind Situationen häufiger und leichter als zu diesem. Laß einen Menschen durch eine Disproportion und Desastres der Geburt und der Erziehung unbequem für die Welt gemacht werden; laß ihn mit Freunden betrogen werden; laß ihn in der Liebe unglücklich sein (ein Lediger muß Libertin oder Misanthrop werden): so wird er sich lästig und die Welt ihm; nun lebt der Menschenfeind; er ist's für unsern Augen geworden; das ganze Parterre sympathisirt. Nun entwickelt sich Alles; die Desastres klären sich auf; die Falschheit seiner Freunde ist theils unglücklich, theils nothwendig, theils seine Schuld, theils ihm zum Besten; die Liebe wird glücklich; es kommt aus; Alles ist nur Prüfung gewesen: er wird Menschenfreund. Ein solches Stück wäre das menschliche Leben im Kleinen: und welche menschliche Ideen hätten darinnen nicht Raum! Doch wo komme ich hin! ich weiß nicht den Rückweg und recapitulire:

1. Von der Bildung einer Nation durch sich. Von der Erkennung ihres eignen Guten. Von der Entwicklung dessen, was am Nächsten entwickelt werden kann. Vom Ganzen eines Nationalgefühls. Von dem Genuß alles Dessen, was fortbilden kann.

2. Von der Bildung einer Nation durch Anstalten, die keine Gesetze sind. Vom Theater. Von Singspielen und Tänzen; Tragödien und Komödien; Akademien; öffentlichen Gerichten; öffentlichen Festen und Freudentagen; öffentlichen Schulen und Collegien in Künsten und Wissenschaften, wo man auch hinlaufen kann, z. B. Anatomie, Kunstsäle, wo gemalt ist, und wo man noch arbeitet, wo gelesen wird und man lesen kann; Kupfer, Gemälde, Bibliotheken. Von der Einführung, daß der Geist der Bildung Geist der Zeit werde.

3. Von der Bildung einer Nation nach andern. Spar-

---

1) Vgl. Th. XXIII. S. 174 ff. — D.

sam; behutsam; Reisen; Gutes und Böses; Nutzbarkeit; Nutzbarmachung. Eine Nation läuft nicht blind an, als wenn sie blind und schlecht nachahmt. Beweis, daß immer falsche Nachahmung und Vermischung mit andern Völkern Nationen verdorben hat, zu allen Zeiten, in allen Geschichten. Aegypter, Römer; durch Griechen und Christen; so auch neuere Nationen. Eine Nation indessen bleibt unvollkommen, wenn sie gar nicht nachahmt. Also Reisen. Insonderheit heutzutage für das Ganze eines Staats unentbehrlich. Durch Bücher lernt man Alles elend kennen. Beweis an Sprache, Sitten, Gewohnheiten, Allem. Vieles läßt sich gar nicht beschreiben: eine Beschreibung wirkt nichts; lebendiger Anblick eines Volks, welche Eindrücke! Geistliche müssen reisen, um Toleranz zu lernen; aber frühe reisen, sonst Burnets.[1]) Staatsleute reisen: nicht zu frühe, sonst expatriiren sie sich; nicht zu spät, sonst wollen sie nicht lernen, sondern sich zeigen. Adel reisen: ebendasselbe. Was auf Reisen zu lernen. Grundsätze für jeden Stand, nach dem Geist der Zeit, des Landes und ihres Vaterlandes. Belohnungen, die darauf gesetzt werden, wenn sie mit guten Früchten wiederkommen. Aufsicht auf Andre, die böse Sitten mitbringen. Justinian z. B. Beförderung der Reisen durch den Hof. Dies ist Eintritt in die Welt und kann sehr fortbilden. Einfluß der Regierung auf die Sitten des Eintritts in die Welt, auf die Grundsätze der Erziehung und die häusliche Lebensart auch ohne Gesetze, auf gute große Thaten und Anstalten. Dies Hauptzweck und muß viel Exempel haben; denn dadurch Geist der Zeit.

Wie sich der Geist der Zeit mit Völkern verändert. Genaue Aufmerksamkeit, durch welche Wege er sich verändert. Wie die Gesetzgebung die Sitten verbessert. Dazu Reisen des Cyrus, Sethos,[2]) Leben des Lykurg, Solon, Numa lesen; Plato, Xenophon und Plutarch; Demosthen; Quintilian; Terenz; Aristophan; Cicero; Sallust; Tacitus; Leben Julius', August's, Trajan's, Antonin's, Julian's. Wie die französische Nation das geworden ist, was sie ist. Saintfoix, Hénault, Montesquieu, Duclos, Voltaire, Mably u. s. w. Die englische: Hume!

1) Bischofs von Salisbury, der seine im dreiundvierzigsten Lebensjahre 1685 und 1686 gemachten Reisen durch die Schweiz, Italien und Deutschland in Briefen beschrieben hat. — D.

2) Vgl. oben S. 418. — D.

die italienische: Macchiavell, Beccaria, Sarpi u. s. w. Alsdann die vornehmsten Bilder, Zeiten der Bildung, Wege der Bildung, Mittel, Folgen, Glückseligkeit angemerkt. Ein großes Werk! Ohne System, nackte Geschichte; Bemerkungen, Erklärungen aus dem menschlichen Geiste, Folgen, Anwendungen. Kein Witz, kein Zwang, kein Esprit. Welche würdige Beschäftigung, dem menschlichen Geist, Geist der Bildung, Geist der Völker, Geist der Bildung der Völker nachzuspüren! Da liegt Geschichte, Erziehung, Psychologie, Literatur, Alterthum, Philosophie, Politik, Sprache, Gesetzgebung, schöne Wissenschaften, Eintritt in die Welt, Gewohnheiten, Künste, Moden, Namen, Alles drin — mehr als Geschichte des menschlichen Geistes: Geschichte des Fortgangs und der Kräfte des menschlichen Geistes in dem Zusammenfluß ganzer Zeiten und Nationen! sie Alle multiplicirt! die größten Gesetze ausgezeichnet, die größten Männer bemerkt; ihr Geist ausgemessen; ihre Kunstgriffe ihnen abgelauert; ihre Wirkungen gewogen; die Möglichkeit der Anwendung beurtheilt und gezeigt. Ein Geist, ein guter Dämon hat mich dazu aufgemuntert, im Bilde der Nacht! Das sei mein Lebenslauf, Geschichte, Arbeit! Ein Traum hat mir's gezeigt, daß ich mit meinem Orientalism Michaelis, Gräcism Lessing, Latinism Klotz, Münzen und Künsten die Kenner beleidigt habe: was bleibt übrig als das große Werk! und das allein kann mich immer munter erhalten, da ich immer in der Galerie der größten Männer wandle!

5.

Schöne Künste.

In Paris geschrieben den 2. December.

Ich habe das Theater betrachtet wie ein tableau parlant; aber die Oper mit dem singenden, offnen Maul der Arnould und den Pausbacken des Sängers und den Minauderien der Rosalie, welch Gemälde!

Ich konnte die Sprache im Anfange noch nicht und hörte also mit den Augen. Selten habe ich das erreicht, was ich nachher las; selten das gesehen, was ich nachher fühlte und sehen wollte. Liegt die Schuld am Autor? am Musicus? am Acteur? oder an mir?

Ich habe oft Stücke voraus gelesen und mir dann den Auftritt sichtbar und hörbar imaginirt und nachher oft nichts gesehen und zu viel gesehen und nichts gehört und zu viel gehört. So bin ich die Zayre, die Semiramis, das préjugé nach der Mode durchgegangen und will's noch durchgehen.

Ich habe die Tänze der Oper mit der Musik verbunden, um den hörbaren Ausdruck sichtbar zu sehen, und Modulation gefunden, Maß gefunden, Linien gefunden; aber keine Kraft, oft selbst keine Stellungen des Wohlstandes, der Wohlform, des Ausdrucks, aber Geschwindigkeit, Spiel und Mißstellungen des Körpers!

Ich habe in allen schönen Künsten Menschheit gesucht und sie nicht immer gefunden; was hätte z. B. aus Psyche und Amor werden können! und wie muß sich die Arnould quälen, Vieles auszudrücken auf einem allegorischen Grunde, der nichts ist! Was ist im Tanze Menschliches? Menschliches in der Musik? Es wird die Zeit kommen, da unsere Musik erscheinen wird wie unsere gothische Baukunst, auch künstlich im Kleinen und nichts im Großen; keine Simplicität, kein menschlicher Ausdruck, kein Eindruck.

Ich habe in den Theaterstücken Welt, Jahrhundert, Nation gesucht und immer französische Nation gefunden. In Semiramis, Tancred, Zayre, Horazier, Tell — wo ist da assyrische, Ritter-, türkische, römische, Schweizerwelt? Viel für die Augen von Unterschiede; nichts für den Geist im ganzen Eindruck! Einzelne Maximen und Accomodationen wollen nichts sagen.

Zayre ist christlich, und ich kenne kein Stück, das minder christlich wäre. Ein elender Name, eine Ceremonie, eine Religion ohne Kenntniß kommt und stört die Menschheit, die süßeste Liebe und macht die edelsten Seelen unglücklich. Und warum?

Zayre ist ein Stück der Liebe? Ja, aber nicht die ersten Auftritte, nicht die Complimente, auf die französische Liebe gerechnet: sie sind Galanterie. Aber die Auftritte, da Zayre zwischen Gott und der Liebe, zwischen ihrem Gott und ihrem Orosman steht — die sind rührend. Was würde eine liebende Seele ihrem Geliebten nicht aufopfern!

Tancred ist ein Stück voll Chevalerie. Ist das aber wahre Chevalerie, so wie sich hier der Ritter der Geliebten annimmt und dem Vater sie aufopfert? Und diese Chevalerie,

machte sie glücklich? den Helden? die Braut? Ist's nicht ein Stoß in die Chevaliertugend, daß die große, heldenmäßige Geliebte ein solches Billet schreiben kann? Das Stück im Ganzen zeigt im Ausgang das Glück der Chevalerieliebe.

Semiramis. Alles ist Pracht, Pomp fürs Auge, wenig für die Seele, als der vierte Auftritt, die Erkennung. Voltaire hat dies Stück fürs Auge geschrieben; er hat Alles gethan, um auf den Schluß zu bereiten; der Schatte, sieht man, ist sein Hauptwerk, und ich kenne nichts Frostigers als dieser Schatte; so geht's, wenn man etwas wagt, blos um neu zu sein, nicht neu ist, weil man's sein muß.

Semiramis ist fürs Auge: welch Gemälde, alle die Herrlichkeiten Babel's, die die Decoration vorstellt, und eine im ersten Auftritt traurige Semiramis. Dumenil hat nichts weniger als diesen fressenden Gram gemacht und macht nie eine anhaltende Situation. Das sollte ein Gemälde für Könige, für Helden, Erobrer sein!

Semiramis ist fürs Auge. Und welche Fehler fürs Auge! Die Schachtel, die kommt und wieder kommt, die Magier, die Priester, die kommen und wieder kommen und nichts thun; und endlich die Ermordung im Grabe. Voltaire hat über der Decenz und der Zubereitung zu seinem Schatten alles Unwahrscheinliche und . . . . [1]) vergessen.

Assur machte Molé: kein größer Aergerniß, als ein Bild von einem Charakter im Kopfe zu haben und sich nachher so betrogen sehen! Hätte er ihn aufs Beste gemacht, seine Person, sein Bild — Alles war nicht Assur.

Die Momente der größten Action sind die simpelsten: Dumenil, wenn sie zuspringt, zufährt, Le Kain, wenn er trotzt und starrt; Jene, wenn eine Schrei ihr entfährt, Dieser, wenn ein starkes Wort ihm austrabt — alles Händewerfen, Schreien, Schluchzen, Weinen, Tanzen, Fortwerfen der Andern ist nichts.

Pracht hindert an Allem: die Chevaliers-Auftritte, die Semiramis- und Zayre-Auftritte, mehr sombre und ohne Pracht, wären tausendmal stärker. Das ganze Theater ist zu sehr Theater; es sollte antike Welt sein. Tragödie soll eignes [2]) Theater haben als Komödie, weil jene eigne Welt hat: größer, stärker, tiefer, sombrer Alles!

Ich habe ganze Stücke gehört und keinen inarticulirten

1) Unleserlich. Im Lebensbild steht Logische; vielleicht Frostige. — D.
2) Herder wollte wohl andres schreiben. — D.

Schrei der Natur und Leidenschaft gefunden, der natürlich wäre, Stücke gesehen und keine Bewegung, keinen Tritt gesehen, der stumm gerührt hätte. O Zayre! Zayre! Dumenil hat Beides durch Natur, Le Kain durch Kunst!

Tragödie ist nicht für Frankreich. Alles ist fremde Nation, fremder Auftritt, fremde Leidenschaft, fremde Welt. Tragödie ist selbst nicht für Monarchien wie Frankreich; da ist nichts als der Schaum der Liebe, der Empfindung, der Leidenschaft. Tragödie ist am Wenigsten für französische Sprache; welche Inversionen, künstliche Complimente, Jargon abstracter Begriffe, Philosophie über Leidenschaft und keine Leidenschaft mehr! Selbst Voltaire's Stücke nehme ich nicht aus.

Eine Zayre in die wahre Sprache der Leidenschaft übersetzt: welch ein Werk! Ihr alle abstracten Einkleidungen durch Phrases genommen, Jeden nackt sagen lassen, was er sagt; welch ein Werk! Oder fühle ich nichts, weil ich ein Deutscher bin?

Etwas ist dran! Ich müßte die französische Sprache . . .[1]) in meiner Jugend gelernt haben, um alles Rührende und Melodiöse in ihren Worten zu finden. Ich sehe es aus einzelnen Ausdrücken, die mir eindrücklich werden, aus einzelnen Arien, die ich erst fühlen lernen muß. Jetzt verstehe ich nur Französisch für das Auge, nicht fürs Ohr, fürs Herz!

Anwendung auf Griechisch und Latein. Griechisch zu hören, als ob ich's fühlte: welch ein Werk! Wird mir das Latein zur italienischen Sprache helfen? Ich hoffe es; was wäre das vor Nutzen, in meiner Jugend so[2]) Latein gelernt zu haben!

Der wahre Ausdruck der Leidenschaft ist Simplicität; sehet eine Sophie! einen Jones! eine Annette, einen Lubin, wenn sie singen! Seht Dumenil, wenn sie sich vergißt und zufährt! Le Kain, wenn er starrt! O Italiener! o Dumenil! o Le Kain!

Welche Schule der Sitten ist in der Welt besser als Theater! Hier, wo Laster und Tugenden, Narren und Bösewichter, Tugendhafte und Helden in Person, im Bilde, im Leben, in Action, in Geschichte erscheinen! für Auge, Ohr, Seele! Illusion! O, was für nützlichere Sache, als dem Theater mehr Illusion zu verschaffen! Wer das thut, der arbeitet für die Menschheit.

---

1) Unleserlich; wol schon. — D.
2) So im Lebensbilde; bei Suphan fehlt das Wort. — D.

Eine K.... in die Semiramis gesetzt: diese ohne Schatten und Fratzen, in mehr Illusion vorgestellt, welch ein Eindruck! Ist's denn umsonst und unmöglich, die Kraft, die Shakespeare dem Theater in seinem Hamlet[1]) giebt?

Geht ins Theater! erwarte einen Tartüfe, einen Misanthrope, eine Zayre! Dann gehe in die Kirche und erwarte eine frostige Predigt! dann gehe in die Messe und erwarte nichts zu hören und zu sehen, was Du immer gesehen! dann gehe ins Grab der Genevieve[2]) und falle nieder und erinnere Dich ihrer Fratzentugenden; wo hast Du mehr!

Wird eine Zeit kommen, da man Klöster und Kanzeln zerstören wird und das Theater säubern und zu aller Illusion bringen? und honnete Komödien von jeder andern unterscheiden? und ihr und ihren Acteurs einen eignen Namen geben? und sie ganz absondern? Ein Monarch muß anfangen und eine solche Akademie der Sitten stiften! aber ja, daß sie nichts mit den Possen und dem Abenteuerlichen gemein habe; sonst ist Alles verloren. O, könnte ich dazu was beitragen! Ich will wenigstens Diderot's Stimme verstärken!

Werde ich jetzt je über Figur und Form streiten wollen, nachdem ich den Mari forcé[3]) gesehen? je mehr mich durch eine Meinung in Eifer setzen lassen, die mich mit dem menschlichen Leben in solchen Contrast setzt, als diese Philosophie gegen den Heirathenden? je mehr die Sprache der Abstraction affectiren, die so vom Bonsens abweicht als das Il me semble? Der Kerl, der Bauer im Nachspiel macht die Rolle des Bonsens ungemein gut!

Die Schwierigkeit, in die das nicht Cocu sein und seine Frau umgebracht haben in der Femme juge et parti[4]) setzt, zeigt wenigstens, daß selbst die eheliche Ehre, mit dem Tode bestraft, was Unrechtes enthalte. Und welche Ehre enthielte es denn nicht, wenn diese es ist[5])! Tod ist gar zu natürlich: das cocu sein, wenn es nicht gesehn ist, ist Imagination!

Aber es könnte ein besser Stück über Femme juge et parti gemacht werden: da ein Weib durch Cabalen spielt und zeigt, was sie kann; da sie es hier unwahrscheinlich und widersprechend in Person zeigen will! Hier ruft man im Guten, aber in

1) II, 2. — D.
2) In St. Denis. — D.
3) Molière's Mariage forcé. — D.
4) Lustspiel von Montfleury. — D.
5) Man erwartet „es enthält". — D.

— — — aus: „Was kann nicht ein Weib!" dort würde man's im Bösen und Politischen ausrufen.

Ueber die Oper.

Ein Tauber, der sähe, und ein Blinder, der hörte, wer hätte mehr von der Oper? Jener bei der französischen, dieser unstreitig bei der italienischen.

Man hat sich über die französische Oper zerzankt: ich finde nichts simpler, als daß ihre Fehler zusammenhangen. Ein *wunderbarer Grund*, der pittoreske Grund des Ganzen ist und wenig Menschliches als nur in Episoden und Nebenscenen enthält, muß auch *wunderbare* Musik haben, die Wüsten malt, Felsen bildet, donnert, blitzt, kurz, die magisch, zauberisch, göttlich und — unmenschlich ist, muß *wunderbare Decorationen* haben, Pracht fürs Auge, steife Röcke und steife Action. Ueberall sehe ich gleichsam das Principium der französischen Nation, *Ehre*. Ehre, *Götter* zu sehen, *Helden* in der Tragödie zu sehen, ist nicht gnug; hier erscheinen sie noch bunter und goldner. *Prinzessinnen* zu sehen, und wie spielen die Worte z. B. im *Dardanus* mit dem Namen der Prinzessin, des Helden u. s. w.! *Heldenliebe* zu sehen, keine menschliche, reißende, rührende, fortreißende, nein, anständige, wunderbare Liebe, einen excès de l'ardeur d'un Héros, objets de flammes mit attraits und charmes vainqueurs. Gefängnisse und Entführungen, lauter Roman- und Turnierheldenliebe, die so ganz nach dem Jahrhundert Ludwig XIV. schmeckt, als sich dies in die ganze Literatur der Franzosen eingeprägt hat. Ehre, die die Tänze belebt, Noblesse und einförmige Grazie ist Alles, was sie ausdrücken, statt der ganzen Empfindung, die durch einen ganzen Körper spreche. O, eine neu zu schaffende deutsche Oper! Auf *menschlichem* Grund und Boden, mit menschlicher Musik und Declamation und Verzierung, aber mit Empfindung, Empfindung: o großer Zweck! großes Werk!

Sprechen, wo man spricht; singen, wo man singt! oder nein! statt sprechen, ganze Auftritte durch nur Pantomime, und dann singen, wo man empfindet — das ist eine Oper!

Der Plan muß einfach sein: keine Verkleidung, keine Verwicklung, keine Geschichten und Nouvellen von Romanen, keine Handlung, die das Auge auch ohne Ohr nicht sehen, erkennen, übersehen, verfolgen, beurtheilen könnte. Der Taube muß die

Oper verstehen können! Tiefe Allegorie und tiefe Geschichte werden gleich ausgeschlossen, und die Frage fällt weg, die beide unterscheidet.

Der Plan muß Empfindung sein; nur diese spricht durch Mienen, nur sie singt durch Lieder! Nichts also als menschliche Scenen, alle Malereien durch Worte fielen weg.

Die Decoration muß menschlich sein; die Schürzen der Mannspersonen in den Tänzen und ihre Schnürbrüste sind unleidlich. Ein elendes Ballet in der französischen Komödie, wie weit natürlicher!

Die Tänze [müssen] Empfindung sein. Nicht blos Füße spielen und Hände ausstrecken oder den Nacken beugen, sondern mit dem ganzen Körper sprechen: und es wird von selbst, wenn Geberden die elenden Recitative ersetzen sollen. Getanzt muß nur werden, wenn getanzt werden soll; und dann Tanz der Freude, Liebe, Ueberraschung, Erschrecken, Wuth, Zwietracht, Rache, Furcht, Neckereien u. s. w. Den Inhalt ausdrückend; die Empfindung muß den Tanz g e z e i c h n e t und die Musik dazu gesetzt und die Geberden gebildet haben.

Oper ist Bild fürs Auge, Ton fürs Gehör. Ei, fürs Gefühl? unmittelbar fürs Gefühl? Wo sind die Bewegungen in den Tänzen, die unmittelbar blind täuschen? Es müßten die sein, die die Hüften der Frauenzimmer sehen lassen, und wenige andre, wenn sie zufahren, sich in die Arme werfen. Mannspersonen sagen nichts!

Wo sind die Töne des Gesanges, die unmittelbar erschüttern? und die Geberden der Declamation, die stumm die größte Wirkung thun müssen? Und siehe, das lebte bei den Alten! Unsre Musik malt; unsre Declamation ficht oder malt; unsre Tänze malen in Linien: die Kraft ist weg!

Wie sind die Künste entstanden? Siehe eine lebendige Schönheit! Reizende Stellungen werden Dir im Gedächtniß bleiben: ein Ideal davon Tanzkunst. Nimm eine Stellung derselben, die Du verewigt wünschest: Bildhauerei! Halte für dieses Kunststück ein Glas: Gemälde! Gemälde ist also Fläche, Bildhauerei Körper, Tanzkunst Schöpfung von Körpern.

Hat das französische Theater schöne S c h ä l l e? Die schönsten von der Welt! Schöne T ö n e? Wenig oder keine! Laß alle Musicos ihre Instrumente stimmen: entsetzliche Vorbereitung zur Musik! Nicht blos der Disharmonie wegen, sondern des wirklichen reellen U n t e r s c h i e d e s am K l a n g e wegen: und das

zeigt, daß es an sich schon vielartige Schälle giebt, daß diese das Wesen der Musik machen.

Stehe an einer Seite, wo nur der Baß brummt: hörst Du die Musik? Philosoph, der Du nur den Fundamentalbaß Deiner Abstraction siehst, siehst Du die Welt? die Harmonie des Ganzen? stehst Du am rechten Orte?

Wer sollte es glauben, daß es möglich sei, Tact in die menschlichen Füße bis auf jede kleine Note zu bringen? wer glauben, daß jeder kleine Gang fürs Ohr dem Auge durch eine Linie könne sinnlich gemacht werden?

Halte das Glas für: das ganze Operntheater ist Gemälde. O, da sollte Alles genutzt werden: Pyramidengräber, Ihr solltet nicht blos fürs Auge da sein!

6.

Von der Bildhauerkunst fürs Gefühl.

Gedanken aus dem Garten zu Versailles.

Eine Statue muß leben: ihr Fleisch muß sich beleben, ihr Gesicht und Miene sprechen. Wir müssen sie anzutasten glauben und fühlen, daß sie sich unter unsern Händen erwärmt. Wir müssen sie vor uns stehen sehen und fühlen, daß sie zu uns spricht. Siehe da, zwei Hauptstücke der Sculptur: Fleisch und Geist!

I. Fleisch.

Seine Illusion ist offenbar fürs Gefühl. Das Auge tritt in die Spitzen der Finger; wir vergessen die kalte Oberfläche, als ob's Malerei wäre; wir sehen nicht, wir fühlen die zarte Haut, das runde Kinn, die sanfte Wange, die schöne Brust, die weiche Hüfte — den schönen Umriß des Körpers.

a) Nichts also dem Wesen der Kunst mehr zuwider als völlige Bekleidung. Da verschwindet alles Schöne, Weiche, Fühlbare, Runde, Völlige des Körpers, und Alles wird Matratze: Matratzen zu bilden, sie als das Hauptwerk der Kunst zu bilden, schlechte Ehre.

Warum die Aegypter die Bekleidung so sehr geliebt, soll gesagt werden; daher ist ihre Kunst auch so mumienmäßig und wie im Sarge. Die Römer bepanzerten Alles; unsre Marien, Theresien, Heiligen und Märtyrer sind mit Lumpen

und Falten behangen von Kopf bis zu Fuß: bei den Griechen allein war schöne, fühlbare Kunst.

Verbinde Dir die Augen, taste in der Nacht: was kannst Du an einem römischen Helden, an einem bemäntelten Redner, an einer beschleierten Marie Gutes erfühlen als Falten und schönes Tuch! Schöne Bereicherung der Ideen! Nun taste an eine Venus aus dem Bade mit dem schönen Hintern u. s. w., an eine Juno, Diana — wie anders!

Zudem, nichts kann die Kunst sichtbar geben als das, was fühlbar sein soll, das Völlige. Das sind aber Gewand und Lumpen nicht: um so besser, je weniger sie fühlbar sind. Nun aber lasse man einen Schleier, ein Gewand herabfallen, vom Körper abgetrennt erscheinen: er hört auf, Schleier und Gewand zu sein, er wird hangender, gebogener, dicker, drückender Körper. Er läßt sich fühlen, dies Gefühl wird aber beschwerlich: nicht blos weil wir uns in die Stelle des Körpers setzen, der einen solchen spanischen Mantel tragen muß, den wir so dick, so schwer, so grob, so hart, so steinern fühlen, sondern auch im Gewande selbst fühlen wir was, was nicht fühlbar sein soll.

b) Daraus erklärt sich die griechische Kunst: sie bekleidet so wenig als möglich, oder wenn sie mußte, auf eine Art, die das Gewand als Gewand vernichtigte und das Völlige des Körpers auch unter demselben zu fühlen gab. Daher ihr Nacktes und ihre Bearbeitung nach Wassergewändern.

Das Letzte ist nie recht erklärt. Wie? wenn bei einer Statue die Brust bis auf ihre kleinste Spitze, bei einer andern das schöne rundliche Knie, bei einer dritten die weiche Hüfte hervorblickt, sich durchfühlen läßt: wer kann da noch weitläufige Ursache von diesem Geschmack suchen? Kein Eigensinn des Geschmacks, sondern Eigenheit des Gefühls.

Die Malerei, sieht man, geht hier in Beidem himmelweit ab. Da ist nichts zu fühlen, da kann also die schöne Oberfläche eines Körpers, die nur Bild ist, oft auch durch eine schöne Draperie ersetzt werden. Oft bringt diese sogar durch ihr Colorit ins Ganze des Gemäldes gute Farbe, guten Ton zum Accord des Ganzen; und oft ist dieser Maler ein Maler des Gewandes, wenn er kein Maler nackter Natur ist. Die Malerei ist eine Zaubertafel von Farben und Figuren; dahin gehört auch Rock und Bekleidung, um gute Wirkung zu thun; die Bildhauerkunst ist eine Schöpferin von schönen Formen

und Körpern; Gewand ist weder schöne Form noch schöner Körper.

Wenn man doch einmal beide Künste ganz eigenthümlich betrachtete! Malerei ist fürs Auge: was ist eine ganze Gruppe, ein ganzes Gemälde von nichts als Fleischfarben? Nichts! da müssen Bäume, Flüsse, und was weiß ich mehr, zu Hilfe kommen, um dem Auge was mehr als Fleischklumpen zu zeigen. Bildhauerkunst fürs Gefühl, wo ich nur Eines fühlen muß, was ich fühle: dort fühle ich nichts, ich sehe Alles als ein Ganzes.

Die Natur sei uns nur immer Führerin. Kann Malerei Wassergewänder malen, daß der Körper durchfühle und es noch Gewand sei? Nein! das ist nicht mehr Farbe des Körpers, nicht mehr Gewand: dies ist blos Schatten, Wolke, Nebel und kann etwa dienen, der Miene einer Heiligen oder einer Schläferin Tag zu geben, nicht aber Körper als Körper zu zeigen. Malerei ist Oberfläche: zwei Dinge hinter einander können nicht auf einmal Oberfläche sein; sie sind also für Malerei nichts.

Für eine Kunst, die das Völlige bildet, aber wohl: da ist das Gewand nichts Völliges; das Völlige kann durch das Gewand durchfühlen. Dies ist blos Hinderniß aus Modecostüme, Decenz; an sich ist der menschliche Körper als Körper nackend und geschaffen, um nackt zu sein. Malerei zaubert uns also in ein Elysium, in ein Paradies der Unschuld, wo die Hüllen, wo der Schein, wo der Anschein durch Farben, wo die Kleiderdecenz wegfällt: fühlbare, offne, schöne, nackte Natur. Die Malerei ist ein späteres Bild des Trugs der Welt, und sie selbst ist Trug: jene ist Wahrheit, und so sei sie auch ein Bild der Wahrheit.

Hier ist ein Weg, über das Falsche unsrer Kleider physisch, moralisch und politisch zu reden; ich bleibe aber blos bei dem Künstlichen. Geben sie was mehr und Besseres in Form als das Fühlbare des Körpers? Nein! Geben sie das Wahre der Form des fühlbaren Körpers? Nein! Geben sie was Empfindungsreicheres als der nackte Körper? O nein! sie verbergen, sie verhehlen, sie betrügen, sie erkälten, sie sagen nichts; weg mit ihnen so viel als möglich!

Aber in der Malerei? Sie ist schon Bild des Trugs der Welt. Da sind die Kleider zuerst Erscheinung der Wahrheit und also Costüme. Da sind die Kleider zweitens zum schö-

nen Anschein beförderlich, nicht blos in Farben, so weit diese im ganzen Stücke sind, sondern auch in der Grazie einzelner Figuren, bessere Repräsentanten. Da sind sie oft nöthig, als mancher Schöne ihr Negligé und manchem Petitmaitre von Anstand seine weiten Hosen.

c) Alles, was am Körper nicht Körper ist, ist so wenig als möglich zu bilden: z. B. Haare. Die Haare der Venus Anadyomene sollten wenigstens auf dem Körper liegen: jetzt in der Luft sind sie Stricke. Woher sind die Haare des Apoll's so schön? Sie fliegen um das Haupt, wie durch eine sanfte Luft bewegt, aber sind aufgebunden und machen nicht einen eigenen Körper am Körper!

Was der Maler hier so schön ausdrücken kann, der Bildhauer weniger und gar nicht, wenn er Haare apart bilden will. An der Venus Anadyomene sind die Haare, naß und also zusammenklebend, noch eher ein Körper; im andern Fall sind sie Stricke. Seht da die Ursache, warum auch beim griechischen Frauenzimmer die Haare aufgebunden sind und nicht, wie bei der Eva, lange herabhängen und den schönen Rücken verbergen.

Noch offenbarer wird's, warum am Körper selbst die Haare nicht bildsam sind und selbst das Pferd an seinem Leibe glatt wird. Da wäre es bei einem wohlgeputzten Pferde Uebelstand, wenn die Haare so groß wie Körper am Körper hervorragen. Und bei einer Venus? Selbst die schönen Augenbranen werden da nur eine kleine Erhobenheit, eine andeutende, scharfe, sich wölbende Linie!

Aber die Mähnen an einem Löwen, an einem Pferde! da sind Haare schon Haufen, schon fühlbare Klumpen; da würde der Löwe und das Pferd verlieren, wenn sie nicht da wären. Ein kahlköpfiger Römer ist immer eine ekle Creatur, der was fehlt.

d) Hieraus die schöne Augenbrane als ein feiner Faden. Gebildet können sie nicht werden, sonst häßlich; gemalt nicht werden; denn Malerei läßt sich nicht fühlen und häßlich wie an einer Schweizermaschine: also gleichsam fühlbare Stelle derselben, und die blinde Einbildungskraft wird sie wirklich zu fühlen glauben. Da sich in den Augenbranen der Wink der Seele offenbart, so braucht sie nur die fühlbare, nicht aber eben die sichtbare Bewegung dieses Winks, um ihren Willen zu verkünden.

Augenbrane ist die Grenze zwischen Stirn und Auge; und so wie sich durch die Stirn die Gesinnung, durch das Auge der Wille der Seele offenbart, so muß die Augenbrane nur von beiden participiren; so hat sie gnug von der Stirne, das Hohe oder Sanfte, Ruhige oder Bekümmerte u. s. w. der Gesinnung; vom Auge das Verlangen oder die Forderung der Seele! das Alles wird durch Stellung und Form ausgedrückt. Haare thun dazu nichts!

e) Hieraus Attribute des Körpers, die den Körper ungewiß lassen, z. B. Binde um den Mund. Ist das Binde oder Geschwulst? Zum Kleide, zum Gewande zu unbestimmend, zu unbekannt: wer wird da ein Maultuch suchen? Als Allegorie zu unkörperlich, zu unbestimmend, zu unbekannt; ist dem Gefühle die Allegorie eher oder der Körper eher? Also mit vieler Vorsicht. So auch offne Brust u. s. w.

Ferner. Das, was der Körper hält und sich nicht an seiner Oberfläche endigt, z. B. ein Beutel, ein Schwert, ein Spiegel, wo ein Stück oben, eines unten heraus steckt: so wenig als möglich zerbrochen, so sehr als möglich ganz, aus einem Stück, täuschend.

Ich weiß nicht, ob die Alten die Scham gebildet haben; davon muß der Augenschein belehren. Bei dem weiblichen Geschlecht ist sie immer nur halb zu zeigen, und bei dem andern Geschlechte finde ich noch mehr Behutsames.

Sind die Adern an den Händen, die Knorpel an den Fingern Adern, Knorpel oder Würmer und Gewächse auf der Oberfläche? Da ist also der Grund ihres Abscheulichen oder Unzulässigen. Gleichsam zu dem einen Stücke des Körpers gehören sie nicht; sie sind außerwesentliche Zuwächse oder Lostrennungen, die gleichsam wie die Adern ein früher Tod sind.

f) Endlich die schöne Form des Körpers. Das Profil der Griechen ist fühlbar schöner, da sich die Linie der Stirn verlängert und in sanfter Vertiefung die Nase bildet, als jede andere Endigung der Stirne auf einmal, auf die ein Gewölbe zur Nase folgt. Der Knoten zwischen den Augenbranen ist hart, redend für die Tiefe und die Stärke der Seele; aber nicht eben zur schönen Form.

Daß sich die Stirn sanft wölbe, daß sich der Augenknochen nicht erhöhe, daß sich die Nase nicht plätsche, die Schläfe nicht eingefallen zeigen, der Kinnbacken nicht eine

Tasche werde, die Gurgel keinen Apfel habe, das Kinn kein Unterkinn habe, erklärt sich Alles aus dem Vorigen.

Aber nun muß ich sehen, ob die Arme vorgebogen sind wie bei uns, ob der Hals und Brustknochen vorstehe. Mich dünkt, die Erhobenheit der Brust in einem Apollo widerspreche Alledem: und dann wären unsere eingedrückte Brust, unsre erhobenen Arme, unsre fleischigen Brüste Folgen unsrer Windeln und unsrer Generation.

Der größere Fuß der Griechen, die größeren Zehen, die größere Taille u. s. w. sind bei ihnen Natur, und daß es schönere Natur sei, zeigt diese Kunst, die Körper als Körper bildet. Man stelle in der Bildhauerkunst unsern kleinen Fuß und unsere schnürbrüstige Taille hin: welche Figur! Und woher finden wir sie denn im gemeinen Leben schön? Das machen die Kleider. Ein kleiner Fuß, der sich kaum zeigt, läßt rathen; eine enge Taille läßt rathen. Das sind gothische Begriffe einer romantischen Verkleidung, an die wir unser Auge verwöhnt haben. Woher der kleine Fuß? Weil eine chinesische, gothische, christliche Zucht die Kleider bis zur Erde hangen läßt, da muß sich was Kleines zeigen. Die enge Taille — romantisch-gothisch. Pracht der Schnürbrüste erfunden, die oben Luft lassen müssen und also unten sich enge machen.

g) Nichts leichter, als [zeigen], daß unsre Begriffe von kleinen Füßen und engen Taillen nichts sind. Der kleine Fuß wirft aufs Blatt oder die Hacke große Erhöhung und Verlängerung, und das ist nicht schön; oder er ist disproportionirt zu tragen, insonderheit eine reiche Frauenzimmerhüfte zu tragen; das ist nicht schön. Unmittelbar nach der reichen Hüfte, die zur Schönheit, Wollust und zum Kindertragen nothwendig ist, folgt wieder mit einmal kleine Taille; das ist nicht schön: und sie soll reiche Brüste tragen, noch weniger.

Zu zeigen, daß die Schnürbrust wirklich ein Rest von den Ideen der g o t h i s c h e n P r a c h t sei, und ein Panzer, daß der lange Rock Folge der g o t h i s c h e n Z u c h t sei, und ein Sack; daß keines von beiden der S c h ö n h e i t hilft, so wenig als P r a c h t und Z u c h t Schönheit ist; daß falsche Pracht und Zucht Schönheit zerstöre, so wie sie diese zerstört haben; daß also davon kleine Füße und enge Taille die Folgen sind.

Aussichten hieraus auf die Decoration unserer Oper. Wenn unser Tanz nicht mehr ein S p i e l k l e i n e r F ü ß e und ein g e z w u n g e n e s B e u g e n der B r u s t und der

Taille, die man Grazie nennt, sein wird, so wird der Körper besser reden. Jetzt hängt Alles zusammen: kleine Füße und ihr kleines Spiel; gepanzerte Taille und gezogene Grazie.

II. Von der Fühlbarkeit, die in der Sculptur von innen aus zu uns spricht.

Es ist nicht blos gnug, daß sich Alles unter unsern Händen erwärme: es muß ein Geist in diesem Fühlbaren wohnen, der unmittelbar zu unserm Geiste spreche, durch eine Sympathie, durch eine Anziehung, die sich der Wollust nähert. So wie nun diese attraits in dem naturlebend Schönen schwer zu erklären und aufzuzählen sind, so selbst im Todten, in der Sculptur.

Zuerst, ich muß vergessen, daß es Stein ist, und die Miene, den Seelenzug, den der Körper auf dem Gesicht verewigt hat, gleichsam gegenwärtig fühlen. Setze einen Blinden, Gefühlvollen, lasse ihn tasten und sagen, was er fühle!

1. Stirn! was verkündigt sie? Sie ist die Wohnung und der Tempel von der ganzen Gesinnung der Seele; der Gedanke, die ewige Behausung der Seele, hat sie sich gewölbt; sie redet durch Gedanken herab, in denen die Seele sich ewig befindet. Sind hierüber nicht Versuche in der Bildung des Embryons, in Mißgeburten, in Physiognomien, in Anatomien zu machen? Wie verschieden redet die ängstlich sorgsame Stirn des Aegypters, die freie, offne Stirn des Griechen, die gerunzelte des Römers, die harte, knotichte des Nordländers, die niedergeworfene des orientalischen Beters!

Stirn! was giebt sie nicht nach den mancherlei Gesinnungen eines Apollo, einer Daphne, einer Juno, Diana zu fühlen? Das hat Winckelmann bei Apollo, Niobe ꝛc. gefühlt. Winckelmann wollte sich nicht in die ewigen Gesinnungen eines Apollo, einer Diana, einer hohen Juno, einer sanften Venus hineinwünschen. Eine Stirn ohne Ausdruck ist ein Todtenschädel!

Man sieht, welche Gesinnung auf der Stirn zu verewigen ist, die gleichsam eine ewige schöne Behausung der Seele sein kann. So der denkende Antinous ꝛc. Daher die Mäßigung eines Affects selbst auf der Stirn; selbst das Leiden der Niobe ist Großmuth!

Einlaß auf die Nationalbildung der Stirn nach verschiedenen Völkern und Einfluß dieser ewigen Miene auf ihre Gesinnung. Wenn ich meine Stirn erheitre, so erheitert sich auch meine Seele. Eine ewig verfinsterte Stirn muß auch ängstlichen Geist geben; das ist ein großes Datum über die Geschichte ganzer Völker!

Ich glaube, die Edda nannte den Himmel einen Schädel des Riesen: er ist nach meiner Einbildung die Stirn der Gottheit. Wohl Dem, der aus seiner Stirn wie aus einem weiten, klaren Himmel sieht! So wie sich unter einem weiten, offnen Himmel weiter denken läßt, so erweitert sich die Seele unter einer heitern, offnen Stirn; man fühlt die Sphäre seiner Wirksamkeit freier und ungezwungener, und das ist Leichtigkeit und Lust zu leben. Ich fühle mich so weit als die Welt, wenn ich wohl bin; wenn sich aber mein Wesen einzieht, wenn ich mich von der Luft, von Menschen, von Furcht und Bangigkeit gedrückt fühle, dann verengert sich meine Brust, meine Stirn wird traurig, mein Herz schlägt bange: dann bin ich mir selbst überdrüssig. Also glückliches Bild! erhobene Stirn! weite Brust! oder sanfte Stirn holde Miene der Gesinnung! das ist der freie lachende Himmel der Seele in der gebildeten Natur! er wirkt mit.

Unsre Stirn faltet sich alsdann nach dem Kunstbilde oder heitert sich nach demselben auf. Die holde Miene auf dem Antlitz der Venus, der Juno flößt uns eben die ein! das sind Stumme, die durch ihre Mienen reden! Gehe in ihre Galerien und besprich Dich mit ihnen, Du murmelnder Menschenfeind! Gehe hin und lerne von der Stirn des Apollo Hoheit der Seele! und bleibe kein Schulfuchs! vom Antlitz der leidenden Niobe wahres, stilles Leiden, und schreie nicht kindisch und knechtisch in Deinen Kirchengesängen! Siehe den Unterschied zwischen Antinous und dem falschen Seneca, und schaffe Dir edle Gesinnung!

2. Auge! Die Stirn war gleichsam das Relief der Seele und ihrer Gesinnung: das Auge ist der Redner des Willens derselben, der Herold ihres Verlangens. Die Bildhauerei malt kein Auge, und das Spielende desselben kann also hier nichts sagen; aber die Form, die Richtung desselben kann sprechen.

Eine edle Wölbung, ein helles Glas, ein erhobner Spiegel muß andre Bilder geben als ein enges, tiefes Loch, als ein

gezogenes Auge, als ein sich zusammenziehender Punkt, der die Welt sieht! Die Vorstellungen müssen so verschieden sein, als dies Instrument ist — was sage ich Instrument! als dieser fühlbar gewordene Wille der Seele ist.

Ein Blinder betaste das Auge: er fühlt keine Minauderien, keine Augenkünste, die wir treiben, nichts von allem Spielenden der französischen Romanaugen; aber er fühlt Großes, edles Licht, die Welt zu sehen, oder tiefer liegende Oeffnung, die mehr in sich gezogenen Geist zeigt, oder sanfte Hellung der Seele!

Es erklärt sich, warum keine Augapfel; aber der Schnitt des Auges, seine Wölbung und die Augbranen verkündigen Alles, insonderheit die Spitze der Augbranen, der Bote der Seele, die Grenze zwischen Gesinnung und Aussicht, zwischen Stirn und Auge: da ist der Punkt des Willens!

Ein Augapfel im Auge ist wie ein Gewächs, sagt nichts und macht Schauder! Wer fühlt was bei seinem Auge? Ueberdem auch als sehende Kunst betrachtet, ist's nur für einen Anblick (und selbst da Dummheit ausgestochert) von der Seite jämmerlich und schandhaft, fürs Gefühl monströs.

Ein Blinder weiß nichts von der Sprache der Augen und von der ganzen Physik, die sich blos malen läßt, aber desto mehr von der, die sich bilden läßt: das zeigen alle Blinde.

3. Nase! Der Abfall von der Stirn ist sanft. An Thieren kann man sehen, wie das Gegentheil garstig ist: z. B. Katzen, Hunden. Es ist bekannt, daß der Mensch von ihnen in Zügen mehr oder weniger abgeht, und was schadet's, die Kunstcabinette in diesem Stücke als Naturaliencabinette zu durchlaufen?

Vergiß auf einen Augenblick, daß das Menschen sind, und siehe sie mit zugedecktem Untergesicht als Thiere an; suche Profil und suche davon Ursache. Es trügt nicht und erklärt viel. Aegyptische Bilder und Katzengesicht; römische und Hundenasen, und was weiß ich mehr?

Die Nase sagt freilich nichts; sie hat nicht Reize; man kann eine Schöne über eine Nase nicht loben; das Nasenlob hat selbst nicht Prädicate, die der Sprache nach edel wären: und doch wie viel trägt sie zur Schönheit bei! Schönheit des Bildes und das, was wir Reize nennen, sind oft ganz umgekehrt.

Große Nasen und vernünftige Frauenzimmer, ich weiß

nicht, wo ich's gelesen! ist was dran? Es wäre eben die Frage, warum oft häßliche Frauenzimmer Vorzüge in Reizen haben, die die Wollust am Meisten begehrt.

4. Mund! Stirn war Gesinnung, Augenbrane Wink des Willens, Auge selbst Verlangen: Mund und Miene, der Sitz der Grazie und des Reizes, ist todte Sprache, aber Sprache, die weit mehr spricht als Alles.

Die Miene der Wange hängt blos vom Munde ab, und daher im Apoll und in der Venus nur immer Mund, der da redet; aber auf wie verschiedene Art kann er nicht reden! Ein kurzer und langer Mund kann nicht dieselbe Linie verlängern und dieselbe Miene geben. Aussicht auf die Bildung der Griechen.

Das ist physische Verschiedenheit: aber Verschiedenheit von Seiten der Sprache, von Seiten der Seele? So viel die Seele zu sagen hat, so viel auch der Mund spricht, die Lippe kann auf so verschiedene Art belebt werden, die Miene auf so verschiedene Art gezogen werden — daß sie unmittelbar spricht.

5. Jetzt Stellung des ganzen Körpers! Wir haben sie verlernt, sind stumm, steif, einförmig. Die Alten kannten sie, die Kunst der Geberden; sie hatten sie in Oper und Tänzen, in Trauerspielen und Gedichten; sie sangen sie, sie bildeten sie, sie verstanden sie mehr als wir.

So will ich Homer lesen, mir Sophokles lebend in Action vorstellen — aber was vorstellen? Habe ich's nicht gnug gesehen, wie ein Molé meine Erwartung in Diderot's Hausvater übertrifft? insonderheit in Veränderung der Stimme, in kleinen Tönen, kleinen Mienen, die Alles beleben. So will ich wenigstens Statuen sehen, um auf jede kleine Miene im Bau des Ganzen zu merken. Sollte die Stellung der Glieder zu einem Körper in der schönen Kunst weniger bedeutend und seelenreich sein als die Composition in einem Gemälde?

Stellung des Kopfes! Zur Seite kann Sanftheit, mehr zur Seite Bitte, noch mehr zur Seite Niedergeschlagenheit, endlich Muthlosigkeit, Ohnmacht, Tod bedeuten: ein redender Leiter der Stellungen. Das Hauptbild ist: der Kopf trägt sich nicht, er sinkt wie bei einer Blume. Auge und Wange wird redend und Hauptbild. Vornhin, Gedankenfülle; gleichsam Stirn bekommt mehr Platz, der Sitz der Seele; Mund mehr geborgen, er hat nichts zu sagen, er will

allein sein; Miene also auch verborgen; Auge niedergeschlagen, hat nichts zu befehlen; Stirn allein redend: das ist Traum von Gedanken. Tiefer hin, wenn das Kinn zur Brust sinkt, auch mehr Grade von angestrengtem Nachdenken, folglich auch mehr Ursache und also Argwohn auf Schmerz, auf ein todtes, stummes Nachdenken, das uns wie von Stein in uns selbst wirft. Kopf zurück, macht den Mund zum Hauptbilde: entweder redend zum Himmel, Andacht, oder redend zu Andern, befehlend, commandirend; daher die Miene der Hohen, des Commandos; den Kopf in den Nacken, man macht sich fertig zu reden. Dies trifft auch bei dem Hohn und bei Allem, was der Mund sagen kann.

Ich weiß nicht, ob die Stellung des Kopfs nach beiden Seiten auch Einerlei sagt. Einem mehr Güte, Andern mehr Schalkheit; damit versuchen; überhaupt Grundsatz: welcher Theil des Gesichts Hauptanblick wird, der ist redend.

6. Stellung der Brust! Auswärts: Tapferkeit, Rache, Athem der Rache, bis in die Nase; einwärts: Seufzen, Kleinmuth.

Brust und Stirn haben eine Art von Correspondenz; man sehe also die Stellung. Die Hände haben Correspondenz mit den Augen; also Willen, That.

Stellung der Füße mit dem Munde; also Art von Sprache.

Also α) Gesicht, Stirn: Gesinnung; Auge: Wink; Mund, Sprache: Mittheilung.

β) Stellung des Gesichts!

Stirn vorn, Auge vorn, Wink; Mund vorn, Sprache.
Kopf herab. Kopf zur Seite. Kopf aufwärts.

γ) Stellung des Körpers!

Brust, Leidenschaft der Gesinnung; mit Stirn, Hand, Wink, Wille, That; mit Auge, Fuß, Gang ꝛc., Mittheilung, Entschließung, z. B. stutzt, starrt, geht, läuft, fährt zu ꝛc.

Das ist Geberdensprache, die aus Statuen zu lernen, mit Dichtern zu erläutern, aus der menschlichen Natur zu beweisen, fürs Theater anzuwenden; aus ihr eine neue Oper zu schaffen!

7.

Ueber die schöne Kunst des Gefühls.

Das Gefühl tastet nur Körper, die Malerei nur Flächen; das Schöne des Gefühls, was ist's also? Farbe nicht! Licht und Schatten nicht! Körper, und da zuerst weich, glatt; denn höckrig ist schmerzlich: rundlich, es folgt aus jenem und ist die bequemste Form zu fühlen. Also sanfte Erhobenheit, durch die nun der Ausdruck kommen muß, daß der Körper ist, was er ist.

Ein Blinder hat also wirklich ein Schönes und sagt kein Wort ohne Gedanken (wider Diderot, Lettre sur les aveugles, S. 11). Sein Schönes ist auch nicht blos Symmetrie, wie derselbe Verfasser will. Auch nicht blos Nutzbarkeit, sondern wirkliche unmittelbare Bequemlichkeit des schönen Tastens. Indessen würde man eben auf dem Wege des Gefühls auf Wege des Unterschieds kommen zwischen schön und nützlich; denn etwas hängt's doch immer schon diesem letzten Begriff an.

Die Begriffe vom Schönen durchs Gefühl sind netter, abstracter, simpler als die durch das Gesicht, da bei diesem ungemein viel Spiel mit unterläuft. Die ersten sind fühlbar als Massen und kein Trug; sie nähern sich mehr dem Bequemen und also mehr physisch, weniger metaphysisch; und also mehr dem Guten und Wahren; also eher aufzusuchen, eher zu bestimmen und zu verificiren. Sie sind hier fühlbare Form des Guten und Bequemen. Lasset uns sehen, was aus diesem Begriffe folgt.

Alles, was da ist, ist zu Zwecken; so auch der menschliche Körper, und nicht blos zwischen den Geschlechtern giebt's also ein Band des Nothwendigen, des Guten und Bequemen. Jedes Glied ist da zu seinem Zwecke, von dem es auch seine Gestalt hernimmt; hat's diese, so ist's zu jenem gut, es ist, was es sein soll; es ist also in seiner Gestalt angenehm. Es ist ein fühlbarer Begriff der Vollkommenheit.

Es ist also einzeln zu beweisen, daß jedes Monstrum von Gestalt häßlich ist; denn es ist ein fühlbarer Mangel der Vollkommenheit oder gar fühlbarer Begriff der Unvollkommenheit. Eine runzlichte Stirn, knotichte Augenbranengegend, hohles, kleines, gezogenes Auge, eingefallene, gequetschte Nase, hoher Augenknochen, eingefallene Wange, aufgeworfene Lippen, hohle

Brust, eingefallene Schläfe, schlapper Bauch, nervenlose Arme, krumme Füße u. s. w.: lauter Unvollkommenheiten, die Zustand der Schwäche, Ungesundheit, Unvollkommenheit, Krankheit verrathen und also wirklich unangenehm sind! Lasset den Blinden einen solchen Körper fühlen, er sympathisirt mit, fühlt sich durch Hilfe der Einbildungskraft krank, wie Montaigne; er erfühlt sich also Begriff der Unvollkommenheit. Das ist nicht schöne Kunst. Seht da, wie der Begriff des Schönen im Gefühl ans Wahre und Gute grenzt.

Nun das Gegentheil. Schöne Stirn, Augen, Nase, Wangen, Kinn, Brust, Leib, Arme, Füße, Alles da, wie es ist, wie es sein soll: lauter Begriffe der Vollkommenheit, Sinnbild der Gesinnung, des Willens der Seele und der Stärke dieser Gesinnung, diesen Willen auszurichten; seht da das fühlbare Schöne des menschlichen Körpers. Es ist nicht todte Symmetrie, daß hier eine Wange und da eine Wange, hier ein Arm und da ein Arm seien; die Kunst weicht vielmehr oft von dieser Symmetrie ab, giebt Unebenmaß, macht dies zur ersten Regel, und sein Gegentheil kann also nicht der erste todte Begriff des Schönen sein, da es vielmehr erster Begriff ist, Unebenmaß zu geben.

Das Schöne ist auch nicht blos Geschlechtstrieb; denn wir fühlen es auch bei männlichen, bei thierischen Körpern, ob sich gleich dunkel manche Ideen dazu hinstehlen. Nein, es ist Gefühl der Vollkommenheit, das freilich um so stärker ist, je mehr es Sympathie erwecken kann.

Kein Thier also, wenn es auch schön wäre, und wir kennen's nicht gnug durch Umgang, macht starke Wirkung. Pferd wird für Pferdeliebhaber, Schaf für Schäfer u. s. w., Löwe wegen seiner allgemein gefühlten Eigenschaften, Schlange aber schon weniger, ohngeachtet ihrer Schlangenlinien, die das Ebenbild der Schönheit sein sollen; wir sympathisiren in Gefühl nicht, wir spielen nicht mit Schlangen. Eidechse nicht, ohngeachtet ihres Schönen; wir spielen, wir sympathisiren nicht mit Krokodilen und Eidechsen. Daraus auf das Schlangengefühl der Griechen, Amerikaner u. s. w.

Der Begriff der Vollkommenheit des menschlichen Körpers macht das blühende Alter vorzüglich zu Gegenständen der Kunst: da fühlen wir die ganze Vollkommenheit des menschlichen Gliederbaues; daher die ewige Jugend der Götter, die Jugend der Helden; daher der Reiz der Göttinnen und Weiber,

die jünger als wir sind. Kinder geben noch mit ihrer lachenden Miene die Aussicht auf eine lachende Welt und also den schönen Begriff der Hoffnung; Alte diese nicht, oder müssen wenigstens den lachenden Blick einer Abendsonne geben, daß sie gelebt haben. Man sondre auch von ihnen also die merkliche Unvollkommenheit des Fühlbaren ab — Runzeln u. s. w.

Der Begriff des Schönen in der Malerei ist weit feiner, aber gekünstelter, unwesentlicher: er macht Farbe, Licht und Schatten, der in einer Composition ausgetheilt ist, zu seinem Hauptbegriff; er giebt nur schönen Trug, diese Kunst schönes, fühlbares Wesen. Symmetrie ist nur Architektur, eine Wahrnehmung der kalten Vernunft, mit kaltem Vergnügen, keine unmittelbar sympathisirende Schönheit des Gefühls: ich muß erst die andre Seite des Rapports suchen, den Exponenten finden und ein = zwischen inne schreiben, ehe das Vergnügen darüber wirken kann.

In der Bildhauerkunst ist sie also nicht blos nicht Hauptbegriff, sondern nicht einmal erforderlich. Die Symmetrie der ägyptischen Beine und Füße und Arme und Brüste und Haare und Augen ist ekelhaft, nicht blos einförmig, sondern dem ersten Anblick nach zuwider. Der menschliche Körper ist nie in dem Zustande dessen, was er ist und sein soll, selbst nicht im Schlafe, in der Ruhe nie; blos im Tode, als Mumie so: und muß die Kunst uns an den Tod erinnern?

Daher erklärt sich die Idee des Geschmacks dieser Völker, die ewige Festigkeit, so wie [sie] Ruhe und Tod liebten und aus Aberglauben das Grab zu ihrer Wohnung machten. Man sieht aber auch, daß, soll der Körper nur leben, so fällt also Symmetrie im höchsten Verstande schon weg, und sie ist nicht Hauptbegriff der Kunst. Bei Aegyptern ist's Hauptbegriff: kein Glied thue was; Alles so viel als möglich, daß es nichts thue; das war ihr Begriff der Vollkommenheit. Der Chineser noch jetzt. Wie wäre ein Aegypter erschrocken, wenn er eingeführt wäre in die Säle der Griechen mit ihrer Handlung und Action! „Alles stürmt; Alles unruhig! In unsern Tempeln schweigt Alles.“ Man sieht, der Begriff der Vollkommenheit liegt zwischen Ruhe und Thätigkeit, daß weder jene noch diese allein sei; die Seele nicht zu sehr beschäftigt; der Körper nicht zu sehr; beide nicht zu wenig. Da ist die edle Stelle der Griechen.

Nehmt einen stürmischen Affect, gewaltsame Stellung,

Handlung; sie ermüdet Körper und Seele: kann nicht ewig dauern, giebt bald den Begriff von Unvollkommenheit der Seele und des Körpers, kann also nicht Hauptanblick der Kunst sein. Der Begriff des Schönen in Körper und Handlung kann nicht nett erscheinen, als in der Bildhauerei.

8.

Zum Sinn des Gefühls.

Es ist sonderbar, daß die höchsten Begriffe der Philosophie von Anziehung und Abstoßung die einfachsten Sachen des Gefühls sind; so wenig wissen wir! das Höchste der Philosophie ist zugleich das erste uns Bekannte. Vom Gefühl aus muß also, wie dies, so Alles ausgehen und dahin zurückkommen. Welche vortreffliche Unternehmung, alle Begriffe dahin zu reduciren! zum Gefühl und auf die Sinne.

Wie wenig Begriffe hat ein Blinder! Alle feinen, delicaten Nüancen entgehen ihm; alle Malereien der Seele und der Einbildungskraft, alle Worte der feinen Abstraction; aber seine Begriffe sind stark, fühlbar, sinnlich.

Eine Sprache, die ein Blinder ersonnen hätte: welch schönes Feld zum Nachdenken! Es wäre sicherlich keine französische Sprache: aber welche Stärke, welche Wahrheit, welche Wirklichkeit in den Worten, in den Benennungen, in den Substantiven, Adjectiven und Verben! Die Substantive wären wahre Substantive, d. i. Bezeichnungen fühlbarer Substanzen, als solcher, nicht, wie die meisten von unsrer Sprache sind, Erscheinungen. Die Adjective wären nicht farbicht, malend, aber fühlend, stark, fühlbar; die Sprache weit wahrer und stärker in Absicht auf die Verben; denn das Gehör des Blinden ist inniger, wirksamer, tiefer, genauer, feiner. Alles, Alles malender fürs Gehör in Verben, stärker fürs Gefühl, wahrer, wesentlicher für die Seele!

Die Welt eines Fühlenden ist blos eine Welt der unmittelbaren Gegenwart; er hat keine Augen, mithin keine Entfernung als solche; mithin keine Oberfläche, keine Farben, keine Einbildungskraft, keine Empfindniß der Einbildungskraft, Alles gegenwärtig in unsern Nerven, unmittelbar in uns. Welche Welt für den Philosophen! klein, aber stark! Idealismus! Welche Welt für den Dichter! klein, aber stark! keine Malerei der Einbildungskraft, aber Gefühl, Empfindung, starke, lange, tiefe Empfindung — im eigentlichen Verstande sinnlich.

Versuch, wie ein blinder Philosoph sich eine Welt denken würde! Ich fühle mich! Ich bin! Ich glaube, daß es für einen Blinden möglich ist, den ganzen Körper und sein Gebäude auf Kräfte der Seele zu reduciren. Ich glaube, daß ein geborner Blinder sich gleichsam erinnern kann, wie die Seele sich ihren Körper bereitet, wie aus jeder Kraft jeder Sinn gleichsam gebildet wurde. Wir nicht; denn wir sind zu zerstreut, zu sehr aus uns geworfen, um daran zu denken. Wir kennen unsere Seele so wenig wie unser Gesicht, weil wir's nicht studiren; wir studiren andre Physiognomien, nur um sie zu erkennen, wenn sie uns begegnen; uns selbst studiren wir nicht, weil wir nicht nöthig haben, uns zu begegnen. Wir sehen und studiren nur Erscheinungen; wie wir Erscheinungen geworden sind, studiren wir nicht. Das würde aber ein Blinder, der so Metaphysiker wäre als Saunderson Mathematiker;[1]) er würde, wenn er zurückginge, auf Alles kommen und sich platonisch Alles erinnern. Das wäre Philosophie.

9.

Noch zur fühlbaren Kunst.

Wenn wir nicht gewohnt wären, Worte aufzufangen, ohne den Begriff zu haben, wenn dies Schicksal nicht insonderheit die abstracten Worte träfe, so würden wir das Wort Schönheit nicht aussprechen können, ohne zu wissen, wie wir's erlangt, ob erfühlt, ertastet, erhört, ersehen, verglichen ersonnen. Lasset uns zum Gefühl zurückkehren: da ist der Anfang.

Nur wird's immer hierin Widerspruch geben; denn fangen wir wol vom Gefühl an, es uns zu erfühlen? alsdann zu ersehen? alsdann zu ersinnen? Nein! Wir nehmen es in der Sprache, durch Worte, und da ist's ein Gemisch von Eigensinn, wie Die den Begriff wenden, die ihn uns lehren; wie die ihn sich erfunden haben, oder von Andern bekommen haben; wie wir ihn erwischen, in welcher Folge, durch welchen Concurs von Umständen sich dieses oder jenes Phänomenon uns darbietet: und das giebt tausend Eigensinne! Von diesen müssen sich alle Leser loszumachen wissen und sich eine Erziehung erdenken, die unabhängig von Sprache und Vorurtheil Andrer sich selbst den Begriff des Schönen erfühlte. Blos so geht man sicher.

Wir wechseln jetzt in unsern gelernten Sprachen mit

1) Vgl. Th. XVII. S. 223. — D.

gelernten Ideen, mit Beinahe-Begriffen; eher wird es keinen wahren Philosophen geben, bis er selbst sich seine Sprache, seine Denkart, seine Philosophie erfunden und nichts auf Vorurtheil angenommen. Die menschliche Seele liebt das Wahre, sucht das Wahre u. s. w., nur sie muß sich selbst überlassen sein.

Das also vortreffliche Werk:[1]) zu untersuchen, wie weit wir mit dem bloßen Gefühl kommen würden; denn das ist doch die solideste, profundeste, erste Hand der Seele; das Auge ist Trug und Oberfläche.

Ein blos Fühlender ist in sich selbst eingeschlossen; seine Empfindungen gehören ihm unmittelbar zu und sind mit seinem Ich verbunden. Das Auge wirft uns weit aus uns weg; die Hände sind das Gefühl, das uns noch am Weitesten[2]) von uns entfernt, und auch selbst das, welche kleine, enge Sphäre! Ein Fühlender ist also ein Idealist durch den Sinn. Da er von der Oberfläche als Oberfläche keinen Begriff hat, da Alles bei ihm Körper und Sache ist, so ist er dem Wesen der Natur wenigstens näher als der bloße Seher. Es ist ein angenehmer Blick, daß selbst in den Wissenschaften, wenn sie weit getrieben sind, sich Alles auf Ideen reducirt, die aus dem Gefühl entspringen.

Der Sinn des Gesichts hat uns also die meisten Ideen von der Oberfläche und also die meisten Vorurtheile gegeben: durch ihn ist der Himmel ein Firmament, die Wolken eine Heerde von Lämmern, der Mond eine glänzende Scheibe u. s. w. geworden. Es ist allgemein, daß, was wir nur durchs Gesicht sehen, wir falsch, irrig sehen: ein Zeuge ist Spiegel, Sonne, Mond, Milchstraße, Farbe u. s. w. Menschen, die blos sehen und nicht fühlen, ist's also so wunderbar, daß das Firmament kein Firmament sein soll, als Denen, die blos fühlen und nicht sehen, es sein würde, daß es oben eine Decke von Firmament gebe. Diese indessen wären nur unwissend, jene irrig. Die Ersten würden sagen: „Ich fühle nichts als Luft!" ihr Schluß ist bornirt, aber wahr; die Andern würden sagen: „Ich sehe was Blaues, folglich ist's fest;" das ist falsch; denn daß es fest sei, müßten sie durchs Gefühl erkennen wollen.

---

1) Die Worte müssen verlesen oder verschrieben sein. Vielleicht: „Das also ist vortreffliches Werk" (vgl. S. 534, Z. 16 f.). — D.
2) Etwa „Wenigsten." — D.

10.

Politik und Naturlehre des Gefühls.

Ein Blinder ist ein furchtsames Geschöpf: jeder Käfer fährt ihm ins Gesicht; jedes Neue ist ihm ein Unbekanntes und jedes Unbekannte sein Feind. Nehmt das Licht weg, und das Universum ist ein großes finstres Chaos, wo Alles aus Ungefähr Krieg führt und aus Furchtsamkeit sich zurückzieht.

Ein Fühlender würde sich also einen kleinen Kreis bauen, der ihm wie der Auster die Schale ist, in dem er bekannt ist; dieser wird seine Hütte, und wenn man will, sein Staat. Sehet den Ursprung der Polizei. Seine Freundschaft mit Thieren würde blos des Zuträglichen und Nutzbaren wegen da sein: das geduldige, sanfte, friedliche Schaf, das dumme, nutzbare Rind! Sehet da, seine erste Herrschaft. Er würde sich einen Boden wählen, der der sicherste uud zum Leben bequemste ist. Da ist das Paradies, sein erstes Eigenthum, seine Wohnung, seine Hütte, sein Vaterland.

Ein blos fühlender Adam, der nach allen Thieren jetzt seine Gattin fühlt, findet, tastet, welch ein Entzücken, welche Wollust! Millionenmal mehr, als wir zerstreute Sehende empfinden und empfinden können. Ein schöner Adam für eine blos fühlende, tastende Eva, welch Ideal der Stärke, Männlichkeit, Proportion, sinnlichen Vollkommenheit! Eine schöne Eva für einen blos fühlenden, tastenden Adam, welch Ideal der Sanftheit, schönen Weiblichkeit, Proportion, sinnlichen Fülle! Eine solche blinde Liebe, ich glaube, Wieland hat sie besungen; sie verdient wenigstens besungen zu werden.

Ein blinder Naturkundiger! er tastet Alles; er kennt also nur die Circumferenz der Sachen: das Innre zu kennen, haben wir keinen Sinn. Wir sehen zwar; aber unser Sehen ist überall nur Oberfläche, auch wenn wir durchschneiden und zergliedern, noch Oberfläche. Wenn wir uns Gottes Kenntniß vorstellen wollen, so sagen wir zwar: er sieht; aber sein Sehen muß ganz anders sein als das unsrige. Er sieht, wie aus einem Princip eine Sache wird; er durchschaut also einen Körper, nicht blos wie, sondern woher er existirt! er sieht mehr, als wir fühlen.

Wir fühlen von Allem nur die Beziehungen auf uns, auf Andre, auf Welt: nie, was eine Sache sei. Dies ist rund,

jenes eckicht; Beziehung auf Raum: dies weich, jenes hart; Vergleichung mit uns: groß, klein, schwarz, weich, hart, fest; lauter Beziehungen, nichts, was die Sache ist. Indeß fühlen wir noch immer mehr, als wir sehen.

Die meisten Eigenschaften, die wir sehen, sind verkürzte Gefühle, oder sie sind nichts als Fläche, Farbe, Licht. Von Körpern erhalten wir nur durch Körper, durchs Gefühl einige äußere Nachricht. Die Nachrichten des Gefühls sind freilich nur äußerlich, wenig, grob, schwer, aber fest, wahr. Das Auge zeigt nichts als Augenschein; wenn es Körper sehen will, trügt's.

Wenn wir die Circumferenz aller Dinge tasten könnten, so wären wir so weltweise, als wir's tasten könnten. Jetzt tröstet uns das Gesicht mit entferntem Augenschein und blendenden Irrthümern.

Wir haben gesehen, daß es unmöglich sei, eine Sache bis auf ihr Inneres, ihren Grund, ihr Bestehen zu erfühlen; wir werfen uns also durch das Gesicht außer uns und sehen alle Dinge als solche an, die um uns gestellt sind, sie anzugaffen. Und noch vergißt der Angaffer, daß er Alles nur aus einem Punkte, von einer Seite sieht, und Sachen sieht, die als Sachen nur müßten gefühlt werden.

Ein blos Fühlender fühlt sich; und muß im Gefühl von sich weit, weiter kommen als wir: er fühlt sich . . . . . . und wird sein Arzt, sein bester Kenner, ja, glaube ich, sein Philosoph sein, um sich auf sein . . Metaph. . . . .[1]) zu erinnern.

Ein Fühlender fühlt die Luft und wird sie, da sie sich bewegt und auf ihn wirkt, wahrscheinlich personificiren. Der sanfte Aether und der stürmende Nord werden seine Götter werden. So wird die Mythologie erstehen; so ist sie vielleicht entstanden. Denn Völker in ihrer Kindheit sind wie fühlende Kinder: sie sehen noch nichts, sie kennen noch nichts, sie fühlen; und was sich bewegt, was durch Bewegung auf sie wirkt, das personificiren sie.

Noch mehr! sie werden alle Dinge, die sich bewegen, lebend glauben; denn was für ein besseres Kennzeichen vom Leben, als Bewegung! Und wo er Bewegung nicht fühlt, wird er sich wieder kein Leben vorstellen können.

Ein Fühlender ist am Wenigsten Idealist. Alles ist eben

---

1) Die mit Punkten bezeichneten Worte waren dem Herausgeber des Lebensbildes unleserlich; „sein . . Metaph" ist wol falsch gelesen. — D

außer ihm, in seinem Gefühle wenigstens: es reicht nur an dasselbe, an sein Tasten. Aber wo er hört, ohne fühlen zu können, ohne was zu erkennen, da wird er's glauben, es existire nur in ihm, es sei ein Traum, z. B. unfühlbare Stimme.

Welch eine Werkstatt! Ein Fühlender betastet mancherlei Thiere, hört ihr Geschrei! was für innere Begriffe wird er sich aus ihrem Wesen, aus ihrer Art machen! Bessere, als wir mit allen unsern Sinnen. Der wird die Thiere bilden können, wie sie sich um Orpheus herum fühlten.

Welch eine Werkstatt! Und ein fühlender Naturkundiger tastet bis an die Wolken; er fühlt, wenn sie vor der Sonne sind. Ei, wenn er bis an den Mond tastete? Wärme könnte er da nicht fühlen; was er fühlte, wäre Druck, Anziehung.

Wenn die Attraction je entdeckt werden kann, so vom Blinden. Allein da dieser kein Licht, sondern nur Wärme fühlt, wer denn die magnetische Kraft, die weit feiner als Licht ist? Der Magnet müßte so sehr verstärkt werden, daß seine Kraft fühlbar würde. Ich halte es für möglich. Der Magnet würde uns alsdann den ganzen Bau der Welt erklären. Anziehung und Zurückstoßung sind Namen der Gefühle; dann wüßten wir, was sie wären; jetzt sind sie abstracte Wörter, Nichts.

Ein Mensch, der die Anziehung des Mondes fühlen könnte, erhübe sich vom kriechenden Thiere auf dieser Welt, eine Welt, ein Planet selbst zu werden. Ein Mensch, der die Anziehung des Magnets fühlte, vertiefte sich, bis ein Stück Eisen, das gröbste Metall werden zu können.

Wie der Magnet fürs Eisen erfunden, es muß auch einer für Gold, Silber, Quecksilber werden. Der Magnet für Menschen ist das Geschlecht. — —

11.

Vom Gefühl des Schönen und Psychologie überhaupt.[1])

Zu Hagedorn's „Betrachtungen über die Malerei".[2])

1. Man macht beständig Unterschied zwischen Naturkunde und Aesthetik; und im Grunde muß Aesthetik eine Naturlehre,

---

1) Im Lebensbilde steht dies am Anfange „einiger weitern, zum Theil ältern Studien verwandten (zur Plastik gehörenden) Inhalts". Vielleicht gehört der Aufsatz dennoch vor die Reise. — D.

2) Leipzig, 1768. — D.

und zwar die simpelste Naturlehre des Schönen sein. Der Aesthetiker ein Naturlehrer! Was hätte er also nicht zu thun! was für Erfahrungen nicht zu nutzen! Der einzige Transactus, was für eine Welt von Bemerkungen für den Psychologen, für den Naturlehrer der Seele!

2. Man braucht Empfindung, Gefühl des Schönen immer als uneigentlichen Ausdruck; der gründliche Batteux, der nicht ein Wort von Nachahmung oder Gefühl der schönen Natur verstand, ist Muster geworden. Und so ist, weil man immer mit dem Wort die Sache hat zu haben geglaubt, Wort und Sache ein uneigentliches Geschwätz geblieben. Das große und schöne Gefühl der Natur auf einem Spaziergange, eigentlich zergliedert und eigentlich in die Malerei übergeführt, ist ein großes und noch nicht angefangnes Werk!

3. In der Natur muß Alles belebt sein, oder es rührt nicht, ich fühle es nicht; es gefällt nur todt. Der kühle Zephyr und der erwärmende Sonnenstrahl und der den Baum durchwehende Wind und der duftende Blumenteppich muß uns kühlen, uns erwärmen, uns durchrauschen, uns durchduften: dann fühlen wir die Natur! Der Dichter sage nicht, daß er sie fühlt, wenn er sie nicht so lebendig empfindet im großen Wüsten, als Ossian, wo Alles rauscht und lebt und durchdringt; im Sanften, Angenehmen, als Theokrit und die Orientalen. Proben des Lebendigen in Klopstock, Kleist, Gerstenberg; des Todten oft in Thomson (Frühling), in unsern Malern — doch von keinem ausschließungsweise! Sulzer hat auf mich wenigstens nicht viel Eindruck gemacht und Heufeld[1]) noch weniger.

4. Nun bringe der Maler diese lebendige Natur auf die Leinwand; sie muß auch leben! so viel Relief bekommen, daß wir sie fühlen! den Baum duftend, die Luft säuselnd, das Wasser frisch, den Sonnenstrahl erwärmend, die Menschen voll Theilnehmung. Daher z. B. daß ohne einen Fluß, ohne einen sich spiegelnden Himmel uns Landgut und Gemälde zu dürr, zu heiß, zu verschlossen, zu einförmig, zu wenig abgeändert ist. Das Auge, wenn es Wasser anblickt, fühlt es gleichsam durch die Association mit dem Gefühl: es kühlt sich in demselben ab, badet sich und schwimmt in demselben. Der sich darin abspiegelnde Himmel verstärkt dies

1) Der Dichter Franz Heufeld in einem mir nicht bekannten Aufsatze. Sulzer führt diesen unter „Natur" und „Natürlich" nicht an. — D.

Gefühl noch mehr und entfernt noch weiter von der Erde, gleichsam in ein anderes Element, wo man nicht dörrt, nicht trocknet, schmachtet. S. Hagedorn, Malerei, §. 8 f.

5. Wir reden von Menschen, die kein Gefühl fürs Schöne haben, und wir selbst haben's aufgegeben. Das Auge ist uns Hand geworden, und wir sind thöricht gnug, uns in einem andern Leben neue Sinne zu wünschen, da wir die, die wir haben, nicht brauchen. Wir sind aber damit so zufrieden als wie die Thiere, die kein Gesicht haben. Wir sehen, schmecken das Schöne, und wer weiß, was nicht mehr? und fühlen es nicht! Das Schöne überall zu fühlen, wo es sich findet: o großes Wort, wer führt's aus!

6. Was ist das Schöne? Ich lasse den Namenursprung des Worts im Deutschen und nehme das Gefühl: wo ist's? Die Gärtnerei ist nur Nachahmung der lebendigen Natur; die letztere wird nur durchs Gefühl recht eindrücklich (s. p. praec. n. 3[1]): also Gefühl. Malerei ist nur recht eindrücklich, sofern sie Relief giebt; Relief Gefühl: also Gefühl. Musik ist eindrücklich nur durch die Bewegungen, das Leben, den Ausdruck; dies eine Art von innerm Gefühl: also Gefühl. Gefühl also Basis von Allem! also Bildhauerei; also menschliche Natur; menschliche Kunst und Seele! die erste, kleine, einfachste Welt des Schönen.

7. Es ist leicht, sich zu denken, wie der Körper durch seine wohlgefälligen Formen dem Gefühl Vergnügen bringt; wie es aber die Seele durch den Körper thut, hat einen Mittelsatz nöthig: nämlich durchs Gefühl und durch öfteres Gefühl bekommen wir die Ideen von Bewegung. Bewegung ist die sinnliche Ankündigung des Lebens, Leben die Ankündigung der Seele: so und nur so spricht die Seele durch Körper. Wir sind in unserer abstracten metaphysischen Welt von Ideen schon so weit gekommen, daß die gemeinsten auch schon die complicirtesten sind und kein Mensch sie auflösen mag.

8. Indem ich will, vielleicht auch denke, bewege ich mich; ich bekomme von vielen Sachen Ideen. Die sich nicht bewegen, die urtheile ich also todt; die sich bewegen, also die lebendigen. So der Neger den rauschenden Baum als Gott; er betet ihn an. Im Leben supponire ich Seele also ꝛc. Also Seele wird sinnlich durchs Gefühl blos erkannt, sofern sie sich

1) Mir unverständlich. — D.

durch Leben, durch Bewegung, durch Wirkung, durch Handlung äußert; oder ich schließe, daß sie sich geäußert hat oder sich äußern wird. Aegyptische Kunst also Mumie; todt, seelenlos: die Statue mit zusammenstehenden Füßen, anliegenden Händen, geradem bewegungslosen Leibe kann auch der unbeseelte Leim sein, aus dem Prometheus noch erst einen Menschen schaffen will! Blos Bewegung, Stellung, Schritt mit Hand, Kopf, Fuß verrathen die Seele.

9. Dieser ganze Theil muß also theoretisch simpler und deutlicher werden, wie Seele im Leben, in Bewegung, Bewegung im Gefühl zergliedert wird. Dann nur kann der Ausdruck: ein für das Gefühl seelenvoller Körper, Sinn bekommen, die Seele gefühlt, gemalt, gebildet werden. So in der Bildhauerei durchaus; so in der Malerei, sogar in der Natur!

10. Holländische und chinesische Gärten, wo man durch Kunst und Steine Blumenbeete macht, ist keine lebende Natur mehr. Da kein Gefühl, keine frische grüne Farbe, kein lebendiger West (ohne Bäume), keine duftenden Blumen und Wiesen, keine erwärmten, von der Sonne fröhlichen Gesichter; nichts als Stein, Tod, kaltes Gras! gothische Blumentöpfe und Steinlagen! Es ist zu beweisen, daß die grüne Farbe die fühlbare Farbe sei, gleichsam der Ton unsers Auges, wo es mit den Fühlnerven zusammenhängt. Die rothe Farbe regt zu sehr auf und sticht gleichsam, die schwarze bürstet und reißt aus; die grüne und blaue, Mittelfarben auf Gefühl, blaue des Erhabenen, grüne des Angenehmen, weißrothe des Schönen.

11. In der Natur, je mehr Gattungen des Gefühls zusammentreffen, desto schöner! Z. B. bei einem schönen Landgute rausche ich mit dem Winde und werde belebt; rieche und dufte mit den Blumen, zerfließe mit dem Wasser, schwebe im Blau des Himmels; da alle Gefühle! Im Sand nur eins! Selbst der Schotte nimmt Feld, Moos, Quelle, Strom, Weidegras, Steine, Berge, Hügel zu Hilfe; er saust, braust, regnet, zieht mit Wolken u. s. w. Dies ist die Ursache von dem Mancherlei in Landschaften; nicht angenommene Begriffe, von denen z. B. Hagedorn schwätzt (§. 9). Denn wie angenommen? etwa weil Begriff Mannichfaltigkeit und Einheit fordert? oder fordert dieser Mannichfaltigkeit und Einheit, weil Gefühl es fordert? Ebenda (§. 9 f.) gehören die Exempel von der Vielheit in Auftritten des Schauspiels u. s. w. gar nicht hin. Und §. 10 insonderheit, welch Gewäsche! Abschnitt 3 rc.

12. Was wollen unsre Seelenkräfte, klare und undeutliche Vorstellungen sagen? Alles ist Umriß, nicht Körper; Form, nicht Materie. Freilich habe ich beim Gefühl des schönen Körpers eben eine klare, aber undeutliche Vorstellung der Vollkommenheit desselben; nur wer denkt sich diese im Ganzen? Wer das Schöne fühlt, überläßt nicht Andern den Beweis des Vollkommenen: beide nicht verschieden, sondern Schönheit wirkliches sinnliches Gefühl des Vollkommenen: Vollkommenheit nämlich dunkel; Einheit und Mannichfaltigkeit klar; also Schönheit rc. Gut und Schön nicht mehr verschieden, als daß dieses die Schale von jenem ist. Man sehe, was Crousaz[1]) davon sagt. Wahr, gut und schön ist ursprünglich nur Eins: gut für das Gefühl des ganzen Ich, schön für die sinnliche Empfindung, wahr für die obern Kräfte.

13. Richtigkeit ist fürs Auge, Schönheit fürs Gefühl. Dadurch Verhältniß für jenes, schöne Form für dieses. Zeichnen für jenes, Fühlen für dieses. Wahr für jenes, Grundlinie für dieses; fein für jenes, zart für dieses. Jenes hat Linien und nichts mehr; dies hat Umrisse, Schwung, Anschein, Contour, Wölbung; es wird Körper. Das Gefühl genießt, das Auge weiß; jenes fühlt das schöne Güte, dieses das gute Schöne. Eines ist zum Andern kein Zusatz, sondern nur wie Seele und Körper verschieden. Da das Schöne nach Parent[2]) nicht in Verhältnissen, sondern in Einbiegungen bestehen kann und diese Körper werden, siehe, so ist auch in der Malerei das Schöne eine Illusion fürs Gefühl.

14. So muß Alles Körper werden, um schön fürs Gefühl zu sein, und zwar insonderheit menschlicher Körper. Nun suche man Grund in uns. Schöner Körper ist sinnliche Idee von Vollkommenheit; dies in uns Idee von unserer Vollkommenheit; erinnert also die Seele an das Bild, das sie hatte, da sie sich ihren Körper schuf. Schöne Körper andern Geschlechts an die Geschlechtstriebe, die nur dunkel zu Grunde liegen u. s. w. Man steige auf diese ersten Naturgefühle. Ich will den kalten Crousaz und Arminius[3]) lesen.

---

1) Traité du Beau. — D.

2) Antoine Parent in der Abhandlung: De la beauté corporelle (Journal des savants 1700) und in den Recherches des Mathématiques et Physiques (1714) III. 91. Er setzte die körperliche Schönheit in influences douces et lentes. — D.

3) Wol verlesen. — D.

15. Woher, daß Wachsbilder weniger illudiren als Marmorbild? Jene sind für das Gefühl, dies wird nicht illudirt: das Wachs ist zu sehr Wachs, als Begriff von Völligkeit zu geben, auch nur par convention. Im Auge kann nicht Ursache liegen, aber im Gefühl gewiß; für dieses bleibt Wachs immer klebricht Wachs.

16. Seele im Körper: sittliche Verhältnisse! Eines erklärt so wenig als das Andre. Ich habe Nr. 6—8 Auflösung gegeben in Leben, Bewegung, Gefühl: das ist Anmuth! gleichsam Anschein des Muths, der Seele 2c. Da zieht ein Geist den andern, das ist geistige Attraction u. s. w.

17. Wie muß ein Vater, eine Mutter ihr Kind fühlen! und wenn ein Albano seine Frau, sein Kind zu Modellen nimmt, sie mit inniger Wollust zeichnen! Edle Einfalt löst sich leicht auf in das vorige Gefühl: die Seele sagt Alles, was sie denkt; so in Kindern, so in unschuldigen Mädchen. Sollte treuherzig nicht so viel als naiv sein, wenigstens für uns Deutsche? Daß edle Einfalt immer viel zu denken geben muß, folgt nicht; sie giebt's aber oft, weil wir selten die Seele so treuherzig sehen. Und sie ist so reich, daß, wenn sie sich nur zeigt, wie sie ist, sie immer ans Erhabene grenzt. Nur [darf] Eins mit dem Andern nicht verwechselt werden. Naiv in der Stellung, ist sich selbst gelassen, wie Myron's Satyr, da er die Pfeife bewegt, wie Kind, wie Jüngling 2c.; also gleichsam man ist, wie man ist, wie man aus den Händen der Natur kam, neu (naif), oder im Deutschen, sich selbst treu: ungezwungen, in seiner ordentlichen Consistenz. Ich sollte also glauben, daß das Naive fürs Gefühl sehr leicht zu erklären sei; nur erst in der Sprache ist's complicirt geworden.

18. Harte Verkürzungen, schwere Stellung, künstliche und überkünstliche Situation: Alles der Grazie entgegen. Diese aufs Gefühl reducirt, wie passen die Worte Anmuth, Annehmlichkeit, schöne Faßlichkeit! Und wie greiflich wird da der sanfte Fluß, der Zusammenhang der Theile u. s. w.! Da müssen die nacktsten Ideen hergeholt werden. Daher die schönen, nachlässigen, unschuldigen Stellungen, wenn z. B. der Satyr seine Pfeife betrachtet, das Kind spielt, der Mutter an der Brust liegt, die Mutter mit Wohlgefallen darauf sieht, die Liebhaberin ihren Liebling erwartet, die Schäferin leicht und ohne Zwang der Mode dahergeht, auch auf dem Throne

noch Menschenfreundschaft im Blicke ist, die natürliche Schamröthe das Mädchen färbt. Welche Ehre der menschlichen Natur, sie darf nur das sein, was sie ist, so ist sie naiv, so ist sie reizend, annehmlich. Mit Gefühl alle Stellen aller Hagedorne und aller Winckelmanne, Webbe, Zanotti und Watelette durchgegangen, so lösen sie sich in das Gefühl der schönen, nackten, treuherzigen Natur auf; und mit welcher Wollust kann dies in der Bildhauerei der Natur des Marmors gleichsam hervorgefühlt werden, da alle Lehrbücher weg und aus den unschuldigen schönen Stellungen der Bildsäulen hervorgefühlt werden. Da gewinnt alsdann die ganze Lehre von der schönen Natur Einfalt, Reiz, Grazie ihren ersten wahren Eindruck! wovon Alle so weitschweifig und unbestimmt reden. Reiz, Anmuth, Holdseliges, Gefälliges u. s. w., werden untersucht und überall das ungezwungene Leichte gefunden, das die Mutter aller Natur ist; daher auch insonderheit den Kindern, den Jünglingen, den Mädchen und endlich den Griechen eigen, die so nah an der Natur blieben, noch nichts Zwangsvolles unserer Zeit besaßen.

19. Schönes Gefühl ist der Absicht des Schöpfers gemäß, da er unsern Körper bildete, ihn mit einem fühlbaren Gipse überzog, in ihn eine Seele setzte, die bis an die Spitze der Finger fühlt, und gleichsam so verflochten ist ins Nervengebäude, daß sie ohne dasselbe nichts ist. Schönes Gefühl ist der Absicht des Schöpfers gemäß, da er uns in eine Welt setzte, wo Alles auf unsre Sinne sanft zuströmt: das wehende Lüftchen und das sanfte Gras und noch mehr die schöne, empfindsame Eva. Hochverrath ist also gegen den Schöpfer, dies Gefühl verhärten, verwildern lassen, nicht von Jugend auf so gewöhnen als Ohr zum Wohllaut und Auge zur Richtigkeit, nicht es in der besten Auswahl von fühlbar schönen Gegenständen und in der rechten Folgeordnung ausbilden. Das ist Hochverrath gegen die Natur und Verderben von Grund aus.

Welches Gefühl entwickelt sich in den ersten Tagen der Kindheit zuerst? Gefühl: also auch in der Erziehung. Aus welchem Sinne die übrigen? Aus Gefühl; ergo rc. Ohne diesen Sinn was sind die übrigen? Nichts. Also auch Nichts alle Ideen; sie sind, was sie uns sind, verworrenes, plauderhaftes Chaos. O, komme ein Sokrates, der unsre Weltweisheit auf uns zurückrichte, auf unser Gefühl! Welch Chaos werden wir finden!

20. Durch Rührung des Herzens den Weg zum Verstande? Nein! aber wohl durch Rührung der Sinne zum Herzen und zum Verstande! Der sinnliche Ausdruck der Natur, noch ehe er Erscheinung wird, giebt den sinnlichen Eindruck, der wieder unendlich mehr als Erscheinung ist, und noch weit minder allgemeine Begriffe, Regeln; Alles noch erst Eindruck; die erhabene Leidenschaft, so wie die sanfte Leidenschaft in den rührenden Bildern (s. Hagedorn §. 33); so eine Galerie, das ist Schule der Groß- und Sanftmuth! Das Gefühl zieht sie an, sympathisirt mit ihnen, das Gefühl wird zu unsrer Natur. So ist Epopöe, Trauerspiel, Lustspiel und Idylle in der Bildhauerei, und das aufs Simpelste. Bildet den erhabenen Helden, den leidenden Helden, den vergnügten Mann, den unschuldigen Schäfer. Seht da vier Welten! der Erhabene und Unschuldige sind aus einer romantischen Scene, der Leidende und Vergnügte aus der menschlichen Natur; jene also knüpfen sich zusammen wie diese. Da die simpelste Poetik! Apollo, Laokoon, Antinous, Venus! siehe da die Vorbilder der schönen Natur! Ode ist schon übertrieben und schwerer zu bilden; Elegie übertrieben und matt, noch schwerer! diese sprechen schon und handeln nicht mehr; in jenen ist die größte, edelste Simplicität und Einheit.

21. Daß die Dichter hier dem Künstler nur schwer Vorbild sein können, glaube ich. Diese müssen aus tausend Situationen, Verwicklungen, Sonderbarkeiten nur eine nehmen; und wie die eben wählen? Der Dichter wieder, wenn er sich auf ihn borniren will, so zeichnet er Bildsäulen ab, nichts mehr. Eine Epopöe, Tragödie, Komödie, Idylle in eine Statue zu legen und sie da ganz hervorfühlen zu lassen, ist großes Werk! Es ist, was es ist! Die Dichtkunst hingegen ist fast keinen Augenblick dieselbe; sie schafft, sie verwandelt. Figürlich könnte ich ihr Wesen so die Verwandlung nennen, wie die Bildhauerei eine dastehende Schöpfung, ein Werk &c.

Verwandlungen Ovid's können also ihrem dichterischen Wesen nach nicht gebildet werden, oder das Wesen der Kunst geht wie ihres verloren: dazu auch Ovid nicht (Hagedorn S. 27).

Suche Epopöe, Tragödie, Komödie, Idylle in Statuen, und daraus Statuenpoetik gegeben; Hagedorn (S. 37—39) hat sie nicht.

22. Alles, was in der Malerei und fürs Gesicht schöne Natur ist, ist nur Schatten, nur Blendwerk, nur Trug (s. Hagedorn S. 39—41), aber fürs Gefühl! Gesicht zum Gefühl ist nur eine in Strichen gelernte Charakteristik der Realität, die wir fühlen, aber die Natur fühlen! die große Natur, die verschiedne Natur!

12.

Vom Schönen.[1])

1.

Die schöne Natur nachahmen — nachahmen zu unbestimmt: nachbilden! nachschildern! Jenes ist Bildhauerei, dies Malerei. Schöne Natur. Menschliche Schöne rührt zuerst und am Tiefsten: also diese; alsdann die große anschauliche Natur; da ist wieder das Werk des Pinsels!

1. Daß kein körperlicher Begriff durchs Gesicht erlangt werde, sondern durchs Gefühl. Beweise aus der Natur des Sehens, aus der Geschichte der Entwicklung der Sinne, aus kritischen Unterscheidungsfällen zwischen beiden, aus den Erfahrungen der Kinder, Blinden und Blindgewesenen.
2. Daß also auch das Körperliche der schönen Kunst Fühlbegriff sei. Beweis aus der Unzulänglichkeit des Sehens, bei dem alles Körperlichschöne zerstört wird; aus der Natur des Gefühls und der schönen körperlichen Kunst; aus der Sprache derselben u. s. w. Aussicht auf das neue Gebiet des Gefühls in dem Cyklus der schönen Kunst, die man bisher ausgeschlossen, und auf die Epochen in der Geschichte der Kunst, die daraus zu erklären.
3. Malerei und Bildhauerkunst also durchaus unterschieden, kein Grundgesetz beiden gemein. Aussicht auf die Theorie beider und reiche Entwicklung des Unterschiedes. Corrigirte Verwirrung, Bildhauerei als eigne Kunst rc., wie wir noch keine Theorie haben.
4. Vom Nackten für das Gefühl.
5. Vom Geistigen oder Lebendigen für dasselbe. Erste simpelste Aeußerungen der Seele und Philosophie der Gestalten.

1) Zwei verschiedene Blätter. — D.

6. Vom allgemeinen Begriffe des Schönen; aus Nr. 4 und 5 abstrahirt.
7. Von Anwendung auf Bildung zum Gefühl des Schönen. Cursus darüber aus Natur, Statuen, Münzen, geschnittenen Steinen ꝛc. Abstraction daraus auf die Gestalt einer so gebildeten Seele überhaupt und deren Einfluß ꝛc.

Von Malerei.

1. Tafel der Natur. Alles, was das Gesicht zeigt, ist Fläche, Vorbild in der Natur. Malerei kleine sichtbare Natur. Vergebener Rangstreit ꝛc. Die Arten der Malerei. Unterscheidung von Bildhauerei. Diese die Consistenz in sich selbst ꝛc.
2. Also viel Nebeneinander das Hauptgesetz. Fläche kommt mit in Betracht; Raum, Luft, Expansion. Aussicht auf die Gattung und Schulen der Malerei. Unterschied von Musik. Nichtigkeit des Farbenclaviers.
3. Licht erhellt Alles; einfache Lichtmasse.
4. Licht getheilt in Farben.
5. Entfernung. Perspective.
6. Leben; das ist Relief: Schönheit, Leben!
7. Anwendung zu Bildung des Auges ꝛc.

2.

Geist der Feinheit (finesse) ist fürs Auge, Geist der Tiefe (profondeur) fürs Gefühl. Dieser ist enger, aber gründlicher; jener weiter, aber superficiell.

Es giebt auch ein reelles Schöne; das ist Form; das blos Angenehme ist fürs flüchtige Auge. Keine Figur aus dem Gemälde muß mit uns sprechen: alle unter sich selbst! Keine Person von Theater mit uns sprechen, alle unter sich handeln.

Müssige Personen auf dem Gemälde und auf der Bühne! Bühne das beste lebende Gemälde. Wenn Gemälde eine Tafel des Lichts und der Farben ist: sind dann die Flamländer so schlecht? Wer kann diese Tafel besser machen als sie?

Die Italiener aus der Schule Raphael's haben Bildsäulen von Figuren auf ihre Gemälde geliefert, und sie haben also die Kraft des Körpers nachgeahmt. Die Schüler Rubens' haben die Tafel gezeigt, wo sich Alles äußert, Maler des

Raums, des Lichts, der Farben. Diese haben viel Feinheit, jene Bedeutung.

Ein wahres Gemälde muß wenig historisch und sehr menschlich sein: den historischen Inhalt muß ich wissen; weiß ich ihn nicht, so muß es nicht schaden. So wie bei Epopöe und Trauerspiel, bei Heinrich und Wilhelm Tell. Ein Gemälde nach Historien beurtheilen, so falsch als Epopöe. Eine Statue gar so beurtheilen, ist ebenso als Trauerspiel. Das Gemälde und die Epopöe sind nie ganze Historie, die Statue und das Trauerspiel nie ganze Welt.

Die Weisen fallen nieder und beten ein Kind an. Ich sehe nichts als ein Kind; ich sehe nichts als niederfallende Greise vom andern Ende der Welt: was kann mir das Kind Großes sagen, was kann mir der Weise Rührendes, Menschliches sagen? Das Kind hat eine Wage! Ist's die Wage des Gerichts? wo sehe ich das? Es ist Spielzeug. Die Wage soll Allegorie sein, und das Uebrige ist Malerei der Historie? Warum hat die Wage nicht auf dem Gemälde dieselbe Wirkung als das Kind, mit dem Johannes spielt? Kann es also mehr bedeuten?

13.

Ueber die Bildung der Völker.

a. Durch Religion. Es gab Zeit, Gegend, daß dies das einzige Mittel der Bildung war. Patriarchen. Moses. Durch Erziehung; Lied, populär, im orientalischen Despotenton; Wunder, Erscheinungen; Drohungen, Verheißungen. Aeußerer Gehorsam; keine oder wenig Moral. National- und politische Pflichten.

Wir kommen ganz aus dieser Zeit heraus; daher auch Alles todt; nicht mehr die Erziehung, die Welt, das Land, die Nation, der Ton, die Denkart, die Pflichten, die Vernunft, Alles, Alles wirkt auf uns; weniger despotische Befehle, Vorbilder, Verheißungen, Drohungen 2c.

Unsre Religion vernünftig: also nicht Befehle, sondern Beweggründe; deutliche und klare Ideen; frühe Empfindungen und gleichsam Ahnungen dessen. Taufe, Religion, Erziehung. Katechismus der Menschheit. Geschichte der Religion. Confirmation. Abendmahl. Erklärung der Bibel, daß man endlich weiß, was man glaube. Predigten besser und

anders. Casualanwendungen insonderheit zu nützen, Hausaufsicht. Anstalten dazu; Werth davon. Beschreibung eines Mannes, der im erhabenen Posten von der Art auf Stadt und Land Einfluß hat.

b. Durch Poesie. Theater; Beredsamkeit; republikanische Gesinnung. Zeit, da die Gedichte Homer's, da das griechische Theater, da die Beredsamkeit nichts als national, zeitmäßig, politisch war. Erziehung nach Homer; Gesetze, Lebensart, Alles richtete sich darnach; Alles lebende Welt, Religion, Gesetze, Erziehung, Alles dasselbe. Reste davon in der Beredsamkeit.

Wir aus dieser Zeit heraus: Alles todt; nicht mehr griechische Erziehung, griechische Welt, Vorfahren, Mythologie, Land, lebende Sprache, Denkart. Nothwendig Alles weniger. Pedanten in unsern Collegien, die mit uns Dichter, Redner, Geschichtschreiber der Alten lesen. Elender Begriff der humaniora. Was sie waren und nicht mehr sind. Wie dies verdirbt und untauglich, unbürgerlich, dumm, elend macht. Auch selbst unsre Dichter nicht Alles. Klopstock: ein Jüngling, der nach ihm gebildet würde; Empfindungen, aber keine Wahrheit. — Unsre Geßners; keine rechte lebende Welt. Unsre Anakreons; auch nicht. Griechische Zeiten sind vorüber. Catull sang schon ganz anders, und Wahrheit; wir Phantasien, die auch wenig wirken. Politische Beredsamkeit haben wir nicht. Unsre Erziehung, Lebensart, Land- und Denkart ist nicht poetisch, wie es Griechen nannten. Nur die menschliche Wahrheit und Empfindung bleibt übrig.

Dichterische Erziehung aus unsern Dichtern: Klopstock, Hagedorn, Gellert, Gleim, Kästner, Lessing, Ramler. Alles aber bleibt nur Eindruck, Empfindung, Gedanke: nichts mehr. Wieland's Verdienste rc.

Englisch bürgerliches Trauerspiel. Lessing. Englische Poesie überhaupt. — Englische Beredsamkeit. Englische Erziehung, Religion, Alles!

c. Schöner Geist; [hat] Frankreich seine Entstehung zu verdanken. Gesellschaft. Ehre. Regierungsart. Komödie, neue Art. Verse. Bücher und Alles. Gesellschaftliche Erziehung, gesellschaftlicher Zweck rc.

Wir nicht so: dazu keine rechte Welt, anzuwenden, von Jugend auf zu lernen; daher üble Nachahmung, Verderben. Wenn es Geist der Bildung rc.; aber Stücke, Theile, Reste rc.

d. Philosophie, eine Beute aus allen Ländern und Zeiten. Sokrates, der wahre Erste, den wir kennen. Hätte er Philosophie gemacht, so Secte: jetzt nicht. Xenophon rc. Secte. Epiktet, nur verdorbene Secte. Machiavell verdorben. Pascal, Bayle, Nicole, Rochefoucault verdorben. Newton, Locke, Leibniz, Richardson, Diderot, Wolff, Moses rc. Was hier kleine Fürsten thun könnten.

Philosophische Erziehung. Beklagung Rousseau's. Wunsch eines Neuen, der zugleich das für die Gesellschaft sei; aber es müßte ein Montesquieu sein oder nur für eine Stadt. Aufmunterung der Schweiz dazu. Iselin!

Philosophische Romane: Richardson u. s. w.

Philosophisches Theater: Diderot. Sédaine. England: philosophisches Vorbild. Familie. Obrigkeit. Regierung.

e. Also Prediger nicht, Poeten nicht, schöner Geist nicht, Philosophen nicht allein: Regierung.

1. Erziehung, daß sie politisch, menschlich und zugleich religiös sein könne; daß Keines dem Andern widerspreche; daß die ganze Menschheit ausgebildet werde. Sinne, Kräfte der Seele, Genies. Kein Zwang, keine Vorrechte; dazu sehr enge oder sehr große Reiche. Freiheit oder Despotismus. Anstalten der Kaiserin von Rußland. Plane, Vorschläge weiter rc. In Deutschland Alles vollendet, aber da noch viel zu machen. Z. B. in Livland. Hoffnung von der Ukraine rc.
2. Einführung der Lebensart. Von Mäßigkeit und Luxus. Von Gesellschaft und Vergnügungen. Von Denkart und Zeitvertreib rc.

Was ein Landesherr wider den Luxus thun kann und nicht thun solle. Wie weit Prediger, Poeten, Philosophen wider ihn und schöne Geister für ihn dienen!

Von der Gesellschaft. Wie ein Landesherr den Ton bestimmen kann.

Von der Komödie. Lectüre. Ton der Kanzel.

Von Vergnügungen: Spiele, Tänze, Oper, Komödie.

14.

Jahrbuch der deutschen Literatur zum Behuf des Studiums der Menschheit.

Plan.

Sachen, Gelegenheiten, Materie: im Interesse der Menschheit. Auch der Form nach: für Menschen zu lesen, ihnen zu nützen, sie zu lehren. Auch aus der Gelehrsamkeit. Von Menschen gedacht: für Menschheit. Gesellschaften. Einzelne, Nationen. Kleine Gesellschaften. Wenigstens Aussichten für Menschheit.

a. Aus der Theologie. Nicht blos Erbauungsschriften und Predigten: Erklärung der Bibel; neue Einrichtung der Dogmatik; Gewißheit gegen Zweifel; moralische Situationen; Geschichte der christlichen Religion.

b. Aus der Geschichte. Gewißheit über Dieses und Jenes. Einfluß auf Politik, Finanzen. Rechte der Großen und der Menschheit; so auch Rechtsgelehrsamkeit.

c. Handel. Zustand der Gesetze, Politik &c. &c. Zustand der Menschheit: heutigen Tags große Gesichtspunkte.

d. Philosophie im Allgemeinen, Besonderen. Mathematik, wann sie anzuwenden ist &c. &c.

e. Schöne Wissenschaften: Gedichte, Reden, Abhandlungen. Romane; in ihnen oft mehr als in allen Wochenblättern.

Nur das Mark der Gelehrsamkeit nicht. Deswegen dieses doch auch nützlich; in Sprachen, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit, Philosophie &c. &c. Oft über die Grenzen hinüber: das Publicum zu bilden. — Freiheit, das oberste Recht der Menschheit: also unparteiisch, keine Vorzüge des Standes, wo Menschheit &c. &c.; nicht beleidigen, kränken; nicht antworten &c. &c.

Leser und Leserinnen.

Proben von Schriften: von Spalding (Bestimmung des Menschen, Werth der Gefühle, Predigten, sein Denkmal); Resewiz' Predigten; deutsche Bibliothek von einer Seite; Reimarus' Wahrheiten &c. Michaelis, seine Verdienste &c. Jerusalem &c. Ernesti &c. Spalding &c. Walch &c. Sulzer &c. Ramler &c. Sonnenfels &c. Weiße &c. Lessing &c. Cramer &c. Klopstock &c. Gerstenberg &c. Jacobi &c. Gatterer &c.

Bückeburg.

Wie die deutschen Bischöfe Landstände wurden.[1])

Vorläufige Anmerkungen.

Die christliche Religion entstand im Schooße der jüdischen, die von je her an eine Sprache der Theokratie und Priesterregierung gewöhnt war und letztere zum Theil selbst in den verfallnen Zeiten noch hatte, da die christliche Religion entstand. Mochte nun immer ihr Stifter vom weltlichen Regiment abbiegen, so viel er konnte, so existirte doch in den angenommenen heiligen Büchern eine ältere Sprache, ein fremder Religionseinschlag, dem man, wenn man einmal wollte und konnte, seine Ideen zwischenwebte. Das christliche Priesterthum sollte bald, wie das jüdische, dem es doch so ungleich war, Zehenten, Zoll, Regiment, Gottesansehen haben. Nachdem Jerusalem zerstört war, war die christliche Kirche das neue Jerusalem, und wollte es nicht blos im Himmel, sondern

1) Veranlaßt durch die Preisaufgabe der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen auf das Jahr 1774: „Aus was für historisch erweislichen Ursachen haben in den Königreichen, welche in den eroberten Provinzen des römischen Reichs von den sogenannten barbarischen Völkern errichtet worden sind, die christlichen Bischöfe auf den Reichstagen Sitz und Stimme erhalten, die sie doch unter der römischen Herrschaft nicht können gehabt haben? Ist ihnen diese Prärogative von allen Völkern eingeräumt worden? oder welche Völker haben sie ihnen nicht eingestanden? Haben sie die Bischöfe ohne Unterschied der Religionsparteien oder nur die, welche der Religion des Staats, z. B. bei den Gothen der Arianischen, beipflichteten, genossen? Wann und bei welchen Völkern sind die Aebte zuerst hinzugelassen worden? und was für einen Einfluß hat diese Zulassung der Geistlichkeit zu den Reichstagen in diesen ältesten Zeiten in die Staatsverfassung dieser Völker gehabt?“ — D.

auch auf der Erde sein.*) In den untergeschobenen Kanons der Apostel,**) wenn sie nicht erst aus den Zeiten Konstantin's sind, wird schon ordentlich festgesetzt, dem Bischofe Tribut, Zehenten und Erstling zu bringen und ja nicht zu fragen, wie er damit haushalte; er sei König, sei im Namen Gottes u. s. w.

Die christliche Religion wuchs zuerst in Asien und Afrika fort, und noch zur Zeit der heidnischen Kaiser sieht man schon die beiden äußersten Enden, Einsiedelei oder Herrschsucht, hervorblicken, da das aufgebrachte Gehirn der Gegenden so selten mittlern Weg kannte. Das Christenthum sollte eine Priesterschaft des Geistes, nicht des Fleisches bilden — die edelste, aber auch schwerste Herrschaft! Wer sie hat, glaubt so leicht, das Fleisch sei nur Zugabe; die Grenzen beider Herrschaft fließen wie Farben in einander. Und da das Christenthum in den damaligen Zeiten gedrückt ward, Märtyrer bekam, da es sich bewußt war, daß es auf ein feiner und höher Gesetz ausging, als damals die gebildetsten Völker in ihren Gesetzen sich erlaubten oder möglich fanden: was war natürlicher, als daß der Pendel auf beiden Seiten des Uebermaßes Herrschaft und Unterdrückung, Märtyrerthum und Göttlichkeit schwankte? Die Einfalt bot an, der Eifer nahm an oder glaubte zu erwerben; die Heiden trugen mit ihrer so ungleichen und damals überhaupt so unordentlichen Begegnung selbst dazu bei.

Da Konstantin endlich so zu rechter Zeit das Kreuz in den Wolken sah und nun selbst Pontifex Maximus des Christenthums wurde: welche Veranlassungen kamen dazu, den neuchristlichen Geist zu heben! Er machte andere Verfassung im Reiche:***) in den vier großen Präfecturen ward der Militär- und Civiletat getheilt; der Metropolitanetat, der daneben trat, hatte also unvermerkt eine geräumigere, bessere Stelle. Die Edicte†) von Abschaffung der Fechter, Concubinen, von Feierung der Sonntage, Entfernung der Heiden und Abgötter auf die Dörfer, damit in den Städten reiner Gottesdienst wäre, wußten es so sanft zu bereiten, daß Alles fein

*) Moshemius, De rebus Christianis ante Constantinum Magnum, p. 271—274 et al. — H.

**) Can. Apost., 2. 11. 26. 35. — H.

***) Zosim., II. 39. 40. — H.

†) Cod. Theod. de gladiatoribus, feriis, concubinis, S. S. Ecclesia etc. — H.

christlich und ordentlich zuginge und der geistliche Stand Alles umschlösse. Die Freiheiten endlich von Freilassung der Knechte in den Kirchen,*) weil es voraus eine manumissio in ecclesia, i. e. concione heidnisch gegeben hatte, das Privilegium von Vermächtnissen an Kirchen, und am Meisten, wenn's deutlich gnug wäre, was Sozomenus**) sagt: „Clericos ubique per legem ob eam rem conditam immunitate donare voluit: illis, qui erant in judicium vocati, dedit potestatem, si modo animum inducerent, magistratus civiles rejicere, ad episcoporum judicium provocandi, atque eorum sententiam ratam esse et aliorum judicum sententiis plus habere auctoritatis, tamquam ab ipso imperatore prolatam, statuit.“ Wie eingeschränkt und einzeln man auch die Worte nehme, zeigen sie, daß es schon sehr weit war.

Insonderheit in dem Theil, von dem wir mehr reden werden, in Gallien, gedieh der Metropolitanetat weiter als anderswo. Der Bischof von Köln, Maternus, stand bei Konstantin in Gnaden und ward mit zween andern Bischöfen aus Gallien nach Rom geschickt, um über die Donatisten mit zu entscheiden.***) Trier war der Sitz des praefecti praetorii Galliarum, und der Bischof der Hauptstadt maßte sich daher unvermerkt vor andern Diöcesen ein Primat an.†) Beide präsidirten also auf dem Concilio zu Arles, und als Konstantin den Athanasius nach Trier verwies, bewies sich der dasige Maximin gegen ihn sehr hart und herrisch.††) Als sich Arianer und Orthodoxe zankten, waren die gallischen und deutschen Bischöfe, eine große Anzahl, Säulen der Orthodoxie,†††) und stützten sie stark gegen die Arianischen Kaiser. Weil überhaupt damals diese Ecke des römischen Reichs gegen die Franken sehr vielbedeutend war,*†) so mußten's auch die Bischöfe mit werden. Es waren sehr eingerichtete, strenge, mit Ketzerblut befleckte Metropolitien.

*) Cod. Theod. de manumissionibus in Ecclesia, L. IV. 7. — H.

**) Sozom., L. I. c. 9. 7. Jac. Gothofredi extravagans de episcopali judicio, in fine Cod. Theod. — H.

***) Optat. de schismate Donatistarum, L. I. p. 22. ed. Du-Pin. — H.

†) Pagi in annales Baronii ad annum 332, n. V. VI. — H.

††) Sozom., L. III. c. 10. — H.

†††) Auf dem Concil zu Sardica. S. Basnage, Annales politico-ecclesiastici ad annum 346. — H.

*†) Konstantin der Jüngere hielt Hof in Trier. S. Cod. Theod. L. V, 27. — H.

Wie sie's indessen sein mochten, und welchen Werth oder Unwerth die vorgenannten Gesetze über die weltliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe haben,*) so hatte doch das ganze römische Reich, auch in seinen Nachlässen, den Begriff von Land- und Reichsständen nicht, zu dem sie sich nachher erhoben. Es war Monarchie und in so langen Unordnungen militärischer Despotismus geworden, den Konstantin auf einmal weder ändern konnte, noch wollte. Seine praefecti und Edicte regierten, und zu der freien Stimme eines Gesammtvolks war weder Ort noch Aether. Die Bischöfe thaten also, was sie damals thun konnten; sie blieben am Schöpfeimer und regierten durch Kaiser, Weiber und Eunuchen. Wo sie selbst weltliche Gerichtsbarkeit unter Vorwänden der Religion ausüben mochten, thaten sie's auch als Despoten, mit Hilfe des weltlichen Arms; zu einer andern Verfassung war damals, da sie noch mit dem klügern, politischern Heidenthum zu streiten hatten und in die Maschine desselben, wie sie war, hineintraten, weder Zeit noch Raum. Griechenland und Rom hatte von eigentlichen Richterpriestern, die dem weltlichen Gericht entgegenstünden, keine Begriffe; es war auch zu kurze Frist. Julian kam bald und machte Rückstoß; politische Noth und Unfälle folgten. Auch beim Kaiserthum zu Konstantinopel, wo der Stuhl des Patriarchen so dicht neben den Stuhl des Monarchen trat, hat die Priesterherrschaft nie den Weg genommen.

Es bedurfte ganz anderer Verfassung und Zeitumstände — und auch die kamen. Nur bedinge ich mir Eins voraus, die Geistlichen nach der Verfassung als Menschen, d. i. als physische Triebfedern, nicht als Un- oder Uebermenschen betrachten zu dürfen. Die Geschichte ist Naturlehre der Succession; in der Naturlehre moralisirt man aber nicht, wie das Thier nach unserm Kopfe sein sollte, sondern wie, woher und wozu es da ist. Und dann sieht man hintennach, daß kein absolutes Gift in der Natur existire, das nicht im Ganzen auch Arznei und Balsam sein müßte.

*) S. Gothofredi Extravagans, in fin. cod. Theod. Sirmondi in appendice ad. cod. Theod. Tillem. n. 71. ad vitam Constantini. — H.

Erster Abschnitt.

Veranlassungen, dadurch die Bischöfe Landstände wurden.

Barbarn stürzten sich auf den römischen Welttheil, und wie an andern Grundverfassungen Europa's, waren sie auch, ganz natürlich und unschuldig, am neuen Ansehen der Bischöfe Ursache. Ich betrachte nur das Land, in dem sich der bischöfliche Stand am Meisten gebildet, und von da er sich nach Deutschland verbreitet; die andern Anwendungen und Ausnahmen sind in Jedermanns Händen.

I. Die Franken waren deutsche Völker, die, wie ihre Brüder, nichts als Freiheit und freiwillige Vereinigung, also Landstände kannten. Freimann war jeder einzelne Deutsche, sein Haus ihm Eigenthum und Wehre, er der Wehrfeste, Kinder und Knechte, Hintersassen und Anwohner (Sclaven kannte er nicht) sein Volk, wofür er zu stehen hatte; seine Vereinigung zur Republik also in Friede und Freiheit. König und Herren erkannte er nicht; Macht über Gesetze, Leib, Leben und Tod konnt' er sich nicht denken. Friede war das Urwort ihrer Innungen, Willküren, Sprachen; seine Gesetze waren lange von ihm selbst bewilligte Gewohnheiten, über die er nur als ein Freimann von Seinesgleichen konnte gerichtet werden, und wenn er gerichtet wurde, waren seine Vergehen nur Brüche eines von ihm selbst bewilligten Friedens, seine Strafe und Auskommen ein ehrliches Wehrgeld, mit dem er zugleich als einem Mittel der Gesammtbürgschaft nach Stande, Werth und Verhältniß zur allgemeinen Sicherheit geschätzt wurde. Immunität war Zeichen des Unwerths und Ausschließung aus der Gemeine; nur Feigheit und Verrätherei waren tödtend.

Der Krieg schuf von selbst edle Geschlechter; aber auch die waren dem Wehren nicht unterdrückend. Sie waren Begleiter des Edelsten, des Königs oder des Tapfersten, des Feldherrn, ihre Vorzüge also Dienste, ihre Ehrenzeichen Livrei. Also als Glieder eines Einzelnen standen sie auch in der Nationalversammlung mit ihm, den Wehren nur zur Seite, die den Körper der Nation ausmachten, und waren sonst unter Hofrecht. Ja, auch in allen und den nothdringendsten Fällen die vortreffliche Verfassung für Freiheit und Sicherheit zu vollenden: siehe da, der Stand der Priester! Regibus nec infinita,

nec libera potestas: duces exemplo potius quam imperio praesunt; neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus, permissum, nec quasi in poenam, nec ducis jussu, sed velut Deo imperante. Effigies et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt. Si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse paterfamilias. Si prohibuerunt, nulla de eadem re in eundem diem consultatio. Silentium per sacerdotes, quibus tum et coercendi jus est, imperatur: rex vel princeps auctoritate suadendi magis quam jubendi potestate audiuntur etc.*) Wo Niemand also sprechen, befehlen, strafen, tödten, ausschließen konnte, that's der Priester im Namen Gottes. Sein Stand war also das Unterpfand der Freiheit, des Werths, der Ordnung und Tugend, der Kitt und das geweihte Band aller Stände; dazu waren sie in der Nationalversammlung, dazu zogen sie mit zu Felde.

Ein Volk legt nie seine Denkart auf einmal ab, wenn's in andere Verbindungen tritt; und da die Franken nach Gallien kamen und es für gut fanden, Christen zu sein, sahen sie die Bischöfe ihrer neuen Religion mit fränkischen Augen an; anders konnten sie auch nicht. Was ihnen ihr Priesterstand gewesen, heiliges, scharfanziehendes Band der Versammlung, sollten ihnen jetzt die christlichen Bischöfe werden: auf einmal waren sie also im Märzfelde. Sie, die in der römischen Provinz, wo es keine Landstände geben konnte, nur reiche ansehnliche Versammlung in ihrem Mittel gemacht hatten, waren jetzt Theil der Nation. Das Wehrgeld für den erschlagenen Diaconus war mit dem ingenuo Franco gleich, für den Presbyter mit dem Edeln in truste regia, für den Bischof mit den Comitibus, also mit den Höchsten der Nation; und auf dem Werth und Anschlage der Compositionen beruhte bekanntermaßen Alles. Temporibus Clotarii Regis una cum Principibus suis, id sunt 33 Episcopis et 34 Ducibus et 79 Comitibus vel cetero populo constitutum est. etc. ist der Eingang der unter Hlodowig II. verbesserten salischen Gesetze, wo sie gar schon den Ducibus voranstehen.**) Und auch bei der ersten Abschrift salischer Gesetze, die wir von Hlodowig's Zeiten haben, führten Bischöfe offenbar die Feder; die genannten

*) Tacit., De mor. Germ. 7. 10. 11; Mascov, Geschichte der Deutschen, B. 16 §. 35 ff.; Struvii corpus hist. Germ. Proleg.; Möser's Osnabrückische Geschichte, §. 39. — H.

**) Legis Salicae tit. 58. — H.

Aeltesten der Nation sind vier erwählte Schöppen, die ihnen nach der langgebliebenen Sitte die alten Gewohnheiten dictirten.*) Die Sache ist, ob sie gleich Pater Daniel ohne allen Grund leugnen will, unzweifelhaft und die gegebene Ursache ebenso klar: nach der Franken Denkart und Sitte gehörten sie nothwendig ins Märzfeld.

II. Die keimende barbarische Monarchie mußte ihnen einen neuen Zugang schaffen. Es war nichts natürlicher, als daß ein so langer, gewaltsamer Kriegszustand, in den die Römer Deutschland setzten, alle Sehnen eines Körpers anstrengen mußte, der nur für die schnelle, heftige Bewegung gemacht war. Die ganze Nation der Franken ward Heermannie,[1]) und in der Folge der Jahre ward's Heerbann unter den edelsten Fürsten, deren Gefolge so zunahm und sich übers Heer verbreitete. Der römischen Kriegskunst und despotischen Cultur entgegengestellt, mußten sie wider Willen von ihnen annehmen oder sich allmählich in sie schicken; auch wissen wir, wie die römische Staatskunst mit den deutschen Fürsten spielte und die Grundverfassung dieser barbarischen Völker in Freiheit und Einigung zu erschüttern suchte, wobei sie ohne Zweifel gewann. Wie sich also die Franken über Gallien gossen und sich in die salischen Länder theilten, wurden auch dem Könige und seinem Gefolge Länder, und da lag der Keim der Monarchie nach barbarischer Art.**) Hlodowig fand's für gut, aus christlicher Vorsicht, wie Gregor von Tours meint, seine Nebenfürsten wegzuschaffen: er, der so viel große Eigenschaften wirklich besaß und so viel Glück hatte, ward Monarch nach fränkischer Art, und es war nicht die letzte Ursache, warum er die christliche Religion annahm, um mit Hilfe derselben und ihrer orthodoxen, reichen, mächtigen Lehrer Monarch über Rechtgläubige und Verfolger der Ketzer werden zu können.***) In der Maschine waren also die Bischöfe ein großes Triebrad und Werkzeug. Quicunque hanc deliberationem, quam cum Pontificibus vel cum magnis viris optimatibus aut fide-

*) Eccardi Leges Francorum Salicae, p. 4—8. — H.
**) Hertii Notitia Veteris Francorum Regni c. IV. V. Gundlingii Otia XVII. 2; Struvii Corpus hist. Germ. p. 112. 113; Strubens Nebenstunden, Abhandlung 24. — H.
***) Walchii dissertatio de Chlodovaeo ex rationibus politicis Christiano. — H.

1) Vgl. Herder's Werke, Th. XII. S. 17. — D.

libus nostris in Synodali concilio constituimus, temerare praesumserit ꝛc. ist eine Constitution Hlotar's*) in seinem Hofgericht, in dem also auch Bischöfe sprachen. Mediantibus Sacerdotibus atque Proceribus heißt's in dem zwischen Gunthram und Brunehild geschlossenen Tractate.**) Gunthramus Rex omnes apud Parisios Episcopos Regni sui congregavit, ut inter utrosque edicerent.***) — Quidquid Sacerdotes vel Seniores populi judicarent, pars parti componeret,†) ist der Vergleich zwischen Chilperich und Gunthram. Si judex aliquem contra legem damnaverit, in nostra absentia ab Episcopis castigetur, sagt die Constitution Hlotar's. Sie waren also in Curia palatii Oberrichter wie im Märzfelde; und das waren die heidnischen Priester nicht gewesen.

III. Endlich war's ein Grundsatz der Franken wie aller deutschen Völker: „Jeder muß von Seinesgleichen gerichtet werden", ein Grundsatz, der ein Jahrtausend hindurch bis auf die Zeiten gedauert, da die italienischen Doctores juris es besser wußten. Wie sie also die Gallier nach römischen Gesetzen in den Städten und als ihre Anwohner und Hintersassen leben und richten ließen, so mußten auch die Bischöfe, die als edle Priester in ihre Nation traten, Jurisdiction bekommen, die ihnen nach fränkischen Rechten gebührte. Die ecclesiae hatten mallum wie ein weltlicher District,††) und Hlotar gebot nur,†††) daß sie, wie die übrigen Gerichte, ihre judices und missos aus dem District des Kirchspiels nehmen möchten. Hatten sie nun das, so konnten sie nach fränkischer Art nicht mehr haben. Justiz und Regierung war damals, wie so viele Jahrhunderte hernach,*†) noch nicht getheilt: nicht die Könige, sondern die Schöppen gaben Gesetze, d. i. richteten nach uralten Gewohnheiten, und der König frug sie nur, was er denn nicht ändern konnte, um Recht. Wenn also die Bischöfe Zutritt zum Märzfelde, zum Hofgericht und Stadtgericht der gallischen Städte, wo ihre Metropolen waren, die sich auch unter den Franken zuerst erholten,**†) hatten, so sieht man, wie

*) Baluzius, Capitularia regum Francorum, ad annum 615. Artic. 24. — H.
**) Gregor. Turon. L. IX. 20. — H.
***) Ib. L. IV. 48. — H.
†) Ib. L. VI. 31. — H.
††) Legis Ripuariorum, tit. 58. — H.
†††) Concil. Paris. anni 615. — H.
*†) Struben's Nebenstunden, Abhandlung 3. 13. 14. 22. 38. — H.
**†) Schoepflini Alsatia, I. 677. §. 114; Honthemii Hist. Trevir., I. 31. — H.

weit sie Wurzeln schlugen. Von den Franken hatten sie Ehre, von den Galliern Güter: sie waren der angesehene, reiche, mächtige Mittelstand beider Nationen. Und das nach der gegebenen Mischung von Ideen und Zuständen so leicht! so natürlich! Das fränkische Auge und die fränkische Sitte gab dem gallisch-römischen Pontificate gerade den Umriß.

Daß die Folgen ganz anders werden mußten, als sich die Franken dachten, ergiebt sich von selbst. Ihnen konnte

I. der Priesterstand der Christen nicht sein, was ihnen ihre Priester gewesen: diese gleichsam gebornen Landstände, ein Ausschuß des Adels, auch in Denkart und Sitten noch Franken. Ihr Ansehen beruhte nicht auf weltlicher Gewalt, der sie eben mit ihrem Ansehn widerstanden; auch nicht auf einer Summe Lehren, ohne die man nicht selig werden konnte, und über die sie also Austheiler an Jedermann vorstellen müßten, sondern auf bloßer Ehrfurcht gegen ein unsichtbares Wesen, den Stifter der Treu und des Glaubens. Sie hatten Unterhalt, aber keine Güter, beschlossen das der Nation zugehörige Heilige, was sie aber eben deshalb selbst nicht besaßen. In der Versammlung herrschten sie durch Stillschweigen und Zeichendeuten, nicht aber durch Stimme und Vortrag; sie hatten genau keine andere Existenz, als die das Band der Stände, Ehre und Friede forderte. Mit den Priestern der neuen Religion wie anders! Sie hatten schon eine so feste, von Frankengesetzen unabhängige Existenz, ehe diese kamen; ihre Denkart war gemacht und gar nicht fränkisch, ihr Ansehen bei den Galliern in einem Medium etablirt, das die Franken wenig fassen konnten; sie machten unter sich einen Körper, der gewissermaßen so weit reichte, als christliche Bischöfe waren. Da ihnen nun die Franken mit bestem Willen neue Existenz in ihrem Staatskörper gaben, so mußte aus beiden übelgegatteten Theilen mit der Zeit ein Ungeheuer werden, das sich selbst zur Last fiel. Auf Ehre und Wehr in der Nation war bei den Franken Alles gebaut; Kaufmannschaft und gutbringende Handwerke ließen sie den städtischen oder dörflichen Galliern: bei den Bischöfen Alles auf Liebe, Christenpflicht, Gemeinschaft aller Stände und zuletzt positiven Befehl Gottes. Mit dem besten Willen zerrissen sie also das Band der Franken und durchstießen ihre Gesetze.

II. Die Druiden zogen mit den signis lucis detractis zu

Felde, eben damit kein Monarch die Herrenfahne erhübe. Konnten's die Bischöfe? waren sie und ihr Amt dazu geschaffen? und wenn sie konnten, wollten sie's? — sie, die so dicht am Throne lebten, mit Hilfe der Ritter und Knechte eben die Monarchie unterstützten, von der sie aufgenommen und begünstigt waren? Sie sprachen also, auch in einer Versammlung, wo man von keinem Herrn wissen sollte, Sprache der Knechtschaft aus Orient, und das dazu im Namen Gottes, eines Gottes, der nach gewissen positiven Religionsbedingungen die Seligkeit ertheilte. Was mußte folgen? Die Könige hatten keine rechtliche Gesetzgebung; sie mußten blos über Jeden von der Nation von Seinesgleichen Recht fragen: nun, da der Körper der Nation auseinanderfiel, nahmen sie sich das widerrechtlichste Ansehen, was nur im ungeregelten Staat existiren konnte. Es entstanden die garstigen Präscriptionen, Ausnahmen einzelner Fälle, die aller Unordnung Thür und Thor öffneten. Die Könige zogen Gallier an den Hof, Leute, die in der fränkischen Maschine gar keinen Werth haben sollten: die lehrten sie Ueberbleibsel der römischen Staatskunst, die sie, Barbaren, doch nicht begriffen, noch auch in ihrem rohen und freien Staate anwenden sollten. Die Geringsten gelangten also mit den Bischöfen und durch die Bischöfe zu den ersten Hofbedienungen, wo sie über die Wehren hinaussahen und diese nicht anders als unterdrücken konnten. Die Franken waren ein zerflossnes Volk; Märzfeld ward nicht mehr gehalten; Anarchie oder Hofgericht ward allmählich Alles.

III. Auch in diesem Hofgerichte, welch Uebergewicht bekamen bald die Bischöfe! Die Ministerialen des Königs waren Ritter und Knechte, die sich um die Gesetze wenig bekümmerten. Diese hatten voraus in der ewigen Rechtsfreiheit und Ehregewohnheit der Nation, im Gedächtniß und Munde der Männer und im Geschrei des Volks gelebt und waren heilig; Willkür und feinere, gelehrte Auslegungen fanden nicht statt; Druiden hatten und litten keine geschriebenen Gesetze, weil sie ein Tod der freien, wahren, lebendigen waren. Da durch Hilfe des Christenthums, der Monarchie und nachbarlichen Römercultur das Gesetzbuch da war: wer gewann mehr dabei, als die Schreiber und Ausleger? Die waren gelehrt, verstanden das barbarische Latein, darum sich die Ritter und Knechte weniger kümmerten, und da das Märzfeld, mithin die gesetzgebende Stimme der Nation, weg war, die Comités in den Provinzen unter dem Hofe standen und sich dahin wendeten,

bei Hofe aber Die gefragt wurden, die da waren, da in Ansehen waren u. s. w., woran es die Bischöfe ihres Theils nicht ermangeln ließen: so sieht man, wohin das kommen mußte. Die Bischöfe waren nicht nur ein Körper unter sich, sondern auch das Haupt der Gallier gewissermaßen, die in Städten und Zünften lebten und sich an sie hielten. Sie hatten den Römerzustand gekannt, kannten das Land, wie es kein einzelner Franke kannte. In einem feinern Medium der Denkart athmeten sie und hatten also das ganze Chaos ungeregelter Gesetze anarchisch mit in ihrer Hand. Weiche Gallier, Franken, die auf Gottesurtheile hielten, waren zu richten. In den Convocatis Episcopis et majoribus natu Laicorum stehen sie daher amts- und standesmäßig immer voran, und Justiz und Gesetzgebung waren damals noch nicht getrennt.

IV. Endlich, da der Geist der fränkischen Republik doch wirklich militärisch war, was die Bischöfe nicht waren, so war Lücke der Unordnung unvermeidlich. Gingen sie als Glieder der Nation zu Felde, welche Bischöfe! welche Krieger! gingen sie nicht, die doch so viel besaßen, so viel Ehre und Wirkung hatten, so ward das Band der Franken zerrissen; jeder Ehrenmann der Nation mußte zu Felde, oder er verlor seine Würde. Also ward das erste schädliche Beispiel einer Immunität von Gesetzen gegeben, die vorher äußerste Schande und Strafe gewesen; andere Weltliche folgten mit der Zeit, und so ward, alle diese Ursachen zusammen mitgenommen, die erste fränkische Periode ein solcher Zustand von Untreue, Bestechungen im Königshofe, Uneinigkeit zwischen Brüdern und Kindern, Präscriptionen, Eingriffen, Unthaten, als wir ihn in der Geschichte finden. Die edle Nation, gens Francorum inclita, fortis in armis, firma in pacis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera — ad Catholicam fidem nuper conversa, immunis ab haeresi*) — neigte sich zum Verfall, verlor Kraft und Geist ihrer Verfassung, die Ehre war, Freiheit und Stärke und bekam dafür geschriebene Gesetze, Bischöfe, unmündige Könige, Hofrecht!

Indessen muß man auch hier, wo es ein großes Phänomenon der Zeit und der Mischung zweier Völker gilt, nicht aus abstracten Sätzen oder als über das Betragen einzelner Personen, wogegen diese gekonnt hätten, moralisiren.

*) Legis Salicae prooemium. — H.

I. Die Bischöfe hatten die Franken und die Franken die Bischöfe nicht geschaffen. Jene fanden die Ideen von Regiment und Ständen unter diesen fest und konnten also auch nicht dafür, daß sie so mit deutschem Auge gemessen und hinübergezogen wurden. Diese hätten zu viel gefordert, daß jene ganz ihre orientalisch-römisch-gallische Denkart auf einmal ihnen zu gut hätten ablegen sollen: sie forderten's selbst nicht, daß sie ihr Ansehen und Besitzthümer ablegten, auch nicht einmal, daß es die überwundenen Gallier ablegten; sie ließen diesen ihr römisch Gesetz und gallische Lebensart; was sie sich ausbedungen und nahmen, war Ehre, Macht und barbarische Freiheit. Druiden in heiligen Eichenwäldern konnten die Bischöfe nicht werden, so wenig die Franken jetzt alte, arme Deutsche mehr waren; die Species waren also da, die Mischung mußte geschehen. Die Franken waren schon durch lange Kriegsgefolge und jetzt durch Ueberwindung und salische Zerstreuung ein anderer Staat geworden; unter den Galliern wohnten sie einmal, also konnte die Einwirkung fremder Begriffe, mithin Ueppigkeit und Entmannung, auch ohne Bischöfe, nicht abgewendet werden. Die Kugel war im Ablauf, und es war also gut, daß sie jetzt wenigstens die milde, schlüpfrige Hand der christlichen Cultur, wie sie damals war, auffing und lenkte. Denn nun, wenn die Bischöfe freilich nicht würdiger Mittelstand zwischen Edeln und Gemeinen in einer fränkischen Versammlung sein konnten, so waren sie doch

II. Mittelstand zwischen Galliern und Franken. Sie zähmten durch Monarchie und Christenthum die Ueberwinder und verschafften den Ueberwundenen einen Zustand, den sie nicht als römische Provinz gehabt hatten. Die Bischofsstädte wurden wieder zuerst groß*) und mit ihnen der Gallier Gewerbe: diese waren und wurden bald reicher und bequemer als die Franken, die nur von Ruhe und Raube leben wollten. Hätte die christliche Religion kein Verdienst, als damals ein etwelches Band zwischen so vielen Nationen gewesen zu sein, so wär's anzurechnen.**)

*) Schoepflini Alsatia, I. 677. §. 114; Honthemii hist. Trevir. I. 31; Strubens Nebenstunden, Abhandlung 38. — H.

**) S. Mably, Beiträge über die Geschichte von Frankreich, Band 2, Abschn. 2; Montesquieu, Geist der Gesetze, XXX. 1—7, die beide aber von der fränkisch-deutschen Verfassung nicht in Allem richtige Begriffe haben. S. Möser's Osnabrückische Geschichte, S. 307. — H.

III. Kann auch nicht geleugnet werden, daß, wenn mit der deutschen Denkart viel Würde und Stärke zu Grunde ging, das Medium, in welches man mit Krümmungen hinübergezogen wurde, wenigstens für eine spätere Zeit eine Gattung höherer Ordnung bereitete, die man damals freilich erst in Gährungen sahe. Es war der Bischöfe Vortheil, der wilden Händelsucht zu widerstehen, der mitwachsenden Gewalt weltlicher Stände das Gegengewicht zu halten, daß die Könige sich wenigstens ruhig zu Tode leben konnten und das Volk nicht auf einmal in die Sclaverei der Senioren und Gerichtspächter fiel, bis sich mit der Zeit etwas Anders entwickelte.

IV. Rissen sie widerrechtlich oder schleichend auf dem Gange, den wir gezeichnet, an sich, so ward's ihnen ebenso widerrechtlich und gewaltsam wieder entrissen. Wenn schon Hlodowig's Enkel, Hilperich,*) nullum plus odio habens, quam ecclesias, klagen mußte: Ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae; nulli penitus, nisi soli episcopi regnant; periit honor noster et translatus est ad episcopos civitatum: so erholten sich die Majores domus, insonderheit in Burgund und Neustrien, wenn sie ihre Krieger und Dienstadel mit nichts belohnen konnten, an Kirchen und Kirchengütern. Selbst Martell in Austrasien, aus einem Geschlechte, das sie noch schonen zu müssen glaubte, that's, da er's thun durfte, und am Ende der ersten Linie war der geistliche Stand ärmer, als er im Anfange derselben gewesen zu sein vorgab. Sie waren also entrepôt,**) wohin man legte, und woraus man langte u. s. w.

Der Grund der Frage wäre also auf die simpelste historische Weise sichtbar. Die Comitia der Deutschen und der Stand der Priester auf denselben war das Gewebe, der gallische Zustand der Bischöfe der Einschlag, die Monarchie Maschine, die sie einschlug und zusammenpreßte. In campo Martio und in palatio Regis waren sie den Proceribus und Senioribus zur Seite, in den Städten der Bischof neben dem Vogt, die ecclesiae bekamen Mallum; Ansehen und Reichthümer wußten sie sich auch zu verschaffen: also die Samenkörner zu Allem, was die Zukunft ausgebildet. Und der Weg der Veranlassungen dazu so einfach; die Mischung nämlich gallischer und fränkischer

*) Gregor. Turon. L. VI. 46. — H.
**) Montesquieu, XXXI. 9. — H.

Ideen und Zustände, die jetzt zusammen gährten. In dem Verhältniß, als die fremde christliche Religion und Ueberwindung Galliens der fränkischen Monarchie emporhalf, half die fremde fränkische Denkart dem Ansehn der Bischöfe zu Landständen empor, bis Eins das Andere zernichtet.

So war der rohe Block da, aus dem die Statue werden sollte. Das austrasische Majorat, die Familie der Pipine, baute sie nach den gegebenen Grundzügen weiter, und Karl setzte sie mit seinen Riesenarmen polirt aufs hohe Gestelle. Lasset uns die nähern Veranlassungen sehen.

Zweiter Abschnitt.

Veranlassungen, wodurch die christlichen Bischöfe unter den Karolingern Stände des Reichs wurden.

I. Von Pipin Heristall's Zeiten hatten die austrasischen Majores domus, die schon principes et duces Francorum waren, Aussicht zur Krone; es kostete aber, so völlige Könige sie an Amt und Gewalt waren, mit dem Namen etwas Mühe. Der Name beruhte nämlich auf den Königsgütern, und diese waren, wie jede ächte Wehre jedes Franken, der Familie gesichert. Es wurden Theilungen mit ihnen vorgenommen wie mit jedes Manns Gütern; aus ihnen verliehen sie Beneficien an den Dienstadel, der den Königshof machte, und die Obergerichtsbarkeit, die dem anklebte, schien also der Familie Clodowig's unabtrennlich. Daher zuerst die unmerklichen Schritte von Absetzungen, Pausen, Interregnis, das Spiel mit Knabenkönigen, um die Nation an Alles zu gewöhnen. Die Güter und Beneficien der Könige mußten erst erschöpft, die duces et principes Francorum selbst erst reich sein und Beneficien austheilen können; endlich war doch zum letzten Schritte am Meisten das geistliche Ansehen nöthig. In Feldzüge und Bekehrungen theilte sich also Pipin's Regierung: jene, seinen Kriegern Beute, diese, den Geistlichen Jünger und Bisthümer, durch Beides sich Sicherheit und einen beliebten, heiligen Namen zu erwerben.*) Unter den Franken, Baiern und Friesen wurde bekehrt und erobert. Karl Martell, der mit den Gütern der

*) Mascov's Geschichte der Deutschen, II. S. 264 f. – H.

Kirche anders umsprang, und den daher der heil. Eucherius nachher im Gesicht in solcher Höllenqual sahe, ging mit Bekehrungen und Eroberungen denselben Weg fort. Karlomann und Pipin der Kurze weiter: cum consilio servorum Dei et optimatum wurden Synoden gehalten*) und sollten alle Jahre gehalten werden. Bonifacius ward Erzbischof, Primas der Kirchen in Deutschland und ward mit seinem großen Kirchensprengel, der schon bis Würzburg und Eichstädt, Salzburg und Passau reichte, fertig. Gleich mit den Vorbereitungen dieser Linie zur Krone ward also der Grund zu dem geistweltlichen Reiche in Deutschland gelegt, das einst die ganze Linie stürzen sollte.

II Jedermann weiß, unter welchen Umständen das Pipin'sche Haus endlich zur Krone kam, und alle machten das neue Reich nun zum eigentlichen geistweltlichen Reiche. An den Papst ward Gesandtschaft geschickt, der den letzten Stoß geben sollte: Bonifacius, der heilige Erzbischof und Märtyrer, salbte; cum consecratione Episcoporum et subjectione principum**) trat Pipin auf den Thron; der Papst wiederholte die Salbung auf ihn und seine Söhne; das war doch nun recht regimen sacrum. Wo der König nicht mehr auf dem Schilde steht und vom Heer ausgerufen wird, sondern von geistlichen Händen die Krone nimmt, da sind diese geistlichen Hände natürlich die nächsten am Throne.***) Die Befehle heißen sacra; †) die ersten consilia können nicht anders als solche sein. Der gesalbte König ist Königspriester, Priesterkönig, nicht mehr allein electione populi, sondern auch misericordia Dei rex constitutus. Der Bischofstab tritt also so dicht unter die Krone wie auf der andern Seite Schwert und Fahne. Die Doppelverfassung gewann jetzt das heilige Pipin'sche Reich: so ging's auf Karl den Großen über. Ut Episcopi cum Comitibus stent et Comites cum Episcopis, ut uterque pleniter officium facere possit; ††) sie waren also beide die höchsten Reichsbeamten. In der Provinz kamen sie zum königlichen Misso ad placita; wenn sie aber nicht kommen wollten, hatte er nicht gegen sie zu verfahren, sie gehörten ad placitum ge-

*) Mascov, II. S. 313; Georgisch, corpus jur. Germ., p. 486. — H.
**) Mascov, II. S. 325. — H.
***) Möser's Osnabrückische Geschichte, §. 30. — H.
†) Du-Fresne, Glossarium, v. Sacra, epistola. — H.
††) Baluzius, Capit. IV. ad annum 806. — H.

nerale. In dem waren alle majores, clerici et laici, quando ordinabatur status totius regni, und wenn in placitis seniorum die susceptacula getheilt wurden, so geschahe es, ut primo omnes episcopi, abbates vel hujusmodi honorificentiores clerici absque ulla laicorum commixtione sich versammelt, similiter comites vel hujusmodi principes etc. *) Wie diese bei Hofe den comitem palatii hatten, hatten jene den archicapellanum oder apocrisiarium, qui de omnibus curis ecclesiasticis, ut comes palatii de omnibus secularibus caussis, curam habebat.**) Wie die Grafen dem Heerbanne folgten, so mußte auch der Bischof seine Leute schicken, und er ward nur salvo honore der Pflicht entlassen.***) Der Kirchenvogt ward ihnen zugeordnet, der advocatus ecclesiae in weltlichen Sachen sein sollte und so oft ihr Unterdrücker wurde; der Missus Regius endlich beschloß Bischöfe und Grafen, Hauptleute und Presbyters als zusammengeordnete Stände und Aemter im Namen seines Herrn als Generalrevisor.

So sah das geistweltliche Reich des Pipin Karl's aus; damit waren aber die Geistlichen über Plünderung ihrer Güter unter Martell noch unbefriedigt. Noch unbefriedigt mit den Versicherungen,†) daß sie nie mehr sollten geplündert werden, und da man sie nicht baar abfinden konnte, wie anders als mit Hoffnungen und Ehren?

III. Nicht gnug also, daß sie Pipin auf dem neuen Maifelde mit sondern Ehren einführte, wo immer cum omnibus Episcopis, Abbatibus, Comitibus, Advocatis et Vicedominis Abbatissarum Gericht- und Gesetzgebung gehalten ward, sondern auch bei allen außerordentlichen königlichen Gerichten und Commissionen waren sie die Ersten.††) Da unter den Merovingern manche ihrer Vorzüge eingeschränkt oder verdrängt waren, kamen sie jetzt allein unter sich, bekamen eigne Wahl und Jurisdiction,†††) standen, wie gemeldet, nur unter der Reichsversammlung.*†) Zu ihrem Unterhalte wurden jure divino Zehenten**†) ausgeschrieben, die voraus nie üblich gewesen; sie

*) Hincmar, De ordine palatii, c. 29. 35. Bei Du-Chesne II. 494 — H.
**) Hincmar, Capit. 16. — H.
***) Baluzius, Capit. I. ad annum 803. — H.
†) Baluzius, V. Art. 3. 4. 24. — H.
††) Mably, Band 2. Abschn. 2. — H.
†††) Goldasti Constitutiones Imperiales, ad annum 834. — H.
*†) Baluzius Capit. IV. ad annum 806. artic. 12. 19. — H.
**†) Montesquieu, XXXI. c. 12; Struben's Nebenstunden, Abhandlung 35. — H.

bekamen Zinsen von den Prekareien, Anwartschaften auf die geraubten erledigten Stellen, noch gar im Testamente bedachte sie Karl: sie waren also an Ansehen, Amt und Unterhalt der etablirte erste Reichsstand, dem die Krone gewissermaßen noch in Schuld blieb.

So wuchs IV. das Reich durch geist- und weltliche Kriege fort. Die freien Sachsen konnten und wollten ihre Gottes- mit der Königsfahne, ihre altdeutschen Sitten und Rechte mit keinem monarchischen Hofgericht vertauschen, wenn sie die Vereinigung so widriger Sachen mit ihren Folgen am prächtigen, berühmten Frankenreiche in allen Merovingischen Jahrbüchern sahen. Karl also predigte Taufe und Unterwerfung; er kam mit Wasser und Blut: das Schwert überwand; das Kreuz, auf Blutfelder gepflanzt, sicherte die Ueberwindung. Sie entsagten der Teufelsgilde, d. i. ihren alten Gesetzen und Gebräuchen, und sollten*) an Gott und den ihnen aus der Barmherzigkeit Gottes zugesalbten König, Gerichtsherrn und Machthaber über Tod und Leben glauben, zwar aus menschlichem Recht dem Kaiser keinen Tribut, aber aus göttlichem Recht den Bischöfen die Zehenten entrichten**) (zur Schadloshaltung, daß sie einst Karl Martell geplündert, und damit er neue in ihrem Lande einrichten könnte), den königlichen Vögten, Grafen, Bischöfen, Missis gehorchen. So theilen sich die Friedensclauseln in geist- und weltliche Punkte. Bischöfe und Grafen besetzten das Land: sieben mächtige Bischofthümer***) wurden nach oben beschriebener Gerichtsverfassung im neueroberten Sachsen. Karl übersah sein Reich mit 21 geistlichen großen Metropolen.

Wenn Ludwig V. extensiv und intensiv fortfuhr, neue Bischofthümer anlegte und den alten ihr Ansehen erhöhte, so blieb selbst die Verschwendung noch auf dem vorigen Wege. Landesherren wurden die Bischöfe noch nicht, mit allen Regalien und Gütern, die sie bekamen; sie wurden nur reichere, mächtigere Gerichtsherren und sollten noch Aemter, Stände und Reichsglieder, wie sie gewesen, bleiben. Pipin und Karl hatten die Reichsverfassung geerbt, erweitert, gebessert, aber nicht tiefer gegründet; die Folge mußte sein, daß Materialien,

*) Baluzius, Capit. ad annum 797. — H.

**) S. Möser, §. 126. — H.

***) Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Elze (Hildesheim), Münster. — H.

die nicht zusammenhalten konnten, allein durch Luft, Sonne und Zeit zerfielen, hätten auch keine Stürme und Untergrabungen den Fall beschleunigt. Nicht blos in der und jener Theilung (auch Karl hatte theilen wollen, und es war ein von Hlodowig hergebrachter Gebrauch, zu theilen), nicht blos in der und jener Unvorsichtigkeit, temporärer Schwachheit (auch dergleichen waren schon immer gewesen) lag der Funke des Unglücks; vielmehr waren das bloße Windstöße, die den Funken weckten. Die Folgen lagen in den Veranlassungen: tief im Herzen der Reichsverfassung.

Denn nun sollte I. ein Reich so verschiedener Glieder, Nationen und Stufen von Denkart beisammen bestehen, auf einerlei Art regiert werden oder sich vielmehr selbst regieren: war's möglich? Wo nicht gleichsam eine Vernunft als höchste Berathschlagerin war, kein gemeinschaftliches Interesse, nicht einmal ein anerkannter Werth an Besitzthümern, Vorzügen, Gütern, Strafen war: wie da ein Gesetz? ein Reichstag? ein Gefühl aller Glieder auf und zu diesem Tage? Mußte es nicht also werden, was bald geschah, daß Alles sich allmählich von einem Haupt und Körper losriß, an dem es nur so idealisch, entfernt, gezwungen und ungewiß klebte? Schon also die gewaltsame unnatürliche Größe des Reichs Karl's machte, daß es zerreißen mußte: das sahe er selbst, dagegen suchte er sich selbst, wie er konnte, zu sichern; aber er konnte nicht Alles. Karl, der Eroberer und Bekehrer, war bestimmt, mit Riesenkraft einen ungeheuern Fels auf eine Höhe zu rollen, damit, wenn seine Hand losließ, in zehn Stücken der Fels hinter ihm abrollte und sein Geschlecht begrübe.

II. Noch minder war's möglich, daß eine solche Maschine lange bestünde, wenn nur Aemter und in den Aemtern gegebene Treu und Glaube sie aufrecht halten sollten. Sobald die Aemter an Unrechte, Unverständige, Treulose verliehen, sobald die Guten in der Folge selbst eigensüchtig und böse wurden, so war des Kaisers Ansehen in den Provinzen, wo er nicht allgegenwärtig sein konnte, weg. Wurden die Aemter erblich, kamen, die sich einander das Gegengewicht halten sollten, zusammen in eine Hand, erlosch die Aufsicht, so erlosch Alles. Mit unsäglicher, allgegenwärtiger Weisheit, Kunst und politischer Güte hatte Karl aus dem Leimchaos, das er vor sich fand, einen Marmortempel von Gesetzgebung bilden wollen, der aber auf ungewissen Stützen ruhte. Der edelste Versuch

fränkisch-römisch-deutscher Gesetzgebung, er sank, sobald der Geist Karl's dahin war.

III. Noch ungewisser ward Alles, da in jeder Provinz, wie im Großen, die zwei Stände, Geistliche und Weltliche, coexistiren sollten. Die waren nie Freunde gewesen und konnten's jetzt nicht werden. Hier unterdrückte den Bischof der Kirchenvogt, dort suchte der Bischof vor dem Grafen Schadloshaltung und Immunitäten. Die Kaiser verliehen sie nach dem Geist der Zeit und der oft rufenden Rechtshilfe des Einen, der Andere ward eifersüchtig und drang nach. Was die schwächern Geistlichen mit Bitte, List, geistlichem Ansehen erhielten, nahmen die Weltlichen sich selbst. Feuer und Wasser stritten, und der Kaiser, der in der Mitte saß und ohne Beide nichts hatte, ward bald gebrannt, bald genäßt, war weder warm noch kalt und wurde zuletzt von Beiden verzehrt. Es war ein großes gothisches Reich voll mißbrauchter gerichtlicher Aemter; der Herr mochte greifen, wonach er wollte, so hatte er — nichts!

IV. War überdem Gutes bei einer Krone vorauszusehen, die man vom Papst empfing, den man nicht blos in seinen Ländern zum Herrn machte, sondern ihm auch den Weg wies, in andern Ländern Kronen zu vergeben, Königsfamilien zu unterdrücken, Boniface zu senden und die Klerisei in allen Ländern als ein Corpus anzusehen, dadurch er handelte? Da führte man selbst ja den Wolf in den Schafstall, der auch späterhin nicht ermangelte, die ihm angewiesenen Lämmer zu verzehren.

Ins weitere Detail des Mißbrauchs geist- und weltlicher Gerichtsbarkeit sich einzulassen, ist hier nicht Stelle. Man sieht, es ist leicht, aus unserm Jahrhundert darüber zu philosophiren, und zu moralisiren noch leichter. Wenn man aber sieht, wie tief der Grund zu dem Allen liegt, wie Alles zusammengehört und im Geist der Zeit schwebt; wie oft bei Sachen und Einrichtungen schon der Same fiel, wo damals Jedermann nur das Beste dachte: so wird das Phänomenon anziehender und größer! Sieht man nun ferner, wie jede Untreu ihren eignen Herrn schlug, Regenten durch Vasallen, Vasallen später durch Regenten gestraft wurden, wie Hlothar z. B., was die Bischöfe dem Ludwig so übel zugespielt hatten, treulich vergalt, und die Normannen endlich die Strafe an Allen vollführten; wird man endlich gewahr, daß noch in

diesem abscheulichen Chaos selbst Gutes für die Nachwelt keimte: so steigt Alles über eine einzelne Moral oder politische Lehre ins Große der Weltbegebenheit hinüber. Die Fälle von Unregelmäßigkeit wurden erschöpft, Ecken und Räder abgerieben, damit die Maschine sanfter gehe. Die hochmüthigen, geizigen, aber von Kirchenvögten und weltlichen Nachbarn gedrückten Geistlichen ringen aus Eigennutz und Hochmuth der tollen Brutalität entgegen. Sie, die nicht schlagen können, rufen, schreien, bringen unschickliche Rechte und Decretalen*) ins Gemenge, damit doch auch unter der beschmitztesten Hülle ein Keim von Gesetzmäßigem als todte Niederlage daure. Der Fall der Karolinger ist vielleicht das lehrendste Grab unserer mittlern europäischen Geschichte.

Wie in der gothischen Baukunst jeder Pfeiler an Mannichfaltigkeit dem Ganzen ähnlich, so ist's in der fränkisch-gothischen Regierung zwischen jeder Provinz und dem Reiche. Am elenden Bauernhofe jedes Großen der Merowinger gab's ministeriales des heiligen römischen Reichs in nuce, wie sie nachher Karl als erste Beamte seines großen Reichs fürstete und gegen einander abwog.**) Jede Provinz seines Reichs war an Gliedern und Aemtern völlig wie sein Ganzes. Wenn sich also etwas vom Ganzen schied, ward ein kleineres Ganze nach voriger Art ein neuer Polype. Als sich durch die Verdün'schen Tractaten***) Deutschland von Frankreich schied, als sich jenes zuletzt gar nicht an die letzten Sprossen des Karolingerstammes kehrte, so behielt's doch in seinem abgetrennten Dasein völlige Karolingische Form bei, als ob sie dafür erfunden gewesen wäre. Und so ward Deutschland auch mit seinen Bischöfen Francia orientalis.

*) Die Isidorische Sammlung. Hincmar., Capit., 12. — H.

**) Mascov, De origine officiorum aulicorum, §. 4; Böhmer, De origine, caussis et occasione form. Imperii Romani Germanici praes.; Gundlingii Otia, XVII. 2. — H.

***) Schilteri scriptores rerum Germanicarum, p. 91. — H.

Dritter Abschnitt.

Uebergang nach Deutschland.

Die Bischofthümer, die von den Pipinen und Karolingern die Reih' hinab gestiftet und begnadigt waren, lagen in Deutschland.*) Sie durften also nur bleiben, wohin sie Karl auf der Liste seines Reichs gesetzt hatte; die Herzoge und Grafen, die ebensowol nur Aemter waren, traten ihnen gegenüber, und so war Reichstag des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, dem nur sein Haupt fehlte. Sie wählten sich's, aber völlig nach Karolingischen Ideen: das Wahlreich war zugleich Erbreich.**) Der menschliche Geist, sich selbst überlassen, nimmt nur immer kleine Schritte, wenn er neut. Auch der große Haufe, theils von Volk, theils von Ständen, waren noch Glieder des Reichs, wählten, richteten und regierten mit. Es blieb noch immer Grundsatz: „Jeder kann nur von Seinesgleichen gerichtet werden, und an dem, was Alle angeht, muß auch Jeder Antheil haben"; völlig nach alter fränkischer und deutscher Verfassung. Zugleich aber behielt man den ganzen Schmuck aristokratischer Verfassung, dessen Ansehen sich in den trübseligen Zeiten so gemehrt hatte, aus dem Karolingischen Reiche bei, sonderte ihn und trieb ihn höher. Siehe da die Grundlage zur Verfassung Deutschlands!

Als Otto in Aachen gewählt ward,***) ging's völlig mit Insignien des Karolingerstabs her. Der Primas von Deutschland, Mainz, salbte und krönte den fränkisch gekleideten König zu einem Reich geist- und weltlicher Stände. So gut die duces ministrabant, so gut consecrirten und benedicirten die Bischöfe; beide Stände bekannten sich als erste Aemter und Diener. Außer den Alloden war noch kein Erbgut, noch in keinem comitatu oder ducatu Landeshoheit. Der Kaiser hatte überall oberrichtliches Amt, Reichsgüter und Statthalter, übte überall

*) Aus den Zeiten der Gallier und Merovinger Mainz, Trier, Köln, Worms, Speier, Tongern, Trident, Konstanz, Augsburg, Seven (Brixen) u. s. w., der Pipine Salzburg, Regensburg, Freisingen, Passau, Utrecht, Würzburg, Eichstädt u. s. w. Von Karl Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Münster, von Ludwig Halberstadt, Corvey, Hamburg u. s. w. — H.

**) Struben's Nebenstunden, Abhandlung 24; Gundlingii Otia, XVII, 2. — H.

***) Wittichii epitome originis mutationum et interituum imperiorum et rerum publicarum I, 2. — H.

Majestätsrechte. Die Erzbischöfe und Bischöfe waren durch Ring und Stab unmittelbar, die Erzkanzler und Archikapellansstellen waren wie an Karl's Hofe, und sollten darin Mainz, Trier, Köln theilen und wechseln. Alles also, als Reichsstand betrachtet, war noch Amt anstatt und von wegen des Kaisers, nach dem Grundbau und Wesen des Karolingischen Reichs.

Nun beut die ganze deutsche Geschichte Veranlassungen dar, warum das nicht blos so blieb, sondern auch aristokratisch hinanwuchs wie nirgend anders. Erstlich wandte sich Otto sogleich aus dem Reich und suchte die italienische und römische Krone; seine Nachfolger folgten ihm mit so ungleichem Glücke nach, bis endlich die schwere eiserne italienische und die luftige römische Krone die deutsche ganz leicht machte und erdrückte. Da diese auf so leichtem Zeuge, den Insignien geist- und weltlicher Aemter, ruhte, so war nichts leichter, als daß sie sehr sank, daß, wo das Haupt fehlte, die Glieder in Unordnung geriethen; und je mehr die Päpste ins Spiel kamen, desto mehr ward Alles Chaos, bis man endlich die Zerrüttung unter den Heinrichs kennt. Das Faustrecht unter einander, Rebellionen gegen den Kaiser, Parteien am Hofe stritten: die Weltlichen wollten regieren, die Geistlichen Vormünder sein, der Papst durch Alle herrschen — lauter Folgen eines Reichs, das bei dem Vielfachen seiner Glieder, denen ihr Haupt fehlte, und die dazu von einem bösen Geist aus Italien gegen einander aufgebracht wurden, so lang in Unordnung und Anarchie erlag. Indeß war selbst die Anarchie Veranlassung zu einem Guten, das beinahe ohne sie nicht werden konnte. Wäre Otto in Deutschland geblieben, hätten seine Nachfolger sich das deutsche Reich erhalten, ohne ans römische zu denken, unmöglich wäre jenes, was es war, geblieben. Der Kaiser hätte die Stände unterdrückt; es wäre Monarchie worden wie in Frankreich. Jetzt wollte es das Schicksal, daß, indem sie immer auswärtige Händel hatten, das Reich in seinen Gliedern wild emporschoß, und in dem Betracht waren selbst Papst und Faustrecht Beschützer und Erhalter der deutschen Freiheit.

II. Die Geistlichen vermehrten natürlich zuerst ihre Rechte, wenn die Weltlichen ihre Macht vermehrten. Die Bekehrungen nordostwärts gingen fort; gegen die Wenden wurden eine Reihe Bischofthümer*) wie geistliche Markgrafschaften errichtet,

*) Brandenburg, Havelberg, Meißen, Magdeburg, Zeitz. — H.

und ihre älteren Brüder wuchsen an Vorzügen, Befreiungen und Regalien, je mehr sie beim Faustrecht litten. Der weltliche Stand, Herzoge, Grafen, Vögte, traten ihnen auf den Fuß; desto mehr erholten sie sich durch Geschrei an den Kaiser*) um Gerechtigkeit, um Landfrieden und bekamen dafür Güter und Immunitäten, denen sich denn die Weltlichen auf anderen Wegen, durch Pacte mit der Ritter- und Landschaft, kurz, durch Macht nachschwangen.**) Den Geistlichen, deren Würde nicht erblich, deren Macht nicht so groß war, die ihrer Rechte wegen eher am Kaiser hingen, endlich die einen so großen Rückhalter am Geist der Andacht und am Papst hatten — ihnen mußten die Regalien und zuletzt die Landeshoheit mit minderer anscheinlicher Gefahr und eher verliehen werden können als den mächtigen Erbherzogen. Digna recolentes animadversione, sagt schon das Diplom Friedrich's II. von 1220***) vor dem Interregno, quanta efficacia et fide dilecti nostri principes ecclesiastici nobis hactenus adstiterunt — censuimus eos, per quos promoti sumus, semper promovendos. — Igitur quia inter eorum gravamina quaedam abusiones inoleverant in novis teloneis, in monetis, — in guerris advocatorum et aliis malis — nova telonea et novas monetas in ipsorum territoriis sive jurisdictionibus non statuemus, sed antiqua telonea et jura monetarum eorum ecclesiis concessa tuebimur. — Inhibemus, ne quis officialium nostrorum in civitatibus eorumdem principum jurisdictionem aliquam sibi vindicet. — Nihil in aliqua civitate juris habeant, sed princeps et dominus eius plena in ea gaudeat potestate. Und damit waren sie auf ihre Klagen von den guerris advocatorum, concurrente Caesaris jurisdictione und neuen Privilegien derselben befreit; sie brachen als Landesherren den weltlichen Ständen den Weg.

III. Da endlich die ganze altfränkische Staatskunst zu Grunde ging und die Herzoge und Grafen erbliche Herren, nicht kaiserliche Beamte blos waren, so schimmern auf eben dem Wege alle die Veranlassungen durch, warum nicht Alles in kleine Monarchien und Dynastien zerfiel, sondern Alles an einem Oberhaupt verblieb und in Würde, wie im allgemeinen Recht und der Regierung des Ganzen, die altfränkische

*) S. alle Diplome der Zeit. Honthemii historia Trevirorum, T. I. p. 471. 476. 479. 485. 498 etc. — H.

**) Strubens Nebenstunden, Abhandlung 22. — H.

***) Bei Guden, Codex diplomaticus, I. 469. — H.

Sprache, Sitte und Verfassung*) beibehalten wurde. Die Hälfte der Stände war geistlich, die nicht erben konnten: sie waren auch zu schwach, weil sie theils von ihren Landständen und Stiftern eingeschränkt waren,**) theils ihrem Ursprunge nach kaiserlichen Reichsstädten nahe waren und keine großen Territorien hatten; sie waren also nichts, wenn nicht das Reich blieb. Die fränkischen Primaten, Mainz in Germania cisrhenana, Köln in Ripuaria (nachher durch ein päpstliches Diplom in Italien)[1], Trier in Belgica, behielten sorgfältig ihre Aemter und Würden, obgleich die Provinzen nicht mehr da waren. Auch kein fränkischer Hof war ja mehr da, und auch die weltlichen Fürsten waren mehr als Seigneurs, Ministerialien, Erzschenken und Erzbecker. Wo aber Hof existirte, auf Reichstagen, Reichsgerichten, Landversammlungen, wo es reichsfürstliche Aemter und Würden waren, erhielten sie's sorgfältig. So weit sich Deutschland im Innern von Frankreich weggebildet hatte, so genau blieb man im Urkundlichen des heiligen römischen Reichs in Francia orientali. Da lagen die ersten geistlichen Fürsten auf einer Stelle; da waren die Pfalzgrafen die ersten weltlichen Beamten des Kaisers vor Alters; die Wahltage, von Mainz oder Pfalz ausgeschrieben, nahmen immer einen Ort in Ostfranken, bis sie nach Frankfurt, einer Stadt von Karl dem Großen her, bestimmt wurden; Aachen, seine Residenz und zweites Rom, ward, so lange Palatium Caroli von den Normannen verbrannt war, ob palatium Caroli Ort der Krönung. Die Insignien Karl's wurden beibehalten. Wie die Pairs in Frankreich Cousins des Königs, blieben die geistlichen Kurfürsten Consanguinei, Neffen, des Kaisers. Endlich kam die goldene Bulle, und was lange Gewohnheit gewesen war, machte sie mit Sonderungen und Bestimmungen zum geschriebenen Reichsgesetz. Kammergericht, Kreiseintheilung, Landfriede folgten; die Wahlcapitulation Karl's V. mit den folgenden, die sie einleitete, drückte das Siegel auf die Verfassung. Der westphälische Friede kam, änderte Besitzthümer und Religion, aber Reichsverfassung und Rechte konnte

*) Pfeffinger, ad Vitriarium, I. 613; Gundlingii Otia, XVIII. 1. 2. – H.
**) Strubens Nebenstunden, Abhandlung 1. 3. 38 u. a. — H.

1) Kaiser Konrad II. ernannte den Erzbischof zum Erzkanzler des römischen Reiches in Italien, später Papst Leo IX. zum Erzkanzler des römischen Stuhles. — D.

er nicht ändern, sondern festdrücken, bestätigen. Und so besteht das römische Reich mit Ausnahme der Macht, nicht aber des Rechts, auf seinen Reichs-, Gerichts- und Wahltagen in seiner geistweltlichen, aus Frankreich geerbten und auf seinem Boden so veränderten Gestalt noch.

Nun erforderte es eine andere Feder, zu untersuchen, was jede Classe von Ständen die Zeitlänge hinab im Einzelnen und ins Ganze des Staatskörpers Gutes und Böses gewirkt, was Deutschland gewonnen oder verloren, daß es der alten gemischten, geist-weltlichen Verfassung treu geblieben. Mich dünkt, daß, wenn auf der einen Seite Curialien, Langsamkeit, leeres Gezänk Folgen sein müssen; wenn bei Theilung und Gerichtsbarkeit seiner Staaten, wo oft Würde und Ansehen mit Macht und Nachdruck so sehr in umgekehrtem Verhältniß steht; wenn daher eine gewisse Schnelligkeit im Denken wie im Handeln, Feinheit, Leichtigkeit, Einförmigkeit in Sitten, Glanz der Cultur u. s. w. immer Hindernisse gefunden, sich schnell und überall umher zu verbreiten: daß auf der anderen Seite sich so viel alte rohe Simplicität, Glückseligkeit auf seinen Rechten, politische Stärke und nicht blendender Nationalgeist erhalten, daß auch hierin Deutschland seiner Sprache gleicht. Geistlich und bürgerlich, d. h. stand- und rittermäßig, hatte diese sich in sich gebildet, bis die neuere ausländische Cultur ihr andern Anstrich gegeben. Im Einzelnen ist's mit dem Regierungssystem ebenso gegangen, und auch das Ganze hat nach dem neuern Geschmack ein so altfränkisches Ansehen als die Insignien von Kaiser Karl's Kleidung. Die geistlichen Stände auf Reichs- und Gerichtstagen scheinen wie große goldne, mit Laubwerk gezierte Lehne eines alten Stuhls, dem die neuere Philosophie und Politik einen glatten Polstersitz vorzieht. Sollte es aber sein, daß eine spätere Zeit an dieser goldenen Lehne bricht, so wird ihr gewiß nicht ihr altes verblaßtes Gold, sondern ihre Schwäche schaden.

„Unsere Reichsverfassung", sagt ein gelehrter, reifsinniger Philosoph der deutschen Geschichte,*) „unsere Reichsverfassung wäre im Hauptwerk unverbesserlich, wenn die Reichssatzungen gebührend befolgt würden. Denn anstatt die zwischen souveränen Staaten entstehenden Streitigkeiten selten ohne großes

*) Strubens Nebenstunden, IV. S. 83. — H.

Blutvergießen entschieden werden, so sollte man den zwischen deutschen Reichsständen sich hervorthuenden Irrungen nur durch gerechte Erkenntnisse, ohne der Länder Verderben abhelfen, und indem die richterliche Hilfe auch den Unterthanen wider ihre Obrigkeiten angedeihet, behindert man sowol jener despotische Unterdrückung als die landverderblichen Empörungen, welche der Mißbrauch der höchsten Gewalt vielfältig veranlasset." Und sofern hat Jeder ein Verdienst, der zu Bildung und Erhaltung dieser Reichsverfassung mitgeholfen.

Schluß.

„Wir bekennen," läßt Mably*) die unterdrückten französischen Bischöfe reden, „daß unsere Vorfahren sich geirrt haben, wenn sie geglaubt, sie hätten von Gott die weltlichen Gerechtsame, die sie sich erworben und auf uns gebracht haben. Wenn uns aber gleich Gott nicht zu Richtern bestellt hat, so verbeut er's uns doch wenigstens nicht, es zu sein. Die weitläufige Competenz unserer Tribunale und die Rechte, die Ihr uns jetzt streitig macht, haben wir sie nicht ebenso erlangt, wie alle Rechte aufgekommen sind, die der Gebrauch bestätigt und die Nation gutgeheißen hat? Eure Väter, unglückliche Schlachtopfer eines barbarischen Vorurtheils, erwürgten sich, wenn sie sich Gerechtigkeit verschaffen wollten; daß sie ihr Blut schonten und zu besserer Erkenntniß kämen, haben wir sie ermahnt, sich unsern friedfertigen Gerichten zu unterwerfen, die dem größten unserer Könige zum Muster der seinigen gedient haben. Glaubet immer, wir sind's zufrieden, daß Interesse unsere einige Triebfeder gewesen; aber wer unter Euch verdient nicht eben diesen Vorwurf? Der Besitz ist unter allen Nationen und in jeder Art von Staatsverfassung in den Augen der Menschen eine heilige Rechtsbefugniß, und muß es sein, wenn man nicht zu allen Arten von Ermächtigungen Gelegenheit geben will. Der Ursprung unsers Rechts fällt in die Zeiten, da unsere Nation schon Gesetze hatte. Glaubt Ihr Euch berechtigt, uns heut des Unsrigen zu berauben, warum sollte nicht morgen ein Anderer

*) Band IV. Abschn. 5. — H.

das Eurige nehmen dürfen? Wir berufen uns auf die Verjährung, ein über die Ruhe der Nationen wachendes, der unserigen aber desto heiligeres Gesetz, da wir Jahrhunderte lang ohne Regeln, ohne Grundsätze nur ungewisse Gebräuche gehabt haben. Richter sind einer Nation unentbehrlich; aber daran liegt ihr wenig, ob sie aus diesem oder jenem Stande genommen werden, wenn sie nur unwandelbare Werkzeuge ihrer Gesetze sind." So läßt Mably die Bischöfe seiner Nation als Richter declamiren; die unsern dürfen der Declamation nicht, weil sie nicht blos gerechtere, sondern auch gütigere Oberhäupter gefunden und selbst zu Landesherren gediehen sind. Ihre Rechte beruhen also mit den Rechten aller Reichsstände auf einem heiligen Grunde, den Verträgen einer ganzen Nation, und müssen, so lange diese dauert, dauern.

Grundriß des Unterrichts für einen jungen Adeligen.[1]

1773.

I. Offenbarung Gottes in der Natur.

1. Begriffe von Weite, Größe der Welt. Erde, Pflanzensystem, Gestirne, Himmel, das Unermeßliche, Mannichfaltige in allen diesen Aussichten, Entdeckungen, Vermuthungen! Auf der andern Seite vom Unergründlich-Kleinen in der Natur. Menge, unbegreifliche Kleinheit der Theile, der Geschöpfe, der Welten. Abgrund von allen Seiten.

2. Kräfte in der Natur. Bewegung, Schwere, Anziehung in Weltgebäuden, Erdkörpern, einzelnen Materien. Magnetische Kraft. Elektricität. Das Wunderbare, Unergründliche, Zusammengeordnete derselben.

Organisation. Lebenskraft, Bau, Nahrung, Fortpflanzung der Pflanzen. Viele dieser Kräfte wirkend in die todte Natur hinab und thierische Natur hinauf. Vergebliche Versuche, etwas davon zu erklären.

Thierleben. Sinne. Bau derselben, Bau der Welt für sie; unendlich mannichfaltig. Unerklärliches des Gefühls durch sie bei einem Wesen, einer Classe, verschiedenen, allen Classen der Welt.

Kräfte der Thiere, in Bewegung; Muskeln, Bau des Körpers.

Gefühl, Gedanke, Wille, in Neigungen und Trieben. Instincte der Thiere, einer Art, mancherlei Arten, u. s. w.

Vernunft. Ihr Dasein. Vorzug und Wirkung auf Menschenleben, Menschengeschlecht, ganze Natur.

---

1) Der erste Entwurf der in den „Ideen" ausgeführten Weltanschauung. — D.

3. Zusammenordnung dieser Kräfte.
   1. Nach Regeln der Weisheit. Gesetze der Natur. 1. Im todten Universum, Himmelskörpern, Erde. Gestalt, Größe, Bewegung derselben in ihren Körpern, Elementen. Wissenschaften, die daher entspringen und die Gesetze erforschen, anwenden, berechnen. 2. In der Oekonomie mit Pflanzen, Thieren, Menschen. Zusammen- und Unter- und Gegeneinander-Ordnung. Gesetze der Fortpflanzung. Dauer, Nahrung, Lebensart, Tod u. s. w. Ordnung insonderheit im menschlichen Geschlecht, nach Alter, Klima, Stufen der Cultur, Maß der Kräfte und des Verderbnisses.
   2. Nach Regeln der Schönheit, d. i. eines gefühlten Guten für sinnliche Geschöpfe; im Universum, Himmel, Erde (Pflanzen, Thiere, Menschen); an Gestalten, Farbenmischungen, Bewegung, Ordnung, Thätigkeit, Handlung.
   3. Zur Glückseligkeit alles Lebenden. Ausbreitung des Lebens in der Natur. Verschiedene Stufen, Zwecke, Gefühle, Neigungen desselben. Welten, Lebensalter, Lebensabwechselungen, Stufen für jedes. Große Kette der Natur. Blick ins ganze Reich Gottes.
4. Begriffe und Empfindungen hieraus.

Auf ein mächtiges, weises, gütiges Wesen, das Urheber und Erhalter ist.

Ob auf ein oder mehrere Wesen? Ob von Engeln, Dämonen, Untergöttern Begriffe in der Natur sind? Ursprung der Vielgötterei, Abgötterei, aus Schrecken, Furcht, Erstaunen, Dankbarkeit, Bewunderung. Ihre Geschichte, Arten, Stufen, Wirkung.

Ob auf alle Eigenschaften in Gott, Allmacht, höchste Güte, Gerechtigkeit, Zorn u. s. w.? Deisten. Ihre Arten; das Gute und Fehlende ihres Systems. Ob man von uns auf Gott schließen könne? warum nicht? Ob auch nicht in den Regeln der Weisheit und Güte? ob der Begriff was helfe, daß Gott ein verborgenes Etwas sei?

Ob es ein gutes und ein böses Principium geben könne? Ursprung dieses Irrthums und seine Geschichte in Orient. Ob die Gesetze der Natur von zwei

Urwesen zeugen? wie das Fehlerhafte und anscheinende Böse in der Natur anzusehen, zu erklären oder zu ertragen sei? Von Zweiflern gegen Gott, Gotteslästerern.

Ob die Natur Gott sei? Atheisten, Pantheisten. Ob man von einem Zustande vor der Welt ohne Welt Begriffe habe? Etwas vom Ursprunge der Welt erklären könne, nach Raum, Zeit und Kraft? Ob die menschliche Vernunft von selbst auf Untersuchungen der Art komme? Also:

II. Geschichte des menschlichen Geschlechts oder der Kräfte der Menschheit, wo es Hauptzweck würde, die Veränderung, Fortgang oder Abnahme menschlicher Gedanken, Neigungen, Sitten u. dergl. durch Völker und Zeiten zu verfolgen. Der Kern aller Geschichte.

1. Ursprung des menschlichen Geschlechts. Daß es einen Anfang haben müsse, nach Geographie, Geschichte der Länder, der Völker, der Künste, nach Aehnlichkeit und Wahrscheinlichkeit der Natur und ganzen Haushaltung des Geschlechts. Ob in einem und in jedem Lande national? ob von zween? ob aus einem ursprünglich thierischen Zustande? in welcher Gegend? von welcher Bildung? Zusammentreffung aller Geschichte der Völker, Sprachen, Sitten, Religionen, Künste, Wissenschaften auf Asien. Auf welche Gegend? wie viel oder nicht wir davon wissen und wissen dürfen? Schönheit der Offenbarung im Ursprunge des menschlichen Geschlechts.

2. Göttliche Erziehung von diesem Ursprunge an. Schöpfung des Mannes zuerst, allein. Anfang des Unterrichts, der Kenntnisse, Sprache; erstes moralisches Gebot. Schöpfung des Weibes. Erklärung der Begebenheit, die Umsturz machte. Ob sie Ursprung des Uebels erkläre? oder Uebergang aus dem Kräuter- ins Ackerbauleben? oder die Entwickelung neuer Begierden? Ob's Geschichte, Dichtung, Fabel sei? Ob das menschliche Geschlecht zu diesem Fortgange bestimmt gewesen? Geschichte des ersten Brudermords, als Ursprung zweier Menschengeschlechte, Hütten- und Zeltbewohner. Erfindungen. Lobgesang aufs erste Schwert. Erstes Vorbild der Unsterblichkeit. Große Wirkungen vom langen Leben dieser Jugend der Welt, um jede Religion, Tradition, Erfindung und Gewohnheit rings um den

Stammvater zu verewigen. Wahrscheinlich erste Religion aus der Schöpfung der Welt. Erklärung des unverstandnen ersten Stücks der Offenbarung als ein Gemälde des Morgens, als erstes Institut des Sabbaths und der Werktage, als erste Hieroglyphe des Kalenders, der Astronomie, der Physik, des Versuchs in Buchstaben, als erster Schritt zur Cultur. Trümmern davon in der Geschichte der Aegypter, Phönicier, Syrer, Perser.[1])

3. Wunderbare Veränderung der Welt. Ob die Sündfluth allgemein gewesen? Zweideutigkeit in diesen und andern Zweifeln. Wann nach aller Naturlehre die ganze Erde aus Wasser entstanden, allgemach von ihren Höhen abgetrocknet und mit Pflanzen, Thieren und Menschen erst bevölkert worden? Ob durch die Sündfluth sich die Bahn der Erde verändert? Veränderung des Wohnplatzes der Menschen, der Lebenszeit. Folgen aus dem also verkürzten Leben auf Sprachen, Sitten, Gewohnheiten. Trennung in Völkerschaften bei Babel. Erklärung dieser Geschichte und Anfang der Völkerhistorie.

4. Völkergeschichte. Bei welcher, als Geschichte des menschlichen Geistes betrachtet, folgende sonderbare Erfahrungen allgemein zu merken:

   1. Nur ein kleiner Strich der Erde hat nach unserm Begriffe Cultur, d. i. eine künstliche Verfassung von Sitten, Wissenschaften, Religion und Einrichtung. Der größte Theil der Völker sind sogenannte Wilde, d. i. Hirten- oder Jagd- und Fischnationen, oder in einem kleinen Kreise erste Anfänger der Künste und bürgerlichen Lebensart.
   2. In diesem kleinen hellen Streife ist das Meiste, auch was man nicht denkt, Tradition gewesen, die das Volk selbst erfinden können, und nachher mehr als das dazu erfunden, wirklich aber doch nicht ersonnen, sondern bekommen hat. So schlingt sich eine Kette der Uebergabe von Asien über Griechenland und Rom nach Europa hinüber, und das Uebrige außer dieser Kette bleibt in Dämmerung.
   3. Selbst bei jedem dieser Völker hat das Licht nur eine Zeit gedauert. Wachsthum, Blüthe und

---

1) Vgl. Herder's „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts", 1774 bis 1776. — D.

Abfall sind auf einander gefolgt; sodann ist der Genius der Cultur weggeflohen und hat sich ein nahgelegenes Land voll frischer Kräfte auserſehen, dieselbe Scene durchzuspielen. Auch ist kein Beispiel in der Geschichte, daß durch menschliche Mittel er je gezwungen wäre, in erster Jugend wieder zurückzukehren. Asien, Aegypten, Phönicien, Griechenland, Rom sind Trümmern.

4. Selbst jeder Thätigkeit, Erfindung und Anwendung scheint ihre Zeit des Schicksals bestimmt zu sein, da Vieles längst da war und nicht gebraucht, Vieles täglich gesehen und übersehen ward, jetzt aus der kleinsten Sache die größten Wirkungen wurden, und eine kleine Anwendung Welten veränderte. Häufige Beweise aus der Geschichte. Und selbst die Thätigkeiten der größten und besten Leute haben in widrigen Zeiten unterliegen oder gerade das Gegentheil befördern müssen, bis der Punkt der Reife kam.

5. Es scheint ein gewisser Fortgang durch die Geschichte der Völker zu laufen, nicht aber, daß die Menschheit an Kräften oder an Glückseligkeit gewachsen, sondern nur immer auf andern und neuern Seiten von Fähigkeiten, Neigungen und Bestrebungen gebildet, d. i. entwickelt, geprüft, verändert worden. Meist aber sind diese Eigenschaften ausschließend gegen einander gewesen, und nie hat also die Menschheit auf einem Fleck, zu einer Zeit, von einer Situation gebildet, ein Gefäß der Vollkommenheit sein können oder sollen. Indeß scheinen bei Anreihung der Völker Spuren einer Weisheit zu sein, die entzückend sein müßte, wenn wir sie ganz übersähen. Z. B.

   1. In Orient entstanden die ersten Gesellschaften und Reiche. Vortheile des Klimas dazu, die erste Nothdurft den Menschen zu erleichtern. Ideal des ruhigen Hirtenlebens zu Ausbildung der simpelsten und stärksten menschlichen Neigungen, des väterlichen, patriarchalischen und einfachsten häuslichen Lebens.

   Charakter der Morgenländer hiezu. Ihre Ruhe, Weichheit, Einbildung. Same der Religion in

Alledieſem. Vortheile, daß die erſten Geſetze, Gewohnheiten, Einrichtungen alle oriental, religiös und nicht philoſophiſch geweſen. Same zum Despotismus in dieſen Neigungen. Geburt deſſelben durch den erſten Eroberer. Gutes und Böſes für die erſten Kindheitzeiten durch ihn befördert. Der Hang zum Göttlichen, Wiſſenſchaftlichen, Uebernatürlichen in der frühen Einbildung der Menſchen. Orientaliſche Poeſie und Geſchichte. Großer Umfang der Reiche. Ewige Dauer der Gewohnheiten. Morgenländiſche Erziehung und Glückſeligkeit.

2. In Aegypten ward der erſte Staat des Ackerbaus gegründet. Konnte in Orient nicht gebildet werden; ward's in Aegypten durch Bedürfniſſe und Erleichterungen der Natur. Beihilfe und Belohnung des Nil's; Mangel der Hirtenweiden, des Holzes, große Flächen. Alſo Zuſammendrang der Menſchen, Ausmeſſung des Landes, Beſtimmung des Eigenthums; mithin erſte Möglichkeit einer Polizei. Nothwendigkeit der Kreiſe, Dörfer, Städte. Fortſchritte des menſchlichen Geſchlechts hierdurch zur Sicherheit, Induſtrie, Ordnung. Erſte Abtheilung der Stände. Erweckte Künſte: ägyptiſche Bau- und Bildnerkunſt, mit Erklärung des Unförmlichen derſelben. Aegyptiſche Geſetze und Sitten, Charakter der Strenge und Religion in Alledem. Urſprung der Mythologie und Beſchaffenheit derſelben Erklärung der todten Fabeln, Geheimniſſe, Religionskriege, Haſſes gegen die Fremden und das Meer. Verewigung der Vorfahren durch Mumien u. ſ. w. Große Werke des erſten bürgerlichen Despotismus: Pyramiden, Obelisken, Tempel, Grabmäler, Säulen, Dämme u. ſ. w. Charakter des Aegyptiſchen in dem Allen.

3. In Phönicien. Anfänge der Schifffahrt, Handelſchaft, des Beſuchs fremder Länder. Ausgeſparte Lage zu dieſen Verſuchen zwiſchen Aſien, Aegypten, auf einem Sunde voll Inſeln. Wirkung deſſen auf den menſchlichen Geiſt: Bruch der Nationalbande, Colonien, Gaſtfreiheit, erſter Schatte vom Völkerrecht. Feinere Künſte, die dadurch entſtehen.

Begriffe des Reichthums, Luxus.. Verfall dadurch von der reinern Menschlichkeit Orients und dem strengern Fleiße Aegyptens; aber Erweiterung des menschlichen Hanges auf andern Seiten. Vorspiele einer aristokratischen Regierungsform. Colonien längs dem mittelländischen Meer hinab in Griechenland, Afrika, Spanien.

Zwischen diesen drei Gegenden wählte sich Gott einen Zweig des reinsten und ältesten Stammes in Asien, erzog ihn in Aegypten, bildete ihn in Arabien und pflanzte ihn in Judäa. Das jüdische Volk. Ob seine Gebräuche ägyptisch gewesen? Seine Theokratie. Ob's je ein berühmtes Volk vorstellen sollen? Ob seine Regimentsverfassung, Staat, Sitten Epoche in Asien gemacht?

4. In Griechenland. Lag als Säugling zwischen Aegypten und Phönicien und nahm von beiden ihre Politur, Gesetzgebung, Künste, Einrichtung, Religion, Wissenschaft an, die es aber alles nach sich nationalisirte. Schöne griechische Lage dazu. Klima, Bildung, Leichtigkeit, griechischer Geist, Jünglingsalter des menschlichen Verstandes; Liebe zur Freiheit, Schönheit, leichter Wirksamkeit, Liebhaberei in Allem. Schöne Sprache. Ursprung der schönen Künste. Was die Bildnerei und Baukunst zum schönen griechischen Geschmack veredelt. Ursprung der Dichtkunst in alten morgenländischen Traditionen, Nationalversammlungen. Geist der kleinen Staaten. Zeitalter der Sitten, Leidenschaften, Sprache. Ursprung einer griechischen Republik, die ein Morgenländer kaum für möglich erkannt hätte. Wirkung der Beredsamkeit in ihnen. Ideal eines griechischen Bürgers. Ursprung der Philosophie in ihnen; bürgerliche Gestalt derselben. Sokrates, Plato, Aristoteles; die mancherlei Schulen. Griechisches Theater. Zweck, Wirkungen, Inhalt, Einrichtung desselben. Olympische und andere Spiele. Lacedämon; seine sonderbare Verfassung; Blüthe, Abfall. Ursachen des Verfalls von ganz Griechenland. Verlust der Freiheit, des griechischen Geistes. Epoche Alexander's und seiner Nachfolger in Asien und Aegypten.

Verfall dieser Reiche. Warum in Aegypten zum zweiten Mal keine Epoche entstehen können.

5. Rom. Sonderbare, unvermuthete und dunkle Entstehung. Ursachen seines stillen Wachsthums. Situation desselben zwischen Italien, Griechenland und Karthago. Seite des menschlichen Geistes, die sie ausgebildet. Römische Verfassung; Abwechslung derselben. Genius der römischen Tugend, Stärke und Tapferkeit. Eroberung der Welt. Einführung der römischen Gesetze und Sitten in die Provinzen. Gutes und Böses hieraus. Großer Schritt zur erweiterten Menschlichkeit und Völkerrecht, aber auch Zerreißung aller Nationalleidenschaften und Bande einzelner Völker; in späterer Zeit militärischer Despotismus, römische Schwelgerei und Ueppigkeit. Gestalt der Welt unter dem Orbis Romanus.

Entstehung der christlichen Religion. Ob aus der morgenländischen Philosophie? Art und Ursachen der Ausbreitung. Ob sie das römische Reich mit gestürzt, die Barbaren menschlicher gemacht? Kampf mit dem Heidenthum unter Julian. Wie sie in die Länder Europens eingeführt worden?

6. Zustand der nordischen Völkerschaften vor der Gemeinschaft mit den Römern. Verfassung, Tugenden und Mängel. Wie sie mit den Römern zu thun bekamen, in die römischen Länder gelockt wurden. Ihre Züge, Verwüstungen, Sitze. Was Gutes und Böses damit gestiftet wurde. Zerstörung des Rests der südlichen Cultur, Künste, Gesetze, Wissenschaften. Kläglicher Zustand während dieser Züge. Frische Kräfte, Bevölkerung. Rauhe Tugenden und Gesetze, die in diese feineren Länder gebracht wurden und sich mit den vorigen mischten. Neue Reiche der Gothen, Longobarden, Franken, Wenden, Angeln und Normänner. Ihre Gesetze. Lehensverfassung, die über Europa eingeführt wurde. Ursachen derselben; große Folgen auf so viel Jahrhunderte. Das Gute und Mangelhafte in ihr. Nahrung in ihr für die päpstliche Hierarchie. Großes Gebäude derselben über ganz Europa.

Entstehung des Mohamedismus in Asien.

Gestalt, Ursachen, schnelle Ausbreitung desselben. Einwirkung der Araber auf den Zustand der Wissenschaften und des Geschmacks in Europa.

Geist der mittlern Zeiten. Gothischer Geschmack in Baukunst, Literatur, Productionen des Genies und der Sitten. Ursachen. Das Große und Kleine in demselben. Vergleichung mit dem morgenländischen und griechischen Geschmack. Rittergeist. Aus welchen Neigungen er be- und entstanden. Abenteuerlich Gefühl der Ehre, Liebe, Großmuth und Religion. Stoff desselben in den damaligen Zeiten. Abenteuer, Romane und Novellen. Ursprung der Duelle, Ordalien und Gottesgerichte. Kreuzzüge. Wirkung derselben auf den Zustand Europens. Geist der Möncherei, der Orden und des Klosterlebens. Verfall der Geistlichkeit.

Versuche, sich aus diesem Zustand emporzuheben. Demüthigung der Vasallen. Strebung der Fürsten nach Landeshoheit. Vorschläge zur Kirchenverbesserung. Errichtung der Universitäten. Handelnde Republiken. Einzelne Märtyrer der Wahrheit und Verbesserung der Sitten.

7. Neuer Zustand Europens. Eroberung Konstantinopels. Entdeckung zweier Welten. Ganz veränderter Zustand der Regierungsarten, des Handels, der Wissenschaften und Künste. Einführung der griechischen Sprache in Italien. Wiederauflebung des Schönen in Bau-, Bildkunst und Malerei, Sprache, Sitten. Goldene Zeit unter den Medicis. Merkwürdige und große Leute damals in allen Ländern Europens. Revolution in Allem. Landeshoheit in Spanien, Frankreich, England und den nordischen Reichen. In Deutschland Kreise, Kammergericht und Landfrieden. Große Veränderungen durch die Landeshoheit. Blüthe der Hauptstädte. Künsteverfeinerung. Buchdruckerei. Annäherungen der Reformation in allen Ländern. Luther. Ursachen seines Auftritts in seinen Lebensumständen, Zeitläuften. Das Göttliche und Menschliche dabei und bei Beförderung seiner Lehre. Zwecke und Mißbräuche der Reformation. Calvin, Zwingli.

Reformation in England. Streben zur Freiheit in England und den Niederlanden. Auf wie verschiedene Weise. Religionskriege in Deutschland und Zerfall des gedrohten Universaldespotismus. Fortgänge der Handlung und ihres Einflusses. Akademien. Erweckung der Naturlehre und Philosophie, die erst durch Secten ging und damit immer mehr das Sectenmäßige abstreifte. Freidenkerei, die sich daher erhob, und verschiedene Gestalt derselben in verschiedenen Ländern. Geist der Oekonomie, auf welchen sich Alles wendet. Reste der Barbarei und neue schädliche Vorurtheile. Aussichten und Hoffnungen der Zukunft.

Betrachtungen über Christian Wolff's Schriften.[1])

Erste Betrachtung.

Ich fange nochmals an, die Schriften eines deutschen Pilosophen zu lesen, der nur zu bald in Deutschland vergessen ist. Wenn je ein Weltweiser seine Philosophie zu einer Wissenschaft, oder warum nicht lieber gleich zu einer Kunst, wortgerecht zu sein, gebracht hat, so ist's Wolff.

„Zwei Stücke", sagt er in der Vorrede zu seiner größern deutschen Vernunftlehre,[2]) „zwei Stücke fehlen der Weltweisheit bisher noch völlig: die Evidenz, die allein einen gewissen und festen Beifall erzeugt, und die Anpassung ihrer Lehren auf den Gebrauch des Lebens." Zwei Stücke also fehlten ihr nur: es ist artig, daß ihr vor und nach der Zeit noch weit mehr gefehlt haben.

Wolff ging auf Evidenz aus; er hat sie wortgerecht sehr erreicht, ja übertrieben: was ist indessen blos eine Evidenz in Worten? Willkürliche Definitionen, ekelhaft wiederholte Demonstrationen sind nur zu oft die Folge davon. Ich wollte, daß Wolff weniger die Evidenz als die äußere Fruchtbarkeit, den Reichthum an Gedanken, Beweisen und Sätzen erstrebt; indem man lediglich die Form abmißt, verliert man zu sehr die Materie.

Anwendung der Philosophie aufs Leben. Vortrefflich, daß Wolff wenigstens den Titel hingeschrieben hat; nach unsern Zeiten dient er zum Zeugniß wider ihn. Seine meisten Sätze und Demonstrationen sind Feen, die in der Luft tanzen, und jede nur zu oft zum Vorschein kommt. Erdengeborene Töchter und also Bürgerinnen der Erde sind

---

1) Die Zeit dieser unvollendeten Betrachtungen und der weiter folgenden Aufzeichnungen ist unbestimmt. — D.

2) „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen". — D.

sie eigentlich nicht; und es ist schon zu lange hin, daß Luftgespenster auf der Erde regieren.

Was Campanella gewünscht, hat Wolff ausgerichtet, Erfindern den Zutritt in die Lehrstuben der Philosophen zu eröffnen. „Wolff sagt's! es muß sein." Ob er's selbst anders als in der Form gewesen, mag ich nicht entscheiden; ob seine Nachfolger es gewesen, hat seine Nachzeit entschieden. Hier trifft's blos die Frage, ob seine Philosophie so eingerichtet ist, daß sie die Erfindungsschätze unsrer Seele öffne. Und die Frage ist schwer. Die dunkelsten Gegenden der Seele, aus denen sich das Meiste von Erfindungen emporhebt, sind von ihm unbeleuchtet geblieben. Er spricht von den untern Kräften der Seele als ein Geist von seinem abgeschiedenen Körper; und welche obere Kraft der Seele hat je den Erfindungsgeist durch eine Inspiration gehabt?

Hier sind die Worte des Campanella (littera ad Gassendium. Vide Opera Gassendii, Tom. VI. p. 407): Doleo seculi vices, quod cum felicissimum sit inventione novarum rerum, in scholas tamen inventores introire non sinit: occuparunt enim illorum cathedras olim, qui nugaciter philosophati sunt, non duce natura, sed proprio arbitratu cuncta metientes etc. Auf unsere Zeiten kann die Klage des Campanella nicht treffen; denn der Zaun zwischen Erfindern und philosophischen Schullehrern ist einmal gesetzmäßig gemacht. Diese gehören auf Akademien, für jene hat man Clubs errichtet, die man Societäten nennt; eben als wenn sich mit der Bestallung zum Mitglied einer Akademie der Erfindungsgeist so einstellen lasse, als Simon Magus auf guten Kauf ein Wunderthäter sein mochte.

Zweite Betrachtung.

Ueber die drei Gattungen der menschlichen Kenntnisse.

Mich dünkt, die drei Gattungen sind nicht auf gleichem Boden neben einander geordnet. Die philosophische steht unter der historischen, und die mathematische ist eine Gattung der philosophischen Erkenntniß. Das Warum, das ich philosophisch erkenne, ist doch ein Etwas, und die Grenzen fließen nahe in einander; die Quantität kann so gut bei Sache als

Ursache ausgemessen werden: folglich ist diese etwas Anhängendes an jenen beiden.

Auch die Ursache geschieht und ist; auch die Quantität ist Ursache oder Sache; der Unterschied aller dreier Erkenntnisse kann also eigentlich nicht, wie Wolff angiebt, im Gegenstande, sondern in der Art des Erkennens liegen.

Und in der Art des Erkennens? So ist das Dreifache der Eintheilung nicht vollständig. Sinnlich werde ich inne, daß etwas ist: Eins. Im Innern werde ich etwas inne, daß ich bin: ein Anderes. Ursache schließe ich; und die Ausmessung der Urache zur Wirkung und der Wirkung zur Ursache ist schon ein sehr componirter Schluß der Vergleichung, keine einfache Erkennung. Das Sinnliche, das ich erkenne, fühle ich in alle seinem Lichte, oder ich erkenne nur Eins in ihm, so wie ich mich fühle. Jenes ist das poetische, dies das intellectuale Kenntniß. So viel Haupt- und Unteranwendungen meiner Kraft des Erkennens also, so viel Arten: aus der Psychologie wird dies Capitel berichtigt.

Es ist zu sichtbar, daß Wolff seine drei Gattungen nach den drei Hauptwissenschaften inducirt; allein eine psychologische Zusammenordnung mehrerer Wissenschaften wird auch mehr Arten geben. Versuche es, wer will. Den Unterschied der dreien hat Wolff gezeigt; die Zusammengrenzung einzumessen, ist schwerer; die Vollständigkeit zu erreichen, hieße eine Landkarte der menschlichen Seele entwerfen.

Jeder Philosoph sieht nach seinem Gesichtspunkt. Wie erniedrigend, demonstriren zu müssen, daß das historische Kenntniß einem Philosophen keine Schande bringe! Eben als wenn eine Entschuldigung nöthig wäre darüber, daß man auch wirklich sein muß, wenn man denken soll.

Die mathematische Philosophie ist die schwerste. Wie viel gehört zu dem Freudenkenntniß des Satzes: Quidquid finitum est, sua determinata gaudet quantitate! Die meisten Philosophen über die Geschichte haben es vergessen, quantitatem effectus viribus caussae proportionatam demonstrare, und wie Vieles entgeht ihnen also von der höchsten Gewißheit!

Auseinandersetzen kann Niemand bestimmter, richtiger, evidenter, als Wolff seine drei Gattungen; aber den Gebrauch? Ein historischer Kenner der Philosophie und ein philosophischer Kenner der Historie und ein philosophischer Kenner der Mathematik und ein mathematischer Kenner jener beiden,

wie weit treffen sie im Range zusammen? Aus dem historischen Kenner der Philosophie mache ich weniger als Wolff im Folgenden: solche sollten gar nicht gebildet werden. Ein philosophischer und mathematischer Kopf sind gegen den historischen zwei Landsleute, gegen sich selbst aber nicht eben die einigsten Brüder. Der meiste Schaden ist den Wissenschaften durch Vermischung, durch Induction fremder Gesetze entstanden.

Dritte Betrachtung.

Ueber die Freiheit, zu philosophiren.

Mich dünkt, die ganze sonst so entwickelnde Abhandlung gilt nur dann in ihrer Strenge, wenn die Methode, zu philosophiren, auch zugleich Philosophie und die äußere Methode zugleich innerer Geist wäre. So lange das nicht ist, so denkt Jeder zu philosophiren, der demonstrirt, und Jeder ihn zu widerlegen, der ihm entgegen demonstrirt. Dies vorausgesetzt und sonst nichts, ist's wahr, daß Der, der methodisch philosophirt, nicht der geoffenbarten Religion, nicht der Tugend, nicht dem Staat widersprechen werde. Wenn er nämlich wirklich wahre Grundsätze, Schlüsse, Beweise hat u. s. w. Da aber dies materiell sein muß, nicht blos formell und methodisch, wie Wolff es nimmt, so sieht man, die ganze Schlußkette ist hypothetisch.

Umgekehrt, die Bibel muß ganz richtig ausgelegt und selbst nach philosophischen Begriffen geschrieben, die Tugend muß kein hypothetischer Begriff und der Staat keine beliebige privilegirte Verfassung sein, wenn die Philosophie ihnen nicht widersprechen *könnte*. Wo dies aber? Ist die Bibel bei aller innern Wahrheit nicht hypothetisch ihrer damaligen Zeit bis auf Unwissenheit und Irrthümer der Verfasser und der Zeiten geschrieben? wird sie nicht hypothetisch nach den Gesichtspunkten unserer Zeit ausgelegt, ohne daß man sich immer nach Judäa, die Quelle der Wahrheit und Irrthümer, versetze? Die Tugend, ist sie nicht ein abstracter, gesammelter, collectiver Begriff, der keine Empfindung, kein Begriff des Anschauens, sondern eine Folge von vielen Sätzen, Folgen, Schlüssen, Beweisen? und auf wie manchen falschen Pfaden kann man zu ihr gelangen? Und der Staat? O, hier ist so eine Sammlung von — — —

Zu Spalding's Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen.

ad 1 und 2. Es sind zwei ganz verschiedene Fragen: Wo soll ich gehen, und wozu ist mein Gang? ꝛc.

Ich bin einmal auf der Welt, wo ich gehen muß: hier Fähigkeit ꝛc. Ueberlegen — und das richtig, untrüglich.

Aber wozu ich da bin? dies ganz was Anders. Jenes kann ohne dies völlig sein ꝛc. Ich muß also überlegen, wo es mit mir (was mein Verhältniß) hinaus will. Aber mit meiner ganzen Bestimmung, — meines ganzen Geschlechts, Volk, Zeiten ꝛc.

ad 4. Ein Andres, was ist der Zweck, wozu ich leben soll, wozu ich lebe? Das Leben nach Reichthum und Ehre ist nichts, und §. 1 lauter Sophismen.

Von 1—4 kommt es darauf an, ob ich's überlegen müsse, könne, solle, wozu ich lebe.

Wozu lebe ich? 1. der Zeit nach. Was bin ich gewesen? was bin ich? was werde ich sein? hängt mein Dasein in seinen Stufen zusammen?

2. Dem Raume nach. Wozu bin ich hier bestimmt? wie ist die Welt so geworden? wer hat mich hieher gesetzt?

3. Der Kraft nach. Was habe ich ꝛc.? was kann, was soll ich ausbilden? wie weit soll ich ꝛc.? wozu ꝛc.?

Spalding hat das Erste und Zweite nicht, das Dritte sehr schlecht ꝛc.

---

ad 5. Sinnlich ist Trieb, Zweck des Lebens. Nur die süße Epikureische Philosophie (5 f.) ist Künstelei, und folglich die Folge (7) kommt nicht auf die Sinne selbst.

Sinne sind Haupttriebe, Hauptzwecke, sie an sich keine Einschränkung. Es ist eine Zeit in unserm Leben, da wir sie brauchen können, müssen; blos durch den Gebrauch und Genuß entwickeln sie sich. Es ist eine Zeit in unserm Leben, da sie sich wieder abnützen und andre Vergnügen kommen. Es kann auch beim Menschengeschlecht Zeiten und Völker geben, da die Sinne das Haupttriebrad sind. Sobald die Vernunft Vergnügen für die Sinne erkünsteln will, so lohnt sie ꝛc. (10). Die Einschränkung (8 f.) giebt sich schon die gesunde Natur, nicht die Vernunft; denn das gäbe auf der andern Seite Lücken. Der ganze Uebergang ist erkünstelt.

Bestimmung des sinnlichen Menschen.

α. Er genießt, und denkt nicht ꝛc.

β. Was nicht sein kann, wünscht er nicht.

γ. Er hofft nicht ꝛc.

Also entbehrt er viele und alle feine ꝛc. Vergnügen und Schmerzen. Ich glaube hierin schon eine ganze Bestimmung finden zu können.

Wahrheiten aus Leibniz.[1])

Das wirkliche Weltall ist ganz was Anders als das anscheinende. Descartes behauptete dies zu seiner Zeit wider die espèces intentionelles, daß Licht und Farben nichts Gleiches haben mit unsern Ideen von ihnen. Newton hat's lange darnach aus der Zergliederung eines Sonnenstrahls bewiesen.

Nicht der Körper ist's, den Leibniz aus einfachen Theilen zusammensetzt, sondern das Phänomenon des Raums, der Ausdehnung, von dem er Grund zu geben glaubte, wenn er sagte, daß wir uns in ihm eine große Anzahl unausgedehnter Wesen verworren vorstellen. Wie uns das Auge z. B. Flecken zeigt, und es sind Sterne; Licht zeigt, und es sind Farbenempfindungen; das Ohr Harmonie, und es sind Schwingungen von Saiten.

Die Vorstellungskraft aller Elemente hat auch Wolff nicht annehmen wollen, und doch ist das Universum ein Ganzes, dessen alle Theile aufs Aeußerste verbunden sind, und das an dem Faden einer Spinnenwebe so gut hangt als an der Kraft, die Planeten nach der Sonne schwingt. Was also jedem Einzelnen jeden Augenblick sich zuträgt, bezieht sich so aufs Weltall, daß der unendliche Geist darin das ganze existirende Universum sieht, in welches allein nur dies Individuum, wie es ist, sich schickt. Es ist, wie wenn 23 als das zwölfte Glied einer arithmetischen Progression gegeben wird, die von Eins anfängt, und man sogleich eine Reihe ungleicher Zahlen darin erkennt. Das sind die Spiegel des Universum. So zeigt die Zirkelbasis eines Kegels seinen

1) Vgl. Herder's Werke, Th. XIII. S. 409 ff. — D.

Schnitt, daß, wer Eins erkennt, auch das Andre; so in der Mechanik Geschwindigkeiten und Zeiten durch gerade Linien; so ein Thermometer die Hitze der Luft, ein Barometer die Schwere der Atmosphäre.

In Absicht der einfachen Ideen ist Locke so weit unter Leibniz, wie die Optiker vergangener Zeiten, die den Sonnenstrahl für ein Einfaches nahmen, unter Newton. Wenn Leibniz die Geschichte des menschlichen Geistes geschrieben und Locke auch, so Jener, wie die Geschichte eines Insects von Rösel[1]) von der ébauche eines Frisch.[2]) In der Mathematik ist selbst der Begriff von einer Figur noch nicht definirt.

Das System Locke's und Leibniz' wie Aristoteles' und Platon's; Jener populärer, Dieser oft akroamatischer und abstacter, was er[3]) insonderheit in einer lebendigen Sprache nicht eben für Vorzug hält.

Ist die Seele eine leere Tafel, nach Aristoteles und Locke? oder hält sie die Gründe von vielen Begriffen und Lehrsätzen ursprünglich in sich, die die äußern Gegenstände nur bei Gelegenheit aufwecken? Diese Urbegriffe nennen die Stoiker notiones communes, prolepses, κοινὰς ἐννοίας, Julius Scaliger semina aeternitatis, zopyra, lebendiges Feuer, leuchtende Züge, in uns verborgen, die der Gebrauch der Sinne aufweckt wie Funken, die der Schlag aus dem Gewehr treibt.

Die Sinne geben uns nichts als Exempel, d. i. besondere und individuelle Wahrheiten; alle Exempel aber, die eine allgemeine Wahrheit bestätigen, wie viel ihrer auch sind, zeigen nie die absolute Nothwendigkeit dieser Wahrheiten; es folgt nie: was da geschieht, wird immer geschehen und muß ꝛc. Z. B. bei Griechen und Römern innerhalb 24 Stunden Tag und Nacht, wie viele Beispiele, und doch nicht allgemeine Wahrheit, z. B. in Nova Zembla, und einst, wo vielleicht Sonne und System nicht sein wird.

Allgemeine Wahrheiten z. B. in der reinen Mathematik,

---

1) Vgl. Herder's Werke, Th. XVI. S. 250. — D.

2) Es sollte folgen „sich unterscheidet". Johann Leonard Frisch hatte 1720—1738 eine „Beschreibung von allerlei Insecten in Teutschland u. s. w." mit Kupfern in dreizehn Bänden gegeben. — D.

3) Es scheint ein Schreib-, Lese- oder Druckfehler zu Grunde zu liegen. — D.

müssen Princips haben, bei denen der Beweis nicht von Beispielen und also nicht von Zeugnissen der Sinne abhängt, ob man gleich ohne Sinne freilich nie auf sie kommen würde. So Euklides, der Alles aus Gründen zeigt, was sich freilich auch aus Beispielen ergiebt. Die Logik, die Metaphysik (die die Theologie macht) und die Moral (die die Jurisprudenz) sind voll von solchen Wahrheiten und also aus innerlichen Principien.

Freilich kann man dies innerliche Gesetz Gottes nicht à livre ouvert lesen; aber gnug, es durch Aufmerksamkeit zu entdecken, wenn die Sinne dazu Gelegenheit geben; die Erfahrung ist wie die Probe im Rechnen, um den Irrthum zu vermeiden, wenn der Calcül lang ist.

Thiere sind bloße Empiriker: sie heben sich nie zu nothwendigen Wahrheiten; ihre Folgerungen sind blos nach der Analogie der Erfahrungen und daher auch von Menschen so leicht zu attrapiren. So auch die Empiriker von Menschen: sie schließen nach alten Fällen, indessen neue Listen und Kunstgriffe ersonnen werden. Die Folgerungen der Thiere sind also immer ein Schatten von Vernunftschlüssen, eine Verbindung von Einbildungen, Uebergang von einem Bilde zum andern, und weil die Bilder in ihrem Gedächtniß verbunden sind, so müssen sie es auch in der That sein. Die Klügsten und Erfahrensten also verlassen sich nicht auf Erfahrung allein; die Vernunft allein kann sichere Regeln setzen, und diese erstatten, was der Erfahrung mangelt.

Wir sind uns gleichsam eingeboren. Wesen, Einheit, Substanz, Dauer, Veränderung, Handlung, Vorstellung, Vergnügen und tausend andre Gegenstände von unsern Intellectual-Ideen, die unserm Verstande unmittelbar gegenwärtig sind, obgleich nicht immer bemerkt. Das ist ein Marmor, der nicht leere Tafel ist, sondern in dem die Adern zu einer Figur des Hercules schon inliegen: sie also blos entdecken, glätten und das Hindernde abthun. So sind uns die Ideen und Wahrheiten eingeboren, als Neigungen, Disposition, Habitüden und natürliche Virtualität. Vermögenheiten, nicht als Handlungen, aber doch daß die Vermögenheiten immer von Handlungen begleitet sind, die zwar unmerklich sind, ihnen doch aber zusagen.

Aller Vorrath unsers Gedächtnisses ist oft unbemerkt; selbst kommt er nicht, wenn wir wollen; eine leichte Gelegenheit erinnert uns daran, der Anfang eines Liedes u. s. w.

Wo findet man denn ganz leere unie Tafeln, ohne Veränderung, und die an sich selbst schon was Unterschiedenes hätten? Und die unsrer Seelen? Eine Substanz kann nie ohne Handlung, ein Körper nie ohne Bewegung sein. (S. Boyle' Buch von der absoluten Ruhe.) So unsre Seele jeden Augenblick mit einer Unendlichkeit von Vorstellungen, aber ohne Gewahrwerden und Reflexion; entweder weil die Eindrücke zu klein oder zu viel oder nicht zu einartig sind, daß sie sich durch nichts unterscheiden. Aber zu andern hinzugefügt, haben sie viel Wirkung, lassen sich fühlen, wenigstens undeutlich.

So macht uns die Gewohnheit bei einer Mühle oder einem Wasserfalle taub; die Bewegung geschieht noch immer in unserm Ohr; es geht noch immer was Harmonisches in der Seele vor, aber ohne die Reize der Neuheit hat der Gegenstand nichts, was unsre Aufmerksamkeit fessle: die Seele beschäftigt sich also mit andern mehr beschäftigenden Gegenständen.

Alle Aufmerksamkeit fordert Gedächtniß, und wenn wir nicht erinnert werden, auf unsre gegenwärtigen Vorstellungen zu merken, so lassen wir sie vorüber; erinnert uns Jemand, so hören wir das, was wir den Augenblick nicht hörten.

Höret das Brausen des Meers: Ihr hört das Brausen jeder kleinen Welle; der ganze Laut ist nichts als eine dunkle Vereinigung aller; jede kleine Welle wird also im Ganzen gehört, ob sie gleich allein nicht würde gehört, d. i. nicht bemerkt werden. Deswegen wäre jede kleine Welle kein Nichts; denn zehntausend Nichts können keine ganze Sache machen.

Man schläft nie so fest, ohne eine schwache und dunkle Empfindung zu haben; und man wäre durchs größte Geräusch in der Welt nicht zu erwecken, wenn man nicht eine kleine Empfindung von seinem kleinen Anfang hätte. Man könnte mit der größten Kraft in der Welt keine Saite reißen, wenn sie nicht immer durch eine kleine unmerkliche Kraft gebrochen wäre.

Diese kleinen Vorstellungen sind also von größerer Wirkung, als man nicht denkt. Sie bilden jenes mächtige „Ich weiß nicht was“, jenen Geschmack, jenes Bild von den Qualitäten der Sinne, die klar in der Vereinigung, aber dunkel in den Theilen sind; jene Eindrücke, die die Körper, die uns umgeben, auf uns machen, und die das Unendliche umfassen, jenes Band, was jedes Wesen mit der ganzen Welt hat.

So ist die Gegenwart von der Zukunft voll und voll

von dem Vergangenen: σύμπνοα πάντα; Alles stimmt zusammen, und Gott liest in der kleinsten der Substanzen die ganze Folge der Dinge der Welt.

So, durch diese kleinen Vorstellungen wird die Einerleiheit des Individuums bestimmt; sie charakterisirt sich durch die Spuren, die sie von allen vorigen Zuständen dieser Individuen erhalten, und die von einem hohen Geist jedesmal können gesehen werden, selbst wenn das Geschöpf ihrer nicht inne wird. So wird bei Gelegenheit der Noth eine Erinnerung dessen nöthig, was vergessen ist.

Der Tod ist nur Schlaf, Zustand der dunkeln Vorstellungen, der nicht bleiben kann.

So sind's die dunkeln Vorstellungen, die uns dann bestimmen, wenn der Pöbel ein völlig Gleichgiltiges glaubt; sie sind's, die jene Unruhe (uneasiness) machen, die von Schmerz nicht unterschieden ist, als nur wie das Kleine vom Größern, und die doch oft unser Verlangen und Vergnügen ausmacht, weil sie ein stechendes Salz ist.

So sind's die kleinen Vorstellungen, die da machen, daß ein Verhältniß ist zwischen den Empfindungen der Farben, der Wärme u. s w. und zwischen den Bewegungen des Körpers, die ihm repondiren; statt daß der Cartesianismus und unser Autor diese Empfindungen von solchen Qualitäten für arbiträr halten, die Gott nach seinem Wohlgefallen gegeben, ohne nothwendige Beziehung zwischen den Empfindungen und den Gegenständen — eine Anordnung, die nicht würdig ist der Weisheit des Schöpfers, der nichts ohne Harmonie und Grund macht.

Nichts macht sich auf einmal; die Natur macht nie einen Sprung. Immer vom Kleinen zum Großen, und umgekehrt durchs Mittelmäßige in den Stufen wie Theilen. Nie auf Bewegung Ruhe unmittelbar und vice versa, so wie man nie eine Linie durchläuft, ohne eine kleinere Linie durchlaufen zu haben. Keine entgegengesetzten Zustände folgen auf einander. So auch die bemerkbaren Vorstellungen folgen stufenweise aus lauter unbemerkbar kleinen. So unendlich ist die Feinheit der Sachen, die immer und überall ein wirkliches Unendliches einschließen.

Zwei individuelle Sachen können sich also nicht vollkommen gleich sein; immer müssen sie mehr als numero verschieden sein. Auch dies zerstört also die leeren Tafeln der Seele,

eine Seele ohne Grund, eine Substanz ohne Handlung, ein Leeres des Raums, die Atome, die völlige Einförmigkeit in einem Theile der Zeit, des Orts und der Materie, die vollkommenen Kugeln des zweiten Elements, die von vollkommen originären Cuben entstehen sollen, und viele Fictionen, die von unvollständigen Begriffen herkommen — Begriffe, die die Natur der Dinge nicht leidet, die unsre Unwissenheit und Unaufmerksamkeit veranlaßt, die aber nicht duldbar sind als bei Abstractionen des Geistes, Mathematik ꝛc.

In der Philosophie so wenig als in der Politik muß das *μικρόν*, das unmerklich Kleine, nicht versäumt werden; nur die oberste Vernunft kann das ganze unendliche Weltall deutlich übersehen, wir nur verworren, indessen doch auch so,[1]) sonst urtheilen wir übel von der Schönheit und Größe der Welt und können weder Physik noch Pneumatik haben.

Zwei menschliche Seelen oder zwei Sachen einer Art können also nicht ganz gleich aus den Händen des Schöpfers kommen; jede hat ihre ursprüngliche Beziehung auf den Gesichtspunkt, den sie von der Welt haben sollte.

Alle Genien, Seelen und einfache erschaffene Wesen haben Körper. Mithin fallen alle Schwierigkeiten weg über die Erhaltung der Seelen, ihre Unsterblichkeit, ihre Wirkung, den Unterschied des einen ihrer Zustände vom andern, wo sie Niemand gehört, als von dem mehr aufs weniger Merkliche, Vollkommene[2]) und vice versa, daß also ihr vergangener und folgender Zustand so erklärlich als der gegenwärtige. Raupe in Papillon. Schlaf in Tod.

Kein Schlaf kann ewig dauern und am Wenigsten vernünftiger Seelen, die dazu bestimmt sind, ihre Persönlichkeit und Erinnerung fortzusetzen in der Stadt Gottes, und um so mehr fähig zu sein zu Belohnungen und Züchtigungen.

Keine Zerstörung der sichtbaren Organe kann die Sachen in einem Thier zur völligen Verwirrung bringen, oder alle Organe zerstören, oder die Seele ganz von ihrem organischen Leibe trennen und von den unauslöschlichen Resten aller Spuren der Vergangenheit.

Wäre die Materie aus völlig harten Theilen zusammengesetzt, so wäre die Bewegung im Vollen unmöglich. Vielmehr

1) Es wird gedacht: „übersehen wir es". — D.
2) Die Stelle ist verdorben. — D.

ist der Raum voll von einer ursprünglich flüssigen Materie, die aller Theilung fähig und auch wirklich aller Theilung ins Unendliche ausgesetzt ist; nur mit dem Unterschiede, daß sie an verschiedenen Orten ungleich theilbar ist, wegen der Bewegungen. Daher, daß sie überall so gut einen Grad von Härte als Flüssigkeit habe; aber kein Körper, der Härte und Flüssigkeit im höchsten Grade hätte, kein Atom von undurchdringlicher Härte.

Sich auf Wunder im ordentlichen Laufe der Natur berufen und Kräfte und Wirkungen annehmen, die völlig unerklärlich sind, giebt unter dem Vorwande Gottes den bösen Philosophen Raum, ihre espèces intentionelles wieder aufzubringen.

Wenn die Hauptidee von Substanz in Seele und Körper ist, so folgt nicht, daß ihre Unterschiede nur Modificationen derselben Sache sind; denn es giebt Unterschiede unter Modificationen und Attribute[1]) der Kräfte, Vorstellungen zu haben und zu handeln. Die Ausdehnung, Solidität u. s. w. sind Attribute oder beständige und Hauptprädicate; aber Gedanke, Figur, Bewegung sind Modificationen dieser Attribute. Zwei heterogene Sachen in der Physik können ein gemeinschaftliches logisches Geschlecht haben: z. B. Zeit und Raum sind sehr heterogen, und man würde sich sehr unrecht ein reelles Hauptsüjet gedenken; außer einer Continuo-Quantität, das ist eine logische Art. Das sind Distinctionen nicht der Worte, sondern der Sachen.

Die Materie ist so wenig fähig, machinalement eine Empfindung hervorzubringen, als Vernunft. Man kann zwar nicht leugnen, was man nicht versteht; man kann aber leugnen, was an sich gar nicht verständlich und erklärbar ist. Materielle und inmaterielle Substanzen sind in ihrem Wesen unbegreiflich ohne Wirksamkeit. Die Begriffe der Geschichte sind nicht das Maß der Macht Gottes; aber ihre Begreiflichkeit ist das Maß der Macht der Natur; was der natürlichen Ordnung gemäß ist, kann von einer Creatur begriffen werden.

Die Modificationen, die einem Subject natürlicherweise werden können, müssen von Einschränkungen oder Veränderungen einer Realgattung oder einer ursprünglichen beständigen und absoluten Natur herkommen: so unterscheidet man

1) Es muß wol „Attributen" heißen. — D.

die modos eines Wesens vom Wesen selbst, und so sind Größe, Figur, Bewegung offenbare Einschränkungen und Veränderungen der körperlichen Natur. Ein eingeschränkter Raum giebt Figuren; die Veränderungen darin sind Bewegung, und jede Qualität, wenn wir sie und das Wesen verstanden, muß sich daraus herleiten lassen. Gott kann also nicht jeder Natur jede Eigenschaft geben, sondern die, die ihr zukommt, die sich aus ihrer Natur erklären läßt; sonst hört alle Philosophie auf. So folgt aber das Denken gar nicht aus der Materie. Ihr entweder also eine denkende Substanz zugegeben oder sie durch ein Wunder zum Gedanken zu erhöhen und dann lauter Wunder — Unsterblichkeit Geschenk. Man fällt in die Philosophie des Fluidums, die Alles fanatisch von Gott ableitet, oder des Cartesius, der überall qualitates occultas gleich kleinen Dämonen hatte, eine stundenzeigende Kraft bei der Uhr u. s. w.

Leibniz wollte durch sein System Plato und Demokrit vereinigen, Aristoteles mit Descartes, die Scholastiker mit den Neuern, die Theologie und Moral mit der Vernunft. Er wollte eine Erklärung der Vereinigung zwischen Seele und Körper finden, die wahren Gründe der Dinge in den Einheiten der Substanzen entdecken und in der Harmonie zwischen ihnen, die die erste Substanz eingeführt — eine Einfalt und Einfachheit, die Erstaunen machen, weil es überall und immer dieselbe Sache nach Graden der Vollkommenheit ist, die man sieht. Er erklärt Plato, daß die Materie was Unvollkommenes und Vorbeigehendes sei, Aristoteles seine Entelechie, Demokrit's Versprechen eines andern Lebens, die Skeptiker, wenn sie gegen die Sinne declamirten, Descartes, wie die Thiere Automaten sind, doch mit Seele und Empfindung, Cardan, Campanella, die Gräfin Conneway und van Helmont, die allen Sachen Leben und Empfindung gaben u. s. w. Er erklärt, wie die Gesetze der Natur von Gründen herkommen, die über der Materie sind, ob sich gleich in der Materie Alles maschinenmäßig thue; wie die Seelen der Thiere der Unsterblichkeit nicht schaden; wie unsre Seelen unvergänglich sind, ohne Metempsychose, sondern Thiere und Menschen leben, empfinden, denken fort: c'est tout comme ici. Leeres und Atomes fallen weg (ohne Cartesische Sophismen);

überall organisirte Materie, überall Ordnung und Regelmaß, nichts unfruchtbar und vernachlässigt, nichts einförmig, Alles abändernd mit Ordnung, und das ganze Universum en raccourci, aber aus einem verschiedenen Gesichtspunkt in jeder Einheit der Substanz. Er bestimmt den Begriff besser, was wahr, klar, bestimmt, adäquat sei; den Unterschied der ersten und nothwendigen Wahrheiten und der vérités de fait — überall Größe Gottes.

Alle Gedanken und Handlungen der Seele kommen aus ihrem eigenen Grunde, ohne ihr von den Sinnen gegeben werden zu können; indessen spricht man so uneigentlich hievon wie von der Bewegung der Sonne, und selbst Copernikaner reden im gemeinen Leben so.

Unter dem Vorwande angeborner Ideen schiebt man die Analyse auf; das soll man nicht. Man soll Erklärungen von allen Terminis suchen, die erklärt werden können; man soll ein Mittel geben, alle Axiome zu demonstriren, die nicht primitiv sind, ohne dabei auf Einstimmung der Menschen zu sehen. Leibnizens allgemeine eingeborne Wahrheiten sollen sich nicht auf eine allgemeine Einstimmung gründen, sie sollen bis auf die letzten Axiome demonstrirt werden; denn die Einstimmung konnte von einer allgemeinen Tradition kommen, wie der Tabak in einem Jahrhundert von den meisten Völkern angenommen ist. So sagen auch die Arminianer von der Idee von Gott, obgleich die Lehre und Unterweisung sie berichtigt hat. Indessen scheinen doch die Wunderdinge der Natur schon durch Denken dahin zu führen. Ein geborner Tauber und Stummer betete den vollen Mond an. Die Idee von Gott ist aber nicht, wie wir sie haben, sondern daß wir sie haben können; die Uebereinstimmung der Menschen ist eine Anzeige, nicht aber Beweis eingeborner Ideen. Der Beweis ist, daß sie nicht anderswoher kommen können.

Der Grundsatz des Widerspruchs ist allgemein bekannt. Jeder handelt darnach, selbst wenn er ihn nicht explicite kennt, wie man in den Enthymemen alle unterdrückten Sätze wirklich im Sinne hat, ohne die der Schluß nicht gälte. So fließen auch die andern Ideen in desto vermerklichere ein.

Es ist unmöglich, an Alles das, was wir wissen, auf einmal deutlich zu denken; also der größte Theil dunkel, der uns nur bei der Erinnerung zu Hilfe kommt.

Eingeboren sind uns die reinen Ideen, sofern sie den

Phantomen der Sinne entgegen, die ewigen nothwendigen Wahrheiten, die den Erfahrungen entgegen: die ganze Arithmetik und Geometrie. Man kann sie durch Betrachtung finden und ordnen, ohne Erfahrung, wie Sokrates in einem Kinde die abstrusen Wahrheiten blos durch Fragen entwickelte; mit geschlossnen Augen, ohne Anfühlen und Berühren, ob man freilich die Ideen nicht gewahr werden würde, wenn man nichts gefühlt und berührt hätte. Der schwedische Junge machte ohne Anweisung große Calcüls in seinem Kopfe, ohne daß er zu lesen und zu schreiben wußte; freilich umgekehrte Poblems aufzulösen, wußte er nicht, z. B. die Ausziehung der Wurzeln; das hatte ihm aber neue Wendung seines Geistes entdeckt.

Es giebt Grade der Schwierigkeit, sich dessen zu erinnern, was in uns ist; es giebt eingeborne Grundsätze, die allgemein bekannt werden, Theoreme, die sich leicht entwickeln, und dann alle Wahrheiten, die daraus abgeleitet werden können. Muß man nur das haben, was man braucht?

Die Meinung des Plato von der Erinnerung aus einem vorigen Zustand hat keinen Grund; es muß doch ein erster Zustand sein; und wie sind sie in den gekommen? Aber was jetzt ist, ist nicht umsonst; es kann und muß sich im Lauf unsers Lebens hier oder in einem andern Zustande entwickeln. Es ist nicht blos leidende Fähigkeit, sondern leidende und thätige Anlage; denn der Beweis der ewigen Wahrheit kommt aus dem Verstande: die Sinne können insinuiren, justificiren, bestätigen, nicht aber die ewige unwandelbare Gewißheit zeigen.

Wir fangen uns eher an auf besondere Wahrheiten, zusammengesetztere und gröbere Ideen zu erinnern; aber das kehrt die einfache Natur nicht um, die vom Einfachen anfängt, zu dem diese vermischten Wahrheiten nur Beispiele sind. Die allgemeinen Grundsätze fließen immer in unsre Schlußart ein und machen da Leben und Bindung aus; sie sind da das, was Muskeln und Nerven jeden Augenblick im Gehen sind, ohne daß wir's merken. Der Geist stützt sich auf sie immer; aber denkt an sie nicht deutlich und abgesondert, weil das große Aufmerksamkeit fordert. Haben die Chinesen nicht wie wir Laute? und haben sie sich wohl schon erinnert, ein Alphabet zu machen?

Lernen wir demohngeachtet nichts Neues? O ja, durch

Achtgeben entdecken wir's in der Quelle und verificiren es durch Erfahrung, z. B. Zahlen: wir entdecken sie in uns von selbst oder durch Demonstriren oder durch Exempel, womit die gemeinen Arithmetiker vorlieb nehmen. Die Inductionen der Erfahrung bleiben indeß immer unvollkommen; man kann weiter gehen, ohne den Fehler einzusehen.

Ist nichts eingeboren, so sind wir außer uns: wie könnten wir die Idee vom Wesen, vom Sein haben, wenn wir nicht selbst wären und die Idee in uns fänden? Die schwersten Wissenschaften sind uns vermögenheitsmäßig eingeboren, nur fordert es Arbeit, die Adern des Marmors zu entdecken.

Das Kind ist aufmerksamer auf die Sinne: das ist auch gut; die Aufmerksamkeit wird durch Bedürfniß gelenkt. Die Natur indessen hat auch mit dem Angebornen nicht vergebens gewirkt; denn darohne können wir nie zur wirklichen Kenntniß der nothwendigen Wahrheiten, zu Gründen der faits gelangen — und also nicht über die Thiere.

Gedanken sind Handlungen der Seele; die braucht's nicht; Kenntnisse und Wahrheiten sind Habitüden, Dispositionen; wir wissen viel, woran wir nicht denken. Warum aber werden Kinder, Idioten, Wilde dessen nicht inne? Weil dazu viel Aufmerksamkeit nöthig ist und diese nur an die Bedürfnisse des Leibes denken und der detachirte Gedanke der Preis würdigerer Beschäftigung ist. Sollte mehr und lebhafter Licht in Personen brennen, die es am Wenigsten verdienen? Das hieße die Gaben Gottes verschmähen. Ist ein unbearbeiteter Klotz besser, weil man bei seiner Unbearbeitung nicht gefehlt hat?

Folge der Freude, vermeide die Traurigkeit! der erste Satz in der Moral, und doch gründet er sich schon auf innerliche confuse Erfahrungen, und [ist] also nicht so distinct als die unmittelbare Wahrheit. Diese Maxime aber, wenn sie nicht als Wahrheit eingepflanzt ist, so ist sie es als Instinct: und man kann aus ihr scientifische Sätze ziehen, eine Moral, die selbst Diebe und Räuber unter sich beobachten müssen.

Die Wahrheiten sind in uns nicht eine von der andern unabhängig; die, wo der Instinct nicht einfließt, sind abgeleitet. Alle Gesetze aber, die sich von der Nothwendigkeit herleiten und nicht von dem Vergnügen, was insonderheit, wenn die Idee Gottes zu Grunde liegt, so groß ist, haben Straßenräubermoral.

Unsre Neigung geht nur auf Freude im gegenwärtigen

Zustande; Glück ist's, was auch auf den folgenden geht, und dahin Vernunft. Neigung also, durch Vernunft ausgedrückt, wird praktische Regel. Die Instincte sind nicht allezeit praktisch; es giebt auch theoretische Sätze unter ihnen; das sind die ersten Grundsätze der Wissenschaft, die wir ohne Grund, durch einen natürlichen Trieb annehmen. Es giebt auch Principien des Instincts, die Conclusionen des natürlichen Lichtes sind: so Menschlichkeit. Der gemeine Mensch braucht sie nach Instinct, der Logiker entkleidet sie wie der Mathematiker die Regeln des Gehens. Die Moral hat also von der Arithmetik Beweise nöthig. Die Menschen lesen nicht immer offenbar den Charakter des Gesetzes, das Gott in sie geschrieben, wovon sie nicht die Demonstration wissen; ja, es können sich Leidenschaften u. dergl. entgegenstellen. Indessen ist der Instinct doch immer da, der uns ohne Vernüfteln zu dem, was die Vernunft will, so hinführt, wie wir gehen und essen u. s. w., was uns Vergnügen macht; nur er führt nicht auf eine unüberwindliche Art zum Handeln und Ausüben; man kann ihm widerstehen durch Leidenschaften, ihn verdunkeln durch Vorurtheile, verändern durch Gegengewohnheiten. Indessen folgt man ihm meistens aus einem Zuge des Gewissens, wenn nicht große Gegeneindrücke sie schwächen. Man muß wild sein, um gewisse allgemeine Wahrheiten der Moral nicht zu kennen.

Im Menschen z. B. ist ein Instinct zur Gesellschaft. Selbst der Tiger parcit cognatis maculis[1]), und nur eine Spinne frißt die andere, das Weibchen den Mann, wenn sie ihn genossen hat. Dieser Instinct ist Philanthropie. Nun folgt eheliche und väterliche Liebe (στοργή). Nun eine Sorgfalt für Würde und Convenanz, um Dinge zu verbergen, die uns demüthigen, um züchtig zu sein, Leichname zu begraben u. s. w. Nun Sorgfalt für guten Ruf, selbst außer dem Bedürfniß zu leben. Nun Furcht vor dem Gewissen (laniatus et ictus) und der Zukunft. Das Alles sind Realitäten, aber blos Hilfeleistungen der Vernunft, ein guter Rath der Natur.

Gewohnheit, Erziehung, Tradition, Vernunft tragen viel dazu bei; aber doch Grund in der Natur. Ohne Vernunft zwar freilich, aber doch eine Empfindung, ein dunkles Gefühl einer eingebornen Wahrheit, die aufgeklärt werden muß. Viele Menschen handeln dagegen, weil sie sich selbst verbergen,

1) Maculae bezieht sich auf das gefleckte Tigerfell. Der Tiger schont die verwandte Art. Die Worte stammen wol aus einem neulateinischen Dichter. — D.

weil sie ihr Gesicht zur Seite kehren (wie Die, die was Ungesundes essen), weil die Sinne und die Gegenwart sie mehr und stärker rühren als Zukunft und Vernunft. Wie jener Italiener bei der Tortur die Folter gegen ihm über ansah und ausrief: Io ti vedo. Nimmt man sich nicht fest vor, das wahre Gute und Böse ins Gesicht zu nehmen, so heißt's oft: Cantantur haec, dicuntur, audiuntur, scribuntur haec, leguntur haec et lecta negliguntur.

Würde sich die Geometrie so unsern Leidenschaften entgegenstellen als die Moral, sie würde ebenso viel Anfechtungen haben, und Julius Scaliger, Hobbe ꝛc., die wider Euklides und Archimedes geschrieben haben, mehr Anhänger. Die Liebe zur Ehre verblendete diese Leute so weit, und wenn mehr das Interesse, so ꝛc.

Wenig Laster sind ohne natürliche Bestrafung und Tugend ohne Lohn; da diese aber nicht unmittelbar folgen, so wären wir auch nicht unweigerlich verbunden. Nur in der großen Stadt Gottes ist kein Vergehen ohne Züchtigung und keine Tugend ohne Belohnung.

Hat man uns bis jetzt ein vollständiges und genaues Verzeichniß der Axiome der Geometrie gegeben? Die Axiome Herbert's[1]) sind nicht unmittelbar eingeborne Wahrheiten.

Der Name Tugend hängt freilich von der Meinung Derer ab, die ihr verschiedene Habitüden oder Handlungen geben, nachdem sie gut oder übel schließen, guten oder übeln Gebrauch von der Vernunft machen; das sind Abweichungen in der Anwendung, im Ganzen kommen sie im Begriff überein, eine Gewohnheit, vernunftmäßig zu handeln, und das muß dem höchsten Urheber aller Dinge und auch der Vernunft angenehm sein.

Gesittete Völker haben immer vor Wilden Vorzüge; indessen giebt's freilich Punkte, wo Barbaren uns übertreffen, z. B. Stärke des Leibes, und auch in ihrer Moral [sind] einige Punkte klarer, weil sie nicht Geiz haben, zu sammeln, und Hochmuth, zu herrschen. Ja, die Gesellschaft der Christen hat sie noch schlimmer gemacht, als sie waren, da sie von ihnen Trunkenheit, Eidschwüre, Blasphemien u. s. w. gelernt. Wir haben mehr Gutes und mehr Böses als sie; ein böser

---

1) Eduard Herbert of Cherbury hatte in seinem Werke De veritate, prout distinguitur a revelatione (1624) eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt, welche die Natur alle Menschen gelehrt habe. — D.

Europäer ist schlimmer als ein böser Wilder; denn er raffinirt. Indessen sind ihre guten Seiten mit den Vorzügen unsrer Vernunft sehr [wohl] zu verbinden.

Dunkel können die eingegrabenen Charaktere sein, aber nicht ausgelöscht. Dunkel in allen Menschen durch den Hang zu den Bedürfnissen des Körpers, und oft durch böse Gewohnheiten: die hindern, daß sie nicht im Verstande leuchten und im Willen Funken und Hitze geben.

Man sollte mehr Ehrgeiz darin finden, zu bauen und weiter zu gehen, als niederzureißen und zurück; das ist ein Barbarenrath, den jene Mutter dem Könige der Vandalen [1]) gab: da er nicht so große Gebäude bauen könne, so gebiete ihm die Ehre, sie niederzureißen.

Man sollte Alles erklären bis auf die ersten Grundsätze in der Geometrie, bis auf identische Sätze. Erklärung ist nichts als deutliche Auseinanderlegung der Ideen, des Begriffs von Sein, Möglichkeit, dasselbe sei in uns, weil wir Wesen sind. So ist die Kenntniß von Wesen in uns eingewickelt; wir müssen sie entwickeln. Wir sind uns selbst eingeboren.

Als das Vater Unser in die Sprache von Barantola sollte übersetzt werden, so — [fand man] keinen Namen für heilig. Das Credo der Hottentotten [hat] kein Wort für heiligen Geist als angenehmer Wind. Andre, die kein Wort für sein haben, sind sie deswegen nicht? haben sie deswegen nicht den Begriff davon? Substanz liegt in uns, weil wir Substanzen sind.

Ein Kind von $2\frac{1}{2}$ Jahren verlor das Gesicht und auch das Andenken des Lichts und der Farben — Ulrich Schönberg, Professor der Philosophie und Mathematik zu Königsberg in Preußen. Dem Julius Scaliger, der die berühmten Leute aus Verona besungen, zeigte sich im Traum ein gewisser Brugnolus, der sich beklagte, daß er ihn vergessen hätte; Julius Scaliger machte ein Gedicht auf ihn im Traum, und Joseph Scaliger erfuhr nachher, daß ein Brugnolus gelebt hätte, der mit zur Wiederaufrichtung der Wissenschaften beigetragen!

Ideen sind das unmittelbare innerliche Object der Gedanken, ein Object, das ein Ausdruck der Natur oder der Qualität der Sache ist und also eher und später sein kann als der Gedanke. Wären Ideen die Form der Gedanken, so

1) Genserich? — D.

freilich würden sie mit den wirklichen Gedanken entstehen und vergehen. Die äußern sinnlichen Gegenstände sind mediat durch die Sinne und wirken nicht als durch sie auf die Seele; Gott allein, der äußere immediate Gegenstand und der innere der Seele selbst oder sie, sofern sie Ideen enthält oder das in ihr, was den Sachen entspricht; denn sie ist eine kleine Welt, wo die deutlichen Ideen eine Vorstellung von Gott sind und die confusen vom Universo.

Völlig gleichförmige Sachen sind blos ein Gegenstand der Abstraction, z. B. Zeit, Raum u. s. w. in der reinen Mathematik. Es giebt keinen Körper mit Ruhe; es giebt keine Substanz mit Unterschiedenheit von allen andern. Die menschlichen Seelen sind nicht blos von allen andern, sondern auch jede von jeder ihrer Art verschieden (doch nicht specifisch) durch innerliche Unterschiede. Fähigkeit ohne Act, blos Vermögenheiten sind nichts als Dichtungen, die die Natur nicht kennt. Wo findet man in der Welt eine faculté ohne Acte? Immer eine Disposition zu einer Tendenz zum Act, und in jedem Subject jeden Augenblick eine Unendlichkeit auf einmal. Die Erfahrung ist nöthig, daß die Seele genau zu einer oder der andern determinirt werde, daß sie auf die Ideen Acht habe, die in ihr sind: aber nichts mehr. Weiter kann der Sinn nichts wirken; die Seele hat keine Fenster und keine Täfelchen, [ist] keine Wachstafel.

Nichts ist in der Seele, was nicht durch die Sinne, außer die Seele selbst, und die schließt in sich seine Substanz, dasselbe,[1]) Ursache, Empfindung, Urtheil und viele andere Begriffe, die die Sinne nicht geben können.

Eine Substanz, die einmal in Wirksamkeit ist, muß es immer sein; alle Eindrücke bleiben und werden mit neuen gemischt. Schlagt an einen Körper, so entstehen Wirbel wie in einer Flüssigkeit; denn jedes Ding ist auf einen Grad flüssig, und jede Flüssigkeit hat auf einen Grad Solidität. Und diese Wirbel können nie eingehalten werden. Körper [ist] also nie in Ruhe und Seele nie ohne Gedanken, selbst wenn wir sie nicht empfinden. Es gehört Aufmerksamkeit dazu; sonst — so wenig als der Begriff der Luft oder Rundheit der Erde.

Wir denken an Vieles auf einmal, wir bemerken aber nichts als nur sehr unterschiedene Gedanken; sonst würden wir auf einmal an unendlich viel gleich deutlich denken müssen,

1) Sollte es etwa heißen: „ihre Substanz, diese"? — D.

was uns mit einmal in die Sinne fällt und Eindruck macht, ja, da von allen vergangenen Ideen was bleibt und nie ganz ausgelöscht werden kann, so auch an dies zugleich deutlich — und das [ist] unmöglich. Wenn wir also traumlos schlafen oder durch einen Stoß, Fall, Symptom u. s. w. betäubt werden, so formt sich in uns eine unendliche Menge von kleinen confusen Empfindungen. So auch im Tode, wo also die Seele ohne Vergnügen und Schmerz sein muß, bis sie wieder aufwacht.

Man kann nach einem Intervall in eine allgemeine Vergessenheit sinken; so verlor Sleidan sein Gedächtniß vor seinem Tode. Wie, wenn ein solcher Mensch wieder auflebte, wäre es nicht dasselbe? Eine Seele, die wechselsweise Kastor und Pollux belebt, ist eine Fiction, die wider die Natur ist, so wie ein Raum ohne Körper und ein Körper ohne Bewegung. Denn die Seele behält alle vergangenen Eindrücke, und die Zukunft hat mit der Vergangenheit die genaueste Verbindung, und das macht die Identität eines Gegenstandes. Das Andenken ist dazu nicht nöthig, auch nicht möglich, wegen der Vielheit der Eindrücke, vergangen und gegenwärtig, wo jeder vergangene sich mit dem gegenwärtigen mischt. Man kann Sachen vergessen; aber man muß sich auch Alles erinnern können, wenn man recht zurückgeführt wird.

Auch wenn man ohne Traum schläft, ist man nicht ganz ohne schwache Empfindung; je leichter man aufzuwecken ist, desto geneigter ist man, das, was außer uns ist, zu empfinden. So sind wir ja wachend beständig im Traum. Tausend Gegenstände bestimmen immer unsre Sinne, und wir geben nicht Acht, bis das Object so stark wird, um uns auf sich zu ziehen: das ist ein Schlaf in Absicht auf einige Gegenstände; in Absicht auf alle heißt's eigentlich Schlaf. Man schläfert sich ein, wenn man die Aufmerksamkeit auf alle richtet, um sie zu schwächen.

Alle Eindrücke haben ihre Wirkungen; aber nicht alle Wirkungen sind merklich. Wenn ich mich von einer zur andern Seite kehre, so [liegt] der Grund in dieser klaren Perception. Alle indeliberirte Handlungen sind die Folgen solcher kleinen Vorstellungen: unsre Gewohnheiten und Leidenschaften kommen daher; denn sie entspringen allmählich, und ohne dieses Allmähliche würden sie nie ankleben. Diese Eindrücke bestimmen, ohne zu zwingen. — —

Ueber Leibnizens Grundsätze von der Natur und Gnade.

1. Wenn eine Substanz ein der Thätigkeit fähiges Wesen ist: sollte daraus, aus ihrem Grunde, nicht gleich eine Einwirkung auf andre Substanzen folgen? Daß sie eine Einheit ist, was macht's, als daß außer ihr mehr Einheiten da sein können, lauter simple Einheiten, die aber schon ihrem Wesen nach Beziehung auf einander haben müßten; sonst könnte selbst Gott keine in sie bringen; sonst wäre jede Monas für sich eine Welt und mit keiner andern communicabel.

2. In jeder Monas müssen unterscheidende Qualitäten sein; diese sind nichts als Perceptionen, Vorstellungen des Zusammengesetzten, des Aeußern. Wie werden diese aus der innern Kraft der Seele? ganz abstrahirt von einem Aeußern, das da existire? Woher, daß eine Seele sich ewig eine Welt träumen könnte, aus ihrer innern Kraft, ohne daß diese existirte, ohne daß sie zur Existenz derselben das Geringste beitragen könnte? So wäre Gedanke nichts Reelles; es wäre ein Bild ohne Sache, Sache ohne Sache; und also nicht ein Widerspruch?

3. Im Einfachen der Substanz ist jederzeit eine Vielheit von Modificationen: woher diese Vielheit in solchem ewigen Traum einer einfachen Seele? Eine Gedenkkraft, die, in sich eingeschlossen, aus ihrem Grunde herauf wirkt und gegen jede andre Substanz durchaus incommunicabel ist, kann ich mir in ihrer Gedankenreihe höchstens als eine Linie gedenken; aber in einer Linie ist blos Vielheit neben einander. Eine in einander kann in einem mathematischen Punkt nicht be-

griffen werden, und ebenso wenig eine Vielheit der Modificationen in einer simplen Substanz, die ganz für sich betrachtet wird. Sollen diese aber Rapports auf das Aeußere sein, wie der Mittelpunkt eines Zirkels zu den Winkeln, die sich aus ihm ziehen lassen: wohl! diese Winkel können nicht ohne den Mittelpunkt und der Mittelpunkt nicht ohne sie bleiben, was sie sind. Und wie denn eine Substanz, aus deren innern Kraft es erklärt werden müßte, daß sie sich offenbart, daß sie im Universum erscheint, daß sie das Centrum einer Masse werden kann?

4. Eine Monas soll ihre Vorstellungen ändern können und nach ihrer Grundkraft ändern müssen. Wenn diese Vorstellungen nun aber nichts als äußere Rapports sind, muß nicht in der Grundkraft auch der Grund zur Perceptibilität des Aeußern und zur immer veränderlichen Perceptibilität liegen? Es muß also auch der organische Körper, der ihre Masse wird, eigentlich kein Automaton für sich sein; sonst würde a gesetzt, daß es nicht sein könnte, ohne auf b wirken zu müssen, und b würde wieder als der alleinige Grund seiner Wirkung gesetzt, welches ein Widerspruch ist. Wenn also die Seele ein lebendiger Spiegel des Universum ist, so muß sie dies Universum nicht aus sich heraus spiegeln, so daß es doch nicht in ihr, sondern blos außer ihr sei und keine Communicabilität zwischen einander zu gedenken sei; und das Universum muß auch nicht da sein, ohne daß es sich hineinspiegeln könnte und doch von ihr gesehen würde, und doch also auch da wäre, um von ihr gesehen zu werden; denn wozu wäre es sonst da? Sondern es muß ein innerer Grund in jeder Seele sein, warum der Theil des Universum, den sie übersieht, da sei, der nicht in einem dritten Wesen, dem Grunde beider, gesucht werden darf. Was wäre es, wenn a nicht um b wegen und b nicht um a wegen, sondern beide um c wegen existirten, das nichts als ein Spiel darin hätte, daß a nicht um b und b nicht um a existirt und doch beide für einander zu existiren scheinen.

5. Ueberall giebt's Leben, überall [ist] Leben an Organe geknüpft; und wo läge der Grund der Verknüpfung? Im Leben nicht, in den Organen nicht: worin denn? Es muß ein Deus ex machina gerufen werden, der den Grund der Verknüpfungen beider enthalte, so daß diese doch nichts davon enthalten; und das ist Widerspruch. Eine Monade soll über

die andre und über viele andre herrschen, ohne daß in jeder von diesen Grund der Veränderungen in der andern wäre. Eine Monade soll sich ebenso sehr an Kräften erhöhen, als sich ihr Körper mehr organisirt, und dieses immer zusammenseiende Mehr soll doch nichts fürs andre enthalten: nicht caussa efficiens, nicht conditio sine qua non, blos Simultaneität. Wie unglaublich! Wenn das ajustement der Organe geht bis[1]) den Eindrücken ein gewisses Relief und Unterschied zu geben, so wird auch eben solch Relief und Unterschied in den Perceptionen und alle diese Verbindungen ohne innern Grund: blos einen Grund, so viele Wirkungen zu erklären, die von ihm kaum bedeckt werden. Mich dünkt, die Welt würde ungleich einfacher und vielfacher, wenn in jeder Monas der Grund ihrer Verknüpfung und aller ihrer Veränderungen ist. — — —

---

1) Offenbar verlesen oder verschrieben, wie auch Z. 9 f. nicht ganz richtig sind. — D.

Grundsätze der Philosophie.

Ich denke; dies Denken ist meinem innern Ich so eigen als dem Körper die Bewegung; ich kann's also als dasselbe in der Seele betrachten, was bei den Körpern die Bewegungs- und Fortrückungskraft ist.

Ob ein Anderer mir das Denken gegeben, ob es mir genommen werden kann, ob ein einfacher oder zusammengesetzter Theil denke: Alles geht mich nicht an, so wenig es den Physiker angeht, der die Bewegung der Körper untersucht. Das weiß ich nur, daß posito in meiner Seele die Kraft zu denken, so denke ich fort, wie ein angestoßener Körper immer eine gerade Linie fortgeht. Hier ist also Körper und Kraft, sich fortzubewegen, parallel der Seele und der Kraft, in gerader Linie fortzudenken. So wenig ich dort Kraft zu bewegen erklären konnte, so wenig hier Kraft zu denken, so wenig dort Stoß, so wenig hier Schöpfung des Gedankens. Beide sind indessen Phänomena.

Untersuchung einer Seele, die aus sich ins Unendliche fortdenkt. Sie muß eine unendliche Gedankenkraft haben; sie muß Alles aus einem Gedanken entwickeln, der doch nicht der Gedanke sei: Widerspruch. Wie die gerade Linie aus dem Punkt, der doch nicht der Punkt sei: Widerspruch. Da es keine unendliche Linie giebt, so ist Alles in ihr ein Gedanke; der ist Alles; der ist ein Punkt: das ist Gott. Dieser eine Punkt wird von nichts angezogen, daß die Propension beträchtlich sein sollte. Aber er zieht Alles an, was da ist; es wird ein unendlicher Kreis der Schöpfung; Alles senkt sich in Radien zu Gott: er ist der Mittelpunkt des Universum, die Sonne der Welt.

Spinoza glaubte, daß Alles in Gott existire. Er leugnete also alle Radien, alle Planeten: er nahm nur einen Mittelpunkt an, den nannte er Gott und Welt. Man kann ihn also mit eben solchem Rechte Idealist als Atheist nennen: das Letzte ist er nicht gewesen. Er kann nur widerlegt

werden, wenn man es beweist, daß außer dem vollkommenen Wesen, das sich selbst ein Gedanke ist, andre nothwendig sind, die so von andern denken, als sie sich selbst denken. Das kann vielleicht bewiesen werden, wenn dargethan wird, daß der eine Gedanke Gottes nicht anders als alles Mögliche enthalten könne, was zugleich wirklich ist. Und das ist nothwendig, oder der eine Gedanke Gottes ist = 0 und alsdann Nichts.

Es ist also kein Gott ohne Welt möglich, so wie keine Welt ohne Gott. Es existirt also alles Mögliche wirklich, sonst wäre es nicht eine Welt Gottes.

Die Welt hat ewig existirt; denn Gott &c. wird ewig &c.; denn Gott &c. Die Welt ist ein unendliches Continuum durch Raum, eine unendliche Succession durch Zeit; denn Raum und Zeit sind die Folgen von unendlichen Gedanken Gottes, da er alles Mögliche neben und nach einander denkt. Also unendlicher Raum, unendliche Zeit &c.

Gott erfüllt den Raum durch seine Kraft; er ist aber nicht &c.: er erfüllt die Zeit durch seine Kraft; er ist aber nicht &c. Seine Kraft dachte alles Mögliche wirklich; alles dies Mögliche und Wirkliche muß also durch Raum und Zeit unter sich und durch Kraft mit Gott verbunden sein.

Gott gehört also zur Welt, wie die Welt zu Gott. Er ist das Princip; Alles also ist Contingens, sofern es Grund in Gott hat; aber auch nothwendig, sofern es nothwendig zum Gedanken Gottes gehört. Hat's Grund in sich selbst &c.

Gott ist also wie die Sonne: der Mittelpunkt aller Sterne; überall Anziehung gegenwärtig. So wie sich ihr Körper, der Licht ist, zum Körper der Planetenmassen verhält, so gleichsam Gott zu den endlicheren Dingen. Er ist nur durch Licht von außen und durch die Anziehungskraft von innen gegenwärtig.

Alle Wesen von minderer Realität gravitiren so gegen einander, wie Gott vom Unendlichen gravitirt gegen alle Wesen, ohne von andern &c.

So wie sich Planetenkörper im Universum durch die Anziehungs- und Zurückstoßungskraft gebildet, so auch unsre Seele den Körper: und so Gott die Welt.

Unsre Seele denkt, das ist ihre Centralkraft. Wenn sie nicht von einem Andern angezogen würde, so würde sie unendlich fallen: das ist Widerspruch.

Satane sind also nicht möglich: das sind Geister, die sich von Gott losrissen, sich selbst zur Sonne machen wollten und als Planetensonnen existiren. Sonne und Planet, endlich und unendlich sein, ist Widerspruch.

Aber die obersten Wesen der Schöpfung sind so vollkommen, daß sie Vieles tragen und von der Sonne weniger gezogen werden; das sind Saturn und Kometen; aber das sind keine Teufel.

Wir sind gleichsam in der Mitte wie unsre Erde. Unsre Seele dachte: das ist ihre Centralkraft; nach dieser nahm sie einen Raum im Universum ein. Weniger Centralkraft, näher an Gott; mehrere, weiter ꝛc.

Diese Kraft war eingeschränkt. Also nicht Alles unmittelbar wie Gott, Einiges mittelbar; das ward Körper, wie bei unsrer Erde ihre Masse: so bildete sie sich ꝛc.

Der Mensch gravitirt also gegen Alles, selbst gegen Gott; Alles gravitirt gegen ihn; er giebt und nimmt Gedanken vom Universum. Er ist ein Theil von Gottes Gedanke; ein Theil von Gottes Gedanke ist sein Gedanke.

In seiner Bildung muß Alles so aus dem Gedanken erklärt werden können, das gegen das Universum hinstrebt und dadurch vollkommen ist wie die Bildung jeder Erde aus der Centralkraft.

2. Ich strebe also, Gedanke vom Universum zu haben; Alles strebt, Gedanke von mir zu haben: da bildet sich eine Welt von Körpern.

Ich strebe, Gedanke zu haben; der wird Gefühl: Gedanke nach einem Andern, Gehör; Gedanke neben einem Andern, Gesicht. Gefühl, das wird Nervenbau; dies hat Attraction mit Allem, was seinem Wesen homogen ist; da ist Geschmack, Geruch, Sinn der Wollust ꝛc.

Es muß von allen sinnlichen unwillkürlichen Verrichtungen unsers Körpers bewiesen werden können, daß sie so zum Vollkommenen abzielen wie die willkürlichen.

Wir haben mit Allem, was auf der Erde ist, Attraction und Zurückstoßung. Daher Schmerz und Vergnügen, gut und schädlich; daraus todt.

3. Wir haben mit unserm Geschlechte Gravitation, mit dem andern noch mehr, endlich Einer am Meisten: daraus wird Familie, wo Vater die Sonne, Mutter der Mond und die Kinder kleine Monde um den Mond sind. Dieser

Geschlechtstrieb ist alsdann blos Trieb, ohne Schönheit, Tugend und Metaphysik — Instinct.

Andre Leidenschaft hat der Mensch nicht, als zu dauern und sich fortzupflanzen; mit jener nützt er seine Maschine sowol ab als mit dieser. Speise und Trank arbeiten so an seinem Tode ꝛc. wie Fortpflanzung. Diese ist das Zeichen, daß er von der Erde muß.

Beide können aus der eingeschränkten Kraft, das Vollkommene seiner Seele auszubilden, erklärt werden und sind harmonisch mit der ganzen Natur. Diese Geselligkeit ist ihm so natürlich als seine Dauer ꝛc.

Nur sieht man untergeordnete Zwecke; er ist gesellig gegen Weib und Kind, damit er daure und sich Ideen des Vollkommenen erwerbe; Beides nicht gegen, sondern untergeordnet.

So auch mit allen gesellschaftlichen Trieben. Er ist geselliges Thier, um Gedanken zu sammeln, von seiner Art — also kleine Familie; viele kleine Familien, endlich spät Staat.

Rousseau's Naturmensch ist nichts ꝛc. Gesellschaftstriebe im Menschen sind natürlich als Selbsterhaltung; nur jener unter diesen untergeordnet, sofern er dazu dient.

Aber nur die Gesellschaft in natürlichen Schranken, sofern sie zur Selbsterhaltung dient. Da fängt Linie an, die nachher nach allen Veränderungen sich mit verändert.

Erstlich Familie; dann der Sicherheit wegen viele Familien, Staat; aus diesem demokratische Monarchie; aus dieser Demokratie; aus dieser Monarchie; aus dieser Despotism: so ist die Welt vollendet.

4. So wie in unserm Körper willkürliche und unwillkürliche Veränderungen vorgehen, so auch im Körper Gottes, der Welt. Alles, was sich Gott idea consequentiae vorstellt, ist wie die unwillkürlichen Begriffe, die ihren Gang fortgehen: idea consecutionis, die willkürlichen, die gleichsam vom Stoß anderer bewirkt werden.

Er wirkt also Alles und nichts. Alles; er hat die Kräfte geordnet und gegen einander gravitirt: nichts; denn diese Kräfte wirken jetzt Alles, der Mensch selbst und andere auf ihn. Das ist also Providenz.

Einiges in der Geschichte der Menschen ist nothwendig, was von ihnen abhängt; Anderes nothwendig, was von conflictus andrer abhängt: aus dem Zusammenhange aller wird Geschichte des Raums und der Zeit.

Nachträge.

Zu Theil I.

Zu S. 85. Hannibal. Aus dem Italienischen. Das Gedicht findet sich unter der Chiffre J. schon im Januarhefte 1782 von Wieland's Merkur.

Zu S. 187. Man füge hier die folgenden Glückwünsche zum Geburtstage ein.

An Frau von Stein.

Zum 25. December 1789.

Nur der Dichter der Grazien kann am heutigen Tage
Dir, wie Dir es gebührt, bringen den lieblichen Gruß.
Und so sag' er Dir denn, was dem mit Dir geborenen Knaben
Heut im fröhlichen Chor segnende Engel gesagt.
Friede sang er der Erde; der sanften Gefälligkeit Blume
Binde den Guten darauf mit unverwelklichem Kranz.

An den Herzog Karl August.

Zum 3. September 1791.

Jahre nach Jahren entfliehn; die schönste Beute des Lebens
Lassen dem Glücklichen sie, wenn sie entfliehen, zurück:
Einen geläuterten Geist, der, sich und Anderen vertrauend,
Weise der Zeiten genießt, weise die Zeiten beherrscht.
Fürst! Dein Genius müsse Dir selbst im Stillen es sagen,
Daß Du am heutigen Tag einer der Glücklichen bist.

An Frau von Schardt.

Zum 23. November 1791.[1])

Leider weiß ich es nicht, ob Du die weiße Kokarde,
Wenn es nach Frankreich geht, oder die farbige trägst.
Gleich viel! Musen und Damen, sie lieben bei der Kokarde
Blumen, und jegliche wählt, die ihr die lieblichste däucht.
Also send' ich Dir hier ein Körbchen Blumen aus Frankreich:
Siehe, was Dir gefällt! Meine Kokarde ist schwarz.

Höchst wahrscheinlich hatte Herder auch die Verse gedichtet, mit welchen dessen Gattin im vorhergegangenen Jahre dieselbe Freundin beglückwünscht hatte[2]):

Wenn des Herbstes schwerer Fittig unsre Seele niedersenkt
Und sie nur verlebter Blüthen mit verstummter Wehmuth denkt,
Faltet sie die bunten Flügel trauernd, senkt das Haupt und ruht,
Doch die Geister heitrer Zeiten stärken den gesunknen Muth:
Männlich hebet sie sich wieder, siehet um sich Freundschaft, Treu',
Jeder Tugend neue Blüthen, sieht sich selbst und Alles neu.
Dir, o liebes Seelchen, blühet, blühet noch die sel'ge Zeit;
Denn Du hast der Treu' und Freundschaft einen Altar längst geweiht:
Den bestreun wir Dir mit Blumen; „Bleibe," singen wir Dir heut,
„Bleibe stets der Schönen, Holden, schöne, goldne, sel'ge Zeit!"

---

1) Mit einem Körbchen künstlicher Blumen gesandt. Daß die Verse der Freundin zu ihrem Geburtstage gesandt worden, ist wenigstens wahrscheinlich. — D.

2) Die Erwiederung der Freundin findet sich in H. Düntzer's Schrift: „Zwei Belehrte. Zacharias Werner nnd Sophie von Schardt", S. 355. — D.

S. 254 ist nach dem Gespräch Damon und Doris einzufügen:

Der Vater ein Mörder des Sohns,

der Sohn ein Vatermörder.

Eine Erzählung.[1])

Versammelt Euch, o, wie soll ich Euch nennen,
Die Ihr ein menschlich Herz auch unterm Panzer fühlt,
Die, wenn ihr Arm gleich unter Todten wühlt,
Noch weinen können!
Versammelt Euch, Ihr Edlen, doppelt groß,
Durch Tugend und durch Tapferkeit!
Rückt Euren Helm zurück! ich sing' der Menschheit Loos.
O, weiht ihm eine Zähre!

* * *

In einer Schlacht, da Christenheere
Zu ihrer Brüder, ihrer Nachbarn Blut
Sich mit erzürnter Tiger Wuth
Anfeuerten, hier that im Feindesheere
Ein junger Held sich wie ein Gott hervor.

Aus seinen Augen sprühte Geist empor,
Der auf den Wangen, wo noch Jugend blühte,
Mit Heldenroth so wie ein Morgen glühte,
Der auf der Stirne schalt, im Arme Wunder that.

Und vor ihm fiel der Feind wie Saat;
Trophä'n von Leichen sah man seine Schritte messen;
Wie einen Satan flohn die Feigen ihn;
Wie einen Donnergott sah jeder Held auf ihn,

1) Sie erschien in den Königsbergschen Zeitungen 1765, Stück 75 vom 20. September. Herder's spätere Bearbeitung steht in den Volksliedern. Vgl. Th. V. S. 124 f. — D.

Und jeder Tapferste ging kühn
Hinzu, um seinen Muth mit ihm zu messen.
Auch Balto ging, und ach! da fiel
Der junge Held, und Sieg und Alles fiel.

Der Feind, auch mitten in dem Siegesspiel,
Kann dieses Tyndariden nicht vergessen;
In ihn bezaubert, weinet ihm der Held,
Der ihn als Feind gefällt,
Als Menschenfreund die ehrenvollste Zähre.
„Wer Held ist", sprach der alte Balto, „höre!
Wenn so ein Leichnam, der so edel fällt,
Im Tode sich zum niedern Heer gesellt,
Macht das uns Siegern Ehre? —
Nein! kennen will ich ihn, den ich gefällt,
Und ihn begraben als ein Held. —
O kommt!"
Man bringt ihn schon,
Entlarvt, entpanzert ihn; doch ach!
Im Feind, im Helden, im Erschlagnen — ach!
Sieht Balto seinen Sohn.

Wer war's, dem hier sein Herz nicht brach!
Grausamer Fall!
Ringsum weint Mitleid überall;
Nur Balto stand und weinte nicht, und blaßte
Und starrt' und fiel auf seinen Sohn.

Zwiefach grausamer Fall!
Wer war's, den hier kein Schauder faßte!
Du, Vater, tödtetest mit Heldenruhm den Sohn,
Und Deinen Vater mordst Du, Sohn.

Zu S. 255, Z. 11. Suphan giebt hier, wol nach dem ersten Druck (vgl. Th. XXI. S. 15 Anm. 1): Dir, die Du. Sonst scheint mir das passender; erst in der folgenden Strophe redet der Dichter das Vaterland geradezu als Mutter an.

Nach S. 256, Z. 20 ist einzuschieben:

Dreimal drei Verlocken,

das ist:

Mancherlei für mancherlei Leser.[1])

1. Bitte eines jungfräulichen Weinstocks an den Wandrer.

Fleuch, Wandrer! Brich nicht meine Trauben!
Doch findst Du meinen Thyrsis dort,
So sag ihm doch dies leise Wort:
„Ich prange schon für ihn mit reifen Trauben,
Mit Trauben, die der Wandrer Blicke rauben.
Zwar spar' ich mich — drum bin ich schwach! — für ihn:
Drum laß er eilend zu mir fliehn,
Damit ich ihm noch unberührte Zweige,
Erstlinge, die er liebt, herunterneige."

2. Anekdote aus einer Eroberung.

„Schon ist die Festung eingenommen:
O, rettet Euch! die Krieger kommen;
Schon plündern sie, und dann nothzücht'gen sie."
Die Mädchen fliehn, sie kriechen bange
In Keller ein, sehr tief, doch nicht zu tief,
Sehn zitternd oft heraus, und Eine rief:
„Die plündern auch sehr lange!"

3. Ueber einen verstorbenen Gelehrten.

A. O, hätt' ich alles Wissen, was dieser Mann besaß!
B. Nichts! laß den Quark! Nimm lieber, was er — vergaß.

4. Auf einen Wucherer.

Ins dritte und ins vierte Glied
Straft Gott die großen Sünder.
Seht nur den Wucherer Profit,
Den reichen Menschenschinder:
Seht, bis ins dritte Glied verschwenden seine Kinder;
Das vierte Glied verarmt — wird fromm — und blüht. —

1) Königsbergsche Zeitungen 1765, Stück 97 vom 6. December. — D.

5. Trost für die Armen.[1])

Als einst der alte, weise Diogen u. s. w.

---

6. Etwas aus dem Lebensjournal des Dichters.[1])

Jetzt kannst Du weinen, Heraklit u. s. w.

---

7. Eine Beobachtung aus dem gemeinen Leben.

Das Weib muß leiden und genießen:
Kann sie wol also Türkin sein?
Der Mann soll wirksam sein und küssen:
O Mann, Du mußt ein Türke sein!

---

8. Die menschliche Bestimmung.

Die Jugend ist die Zeit zu lieben,
Die Mannheit, Liebe auszuüben,
Das Alter, Zeit zu ruhn.
Und Du beweinst Dein Leben? wer wollte dies nicht thun?

---

9. Die zwo Blattern.

Elmire bebte vor der Pockenzeit.
Für Mädchen ist dies auch wol keine Kleinigkeit.
Oft, wenn sie mit sich sprach,
Wovon? weiß ich denn das? genug, im Bette,
Beim Abendstoßgebet und Morgentoilette,
Beim Kubach und dem frommen Almanach, —
Kurz, immer kam der Seufzer nach:
„Der weise Salomon bat, Herr, von Dir zwei Dinge;
Ich auch, o lieber Gott! sie sind geringe:

---

1) Nr. 5 und 6 finden sich mit anderer Ueberschrift Th. I. S. 439 f. Ursprünglich stand im ersten V. 2 Ins Schattenreich, statt V. 3 f.: „Sah er den Goldverschlucker Krösus stehn", V. 4 „und winkte mit"; im zweiten V. 4 „wird das Leben immer", V. 7 „Bald lachen und bald weinen kann". Beide sind nach der griechischen Anthologie, aus welcher sie Herder später in Distichen übertrug. Vgl. Th. VII. S. 58. 112. — D.

Soll ich beblattert sein, was können viele taugen?
So gieb mir zwei!" Doch ach! sie kamen in die Augen!
Nun ist das arme Kind
Zwar schön — nur blind!

Zu S. 256, Z. 21. Auf Gottsched's Tod. Vgl. Haym, I. S. 216.

Zu S. 292. Redlich vermuthet, von Herder sei das Gedicht im Wandsbecker Boten 1772, Stück 76:

Quod summum formae decus est, cecidere capilli
Vernantesque comas tristis abegit hiems.

Herabgefallen sind
Die allerschönsten Locken!
So schüttelt ein rauher Wind
Im Frühling herab die Blüthenflocken,
Sie, die des Frühlings schönste Zierde sind.
Herabgefallen sind
Sie, die der Schönheit größte Zierde sind,
Die allerschönsten Locken!
Ach, die Schläfchen stehen kahl,
Traurig ohne Schatten,
Die mit Reizen ohne Zahl
Uns entzücket hatten!

Warum, Ihr Götter, muß das Schöne so geschwind
Vergehn? Kaum ist die Knospe zur Rose geboren,
Des Frühlings schönstes Kind,
So hat von einer Sonne
Sie ihre Schönheit verloren;
Sie welkt und sieht nicht mehr in ihrer Pracht Auroren

Unglückseliger, ach, in Deiner Haare
Glanze warst Du schöner als Apollo,
Als in den fliegenden Locken seine Schwester,
Wenn durch Haine sie flüchtig irrt, Diana!
Aber glatter als Erz und als ein Schwämmchen,
Das vom Regen aufwächst, ist Dein Köpfchen.
Ach, Dich werden die Mädchen nun verspotten,
Schüchtern und weinerlich wirst Du sie nun meiden!
Lieber Junge, gedenk' ans Sterbebette!
Schon das Schönste vom Kopfe ist gestorben!

Auf dieser Unterwelt herrscht nichts als Ungefähr,
Und Glück und Unglück kommt nicht, wo wir meinen, her.
Drum schenkt Falerner ein, Ihr meine lieben Knaben!
Die Sorgen machen's nicht, daß wir zu trinken haben.[1])

Zu S. 363.

Das Glück.[2])

Des Menschen Glück ist wie ein Stundenglas.
In einer Stunde wird es umgekehrt;
Da steht denn unten, was jetzt oben stand.

Zu S. 421 Anm. 2. Kurella's Vater war im Februar 1764 gestorben. Klotz ließ das Gedicht in seiner Deutschen Bibliothek als „ein unverständliches Product von Hamannschem Geiste" abdrucken.

Zu S. 587, Z. 31 f. Das hier als wahrscheinlich Herder angehörend bezeichnete Gedicht lautet:

Maria.

Das Weib — sie haben's lang entweiht
Mit Lästerung — gebenedeit
Vom Engel nur zum tiefsten Schmerz,
Und all ihr Segen: Schwert ins Herz!

Maria, Wunderthäterin
Und Göttin nicht! nicht Lehrerin
Und Mutter! Der nur Gottes war,
Er kannte nicht, die ihn gebar.

Ein Dürftiger! Sah sie den Sohn
Des Hoffens? und auf David's Thron?
Ein Werkknecht! Und ward alt und schwach
Und schaut' ihm täglich sehnend nach

---

1) Der „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1773" druckte das Gedicht ungenau mit der entstellenden Ueberschrift: „Ueber ein Kind, das die Haare verlor", ab. — D.

2) Das kleine Gedicht findet sich, von Herder's Hand geschrieben, unter einen den Dichter darstellenden Kupferstich geklebt, den die Mutter des Buchhändlers Karl Stahel in Würzburg in früher Jugend von Herder's Sohn Emil Gottfried mit der Versicherung erhielt, daß das Gedicht von seinem Vater sei. — D.

Voll Mutterblick und Wartens. Da
Schwebt' er am Kreuz! dem Tode nah!
O, den am Kreuz sie da umfing,
Mit Arm und Brust und Herzen hing

Am Sohne. Volk versteht es nicht,
Was da aus Blick und Zunge bricht
Und Mutter! lallt: im tiefsten Schmerz,
War all ihr Segen: Schwert ins Herz!

Nun Fremdling ihm und sah ihn nicht
Zuerst erstanden. Und im Licht,
Als er hinaufstieg, Gottes war!
Er kannte nicht, die ihn gebar.

Ließ sie (und all ihr Mutterherz
War schon im Himmel!) tief im Schmerz
Sie nieden! Weib mit Weibern! Schwach —
Und schaut' ihm täglich sehnend nach

Voll Mutterlieb und bebend. Wißt,
O Thoren! die ihn säugte, ist
Nicht selig — Brust und Mutter — groß
In Seele, nicht durch Weiberschooß.

Sie war Maria. Auserwählt
Aus allen Weibern, Gott vermählt,
Zu glauben! dulden! still im Schmerz,
Für Gottes Schwert ein tiefes Herz —

Maria! „Meine Seel' erhebt
Den Herrn, und all mein Wesen lebt!
Erfreut sich meines Heilandes
In Windeln! meines Säuglinges!

„Sie werden, Thoren, sel'gen mich
Von Kind auf Kind, und Gott hat mich,
Hat nur die arme Niedrigkeit
Der Magd ersehen, Blödigkeit

„Des Herzens!" O, bist lang entweiht
Durch Weibswort und gebenedeit
Aus Weibern! nun in Gottesruh,
Du Dulderin, Maria, Du!

Zu Theil II.

Zu S. 16. Ueber die ersten Anfänge paramythischer Dichtungen in Riga bemerkt Haym, I. S. 164: „So finden sich in einem der Rigaer Arbeitshefte aus der Zeit von 1765 und 1766 folgende Ueberschriften: „Ursprung der Frauenzimmertracht; Die Erfindung der Künste und Wissenschaften; Die Erfindung des Mein und Dein; Die Erfindung der Buchstaben; Erfindung [Entstehung?] der Blattern; Ursprung der Verschiedenheit der Menschen; der Runzeln des Weisen, des Grübchens; Ursprung der Malerei, der Bildhauerei, der Säulenordnung." Wie schon die Themata das Gerstenberg'sche Muster erkennen lassen, so zeigen die für die Ausführung hie und da hinzugeschriebenen Andeutungen, daß es überall auf die Verwendung mythologischer Figuren abgesehen war. Das Thema von den Blattern z. B. sollte in drei Scenen, Verse mit Prosa wechselnd, ausgeführt werden, in denen Venus, Pallas und Juno auf das Flehen des Liebhabers eine erkrankte Schöne wiederherstellen und ihr zum Andenken an die Gefahr und die Errettung drei Grübchen aufdrücken. In Versen wird ein andermal „Die Schöpfung der Turteltaube" besungen. Der Liebesseufzer eines treuen Paars, welches der Tod trennt, wird durch die Gunst der Liebesgötter beflügelt und belebt; die Göttin

Winkte, da floß der Seufzer
Lebend zusammen! Flügel der Liebe,
Der Liebe Flügel wurden ihm!
Siehe, da saß der Täubchen
Girrendes erstes Brautpaar,
Von einem Liebe-Ach beseelt!

und das girrende Taubenpaar bleibt nun das Gespann der guten Göttin, wenn ihr Wagen sich zum stillen Liebeshain sanft herabsenkt. Das Stück in einem etwas spätern Gedichtheft aus dem Anfang der siebziger Jahre ist sinniger und anmuthiger als die gleichnamige Paramythie. „Die Entstehung der rothen Rosen" ist die Ueberschrift eines Gedichtchens in einem andern Rigaer Excerptenheft."

S. 41. Zu den Legenden.

Wieland's Merkur bringt im Januarheft 1782 drei Gedichte Herder's unter der Chiffre J. (vgl. oben S. 607), unter ihnen die folgende Legende:

Sanct Johannes.

Willt Du lang was treiben, treib's nicht immer!
Sonst ersinket Deine matte Seele.
Ruh' und Arbeit wechsle, daß die Arbeit
Treu Dir sei und Deine Seel' erquicke!

Sanct Johannes, nun im hohen Alter,
Lebete zu Ephesus und ruhte
Nach und zwischen seines Amts Beschwerden.
Um ihn spielete ein zahmes Rebhuhn,
Dem er täglich Trank und Speise reichte,
Das in seinem Schooße schlief: er streichelt
Freundlich sein Gefieder, redet mit ihm,
Und es horcht ihm, zwitschert Dank ihm freundlich.

Einst tritt aus dem Wald ein fremder Jäger
Blutig ihm vors Antlitz. Um die Schulter
Hing sein Köcher, an dem Arme hing ihm
Der entspannte Bogen. Lange wünscht' er
Diesen Heiligen zu sehn, und sah ihn —
Spielend mit dem Rebhuhn. Hoch verwundert
Stand er vor ihm, rief unwillig endlich:
„Heiliger Johannes! fern gekommen,
Einen Göttlichen zu sehen, seh' ich
Einen Menschen, der die Zeit vertändelt."

Und der Greis antwortet' ihm so milde:
„Guter Fremdling, warum, daß Dein Bogen
Da entspannet hängt?" „Entspannet," sprach er,
„Daß er tauge, wenn ich ihn nun wieder
Zielend spanne. Kann des Bogens Senne
Immer straff sein, daß sie nicht erschlaffe?"
Spricht Johannes: „Kann des Lebens Senne
Stets gespannt sein, daß sie nicht erschlaffe? [1])

---

1) Hier steht „erschlaffte". — D.

Lerne von mir Ruhe nach der Arbeit,
Sanfte Ruh', den Reiz zu neuen Kräften,
Und dann sage frei, daß ein Apostel,
Daß Johannes Dich die Ruhe lehrte!"

Die Geschichte findet sich in des Battista Fiegoso (Fulgosus) Factorum dictorumque memorabilium libri IX, VIII. 8.

Zu S. 72 Anm. 2. Herder schöpfte die Legende aus Wieland's Merkur 1777, II. S. 154—160. Wieland giebt drei Auszüge aus der französischen Uebersetzung der Pia Hilaria des Jesuiten Angelin Gazée (Gazay), die unter dem Titel Les pieuses Recréations 1647 zu Rouen erschienen. Vgl. Wieland's Werke, XXXV. S. 402 f.

Zu Theil IV.

Zu den Uebersetzungen aus Neueren tragen wir zwei aus dem Vicar of Wakefield nach, welche Redlich im „Wandsbecker Boten" 1771, Stück 168 und 173 nachgewiesen hat.

Ein Liedchen zur Laute.[1]

Ein Mädchen, das mit später Scham
Getäuscht sich nun gesehen,
Was hilft der Armen Reu' und Gram?
Was wäscht nun ihr Vergehen?

Ach, Eins nur, daß sie Schuld und Schmerz
Nicht ewig neu entfärbe,
Nur Eins noch, das des Frevlers Herz
Wo[2]) martern kann — sie sterbe!

---

1) Das Lied Olivia's, Cap. 24. — D.
2) Sollte etwa wol stehen? Bei Goldsmith heißt es: To give repentance to her lover, And wring his bosom. — D.

Der gute Mann und der tolle Hund.[1])

Eine rührende Elegie aus dem „Landpriester von Wakefield".

Ihr guten Leute, neigt Eu'r Ohr
Zu meines Liedes Sang,
Und wem es eben kurz kömmt vor,
Der denk': Es ist nicht lang.

Einmal in Borlum war ein Mann,
Der ging so seinen Weg,
Ging immer grade Christenbahn,
Zumal den Kirchenweg.

Er hatt' ein gut und redlich Herz,
Half Jedermann aus Noth
Und stillte täglich Hungersschmerz;
Denn täglich aß er Brod!

In Borlum war denn auch ein Hund,
So wie's wol überall
Giebt Hunde, schwarz und weiß und bunt,
In Dörfern doch zumal.

Die Zwei nun waren, Hund und Mann,
Sich erst recht zugethan,
Bis schnell dem Hund ein Raps kam an,
Und — Tollkopf! — biß den Mann.

Da kamen nun von weit und breit
Die Nachbarn wundernd an.
„Fürwahr, der Hund ist nicht gescheit!
Der gute, brave Mann!"

Und jedes Christenmensch sah wol
Den Hundsbiß recht mit Graus.
„Hilf Gott! dieweil der Hund ist toll,
So mit dem Mann ist's aus."

---

1) An Elegy of the death of a mad Dog, Cap. 17. — D.

Doch hört! bald kam so was ans Licht,
Das gab's wol anders kund:
Der gute Mann krepirte nicht;
Nur starb der tolle Hund.

Zu Theil V.

Vgl. den Aufsatz Suphan's „Herder's Volkslieder und Johann von Müller's Stimmen der Völker" in der „Zeitschrift für deutsche Philologie von Höpfner und Zacher", V. S. 458—475.

S. 32. Törru. Das Lied gab Herder zuerst in den Königsbergschen Zeitungen 1764, Stück 47 als „Beitrag zu unbekannten Anakreontischen Gesängen noch roher Völker" aus Kelch mit einer ältern deutschen Uebersetzung.

S. 124 f. Balto's Sohn. Vgl. oben S. 609 f.

S. 132 ff. Die drei Uebersetzungen aus Ossian gehören alle Herder an. Viele hatte er in Riga gemacht. Versuche, Stücke aus Ossian zu übersetzen, finden sich im Nachlasse.

Zu Theil VI.

Zu S. 18, Z. 11. Die Bemerkung, daß die Fabeln Rabbi Hanakdan's nicht gesammelt seien, ist zu streichen. Vgl. Lessing's Werke, IX. S. 97 ff.

Zu S. 91 f. Lob der Gottheit. In Wieland's Merkur hatte Herder im Januarheft 1782 unter der Chiffre J. (vgl. S. 607, 617) folgende Uebersetzung gegeben:

Lobgesang,

nach dem Persischen des Saadi.

Lob sei dem Ewigen!
Gehorchen ihm, ist näher zu ihm gehn;
Mit Dank von ihm empfangen,
Heißt: mehr erlangen.

So oft der Athem in uns zeucht,
Erneut er unser Leben;

So oft der Athem von uns fleugt,
Erfreut er unser Leben.
In jedem Athemzug ist zwiefach seine Huld
Und unsre Schuld.

Doch wessen Hand vermag
Dem Höchsten Dank zu bringen?
Ich trete jeden Tag
Als Knecht vor meinen Herrn
Und sprech': „Ich möchte gern
Und kann Dich, Herr, nicht singen.“

Der Regen seiner Huld ergeußt sich überall:
Auf seinem weiten Erdesaal
Steht milde Tafel aufgedeckt.
Da kommt sein Knecht, der warme Ost, und streckt
Den weiten smaragdnen Teppich hin
Zum Freudenmahl;
Und Er, der Hausherr, winkt der Amme-Frühlingswolke,
Die zarten Kinderchen, der Erde Grün,
Wie Säugling' in der Wiese zu erziehn;
Er kommt jedwedes Jahr
Und bringt den Bäumen neubelaubt
Und ihrer jungen Kinderschaar,
Den Zweigen, Blüthchen auf ihr Haupt.*)
Der Mächtige verwandelt durch sein Wort
Hier dürres Schilf in hellen Zucker, dort
Muß aus der Erd' ein Kern aufgehn
Und jung und schlank ein Palmbaum vor uns stehn.
O Du mildreicher Gott, der seinen Schatz aufthut
Und sättigt Gläubige und Heiden
Mit Gut und Freuden,
Mit reichem Gut!

Nein! er entzeucht uns nicht um unsrer Sünden Schuld
Die Decke seiner Huld,

*) Die Perser feiern das neue Jahr, wie es sich auch eigentlich ziemt, im Frühlinge. Die Blüthen der Bäume werden hier mit Mützchen verglichen, die der Hausvater der Natur den jungen Sprossen, die ihr erstes Leben genießen, zum Neujahrsgeschenk mitbringt. (Anm. d. Uebersetzers.) — H.

Er reißt den Ehrenteppich nicht,
Der lang auf unsern Fehlern lieget;
Und wenn ein Reuiger sich vor ihm schmieget
Und tritt vor sein Gericht
Und sucht die Gnadenthür und hört nicht auf zu flehn,
Wollt' auch sein Herr von dannen gehn
Und thät', als hört' er nicht,
Demüthig hält er an, bis daß der König spricht:
„Ihr Engel, freilich ist mein Knecht
Nicht meiner werth;
Doch weil er Huld begehrt,
Sei ihm verziehn!
Verließ' ich ihn,
Wen hätt' er ohne mich!"

O Nachtigall, die mit so starkem Triebe
Des Höchsten Lob zu singen wagt,
Sieh jene Mücke, die verzagt
Und liebekühn sich um die Flamme schwingt
Und in sie dringt:
Und schweigt und stirbt für Liebe.

Der Stolze, der von Gottes Tiefen
Viel wissen will, bleibt ohne Wissenschaft;
Wem je gegeben ward, von seiner Kraft
Ein Fünklein zu erblicken,
Verstummet im Entzücken.

Ein Forscher wollte kühn
Sich auf das hohe Meer
Der Größe Gottes wagen: er
Verhüllete sein Haupt und schien
Im Denken wie versunken.
Zuletzt kam er wie trunken
Aus tiefer Tief' empor.
„Ich war an Gottes Thor,
In Gottes Garten," sprach er, „hatte vor,
Am ersten Rosenbusch das Kleid mir ganz zu füllen
Und meinen Brüdern zu enthüllen,
Was ich gesehn. Ich stand davor,

Und sieh, vom Dufte trunken,
War mir die Hand gesunken;
Ich ließ mein Kleid mit allen
Den Rosen fallen."

Unendlicher! weit über allen unsern Sinn,
Gedanken, Witz und Geist und Sprach' und Meinung hin
Ist, was Du bist. Wir höreten und lasen,
Was unsre Väter sich gesagt,
Was alle Wesen sich gefragt
Von Dir, von Dir:
Was hörten wir?
Und ob wir täglich für und für
Fort denken über Dir,
Des Menschen Leben ist am Ziel,
Eh' er es weiß; am Ende sieht er frei,
Daß er am Anfang sei,
Und daß die Weisen allzusammen
Studiren nur an — Gottes Namen.

Zu Theil VII.

S. 219. Vielleicht gehören Herder auch die beiden folgenden vom Wandsbecker Boten am 26. und 28. December 1771 (Stück 205 und 206) gebrachten Uebersetzungen:

Aristoteles' Skolie zum Preise der Tugend,
beim Tode seines Gastfreundes, des Fürsten aus Atarna.[1])

Du, dem menschlichen Geschlechte
Schwere, hohe Tugend, Du,
Und dem ganzen Menschenleben
Du der höchste Schatz!

Denn um Dich und Deiner Schöne
Willen ist uns Noth und Tod
Nimmer schwer, und Noth und Arbeit
Und der Tod uns süß!

1) Eine spätere genauere Uebersetzung steht Th. V. S. 68 f. Vgl. auch Th. XIII. S. 116. — D.

Und womit Du auch die Seele
Labest, Frucht der Ewigkeit
Ist als Gold und Eltern süßer,
Süßer als der Schlaf.

Drum hat um Dich Held Alcides
Viel erlitten! viel erstrebt
Leda's Göttersohn! erzeuget,
Was sie all erkannt!

Jugend und Alter,

nach einer Gnome des Mimnermus. [1])

Ohne Liebe,
Was ist Menschenleben?
Unter aller Sonne, was ist Süßes
Ohne Dich, o Liebe?

Ohne Liebe,
Will ich lieber sterben!
Ohne Mädchen, Kuß und weiche Rasen,
Lieber will ich sterben!

Laßt uns eilen,
Holde, liebe Freunde,
Mädchen, Jünglinge! der Jugend Rose
Traurig nicht verwelken!

Hoch im Alter
Drücken uns nur Sorgen!
Können dann nicht mehr, ach, liebe Sonne,
Nicht uns mehr erfreuen!

Mädchen hassen,
Jünglinge verachten
Uns im Alter. Ach, elendes Alter!
Lieber will ich sterben.

[1]) Uebersetzungen zweier Stellen desselben Dichters in Distichen finden sich Th. VII. S. 213 f. — D.

Zu Theil XIV.

S. 667 Anm. *. Die Uebersetzung von Georg Wilhelm Oeder steht im zweiten Bande der „Hamburgischen Beiträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre". Vgl. Lessing, XII. S. 556.

Zu Theil XVI.

S. 19, Z. 6. In der Republik Sparta. Vielmehr zu Athen. Vgl. Plut. reipublicae gerendae praecepta 5. Herder's Werke, Th. XIX. S. 100.

S. 21. Diese Rede wurde in Königsberg gehalten, im October 1764 überarbeitet. Vgl. Th. XXI. S. V f. 3—15.

Nachzutragen ist das folgende im „Weimarischen Herder-Album" (Jena 1845) S. 91—104 abgedruckte, wol gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts geschriebene Gutachten Herder's:

Ueber das Project zulässiger landsmannschaftlicher Verbindungen auf Universitäten.

I.

Der Gedanke, eine Menge Studenten (die für sich eigentlich kein Corpus ausmachen, als sofern sie unter akademischen Gesetzen stehen, sondern einzeln als Schüler an einen Ort geschickt sind, um daselbst in mehr oder minderer Zeit, jeder für sich, nützliche Kenntnisse zu sammeln) zu einer Art von Verbindung, die sich selbst regieren soll, zu organisiren: dieser Gedanke, so natürlich und edel er ist, hat in der Ausführung große Behutsamkeit nöthig. Eltern und Vormünder, die junge Leute auf die Universität schicken, sind natürlich gegen Alles, wodurch diese Gefahr laufen, von ihrem eigentlichen Zweck abgezogen zu werden und in Verhältnisse zu kommen, die ihnen durch Zusammenkünfte oder Pflichten einer Corporation das Gemüth mit fremden Dingen beschäftigen, Kosten machen und Zeit rauben, so daß zu fürchten wäre, daß, wenn eine Universität, den Gebräuchen und Vorurtheilen anderer Universitäten zuwider, mit einer Einrichtung dieser Art, wenn sie nicht gar vorsichtig genommen wäre, hervorträte, ein Geschrei gegen

sie könnte erhoben werden, das ihr in der Meinung Solcher, die junge Leute auf eine Akademie senden oder empfehlen, schadete. Den Lehrern der Universität könnten solche Corporationen auch nachtheilig werden, indem, da jetzt jeder einzelne Studiosus sich seine Lehrer wählen kann und doch oft Klage geführt wird, daß einer dem andern seine Zuhörer wegfische, nachher die scheinbare Beschwerde erwüchse, daß corporationsweise gefischt werde, weil doch immer in diesen Verbindungen Einzelne den Ton angeben müssen, mithin aus der bisherigen akademischen Demokratie eine Art Aristokratie würde. Endlich müßte auch der Landesherr selbst darauf Rücksicht nehmen, daß nicht etwa durch dergleichen Corporationen jede bisher einzeln geführte Beschwerde künftig sofort zur Angelegenheit einer oder mehrerer Landsmannschaften gemacht würde und jeder Privatwunsch, von einem oder mehreren constituirten Repräsentanten vorgetragen, gar bald das anmaßende Ansehen einer öffentlichen Forderung erhielte.

II.

Diesen Cautelen zufolge wäre also, meines Erachtens, Vorsorge zu tragen,

1) daß nichts Militärisches in Form oder Zeichen dieser Corporationen komme, weil dies sowol den Eltern der Studirenden am Auffallendsten, als auch bei unvorauszusehenden Fällen von übler Wirkung sein könnte. Mich dünkt, die vorgeschlagene Cocarde gehört dahin: sie ist ein Feldzeichen, eine Art Aufforderung zur Versammlung, gegen welche doch eben diese Anstalt gerichtet sein soll. Ein simples Band zwischen den Knöpfen, als eine Art Orden getragen, unterschiede meines Erachtens die Landsmannschaften gnugsam und wäre zugleich ein Symbol der ganzen Vereinigung, nämlich ein Band der Ehre und einer sittlichen friedlichen Verbindung.

2) Gleichergestalt müßten alle literarische und gelehrte Maskopien von dieser Einrichtung fern bleiben, so daß Niemand dadurch im Lauf seiner Studien oder in der Wahl seiner Lehrer beschränkt und gehindert und in Absicht auf diese Dinge weder directe noch indirecte truppweise machinirt würde.

3) Alle gerichtliche Form ist bei diesen Verbindungen

so viel möglich zu vermeiden, weil sie jungen Leuten, die blos Schüler sein sollen, theils unangemessen ist, theils von ihnen gegen das Ansehen ihrer Obrigkeiten gemißbraucht werden kann. Männer von Ehre, Vorsteher und friedliche Schiedsrichter mögen die Repräsentanten sein, Unterrichter aber, wie mich dünkt, nicht. Daher auch wol der Name des Ehrengerichts und andere Formalitäten wegfielen. Auch scheint mir's bedenklich, daß einige Repräsentanten den Polizeisessionen, wenn auch ohne Stimme, beiwohnen sollten; wenigstens müßte damit nicht angefangen, sondern höchstens einmal einem oder zwei Repräsentanten, die man gnugsam kennt, dieser Vorzug als eine Art Belohnung ohne Consequenz gegönnt werden: denn überhaupt ist die Schaar der Studenten ein wandelndes Heer; die besten bleiben nicht lange, und es ist immer Zeit nöthig, ehe man sie kennen lernt.

4) Daher müßte auch die in Idee genommene Einrichtung so einfach als möglich und in keiner Art des Verhältnisses complicirt sein. Wären z. B. nicht 28 Landsmannschaften zuviel? und könnten einige aus benachbarten kleinen Ländern nicht zusammengethan werden, wie sich die schwächern gegen die zahlreichern doch immer zusammenthun würden? Damit würden auch der Repräsentanten und ihrer Adjuncten weniger, und fiele mit der gerichtlichen Form auch wol der doppelte Ausschuß jeder Landsmannschaft weg; zum Zweck der Einrichtung könnte, wie mich dünkt, einer oder keiner gnug sein. Der Sprecher für jeden Ausschuß, am Meisten aber der für die ganze Akademie, scheint mir auch bedenklich. Jedes Corpus wird, wenn es einen Vortrag zu thun hat, sich über den Anbringer desselben leicht vereinigen; ein Sprecher für die gesammte Akademie setzt ein Compromiß aller Landsmannschaften voraus, das weder zu begünstigen ist, noch zu wünschen wäre.

III.

Also, dünkt mich, könnte die Einrichtung auf nichts Anders als auf eine vom Landesherrn bestätigte Gesellschaft für die öffentliche Ehre und die guten Sitten der Studirenden abzwecken, mithin blos eine Anstalt del buon governo sein. Alle Professoren, die dabei zu concurriren hätten, müßten von jedem Privatinteresse abgesondert,

blos als Männer der Ehre und Aufseher guter Sitten concurriren und jedem corpus oder mehreren corporibus einen dergleichen Aufseher sich frei zu wählen erlaubt sein. Dieser nähme sich der Landsmannschaft oder der Landsmannschaften, die ihn frei gewählt hätten, an und verträte ihre Stelle im akademischen Senat oder im Polizeirecht als Protector. Der Magnificus ertheilte bei der Aufnahme in die Akademie dem Ankommenden das Ehrenband des Ordens seiner Landsmannschaft selbst, zugleich mit den gedruckten Gesetzen, die zu dieser Stiftung gefertigt werden müßten, und in denen insonderheit der Geist der Ehre, des Wohlverhaltens und des gemeinschaftlichen Wetteifers, Allem vorzubeugen, das den guten Namen der Landsmannschaft kränken könnte, erweckt werden müßte. Denn ohne diese innere Triebfeder wäre das ganze Werk unnütz oder gar schädlich und müßte gar mit Nachtheil wieder abgestellt werden. Mit diesem Ehrenzeichen verwiese ihn der Rector sodann zu dem Professor, der das Protectorat dieser Landsmannschaft als ihr Erwählter und gleichsam Aeltester führte, der ihn sodann unentgeltlich aufnimmt und ihn dem Repräsentanten seiner Landsmannschaft anweiset. Dieser (so wie der Protector) wird von der Landsmannschaft frei durchs Loos gewählt und wählt seinen Adjunct sich selbst; es geschieht im Beisein des Protectors der Landsmannschaft, der es als Professor, er sei ordinarius oder extraordinarius, der Akademie notificirt. In den Gesetzen müßte ausgedrückt sein, welch ein Zutrauen auf den Repräsentanten gesetzt werde, nämlich die Ehre und den guten Ruf seiner Landsmannschaft zu erhalten, kindischen Zänkereien zuvorzukommen oder solchen durch guten Rath und den Zuspruch seiner Landsmannschaft ein Ende zu machen, in streitigen Fällen für die Sicherheit zu stehen und auf gütliche, rechtmäßige Weise dem keimenden Uebel zu steuern. Diese gütliche, rechtmäßige Weise kann keine andre sein, als:

1) wenn in der Landsmannschaft selbst Zwist ist, eine öffentliche friedliche Entscheidung nach den meisten Stimmen durchs Loos; der Repräsentant hat dabei den Vortrag in Gegenwart des Protectors. Sind die Stimmen stehend, so können beide streitige Theile auf einen Schiedsrichter compromittiren, dessen Wort aber entscheidet.

2) Sind zwei Mitglieder aus zwei Landsmannschaften in Collision, bringt Jeder es an die seinige; die Repräsentanten

beider und nöthigenfalls auch die Protectoren beider pflegen Unterhandlung, jede sammelt Stimmen, und falls diese nicht entscheiden, wählen beide Streitende, es sei aus diesen oder aus einer andern Landsmannschaft, einen Schiedsrichter, dessen Wort entscheidet.

3) Die Ausschließung eines Mitgliedes hängt weder von der Gesellschaft allein noch von ihrem Protector ab, sondern muß per plurima beschlossen sein und ordnungsmäßig an den Senat gebracht werden, weil sie gewissermaßen ärger als eine Relegation ist.

4) Was von einer Landsmannschaft ad Rectorem oder an die Polizei gebracht wird, muß per plurima beschlossen sein in Gegenwart des Protectors; es wird dahin gebracht durch den Repräsentanten, oder wen die Gesellschaft per plurima dazu wählt, und hat sie, wie die Einzelnen, das decisum darüber zu erwarten.

5) Die äußerlichen Ort- und Zeitumstände, wie ein Protector oder ein Repräsentant gewählt wird, hängen von nähern Kenntnissen der Akademie ab und müssen in den Gesetzen genau bestimmt, auch darauf Rücksicht genommen werden, wie man die beinahe unvermeidlichen öftern Zusammenkünfte einer Landsmannschaft vermeide. Ausschüsse derselben scheinen mir unnöthig oder unzweckhaft, wenn nur bestimmt wird, in welcher Anzahl der Versammelten Schlüsse gelten.

6) Zuträglich aber scheint mir's zu sein, wenn nicht auf einmal die Anstalt im Großen angefangen, sondern nur mit Einzelnen oder mit einer Landsmannschaft der Versuch gemacht würde; gelingt er, so werden sich die andern gern nach eben den Gesetzen einrichten, und die Universität organisirte damit sich selbst, wenn auch nur allmählich. Das ist's ja, was die Menschen so sehr wünschen.

7) Zuletzt gebe ich noch mit einem Wort anheim, ob nicht die meiste Gelegenheit akademischer Zwistigkeiten weniger darin liege, daß sich die Studenten unter sich, als daß sie sich mit einem fremden corpore reiben. In Göttingen und auf mehreren Universitäten war's mit Handwerksgesellen, in Jena mit wenigen Soldaten, wo am ganzen Zwist vielleicht die Unvorsichtigkeit Eines Schuld war. Im Ganzen, dünkt mich, ist der Geist der deutschen Musen ziemlich kirre und friedlich: die Jünglinge kommen meistens als Schüler auf die

Universität, und wenn sie solche verlassen, sind sie größtentheils noch Schüler, denen man also, meines Erachtens, nicht mehr zutrauen oder anheimstellen müßte, als wovon sie ihren Jahren nach Begriff haben. s. m.

Herder.

Nachschrift.

Geraume Zeit nachher, nachdem ich die vorstehenden Anmerkungen über den Vorschlag landsmannschaftlicher Verbindungen auf Akademien niedergeschrieben hatte, vernahm ich, daß über diese Sache in Jena vor einigen Jahren eine ausführliche Erörterung veranlaßt und zu Stande gekommen sei. Es findet sich nämlich,

1) daß von mehreren Professoren die Sache solcher landsmannschaftlichen Verbindungen ihren Folgen nach aus Gründen der Erfahrung sehr ins Licht gesetzt worden ist. Da nun in zweifelhaften Dingen dieser Art die Erfahrung allein Auskunft geben kann, so muß ich alle meine geäußerten Bedenklichkeiten aus Gewissenhaftigkeit hier wiederholen. Ein Uebel, das sich in seinen Wirkungen nach dieser vielfältigen Klage gnugsam dargestellt hat, darf man nicht leicht, wenn es entschlafen ist, wieder erwecken, weil man, zumal in den gegenwärtigen Zeiten, nach dem allgemeinen impulsus, der mehrere Länder durchgeht, und der sich bei dem einzig-freien Stande in Europa, der akademischen, größtentheils fremden Jugend, am Lebhaftesten zeigt, über seine Ausbrüche und Folgen schwerlich mehr Herr ist. Den ersten Funken hat man in seiner Gewalt, nicht so aber die ausbrechende und letzte Flamme.

2) Selbst die verbesserte Gestalt solcher Verbindungen, die ich aus dem Project herausziehen wollte, findet sich. Verbindungen dieser Art sind öffentlich, wenigstens tacite anerkannt: sie haben Ordenszeichen, Protectoren, Senioren, Subsenioren, und was man fordern kann; und doch werden sie in ihren Folgen nicht gerühmt. Eine verschwundene oder wenigstens verborgene Gestalt dieser Art wieder aufzuwecken, wenn man den ganzen Zustand der Akademie nicht ändern kann, hieße alle ihre Unfüglichkeiten in integrum restituiren; auch unter einem neuen Namen ginge das Ding bald in seine alte, gewohnte oder dem Hange unsrer Zeit nach noch in eine licentiosere Form über.

3) Da nun der Landesherr selbst, diese Verbindungen zu unterdrücken, sich vor wenigen Jahren so viele Mühe gegeben und die andern Nutritoren darüber mit Ihm einverstanden gewesen sind, so nähme Er nicht nur vor diesen, sondern im Angesicht der ganzen Akademie sein Wort und seine Mühe zurück, ladete sich die neue und größere Mühe auf, die Conutritoren vom Gegentheil der vorigen Ideen zu überzeugen, und müßte, um dies zu bewirken, eine zweifelhafte Sache, für deren Erfolg Niemand stehen kann, als gewiß und unfehlbar auf sich nehmen: welcher Fall in unsrer Zeit äußerst riskant ist. Ich will nicht entscheiden, ob damals, als die Aufhebung der Landsmannschaften so schnell und strenge betrieben wurde, nicht ein gelinderer Mittelweg hätte genommen werden können; und es mag wol sein, daß damals eine öffentliche Reform und Organisation der Landsmannschaften an Ort und Stelle gewesen wäre; nach dem aber, was geschehen ist, dünkt mich jetzt die Zeit vorüber und die Krisis der Umstände auch auf andern Universitäten dem Vorhaben nicht günstig.

Sollten aber nicht andere Mittel sein, den Geist der Ehre unter den Studirenden zu erwecken, ihre Gedanken von tumultuarischen Handlungen und Sitten abzuwenden und statt der Rotten bessere Verbindungen unter ihnen zu stiften? Es sind viel gute Sachen darüber gesagt; da diese aber damals nur den näheren Zweck hatten, dem Unwesen der Orden und Landsmannschaften zu steuern, so wage ich es, im Allgemeinern einige Gedanken, die zu Beförderung dieses Zwecks dienen könnten, unmaßgeblich zu äußern.

1) Den Namen Landsmannschaften hasse man nicht; ihn, den Namen, suche man nicht mit Feuer und Schwert, mit Reinigungseiden u. dergl. zu verfolgen: die Sache, die er ausdrückt, ist natürlich, mithin unaustilgbar. So lange auf einer Akademie mehrere Studenten aus einem und demselben Lande, ja gar aus derselben Stadt und Schule, vielleicht Verwandte, Freunde aus den Jahren der Kindheit, allemal aber doch Vaterlandsgenossen, kurz, Landsleute zusammen studiren werden, so lange werden diese sich unter den andern vorzüglich suchen, mit einander umgehen, und da sie allesammt Fremde an diesem Orte sind, sich gewissermaßen als Eins betrachten. Frühere Bekanntschaft, gemeinschaftliche Sitten und Dialecte, ein näherer gemeinschaftlicher Zweck des

Studirens bindet sie; und was auch hier die Natur zusammenfügt, wird der Mensch nicht scheiden. Den üblen Folgen solcher Verbindungen beuge man vor oder stelle sie ab; sie selbst aber, die Nationalbande, tolerire man und nehme von ihnen so wenig Notiz als möglich. Die besten Neigungen im menschlichen Herzen sind Ausschweifungen unterworfen. Alles, was Collegium, Gesellschaft, Corpus u. dergl. heißt, trägt seine Nachtheile mit sich, von denen ja das Corpus der Universität selbst nicht frei ist; deswegen aber alle solche Verbindungen und Corpora aufheben wollen, wäre ebenso vergeblich als schädlich. Daß man mit Untersuchungen, mit kostbaren und dennoch vergeblichen, ja gar lächerlichen Reinigungseiden oft zu weit geschritten sei, wäre möglich; wogegen, meines Erachtens, die beste Auskunft wäre, daß man den Nationalismus zwar nicht begünstigte und aufmunterte, aber, wo er sich hie und da zeigt, mit Klugheit und Billigkeit modificirte. Laß eine solche Gesellschaft ihre Gesetze vorzeigen; und enthalten diese nichts Strafbares, so dulde man sie, habe übrigens ein wachsames Auge auf dieselbe, gewinne die klügsten Mitglieder oder gebe ihnen, jedoch nur privatim, unter die Hand, unter den Lehrern der Akademie sich einen Freund, einen Beschützer zu wählen. Väterliche Ermahnung und Vorsorge müßte hier an die Stelle richterlicher Strenge treten; manches Kinderspiel müßte man, so lange es keinen Schaden thut, bei jungen Leuten übersehen und durch einzelne Mitglieder Verbindungen dieser Art zu moralischen, guten Endzwecken lenken. Alles dies kommt auf die Handhaber der akademischen Gesetze an; die Landesobrigkeit hat, wie mich dünkt, dem Uebel nur zuvorzukommen oder zu steuern und die allgemeine Sicherheit zu fördern. Sobald diese gesichert ist, ist und bleibt das Losungswort deutscher Akademien: Freiheit.

2) Dabei bringe man bessere Gesellschaften in Gang, die durch ein gemeinschaftliches Ziel in Wissenschaften und Bestrebungen die Gemüther binden, sie vom Nationalismus abwenden und gleichsam wissenschaftliche Gemeinen aus mancherlei Nationen sammeln. Es ist Schade, daß dieser Geist auf Akademien von Tage zu Tage mehr ausstirbt; denn er ist ihnen unentbehrlich und hat in älteren Zeiten für Deutschland viel Gutes gewirkt. Der bessere Geschmack unsrer Nation ging von solchen Gesellschaften aus; ihre Mit-

glieder wetteiferten mit einander und verbanden sich zu Freunden und Gesellen in guten Bemühungen oft auf zeitlebens. Auch Jena hat gute Gesellschaften dieser Art gehabt, die aber alle entschlafen, weil zu unsrer Zeit auch in der Literatur nichts als der mercantilische Geist herrscht. In jeder Facultät könnten Gesellschaften dieser Art sein, und in der sogenannten philosophischen so viel, als Lehrer und Wissenschaften zu ihr gehören. In Göttingen hat man seit einigen Jahren in jeder Facultät Preisfragen aufgegeben, die zum Theil schon schöne Stücke hervorgebracht haben. Denn das scheint gewiß, unsern Akademien fehlt es, seitdem die öftern Disputationen, Reden und die gelehrten Gesellschaften abgekommen sind, in manchen Facultäten an Gelegenheit zu gemeinschaftlichem Fleiß und Wetteifer, mithin an öffentlicher Uebung.

3) Eine große Freude hat mir's gemacht, als ich die Spur des wohlthätigen Gedankens Sr. Herzoglichen Durchlaucht fand, das Jenaische Convictorium auf einen andern Fuß setzen zu wollen und ihm eine unsern Zeiten angemessene Einrichtung zu geben. Daß der Vorschlag, den ich näher zu kennen sehr wünsche, in Jena Widerspruch und Einwendungen gefunden, war wohl auch deswegen natürlich, weil über einen Loder'schen Aufsatz votirt ward und, wie es scheint, Göttingen hierin zum Vorbilde genommen werden sollte. Sehr lieb war mir's also, zu lesen, daß Sr. Herzoglichen Durchlaucht die Gründe für die Veränderung dennoch überwiegend schienen und Höchstdieselben die Idee darüber noch nicht aufgegeben hätten. Ich bin überzeugt und habe es bei dem hiesigen fürstlichen Freitisch unwidersprechlich erfahren,[1]) daß mit einer Veränderung dieses Instituts nach den Bedürfnissen unserer Zeit und Lage (wobei aber die Göttingische Einrichtung nicht zum Muster genommen werden müßte) für den Geist und Körper, für die Sitten und ganze Lebensweise der jungen Leute, nicht minder für ihre Aufmunterung und den Flor der Akademie so viel gethan und bewirkt werden könnte, als sich sonst nicht leicht durch eine einzelne Handlung und Vorkehrung bewirken läßt; worüber ich, wenn mir die Acten sammt dem Stiftungsbriefe mitgetheilt würden, sehr gern ausführlicher meine Gedanken in Unterthänigkeit darlegen möchte.

---

1) Herder's Werke, Th. XVI., S. XXXII. — D.

Zu Theil XVII.

Zu S. 281 Anm. Das Wort metagrabolisiren ist richtig. Ich finde dasselbe bei Hamann, Schriften, VII. S. 16. Die Herleitung desselben ist mir freilich noch immer unklar; ein eigentlich griechisches Wort liegt nicht zu Grunde. Es scheint eine scherzhafte Bildung im Sinne von nachgrübeln.

Zu S. 696 Anm. Die erwähnte Anzeige Herder's lautet also:

Bragur. Ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von F. D. Gräter. Band VI. Abtheilung 2. Mit Johann Heinr. Häßlein's Bildniß. Leipzig 1800.

Angenehm erscheint nach einer ziemlich langen Weile der alte Bragur wieder. Und er erscheint reich, diesmal zwar nicht an nordischen Blumen, aber an deutschen, uns näheren Früchten.

I. Ursprung einiger deutschen Sprichwörter und sprichwörtlichen Reden. Acht dergleichen sind hier erläutert. II. Ein alemannischer Gesang zum Lobe der heiligen Jungfrau, mit Erläuterungen von Kinderling und der Verbesserung einer vorhergehenden Strophe vom Freiherrn von Münchhausen, dem auch die folgende Nummer: III. Ostar. Eine altdeutsche Gottheit, gehört. Arbeiten voll deutschen Fleißes. IV. Altdeutsche Volkslieder, mitgetheilt aus der kaiserlichen Bibliothek von Gottlieb Leon. Erste Lieferung, 5 Stücke. V. Beitrag zu Adelung's Verzeichniß der schwäbischen Dichter, von Fr. Adelung in St. Petersburg. VI. Erklärung der heutigen nicht mehr verständlichen Geschlechtsnamen der Deutschen. Von Niz in Wolgast. Das reichste, sehr interessante Stück dieser Sammlung. Dem Namen Lessing ist Gewalt geschehen, da er gar zum Fischlaich gemacht wird. Leßigk hieß der Familienname ursprünglich (s. Lessing's Nachlaß), wahrscheinlich ein wendisches Wort, wie Leibniz, dessen Bedeutung schon Popocwitsch in seinen schätzbaren Untersuchungen über das Meer angab. Herder heißt ungezweifelt ein Hirt. In allen holländischen Hirtengedichten sind Herderslied (Hirtenlied), Herder und Herderinne (Hirt und Hirtin) allbekannte, gewöhnliche

Ueberschriften. Im Ganzen herrscht in diesen Untersuchungen bei großer Sprachenkenntniß ein gesunder, richtiger Geist der Ableitung. Diese wenigen Bogen sind eines Buches werth. VII. Literarische Miscellen von Kinderling. 1. „Beweis, daß der Verfasser der gereimten Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth kein andrer als Johann Rothe ist." 2. „Entdeckung des wahren Verfassers des niedersächsischen Gedichts: Hennink de Han, und näherer Beweis, daß es kein altes Gedicht sei." Näheren Freunden der niedersächsischen Dichtkunst war dieses längst bekannt, und auch in Schriften, z. B. „Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Vehrden", Band 8, 1775, Götting. gelehrte Anzeigen 1776 St. 69, längst angezeigt. Gut ist's, daß hier der wahre Verfasser, der Stadtvogt Renner in Bremen, nicht nur genannt, sondern auch mit seinen andern Schriften beurkundet und sonach die Frage zur Endschaft gebracht ist. 3. „Nachricht von einem geschriebenen Meistergesangbuch mit einer Probe in der grünen Hagweise Georg Hager's". VIII. Handschriften. a) Proben von Kaiser Maximilian's I. hinterlassenen Schriften, 1) die Gärtnerei, 2) die Falknerei betreffend, b) Nachricht von der Wolfenbüttler Handschrift des Ritterromans Friedrich von Schwaben von Langer, c) Helmstädtische Handschrift des Renners von Hugo von Trimberg, angezeigt von Bruns. Eine merkwürdige Anzeige. IX. Merkwürdigkeiten aus der neuesten antiquarischen Literatur. Vom Herausgeber. Man muß sie selbst lesen; hier ist nur der Ort, ein paar Zweifel aufzulösen.

1. „Wie kommt's, daß Klopstock bereits in der im Jahr 1747 gedichteten Ode Wingolf Ossian's gedenken konnte, da doch Macpherson seinen Ossian erst in den Jahren 1751 bis 1762 sammelte?" (S. 231.) Antwort. Klopstock's Ode, 1747 gedichtet, hieß ursprünglich nicht Wingolf; die Zeile

„Willst Du gesetzlos, Ossian's Schwunge gleich,"

hieß ehemals:

„Ununterwürfig, Pindar's Gesängen gleich",

so wie die ganze Ode nicht in nordischer, sondern in griechischer Mythologie, nicht,

Wie Gna im Fluge u. s. w., sondern
Wie Hebe kühn und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,

verfaßt und auch so in der Ausgabe: Klopstock's Oden und Elegien, Darmstadt 1771, gedruckt war. So löst sich der Zweifel.

2. Der Aufsatz über Ossian[1]) in den Horen 1795, St. 10 ist verfaßt und gedruckt gewesen, ehe sein Verfasser den wackern Macdonald kennen lernte. Hiemit löst sich die Frage der Note S. 240.

X. Todtenopfer. 1. Joh. Heinr. Häßlein. Eine schmerzhaft-traurige Erinnerung. Was hätte der Mann leisten mögen! 2. Uz, Suhm, Forster. Wie viel Unbelohntes haben diese Männer geleistet!

Bald komme uns ein so reicher, nützlicher Bragur wieder!

Zu Theil XIX.

Wir tragen hier aus Suphan's Ausgabe der Fragmente das Bedeutende nach.

Zu S. I f. Schon in Königsberg ist ein Versuch über „Die Sprache in ihrer Kindheit" verfaßt. Derselben Zeit oder dem Anfange der Rigaer Anstellung gehören einzelne Aufzeichnungen an, von denen Suphan Folgendes mittheilt: „Literatur, 1) der deutschen Sprache, 2) der Beredsamkeit. Homiletik. 3) Poetische Charaktere: Hamann, Cramer, Acken, Gleim, Klopstock, Moses, Lessing, Zimmermann, Hypochondrist. Was die Literaturbriefe geleistet. Was uns zur Aesthetik fehlt. Brief an Herrn Sulzer über seine Aesthetik und Humische Uebersetzung und seine Encyklopädie. Brief an Moses über seine Schriften — an Ramler — an Abbt — an Lessing — an Patzke[2]) — an Nicolai." Aus einem Entwurf zu einer Vorrede vom 24. December 1765 führt Suphan die Stelle an: „Ich weihe diese Blätter den Verfassern der Literaturbriefe, den großen Namen eines Lessing, Abbt, Moses, Ramler, Nicolai, Patzke. Habe ich diese Wörter aus ihren Elementen[3]) nicht gut zusammengesetzt, so wird

1) Von Herder. Vgl. Th. XVII. S. 404 ff. — D.

2) Diesen und Ramler hielt Herder irrig für Mitarbeiter an den Literaturbriefen. — D.

3) Den unter den einzelnen Briefen stehenden Chiffern. Auf Patzke deutete er die Chiffre P. Z. K., die eine der von Moses Mendelsohn gewählten war. — D.

mehr als Buchstabiren dazu erfordert, und da ich dies am Christabend schreibe, so hoffe ich auch etwas vom Geiste der Weisheit erhascht zu haben."

S. II. Z. 4 v. u. ist britischen zu lesen.

Zu S. VII. Suphan hat Herder's Handexemplar der ersten Ausgabe der beiden ersten Sammlungen verglichen, das mit zahlreichen Randbemerkungen versehen ist und auf dem letzten Blatte Angaben enthält, die auf eine neue Bearbeitung der dritten deuten. Aber Heyne muß auch zum ersten Abschnitt der dritten Sammlung ein von Herder verbessertes Exemplar benutzt haben. Wir geben beide im Folgenden unter der Chiffre b. In einem Studienheft aus dem Anfang der siebziger Jahre findet sich der Anfang eines ersten Entwurfs einer neuen Bearbeitung: „Ueber die Wurzeln der deutschen Literatur. Fragmente zur Archäologie derselben", mit der Bezeichnung: „Anlage zur neuen Ausgabe der Fragmente." Hier heißt es: „Wurzeln aus Juden, Griechen, Römern. Wurzeln aus den mittlern Zeiten: Italiener, Franzosen. Nordische Völker: Skandinavier, Schotten, Engländer." Suphan berichtet: „Literatur- und Culturgeschichte sind dabei ungetrennt. Die weitere Gliederung berücksichtigt die Gattungen der literarischen Production und ihre Hauptvertreter. Die deutsche Literatur wird nicht abgesondert, sondern als Ableitung oder Seitenstück der ausländischen betrachtet. Wieland z. B. wird mit Agathon und Musarion in Beziehung zu Sokrates und Plato gebracht, bei den Römern an Lucrez gemessen; unter den Italienern erscheint er wieder mit Idris hinter Ariost und Boccaz." An eine ganz neue Bearbeitung dachte Herder im Jahre 1781. Der damalige Entwurf war nach Suphan ausführlicher und übersichtlicher als der frühere. „Für die drei alten Culturvölker ist je ein Theil bestimmt wie in jenem, der vierte Theil für eine Darstellung des Altgermanischen (Skandinavier, Angelsachsen), der mittelalterlichen Literatur bei Deutschen und Romanen und ihrer Nachwirkungen in der Dichtung des Shakespeare, Milton, Pope, Young. Unter den Erscheinungen der neuern deutschen Literatur sind die des sechsten Jahrzehnts sorgfältiger bedacht als die der siebziger Jahre." Zur Veranschaulichung giebt er zwei Abschnitte:

„Aus dem zweiten Theil.

„a) Homer. Wie wir ihn haben? Damm. Bürger. Form des Heldengedichts. Was Griechisch: wie wenig nachzuahmen, und wie wenig man Homer kenne, und das Heldengedicht noch höher

u. s. w. Roman in der Stelle des Heldengedichts. Tom Jones. Romanze. Geschichte. — —

„b) Sophokles. Lessing. Goethe. Griechisches Trauerspiel; unseres u. s. w.

„Aus dem dritten Theil.

„2) Lucrez. Haller, Creuz, Withof. König von Preußen. Lehrgedicht über die Seele. Lavater.

3) Satire. Klotz, Hutten, Erasmus.

4) Sinngedicht. Lessing, Kästner u. s. w."

S. 6, 2. Die Fragen eines deutschen Arabers beziehen sich auf die „Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die auf Befehl Ihrer Majestät des Königs von Dänemark nach Arabien reisete," von dem berühmten Orientalisten Michaelis, nicht auf Reiske (Th. XIII. S. 391). — Z. 6—8. Im ersten Entwurf lautete die Stelle: „Ich kann die Literaturrichter versichern, daß ich weder unter ihrem Buchstaben C. (Condemno) noch A. (Absolvo) gestanden habe."

S. 10, 6 schrieb b fremde Nachrichten, S. 11, 8 f. „halte alle zur Ausübung an und befördere wenigstens den Fleiß, wenn er nicht das Genie erwecken kann", S. 13, 27: „wie einige bei der Bibliothek zu sein scheinen".

S. 12, 9 v. u. Im ersten Entwurf stand: „um nicht die Philippinische Frage an sich ergehen zu lassen: Verstehst", mit deutlicher Anspielung auf Apostelgesch. 8, 30.

S. 14 Anm. 2. Die Anspielung ist auch Hamann geläufig.

S. 17 Anm. Herder nahm die Stelle aus Blackwell's „Untersuchung über Homer's Leben und Schriften", nach der Uebersetzung von Voß, S. 48, wo es heißt: „Die Alten hielten, wie es scheint, die Sprache für die erste Zähmerin des Menschen!"

S. 18, 2 änderte b nannten, 19—21 strich sie „Wie — werden?", 5 v. u. fügte sie vor „Eine große" hinzu: „Wie weit ist sie insonderheit gegen die Griechen? diese in verschiedenen Zeiten, Werken, Geschmacksarten, Gesichtspunkten genommen."

S. 21, 5 ff. v. u. In b steht die Randbemerkung: „Dies sind andre Lebensalter".

S. 24, 6. b streicht „die schöne Prose".

S. 28, 2 f. In seinem Handexemplar hatte sich Herder angemerkt: „Aepinus, man soll die plattdeutsche Sprache nicht verachten. p. 24. Greifswalder Beiträge." Gemeint ist die Ab-

handlung: Exercitatio de linguae Saxoniae inferioris neglectu atque contemtu injusto.

S. 29, 14. Ebendort findet sich: „Theokrit's Wortspiel zwischen πένθημα und Πενθέα [XXVI. 26]".

S. 31, 2. Eine fleißige Seele in Livland. Der Bürgermeister Friedrich Konrad Gadebusch zu Dorpat hatte in den Rigischen Beiträgen 1763—1767 „Zusätze zu Johann Leonhard Frischens deutschem Wörterbuch" gegeben. — Zu Anm. * Klopstock hatte es dort (St. 26 S. 330) für „verdrießlichen Eigensinn" erklärt, an dieser Uebersetzung der Stelle des Ovid, Met. III. 438, Anstoß zu nehmen.

S. 32, 1. Ein gewisser Pythagoras, mit Beziehung auf die Erzählung bei Clem. Alex. Strom. p. 302 C. — 12. Zu Leibniz verwies das Handexemplar auf dessen Collectanea etymologica cum praefatione Eccardi und die Dissertatio de augenda ornandaque lingua nostra.

S. 35, 10 f. Statt „Aber — gebrauchen" steht in b: „und ihrer eine große Menge. Bekäme der Philosoph Gewalt, so würde er seine Unterschiede in sie legen und sie also als neue giltige Wörter gebrauchen oder sie ausmustern." — Dann fehlt Z. 18 nun; nach Philosophie Z. 19 steht noch „weiter muß sie nicht" und 33 f. statt „Gesetzt — nicht": „Hättest Du sie gesetzgeberisch bestimmt."

S. 36 Anm. 1. Synonymes Français par Girard (1718).

S. 38, 25. „als vielleicht" b. — 6. v. u. „unter das Volk?" b.

S. 40, 26 f. b streicht „eines Thucydides — Dichter", wie 4 v. u. „Poesie und". 40, 9 v. u. Scaliger. Joseph Scaliger übersetzte sie in fünf Tagen, wie auf dem Titel gerühmt wird, wo es auch heißt: Versibus antiquis latine vertebat. — 41, 2 v. u. — 42, 2 (der gewiß haben) heißt in b: „kannte gewiß seinen Autor und die Kunst zu übersetzen; allein die Biegsamkeit der deutschen Sprache scheint nicht gnug in seiner Gewalt zu sein."

S. 43, 8—11. Wie — Geschmack streicht b. Dieselbe liest S. 44, 14 „hat Lessing den Dialog".

S. 47, 12. Prémontval. Vgl. S. 85. Th. XIII. S. 486 ff.

S. 49, 7 v. u. Johann Daniel Denso war seit 1753 Rector zu Wismar. — 6. vieler andern, wie Christian Tobias Damm und August Ludwig Schlözer.

S. 51, 15. Nach stellet Euch fügt b aber ein, wie S. 51 Z. 14 nach Sobald.

S. 55, 10 hat b: „Vernunft? Nichts."

S. 57, 16 f. Nimrod's, eines Heldengedichts von Christian Nicolas Naumann.

S. 63, 18. Das Wort Naturgenie tadelte Hamann als „übel gegattet"; deshalb änderte Herder in der zweiten Ausgabe wird jeder.

S. 68, 5 ff. Anspielung auf Wegelin's „Religiöse Gespräche der Todten" und die „Moralischen und politischen Betrachtungen über die spartanische Gesetzgebung des Lykurgus" (Lindau 1763). Der Verfasser hatte in der Vorrede zur erstern Schrift bemerkt, es wäre ihm genug, sich Denen verständlich zu machen, die ihn verstehen sollten. Vgl. S. 74, 4. — Z. 19—21. Herder verwechselt hier das Pferd mit dem Hirsche; denn es schwebt Lessing's Fabel von diesem (III. 28) vor. Im folgenden denkt Herder an die Fabel vom Esel. — Anm. 2. Pythisse hat Herder auch sonst, wie S. 148, 19, und ist statt Pythonisse herzustellen.

S. 70 zu Ende. Die auch von Suphan hier nicht nachgewiesenen Verse sind aus dem Herder sehr geläufigen Hudibras von Butler. Vgl. S. 112; 150 l. Z.; 154, 5 v. u. Th. XIII. S. 468.

S. 71, 1 f. Kritischen Briefen. Bodmer gab 1746 solche, 1749 Neue kritische Briefe heraus. — Arzneien erschienen zu Berlin 1759; sie waren wol von Lieberkühn. — Possen im Taschenformat erschienen 1756 in Leipzig, von Schönaich oder einem seiner Freunde. Vgl. Lessing Th. XII. S. 567. 576.

S. 72 Anm. Die Aeußerung und die Aenderung in der zweiten Ausgabe war durch eine Bemerkung von Nicolai veranlaßt worden.

S. 74, 22. Einen andern Amphitryon. Sonderbare Anspielung auf Plaut. Amphitr. II. 2. 196. 197: Est Amphitryon alius, qui forte hic absente te tamen Tuam rem curet teque absente hic munus fungatur tuum.

S. 76, 15. Acken's „Christliche Briefe über die Theorie der Opfer" (1766) sind gemeint.

S. 79, 30. Im Handexemplar findet sich die Randbemerkung: „Sein [Hamann's] Charakter nach dem Cassius Severus (Tac.) De orat. 26."

S. 82, 20. Nach Synonymen hat b noch: „und sinnliche Namen"; wie S. 84, 7 v. u. „Ich setze".

S. 85, 12. Weiberrathhaus. Aus Saintfoix hatte er sich von den alten Galliern angemerkt: „Frauenzimmercollegium, die höchste Obrigkeit, ward von den Druiden abgeschafft." Vgl. oben S. 450.

S. 92, 10. Needhams, in dessen New microscopical discoveries. Aus der französischen vermehrten Ausgabe (Observations microscopiques, 1750) hatte Herder Zeitungsauszüge sich angemerkt.

S. 94, 11. Suphan fügt nach der zweiten Ausgabe noch krönen nach System hinzu.

S. 97 zu Ende. Abbt hatte (Brief 160—164 und 201) Pauli's „Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges", Grillo (Brief 316) Tretscho's „Kleine Versuche im Denken und Empfinden", Nicolai (Brief 187—189) eines Ungenannten „lyrische, elegische und epische Poesien" beurtheilt.

S. 98, 1. Deutsch als Schimpfwort. Vgl. Th. XIV. S. 758.

S. 100, 11 v. u. Jener Baumeister. Vgl. oben S. 625, Z. 6 f.

S. 112, 17. Der fromme, redliche Greis ist nach Suphan „aller Wahrscheinlichkeit nach" der Pfarrer Willamovius in Herder's Geburtsort.

S. 113, 13. Der Herausgeber. Michaelis gab Lowth's akademische Vorlesungen de sacra Hebraeorum poesi mit Anmerkungen und Zusätzen heraus. Die folgende lateinische Stelle ist aus einer Anmerkung genommen.

S. 115, 25 f. Das sich, welches in der ersten Ausgabe fehlt, setzt die zweite zwischen die nicht.

S. 119, 1 f. Zwei weitere Gespräche finden sich skizzirt auf einem Blatte zur neuen Bearbeitung der Fragmente von 1769. Dort heißt es: „Zweites Gespräch des Rabbi und Christen. Christ. Der Messias erscheint menschlich. Sein Charakter. Wunderbares Gefühl, mehr menschlich. Liebe. Ahndung des Todes. Größe der Seele u. s. w. Rabbi. Aber Zeiten zerfallen. Diese Zeiten zu idealisiren, schwer. Engel, Teufel, Apostel, Leiden: orientalisch. Drittes Gespräch. Ueber Klopstock's Kenntniß der Seele, der Affecten, der Charaktere u. s. w".

S. 123, l. Z. Ein Philosoph, Kant in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen".

S. 127, 7. Thucydides sagt, II. 47, die Stadt sei *τῆς Ἑλλάδος παίδευσις*, in einem Epigramm nannte er sie *Ἑλλάδος Ἑλλάς*. Als „Herd und Prytaneum der Hellenen" bezeichnet sie das Delphische Orakel, ein Komiker spottend als „Museum Griechenlands". Dieser Bezeichnungen gedenkt Athenäus V. 12.

S. 134, 13 f. Jener Bettler. Die von Aelian (Var. Hist., I. 32) erzählte Geschichte fand sich auf dem Titelkupfer von Winckelmann's „Gedanken über die Nachahmung" von Oeser dargestellt.

S. 141, Anm. 1 lies II. statt I.

S. 143, 8 v. u. Statt ἐπιχειράγαθος muß es ἐπιχαιράγαθος heißen. Dies entging auch Suphan, der mit Recht bemerkt, ἐπιχειράγαθος sei kein griechisches Wort. Aber auch κακός kann nicht richtig sein, da es zwischen καλοκἀγαθός und ἐπιχαιράγαθος keine Stelle hat. Ich sehe keinen Rath, als es geradezu zu streichen. Auch unter den römischen Ausdrücken findet sich kein tadelnder.

S. 144, Anm. *. Der Verfasser der Schrift, die Mendelssohn Wieland zuschrieb, war Wegelin. — Anm. 2. Herder hatte die Aeußerung Moser's: „Ich erkannte Sie an Gang und Miene, obgleich ich weder ein Marcel, noch ein Freimäurer bin", irrig auf den römischen Marcellus bezogen. Gemeint war der französische Tanzlehrer. Vgl. Th. XIII. S. 546. — Anm. 3. Suphan hat bemerkt, daß der Vers eine scherzhafte Umdrehung von Virg. Buc. III. 16 sei. Aber Herder kannte den Vers nur als mittelalterlichen Spruchvers, wie auch Wieland, der ihn metrisch genauer giebt.

148, 26. Parenthyrsus, ein von Winckelmann aus der alten Kunstsprache eingeführter Ausdruck. Alle gar zu wilden und feurigen Handlungen und Stellungen der griechischen Figuren, bemerkte Dieser („Gedanken über die Nachahmung griechischer Werke", 1755), seien in einen Fehler verfallen, den die alten Künstler Parenthyrsos genannt. Vgl. Longin. de sublim. 3, 5.

S. 149 f. Die erste Stelle Plato's steht Rep. III. p. 394. C. Dagegen findet sich die andere nicht in der Republik, wie Herder angiebt (denn an der von Suphan angeführten Stelle, III. p. 397 A—C steht nichts Bezügliches), sondern in den Büchern über die Gesetze, III. p. 700. E. 701. A. Die Stellen des Aristoteles, Cicero und Catull sind Th. XXII. S. 3 ff. angeführt. — S. 150 l. Z. 151, 1. Die Worte than Jugglers — Familiar sind, wie Redlich bemerkt, aus Butler's Hudibras. — 151, Z. 2 und 1 v. u. b hat „einen Dithyrambensänger", ihm (statt ihnen), ihren (statt seinen), ihn (statt sie). Der erste Druck gab „ihre βοηλάταν". Suphan zweifelt mit Unrecht, ob Herder „ihren βοηλάταν" oder „ihre βοηλάτας" geschrieben, da eben nur der eine singende Dithyrambe bezahlt wird.

S. 153, 17. Den Plan eines Freundes. Es war vielmehr sein eigener Plan, wie Suphan bemerkt. Aus seinen Studienheften von 1763 und 1764 ergiebt sich, daß er eine „Abendmahls-, Weihnachts-, Oster-, Pfingst- und Neumond-Dithyrambe" beabsichtigt hatte. Auch finden sich unter seinen „Plänen zu Dithyramben" verzeichnet: „Am Todtenfeste eines alten Deutschen;

bei seinem Gastmahl der Seelen" und „Das Reich Friedrich's nach dem zweiten Psalm".

S. 154, 5 v. u. Anfang des Hudibras.

S. 159, 25 ff. Verse Herder's. Vgl. Th. I. S. 252, 4—7. Sie standen in einer Pindarischen Ode auf Peter den Großen. Vgl. Suphan in der Altpreußischen Monatsschrift, X. 105 ff.

S. 160, 9. Wie den Alcibiades, eine auch von Winckelmann in den von Herder stark benutzten „Gedanken von der Nachahmung" gebrauchte Vergleichung. Vgl. Plut. Alc. 2.

S. 166, 18. In der ältesten handschriftlichen Fassung stand „wie S. und Pfeffel's Krähen".

S. 167, 5 v. u. Das Gespräch mit der deutschen Muse. Von Gleim's Gesprächen mit der deutschen Muse erschien das erste 1763, das zweite 1764; sie wurden in den Königsbergschen Zeitungen abgedruckt. Im zweiten schließt die Muse:

„Dann schlagen wir Euch mit Gesang,
Wie er Euch mit dem Schwert."

S. 174, Anm. 1. Am Nächsten liegt es noch, bei Alcimadure an Aeschines zu denken.

S. 177, 11. Statt Sänger vermuthet Suphan jetzt (Th. II. S. 386) mit Recht Sieger.

S. 181, Anm. 1. Suphan hat bemerkt, daß hier vielmehr Steinbrüchel's Uebersetzung der ersten Olympischen Ode vorschwebt, wo es in der zweiten Strophe heißt: „Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thu' es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer", und in der zweiten Epode: „Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, ist Unsinn." Lessing hatte die Uebertragung dieser Ode im 31. Literaturbriefe als Probe gegeben; aber Steinbrüchel's Uebersetzung war unzweifelhaft Herder zur Hand, wie die Uebersetzungen der Tragiker von demselben. Vgl. S. 131 f.

S. 185, 9. Mit Flügeln — gab. Herder spielt hier, wie auch sonst, auf Hor. carm. I. 3, 35 an. — 5. v. u. Suphan sieht hier eine biblische Anspielung (2. Mos. 33, 22 f.; 1. Könige 19, 9).

S. 187, 22. „und — Verstandes" fehlt. — S. 188, 24 steht daselbst: „ein Sohn oder Vater". Vgl. Th. XX. S. 370.

S. 189, 29—31 fehlt bei Heyne (und in b?) „den Charakter — sie?" und „da findest Du ihren Charakter".

S. 190, 9 hat Heyne (wol nach b) dienen statt stehen, Z. 7 ein neuer; S. 191, 5 fehlt ächten; Z. 7 steht „Kenner nach der Gelehrsamkeit und dem Geschmack seines Jahrhunderts", Z. 8 fehlt aller.

S. 191, 23 f. läßt Heyne wol mit b atque — rapio weg, Z. 30 „es kam", 4 v. u. ein. S. 192, 6 steht statt „ich sage, so bald" blos und, 4 v. u. fehlt stehen.

S. 193, 6 und 5 v. u. hat b groß statt unendlich, und es fehlt „Er ist's".

S. 194, 4 steht b lateinische Mönchssprache statt römische Sprache. Ein Beurtheiler in der Leipziger Bibliothek hatte gefragt: „Ist aber denn das Mönchslateinische dieser Jahrhunderte wirklich Lateinisch?" worauf Herder in dem handschriftlichen „Zusatze zur neuen Ausgabe" antwortete: „Römisch Latein war es nicht, aber wirklich Lateinisch ohne Zweifel". — 14 ganz fehlt beidemal b, wie 12 v. u. simple.

S. 195, 19 f. Suphan möchte das erste dieser Zeit streichen; man entbehrte aber lieber das zweite. Herder schrieb ohne Zweifel beide. — 3 und 2 v. u. Die ganze Parenthese strich b, wie gleich darauf denn.

S. 196, 7. Nach der Bedeutung, Kothfeger. — 13 f. es läßt b weg und schreibt angemerkt statt sagt. 14 f. fehlt sie — wenigstens, dann steht 16 statt man — deutsche: „und die deutsche Sprache das Gegenbild der alten Deutschen".

S. 197, 9 f. läßt b „der Charakter — verloren" weg und fügt am Schlusse hinzu: „so geht der Charakter des Staats verloren". S. 198, 3—5 steht statt sich — Alterthums": „sich auch in Klotzens deutschen Schriftchen". — 8 war abgelegt wol nur Druckfehler. — 17 f. hat b statt „und — verloren?": „wenigstens daß diese jener ein gewaltiges Hinderniß gewesen?"

S. 199 fehlt b sehr und der Schluß der Anmerkung von das macht an, wie die Anmerkung S. 200 ganz gestrichen ist.

S. 203, 5 hat b „z. E." nach durchgehe und 12 nach kenne noch: „nach der griechischen". Den letzten Zusatz veranlaßte eine tadelnde Bemerkung in der Leipziger Bibliothek.

S. 204, 12 v. u. fehlt b ganz, wie 8 und 3 ganze, kurz; 11 und 10 steht: „dort wäre es" und „Menschen zu erschöpfen".

S. 205, 21 hat Heyne vertraut statt familiär und 22 treffender statt triftiger. 7 v. u. fehlt dadurch.

S. 206, 15—17 fehlt bei Heyne, wol nach b, wie S. 207, 20—22 „Wir lachen — schämt", 11—4 v. u. „Man würde lachen — Man muß ihn in die Schule schicken". Die letzten Worte sind aus Hagedorn's Gedicht Die Schule.

S. 208, 14 v. u. hat Heyne frei statt dreist, 12 „freier schreiben müßte" und läßt, wol nach b, „man lese — Literaturbriefe" weg.

S. 209 fehlt b „Hier — könnte" (Z. 5—11), dann 15 „ich besinne mich" und die Anmerkung. 16 steht blos Lesers statt „Bürgers — Landmannes", 20 noch ist nach geschrieben. — Die Verse 27 f. sind aus Herder's ungedrucktem Jugendgedichte „Der Lehrer der Menschheit".

S. 210, 5 f. steht b statt man — gelernt: „man für sie denken kann, wenn man mit ihnen zu sprechen weiß." — Z. 6 und 5. v. u. fehlt b die Parenthese, „ich will — nennen". 5 v. u. und statt Algarotti in der letzten Zeile findet sich Fontenelle. Vgl. Th. XX. S. 388.

S. 211, 2 hat b auf ein Wort statt beiseit und läßt dann „mit denen — habe" weg. 13 steht „und eigentlich zu sprechen" statt „ja an sich", wogegen 15 eigentlich wegfällt. 15 steht Und statt Nun, 19 und doch statt und sollst, 22 schließen statt hinmalen, 24 f. fehlt „wo ich nicht sagen — glaubt. Z. 26 steht „Dichter, Du sollst" (statt „Du mußt"), 28 sollst statt mußt, 30 fehlt Du mußt.

S. 212, 11 hat b noch also nach Fluch, 20 der statt jener. — Z. 2 v. u. Shakespeare's Freundinnen, Helena und Hermia im Sommernachtstraum (III. 2). Suphan führt aus Herder's fast gleichzeitiger Uebersetzung die Stelle an:

„So wuchsen wir heran, ein Kirschenpaar,
Das wie getheilt und doch in zweien eins ist!
Ein süßes Beerenpaar auf einem Stengel
Anreifend. So zwei Körper, nur ein Herz!
Im ersten Anblick zwo! zween Wappenschilde,
Doch beide eins, mit einem Helm gekrönt!"

S. 213, 22 hat b „bei Plato die Seele", S. 214, 6 vor iehe noch „Elender, fühlloser Betrachter!", wogegen Z. 16 „siehst Du den ganzen Ausdruck" fehlt. Z. 21 läßt b im Belvedere weg. — Zu im Torso, das Klotz getadelt hatte, da es eine Ortsbezeichnung zu sein scheine, vgl. Th. XVII. S. 232. — 23 f. b: „Auge sehen, mit welchem Mengs die Hand seiner Schüler leitet". 28 fehlt „und es — stelle".

S. 215, 12 läßt b das meiste aus, 14 steht Freiheit statt Dreistigkeit, hat 23 noch denn vor in sie, 26 fehlt Sprachen, 28 f. „jetzt — sein soll". 35—38 steht statt oft —

formte: „daher oft den liebenswürdigen Eigensinn schön findet, der mit ihrem Urbilde des Eindrucks übereinstimmt".

S. 216, 9 läßt b sie ist weg. 8 und 7 v. u. hat sie statt Verachtet — Mutter: „Wenn Der, so in einer fremden Sprache schreibt, die Muttersprache verachtet, in der er erzogen ist". L. Z. S. 217, 3 (er kann — zu sein) läßt b weg. — 3 v. u. Suphan verbessert hier Herder selbst, indem er das Horazische nata statt data giebt.

S. 218, 14 v. u. schreibt b scheint es statt ist's, 10 und 9 statt „Auf der — daß blos": „Oder auf der andern Seite", 9 u. 8 statt „sie Gewalt anthue": „so thut sie Gewalt an". 5 und 4 fehlt „und sage — werde", S. 219, 1 sogar.

220, 14. Statt „dürfte man weinen" hat b „wird aus dem lächerlichen ein thränenwerther Anblick", 22 nach Roller's noch Klotzen. 4 v. u. ist nach neuern hinzugefügt: „Homerischen Briefsteller". 3 und 2 f. statt die historias selectas „einen Cento von Redarten", l. Z. aber ich statt und, S. 221 gewiß statt dreist, 11 v. u. „Ich setze dazu".

S. 222, 1 hat b statt „so viel von ihrem Geiste" blos „ihren Geist", 27 fehlt Zuerst.

S. 224, 9 v. u. steht b „Classisch hat" statt „Classisch — das", 7 „gesondert und uns gewöhnet" (ohne hat). S. 225, 17 fehlt „der Gelehrsamkeit", 4—2 v. u. et quid — ducis, S. 226, 9 v. u. „ganz ander".

S. 229, 15 hat Heyne unterscheiden.

S. 231, 2 v. u. — S. 232, 12 (Die nämlichen — Zeit, da) fehlt, und es heißt dann: „Selbst unter den Deutschen ist ihre".

S. 234, 18. Auch Suphan möchte das im ersten Druck vor unser stehende sich streichen.

S. 235, 8 f. b: „Es führen hierin aber andere" mit Wegfall der Worte „dessen — können" (Z. 10 f.) und der ersten Anmerkung, wie 12 f. „und man muß überhaupt dem Lobe beistimmen" statt „so wie — muß".

S. 245, 14 seine statt ihre findet sich bei Heyne verbessert. — S 246, 10 vermuthet Suphan nach laut noch gnug.

S. 251, Anm. 1. Vielmehr scheint die von Schubart gemeint, von welcher Herder eine Beurtheilung für Nicolai's Bibliothek liefern wollte. Vgl. Th. XXIII. S. XXV Anm.

S. 252, 2 f. „damit ihr — macht". Nach 1. Samuel 14, 27. — 6 f. Nach jenem ekelhaften Gemälde des Galaton (Ael. Var. Hist. XIII. 21), auf das Herder auch sonst hindeutet.

S. 253, 12 v. u. Aber ich dachte u. s. w. Suphan bemerkt, daß die Stelle eine Parodie auf den Anfang des 316. Literaturbriefes von Grillo ist.

S. 254, 4 ff. An der in Anmerkung* angeführten Stelle (von Abbt) heißt es: „Der erste Theil der Lucianischen Schrift „wie die Geschichte abzufassen sei", ist ohnehin nur ein Berlinischer Literaturbrief über die elenden Geschichtschreiber seiner Zeit. O, wenn Lucian noch lebte, wie wollten wir seine Freundschaft suchen!"

S. 258, 22 f. Ramler gab mit Sulzer und Langemack die angeführten Nachrichten heraus.

S. 269, 6 und 5 v. u. Herder hatte selbst durch seinen Verleger Hartknoch ohne seinen Namen eine Schrift „Beiträge zur Geschichte des lyrischen Gesanges" im Ostermeßkatalog 1766 als künftig erscheinend ankündigen lassen. Für sie waren die oben S. 21 ff. abgedruckten Ausführungen bestimmt.

S. 276, 5 v. u. — S. 278. Den Inhalt dieses Fragments bezeichnet Herder in einem Briefe an Hamann als „Plan zu einem Gedicht über die Seele", zu dem er lange Versuche gemacht. In den ältesten Arbeitsheften findet sich unter den „Plänen": „a. Versuch eines praktischen Gedichts über die Menschheit, wo man alle Arten der Affecte, der Silbenmaße, der Dichtarten durchginge, um zu versuchen, wie weit Ode Drama werden könnte. b. Die Welt der menschlichen Seele, im unmetrischen Silbenmaß; ihre Tiefen der Gottheit". Vom erstern, dem „philosophischen Lehrgedichte an Kant" in Alexandrinern, giebt Suphan als Probe:

„O Rousseau, den die Welt im Vorurtheil[1]) verkannt,
Das wahre große Maß des Menschen in der Hand:
Wägst Du, was edel sei, wenn's gleich das Volk[2]) verdammet;
Du wägst das Kronengold, und was auf Kleidern flammet,
Was auf den Tafeln glänzt, was bei Seraphinen wohnt
Und auf den Märkten läuft und in Statüen thront;
Du wägst es: es wird Staub! „Seht, das sind Eure Götter!"
Ein Mentor unsrer Zeit, wirst Du der Zukunft Retter,
Dringst in das Menschenherz, entlarvst den falschen Ruhm
Und wirfst, wie Dagon, ihn aus seinem Heiligthum.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Sei, was Du bist!" so sprachst Du Pred'ger in der Wüste —
„Fühl's, daß Du etwas bist, wenn Niemand Dich auch grüßte!"

1) Früher: „den Staar im Aug'". — D.
2) Ursprünglich stand: „wenn's Priester gleich". — D.

Aus dem zweiten, Mich selbst überschriebenen Gedichte führt Suphan die Stelle in Kleistischen Hexametern an:

„Dich selbst! besinge die Welt der Menschheit! singe die Tiefen,
Die Höhn, die Weiten der Menschennatur, durchsuche den Abgrund
Der Leidenschaften und fliege empor, wo Menschengedanken
Mit Dädal's Flügel sich schwangen; dann sieh die Weiten der Schöpfung,
Die Menschenhände gebahnt: faß alle Räume zusammen
Und sing' vom Menschen ein Lied. So sprach mein Genius."

Vgl. dazu auch die Verse „Die Welt der menschlichen Seele", Th. I. S. 413, und den „Gesang auf die menschliche Seele", Th. I. S. 73 ff., die Suphan darauf bezieht.

S. 282, Anm. Z. 25 will Suphan mit Recht die vor das streichen und Z. 38 das (statt die) eine lesen. Wir hatten bereits Z. 26 den rührenden statt der rührende gesetzt.

S. 285, Anm. * * * Z. 1. Das Klopstockische Stück, später als Frühlingsfeier in die Oden aufgenommen.

S. 287, Anm. * Z. 8. Suphan hält den Locken für Druckfehler statt dem Joche, wie es nach Homer heißen muß.

S. 311, 10. Im ersten Druck fehlt kann man. Suphan will dadurch helfen, daß er nach widerlegen Fragezeichen vermuthet.

S. 323. Auf dem Titel steht „Zweite völlig umgearbeite Ausgabe." Suphan bemerkt, daß solche Abkürzungen bei Herder selbst noch später gangbar seien, wie er geacht, geschwächtste, ungefährten, verneinden, eiserm, Verbesserin, Zergliederin, Gatterische (statt Gattererische) u. ä. habe. Wir haben in diesem Falle, der meist auf Nachlässigkeit beruht, die richtige Form gegeben.

S. 329, 18. Suphan schreibt richtiger mein Nachbarn mit freiem Gebrauche des Infinitivs.

S. 330, Anm. 1. Die Stelle deutet auf einen Vorwurf des Recensenten in der Klotzischen Bibliothek. Unter dem deutschen Pope ist Dusch gemeint. Vgl. Th. XXII. S. 48 ff.

S. 351, 18. Im Druck stand Ist sie es.

S. 353, 20. Aus Ramler's Ode an den König von Preußen.

S. 357, 9 v. u. Gedruckt stand meinen, woraus die Werke mein machten.

S. 358, 5 f. Dryden's Ode auf die Musik, „Alexander's Fest oder die Gewalt der Musik, eine Kantate auf den Tag der h. Cäcilie, aus dem Englischen des Dryden übersetzt von Ramler"

(1766). Vgl. Th. XIV. S. 492 f., Th. XX. S. 475. — 24. Es ist nicht an den Musiker Dionysius unter Hadrian, von dessen Werken nichts übrig geblieben ist, sondern an Dionysius von Halikarnaß mit Bezug auf die Schrift de compositione verborum zu denken. Vgl. Th. XX. S. 275, 18. Hephästion unter Antoninus Pius schrieb ein ἐγχειρίδιον περὶ μέτρων. Von (Gerhard) Vossius ist die Schrift de poematum cantu et viribus rhythmi gemeint.

S. 359, 9 v. u. Man, der Beurtheiler in den „Göttingischen Anzeigen".

S. 362, l. Z. Antonio war ein von Klotz und Riedel Herder scharf vorgerückter Gedächnißfehler.

S. 374, 2. Klotz hatte in seiner Beurtheilung den Abschnitt von den Lebensaltern der Sprache als einen wahrscheinlich von Johann Georg Herder erfundenen neuen Roman bezeichnet, auch der Beurtheiler in der Neuen Bibliothek (Garve) ihn zu den „wissenschaftlichen Romanen" gezählt.

S. 377, 25 f. Den ersten Kuß. Vgl. S. 255. — Den ersten Garten, wie in Geßner's „Lycas oder die Erfindung der Gärten".

S. 381, 3 v. u. Suphan schreibt ohne Noth der philosophische.

S. 383, 16. Ein britischer Beobachter. Hume in der Natural History of Religion, aus der sich Herder sehr frühe einen Auszug gemacht hatte.

S. 385, 18 f. Suphan läßt den längst von Heyne in αὐδᾶν, ἀείδειν verbesserten Druckfehler αυδαιειν im Texte stehn. — Z. 24. Herolde ist ein Versehen Herder's.

S. 394, 23. Themistius, Or. XV. p. 243. D.

S. 395, 1. Suphan schreibt richtig auf dem.

S. 401, l. Z., S. 402, 1. Vgl. Suidas unter: Οὐδὲν ἱερόν.

Zu Theil XX.

S. VII. Z. 4 v. u. Das dritte. Es war auch schon Ende November fertig; freilich lagen dabei frühere Ausführungen zu Grunde. Schon am 16. Januar 1767 hatte Herder angefangen, den Klotzischen „Beitrag zu den Münzen" zu lesen.

S. 1. Die Stelle des Quintilian steht nur auf einem später gedruckten Titelblatte, auf welchem der Sokrateskopf fehlt.

S. 5, 7. Demokritus. Nach der Stelle Plut., Aemil. Paul. 1.

Herder kannte die Aeußerung aus Winckelmann's „Erläuterung der Gedanken über die Nachahmung".

S. 7, Anm. 1. In der ältern Fassung steht: „wie der Dichter den Künstler und v. v. nachahmen könne".

S. 8, 5. jenem griechischen Künstler, Praxiteles.

S. 12, 12 v. u. Der Brudermord des Kain von L. Fr. Hudemann war zu Bützow 1761 erschienen.

S. 16, 5 v. u. ist feine statt seine zu lesen. Bei Lessing steht: „wir feinern Europäer".

S. 19 ***. Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika (von J. F. Schröter). 1752. Suphan bemerkt, daß Herder hier Erinnerungen aus Haller's Gedicht „Die Falschheit menschlicher Tugenden" einmische.

S. 24. Bussy=Rabutin, Discours du bon usage des afflictions et des adversités von Roger de Rabutin, Comte de Bussy.

S. 25, 25. Lessing nennt 1754 den „seligen Oeder" einen „starken Dichter". Er war 1751 als Rector in Thorn gestorben.

S. 27, 21. Zwischen Mannspersonen, wie in den „Briefen von Herrn Gleim und Jacobi". (1768). — 24 f. Der gothische Ton, wie in den „Romantischen Briefen" (1769).

S. 29, 6. Statt Ehre schreibt Suphan Ehe, wie S. 41, 27 Schriftchen statt Schriften, Beides, glaube ich, ohne Noth.

S. 45, 1. Bei Moschus, vielmehr bei Bion.

S. 57, 12. Statt leidend, das auch Suphan vermuthet, steht im Drucke Leidens. S. 58, 14 verbessert Suphan von statt vom.

S. 63, 9 v. u. Die Worte „die Abwechselung" erklärt Suphan hier mit Recht für sinnlos. Wahrscheinlich rühren sie hier von einer frühern andern Fassung her, in welcher von Mangel an Abwechselung die Rede war. Vgl. zu S. 103, 17 f.

S. 64, 4 v. u. Suphan stellt richtig ununterbrochen her, S. 69, 14 v. u. hiegegen, 8 Kunst statt des verschriebenen Dichtkunst.

S. 71, 3. Damm's, in seiner „Einleitung in die Göttergeschichte der ältesten griechischen und römischen Welt" (zuerst 1763). Von seiner Uebersetzung des Homer mit Anmerkungen erschien der Anfang 1769. Suphan denkt irrig an sein Novum lexicon graecum etymologicum (zu Homer und Pindar).

S. 80, 12 v. u. Weniger wahrscheinlich ist Suphan's Vermuthung, es sei weshalb ausgefallen.

S. 81, 11 v. u. Maschinen. Vgl. Th. XXIII. S. 15 f.

S. 82, 16. Statt verrathe vermuthet Suphan errathe.

S. 87 **. Das Citat ist keineswegs unsicher, wie Suphan meint, aber freilich beruht Kalydon statt Aktäon auf einer Verwechslung, bei welcher eine falsche Auffassung von Virg. Aen. VII. 305. 306, wie Suphan vermuthet, oder auch Ovid. Met. VI. 415 vorschweben mag. Den Zorn auf Kalydon leite er von jenem Schauen der Diana her. — *** Im Citat (nach der Anordnung von Planudes) ist 19 Versehen statt 18.

S. 88, Anm. 1. Suphan nimmt an Homer's keinen Anstoß.

S. 92, 3 v. u. Suphan schreibt richtig Einen statt seinen.

S. 101, Anm. 1. Daß Meinhard eine Uebersetzung Homer's beabsichtigt hatte, war Herder bekannt.

S. 103, Anm. 6. Suphan möchte hier statt einer keiner lesen. — 17 f. Derselbe bemerkt, daß die Worte wie in einer Uebersetzung durch Versehen aus einer frühern Fassung sich erhalten haben, wo der Nachsatz zu dem Satze mit Und wenn lautete: „wie in einer Uebersetzung?"

S. 104, 21. Im ersten Druck steht mögen auch erklären. Suphan will dies herstellen durch ein nach auch eingefügtes dies.

S. 105, Anm. 2. Auch die Stelle des Eupolis nahm Herder aus Plinius.

S. 112, 8. Die Worte eines Krauts hat Herder eingeschoben.

S. 115, 23. Nach Gegenstandes hat schon Heyne richtig zum andern eingefügt.

S. 119, 13. Suphan vermuthet ohne Noth seinem statt einem. — 16. Die Worte zu schildern fehlen im Drucke. Suphan vermuthet etwa vorzustellen.

S. 120, 14 v. u. vorrufe. Vgl. S. 136 Anm. 1.

S. 123, 11 v. u. Suphan schreibt das statt den, was wol unnöthig.

S. 125, 16. Es ist und zu streichen. Dagegen nimmt Suphan den Ausfall eines Participiums ähnlicher Bedeutung wie empfunden an.

S. 129, 16. Im Druck steht fühlen und sagten. Suphan schreibt fühlten. Das Präsens in beiden Fällen ist richtiger. Derselbe möchte Z. 20 Wort statt Werk. Aber Werk wird hier von der Energie des Handelns gebraucht. Vielleicht ist nach macht ausgefallen nicht allein sagt.

S. 130, 6. Es ist wol feine statt seine zu lesen, wie

Suphan vermuthet, doch nimmt Dieser auch die Möglichkeit an, Herder habe irrig dem Ariost ein solches Gedicht zugeschrieben. — Anm. 1. Suphan denkt sich, Herder habe die lateinische Uebersetzung pulchris genis mißverstanden.

S. 134, 24. Gedruckt stand die γελοῖον. Suphan vermuthet sehr unwahrscheinlich, Herder habe die γελοιότης schreiben wollen.

S. 136, 7 v. u. Suphan vermuthet wol mit Recht Materien statt Malereien, obgleich sich Letzteres nothdürftig halten ließe. Warum er bei den Briefen des Riccius lieber an des Bartolomeo Ricci Octo libri epistolarum denken will, sehe ich nicht ein. Die Homerischen Briefe des Riccius waren ein allen Homerikern sehr bekanntes Buch.

S. 138, 7 v. u. Homerist vermuthet auch Suphan statt des im Drucke stehenden Homer.

S. 140, 8. Satt Herrn hätte Suphan seine Vermuthung Heere in den Text setzen sollen. Herder bezieht sich auf Ilias II. 270. — Z. 2 v. u. Gedruckt stand der unwichtig Witzige. Suphan schreibt der unwichtig Wichtige richtig nach S. 267, 12. Anm. * Z. 2 hat er den Druckfehler dicebat in decebat verbessert.

S. 146, 11 v. u. Verunstaltet vermuthet Suphan sehr wahrscheinlich; dagegen hätte er auch mit Heyne Z. 3 v. u. das nöthige zu vor körperlich einschieben sollen.

S. 149, 3 f. Winckelmann hatte im Januar 1768 anerkennende Worte über den „Pindarischen Scribenten" der Fragmente an Freunde in der Schweiz gerichtet, wovon Herder Kunde erhalten haben muß. — Z. 3 v. u. möchte Suphan deiner statt seiner.

S. 151. Auch hier steht das Motto statt des Sokrateskopfes nur auf dem umgedruckten Titelblatte.

S. 153, 9 und 8 v. u. Seinen Freund und Gönner, Georg August von Breitenbauch. Vgl. S. 363. Th. XIX. S. 104. Anm. 2. — l. Z. Einen großen Minister, Gerlach Adolf von Münchhausen, Curator der Universität Göttingen, seit 1765 erster Minister.

S. 154, 16 f. Was — werden? Wol biblische Anspielung. Vgl. Lucas 1, 66.

S. 158, 2. Suphan versetzt auch vor fordern.

S. 162, 11. Argenson. Schon Klotz rügte die Verwechslung mit d'Argenville.

S. 169, 7 v. u. Statt diesen muß es ihren heißen. Die Stelle ist aus Lope's „Versuch einer Dichtkunst für das Theater".

S. 170, 13 v. u. Suphan meint, veraltet sei verschrieben statt widerlegt. Eher ist widerlegt vor veraltet ausgefallen.

S. 178, 17. Das epische Gedicht Puer Jesus von Tommaso Ceva erschien 1699. — 2 v. u. Sannazaro. Dessen Gedicht De partu virginis ist gemeint. — 179, 2. Frischlin, der wegen seiner Rebecca Tragoedia zum kaiserlichen Dichter gekrönt wurde. — 7 v. u. hat Klotz in eo carmine, 6 und 5 Virgilio statt Horatio. 2. Vida. Vgl. die Anm. S. 181.

S. 180, 10. Ein ganzer Dithyrambus. Vindemia, Dithyrambus in den Carmina omnia p. 14. — S. 181, 7 v. u. Baptistes. Seine Tragoedia Baptista sive calumnia erschien 1578.

S. 184. 2. Prose-Critics, wie Warton in den Observations on the Fairy Queen.

S. 187, 11. Lauders. Bischof Lawder gab einen Essay on Miltons use and imitation of the moderns in his Paradise lost. — Magni's. Constantin de Magny's Dissertation critique über Milton war schon 1729 erschienen. — Voltaire's un Essai sur la Poésie Epique (1728), chap. 9. — 20 f. Noah, Jakob, von Bodmer.

S. 189, 11 f. Tod Adam's, von Klopstock. — Tod Abel's, von Geßner.

S. 191, Anm. * Das durch den Gedankenstrich angedeutete Wort ist inconstantia.

S. 195, 5. Und Oromazes, aus Ramler's Gedicht „Der Anbeter der Gottheit".

S. 199. Webbs. Vgl. Th. XXIII. S. 125 ff.

S. 202, 2 v. u. Kann der ꝛc. Aus Klopstock's Messias.

S. 204, 17. Irrig schreibt Suphan den statt dem. — 6 v. u. ist wol mit Suphan Wissenschaften zu setzen.

S. 206, 21. Plato, Theag, 2. — S. 207, 2. Dyer's. Vgl. Th. XXII. S. 50, Anm. 2. — 4. Curtius, an dessen Lehrgedichten (von dem Schicksale der Dichtkunst und vom Zustande der Seelen nach dem Tode) Mendelssohn (Literaturbriefe IX. S. 185 ff.) besonders die weit hergeholten Naturgleichnisse tadelte.

S. 208, 18. Malabarischen Garten, hortus Malabaricus von Henrik van Rhede. — 23 f. Der Verfasser des Zuckerrohres, Granger. Vgl. Th. XXIII. S. 45. — Niagara's Wasserfall, wol Verwechslung mit dem Orinoco.

S. 210, 1. Bacchus an Lykurgus, schon in der Ilias VI. 130 ff. Vgl. Hygin. fab. 242. — Anm. * Rambler, The Rambler von Samuel Johnson.

S. 212, 13. Ramler, in seiner Anthologie „Lieder der Deutschen". — 8 und 7 v. u Seinen Morpheus, im Liede An den Schlaf.

S. 220, Anm. Z. 4. Ein sehr erbaulicher Schriftsteller, sein Lehrer Trescho in Mohrungen, der Verfasser der Sterbebibel, auf die Herder auch sonst spottet. Vgl. Th. XXIII. S. 108.

S. 221. 14 ff. Bruder Yorick, in Sterne's Tristram Shandy. Cap. 112—115. — 21 Schäferstunden, dessen „Schäfererzählungen" und „Versuch in Schäfergedichten". — 24. Campan's Johannes Antonius Campanus, der in einem Briefe an einen Cardinal widerrief. — 25. Lafontaine's, in den Anmerkungen zu Boileau. — Epanorthose des Beichtvaters Young, am Anfange seiner fünften Nacht.

S. 222, 16. Henkel's. Erdmann Heinrich Graf von Henkel Freiherr von Donnersmark gab in den Jahren 1720—1733 das vierbändige Werk: „Die letzten Stunden einiger der evangelischen Lehre zugethanen und in diesem und nächstverflossenen Jahren selig in dem Herrn verstorbenen Personen" u. s. w. heraus.

S. 223, 15 und 14 v. u. Auf Einen ziehen, nach älterm Sprachgebrauche für sich beziehen.

S. 227, 27 — S. 228, 4 v. u. Suphan führt hier die Stelle aus dem handschriftlichen neunten Briefe an Klotz an: „Selbst die freie Anrede des Paris an die Helena im Schlafgemache und die vertraute Zusammenkunft Jupiter's mit der Juno auf Ida hat, wenn ich mich in die Zeiten des Altvaters zurücksetze, für mich nichts Unverschämtes. Es ist nichts als unschuldige Offenheit, dort der menschlichen, hier der göttlich-menschlichen Regungen: schamlos, aber nicht unverschämt! — — Ich, der so sehr den Priapismus der Dichter hasset, als ihn Jemand hassen kann, ich finde in diesen Beschreibungen Homer's, in seiner Sprache und nach seiner Zeit betrachtet, das süßeste Gemälde der Natur, so genau im Contour des menschlichen, des griechischen, des poetischen und epischen Wohlstandes eingeschlossen, daß eine Linie darüber Ausschweifung, eine Linie darunter aber — nichts als trockne Verhüllung sein würde. Wenn die Sache nicht zu delicat schiene, oder wenn ich über schlüpfrige Sachen so glücklich als Lessing wegwischen könnte, so würde ich dies zeigen."

S. 231, 7. Statt des gedruckten umschattete scheint mir Suphan nicht glücklich umschatte gesetzt zu haben. Ganz anderer Art ist der Imperativ decke Z. 7.

S. 234, 7. Sokrates, bei Plat. Phaedr. p. 237 A. bis 238 D. 241 E. — 11 v. u. Bei Virgil, in dem von Lessing im

Laokoon behandelten Gleichnisse Aen. I. 498—502. Vgl. S. 565.

S. 238, 2. Suphan vermuthet ohne Noth wer, der.

S. 241, 17. Suphan bemerkt, Herder habe bei der Anführung dieser Stelle im neunten Briefe gegen Klotz bemerkt: „Hudibras, Canto 1. p. m. 29 und 30. Die deutschen Leser mögen sich die schöne und treffende Beschreibung in der schätzbaren Zürchischen Uebersetzung [von Waser] p. 21 aufschlagen."

S. 243, 13—20. Vgl. S. 221. — Z. 21. Suphan schiebt nicht nach wird ein, das wol richtiger nach ihnen steht. — 26. In diesem Zeugnisse, in den Conjectures on original composition.

S. 258, 19 ff. Pater Jean Hardouin in seiner 1693 erschienenen Prolusio chronologica de nummis Herodiadum. Später schrieb er seinen Pseudo-Horatius.

S. 261, 4. Den Anfang, des Gedichtes Allgemeines Gebet. — 6 v. u. liest Suphan richtiger philologischer.

S. 263, 6 v. u. Im Drucke steht noch von vor dem. Auch Suphan läßt von weg, vermuthet aber vor den, obgleich nach seiner Mittheilung die Stelle ursprünglich lautete: „Schon die Hardouin'schen Streitigkeiten sind von der Art, daß sie dem Rächer Horazens oft Gelegenheit geben", was auf die Entstehung des falschen von deutet. Vgl. S. 650, 31 ff.

S. 274, 9 v. u. Nach der bekannten Fabel. Bisher nicht nachgewiesen. Es findet sich ein Emblem der Palme mit dem Spruche: Premor, non opprimor. Vgl. Th. V. S. 295. 297.

S. 275, 18. Vgl. zu Th. XIX. S. 358, 23.

S. 276 l. Z. Statt Großes verbessert Suphan Kleines nach Horaz.

S. 277, Anm. Z. 2 lies ἔνθεος.

S. 278, 11. Bei Gleim (Ode auf den Tod des Generalmajors von Stille auf den 18. October 1752) steht: „Und aller Weisen Ehre war." — l. Z. schreibt Suphan sehe.

S. 282, 4 f. Ein anderer Ort. In Herder's Papieren befindet sich eine Einleitung und Einiges vom ersten Capitel einer Arbeit über Pindar aus dem Jahre 1766. Dort heißt es: „Man suche in Allem, den Pindarus aus seiner Zeit zu kennen, man beurtheile ihn nicht nach spätern willkürlichen Regeln der Dichtkunst, des lyrischen, des Pindarischen Gesanges, sondern nach sich, so hat man von ihm das Urbild. Ich wandle auf einem unbetretnen Pfade, wenn ich dies thue; allein ich hoffe auch von ihm einen

Begriff zu geben, den Niemand vor mir gab." Vgl. Th. VII. S. 300 f.

S. 283, 12. Nach der alten Fabel, der schon Ringwald „Die lautere Wahrheit" (1597) S. 329, gedenkt.

S. 284, 19 f. Vor Klotzens Buch „Ueber den Gebrauch der geschnittenen Steine" befand sich als Titelvignette: „Amor als ein Bildhauer verfertigt den Kopf des Sokrates." — 28 f. Wie Demokrit, nach Winckelmann's „Sendschreiben über die Gedanken" u. s. w. (Werke, I. S. 67.)

S. 285, Anm. 1. Nach Virg. Aen. III. 578—582. Suphan denkt an die Stelle Ovid. Met. V. 346—353 von Typhoeus, der nach Virg. Aen. IX. 716 unter Inarime liegt.

S. 291, 9. Romanzenheld. Löwens Romanze „Der sich selbst geblendete Dichter" ist gemeint.

S. 301, 14. In dem von Herder viel gebrauchten „Handlexikon der bildenden Künste" von Pernety wird Allechement erklärt: „Schönheit, Reinlichkeit im Stichel. Man muß damit Richtigkeit und Kraft der Zeichnung verbinden."

S. 303, 10. Nikomachus. Vgl. S. 184.

S. 304, 5. Wacker, Inspector des Dresdner Münzcabinets, erließ 1767 ein „Sendschreiben von einigen seltenen und einzigen griechischen Münzen". — Z. 19. Suphan läßt Ergebenheit drucken, ohne anzugeben, daß im ersten Druck Ergebenst steht. — Z. 9 v. u. Ein Mann. Chr. L. von Hagedorn. — Vgl. S. 346, 13 ff. — l. Z. Böhmer, Abt von Loccum, der de providentia Augustorum ex nummis schrieb.

S. 305, 3. Trublet. Vgl. Th. XXII. S. 56. — Z. 22 muß es charms heißen. — Anm. 1. Herder folgt S. 303 selbst der bessern Lesart Nikomachus.

S. 307, l. Z. Spon, in seinen Recherches curieuses d'antiquités (1683).

S. 308. Der Tempel des Marcellus, sein Tempel der Honos et Virtus, der vielmehr aus zwei Tempeln bestand, da die Priester behaupteten, zwei Götter könnten nicht denselben Tempel haben. Plut. Marc. 28. Val. Max. I. 1. 8. Herder nimmt an, der Tempel der Virtus war der Durchgang zum Tempel des Honos.

S. 310, 7 v. u. Ezechiel Spanheim schrieb de usu et praestantia numismatum antiquorum (1644). — 4 u. 3. Johann Friedrich Joachim gab in vier Bänden ein „Neu eröffnetes Groschencabinet" 1749—1753 heraus, und 1761 begann er „Das neu errichtete Münzcabinet", das 1773 mit dem vierten Bande schloß.

S. 313, 22 f. Don Quixote, I. 10. 17. 18. Herder schrieb Fier a bras, wol mit der 1767 neuerschienenen deutschen Uebersetzung.

S. 316, 1. Gemeint ist die Fabel „Der Löwe und der Affe".

S. 317, 20. „Das ging und wiederkam". Aus Ramler's Ode „An die Feinde des Königs" (1760). — 2 v. u. Fabelhansen Aesop, nach der alten vita Aesopi, übersetzt von Steinhövel (1545).

S. 322, 23. Der Abbé Méry gab 1765 La Théologie des Peintres, Sculpteurs, Graveurs et Dessinateurs heraus.

S. 329, 10 v. u. Fässern und Gewändern. Vgl. 1. Samuel 10, 22: „Er (Saul) hat sich unter die Fasse versteckt."

S. 331, 11. Jene Zwillinge. 1. Mos. 25, 22.

S. 333, 23. Suphan schreibt Sprache.

S. 335, 11. Suphan behält die Lesart des Druckes aber uns national bei, die uns einen schiefen Sinn zu geben scheint.

S. 336, 8. Suphan setzt nach Wie ein Fragezeichen hinzu. Vgl. dagegen S. 404 l. Z. — 405, 2. Suphan bemerkt (IV. 490 zu 146), Herder lasse nach wie in der verwunderten Frage ein ? selten weg.

S. 338, 9. Beger. Laurenz Beger gab u. A. einen Thesaurus Brandenburgicus, einen Thesaurus ex thesauro Palatino selectus heraus. — 15. Haym. Sein Thesaurus Britannicus sive museum nummorum erschien zu Wien 1760 und 1761. — Gesner, dessen Thesaurus universalis numismatum antiquorum (1734).

S. 341, 13. Suphan schreibt oder eine, was noch gezwungener als das Ueberlieferte („oder der einer Colonie sei"). — 13. v. u. Im Drucke steht Fragezeichen nach Künste, das Suphan beibehält und eine statt keine vermuthet.

S. 345, 14 v. u. Kupetzky. Klotz führt (Füßli's) „Leben der berühmtesten Maler, Georg Philipp Rugendas und Johann Kupetzky" (1758) in Bezug auf Kupetzky's armselige Erziehung an.

S. 346, 13. Der Ausspruch. Hagedorn (vgl. S. 304, 9 v. u.) sagt: „Der Geschmack an dem sittlich Schönen und der Geschmack an dem Schönen in der Kunst fließen aus einer Quelle". — 18. Suphan schaltet vor sind ein anzusehen ein; eher ist das vorhergehende als zu streichen. — 25 f. Suphan schreibt Geister sehen, was kaum richtig. Vielleicht ist zu lesen: „er, mit dem Geist ersehen unzufrieden, anrathen".

S. 348, 3. Sein Busenfreund, der von Klotz gefeierte Geschichtschreiber Hausen. Vgl. S. 364 ff., 367 ff.

S. 360, 7. Bene, bene respondere aus Molière's Malade imaginaire III. Intermède. — 15 f. Franz Blondel, Comparaison de Pindare et d'Horace (1704). — 21 f. Lamotten, Antoine Houdard de Lamotte († 1721), dessen Fabeln und dramatische Stücke allein noch Werth hatten. Seine Kenntniß in den classischen Sprachen war sehr gering. — 23. Massieu. Der Abbé Guillaume Massieu († 1722) hatte Réflexions critiques sur Pindare geschrieben.

S. 361, 12. abgetheilten, appanagirten. — 17. v. u. *τὸ πᾶν ἑρμηνέων*. Pind. Ol. II. 152.

S. 363. Herrn von Breitenbauch. Vgl. zu S. 153, 9 v. u.

S. 365, 21. Herder's Zusatz ist magnique ingenii.

S. 368, 1. Barre. Joseph la Barre de Beaumarchais, Histoire générale d'Allemagne, deutsch in 8 Bänden 1749—1753.

S. 371, 4. Suphan vermuthet Lehnstuhle, sehr unnöthig. — 10 v. u. Herelius, dessen satirae tres, 1767. Das grob bespottete Nürnberg war seine Vaterstadt. — 8. Schütze. Des Jesuiten Heinrich Schütz in Ingolstadt Commentarius criticus de scriptis et scriptoribus historicis (1760) war von Klotz heruntergerissen worden. — Fischer. Des Conrectors der Leipziger Thomasschule Joh. Friedrich Fischer gelehrte Ausgabe von Theophrasti characteres hatte Klotz verspottet.

S. 372, 9 und 8 v. u. 1. Könige 18, 27: „Oder ist über Feld oder schläft vielleicht." — 7. Lucas 14, 10: „Freund, rücke hinauf."

S. 376, 18. Hübners. Darsteller der Geschichte für den Unterricht, wie Johann Hübner. Vgl. oben S. 345, Anm. 1

S. 380. Redest Du das. Vgl. Joh. 18, 34.

S. 382 Anm. 1. Die von Redlich bei Suphan angeführten Werke gehören offenbar nicht hierher.

S. 383, 7—1 v. u. Bezieht sich auf eine Beurtheilung von Feder's „Grundriß der philosophischen Wissenschaften" in der Bibliothek von Klotz I. 18.

S. 385, 22 ff. Vgl. Curt. IV. 7. — Ein Ziegenbild. Herod. II. 42.

S. 386, 4 f. Nach Kodomannus' Art. Vgl. Curt. III. 4.

S. 387, 8 v. u. Unsre Quintiliane, wie Gesner. — 5. Winckelmannische Abhandlung, „Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und in dem Unterrichte in derselben".

S. 388, Z. 3. Algarotti, Fontenelle. Vgl. Th. XIX. S. 210.

S. 391. Das vierte Wäldchen konnten wir nur nach dem ungenauen Abdruck im Lebensbild geben, dessen offenbare Fehler wir zu verbessern suchten. Jetzt liegt es im vierten Bande der Ausgabe von Suphan vor, der auch einzelne Bogen und Blätter einer ältern Niederschrift, die etwa die Hälfte des Ganzen enthalten, benutzen konnte. Die jetzige Redaction wurde erst in Nantes zum Abschlusse gebracht. Wir geben hier die Verbesserungen, welche der Abdruck bei Suphan bietet, und einzelnes neue von ihm zur Erklärung Beigebrachte mit manchem Eigenen und Berichtigten. Suphan hat dieses Wäldchen fast mit allen offenbaren Schreibfehlern und allem bunten Wechsel der Schreibung abdrucken lassen. Die wechselnde Schreibung bemerken wir nicht.

Vom Inhalte findet sich nur der erste Theil:

„1. Ueber die drei Grundgefühle der neuen Philosophie. Innerer Widerspruch und Quelle des Irrthums in ihnen bis zur Ungereimtheit.

2. Ihre übeln Folgen auf die Methode der Weltweisheit. Sie ertödten diese in ihrem Wesen und in ihrer Bildsamkeit. Lächerliche Anti-Wolffianer, wenn sie Grundsätze der Vernunft leugnen.

3. Ueber Riedel's Brief von den drei Methoden der Aesthetik. Die Methode des Aristoteles, Baumgarten's und Home wird gerettet und verbunden.

4. An Baumgarten wird der verfehlte Begriff der Philosophie des Schönen gezeigt. Vorwürfe und falsche Nutzbarkeiten, die mit demselben wegfallen.

5. Ursprung und Entwicklung des Begriffs vom Schönen in der menschlichen Seele. Aussichten daher auf die Psychologie.

6. Von der Verschiedenheit des sensus communis, des Gewissens und des Geschmacks. Von der Verschiedenheit des letzten nach Bildungen (?), Erziehung, Himmelsstrichen und Zeitaltern.

7. Riedel's Theorie hat weder bündige Kürze noch Zusammensetzung noch Bekanntschaft mit Denen, die ihm vorgearbeitet."

S. 393. Nach werden Z. 17 findet sich in der ältern Redaction: „Man sieht die sogenannten Grundkräfte einer bekannten neuern (dafür stand zuerst „der Crusisch-Darjesisch-Hutcheson'schen") Philosophie."

S. 394, 20. sein müßten. — S. 395, 6. müßte. — 14. indessen noch. — S. 396, 1. hiegegen. — S. 397, 7. v. u. sichtbar statt fühlbar. — 398, 10 v. u. sens-commun.

S. 399, 1. Crusisch. Christian August Crusius hatte die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß auf die innere Nöthigung des Verstandes und mittelbar auf die Wahrhaftigkeit Gottes gegründet. So in seiner „Logik oder Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß" (1747). Er ist auch S. 400, 5 v. u. gemeint, wo ursprünglich sein Name ausgeschrieben war. — 15. Bei Suphan fehlt vor hüten das nöthige uns.

S. 400, 17. „Briefe über das Publicum. Briefe an einige Glieder desselben" (1768). Vgl. S. 403, 8. Der erste hierauf bezügliche Brief ist an den Dichter und Schriftsteller Kreissteuereinnehmer Christian Felix Weiße in Leipzig gerichtet. — 24. Höhle Platon's, in der Stelle Rep. VII. p. 514 A, auf die Herder auch sonst anspielt.

S. 401, 16. Plato, Rep. III. p. 398 A; VIII. p. 568 B. — 13. Baumgarten'sche Psychologie. Vgl. oben S. 166ff., 659.

S. 402, 16f. Namen seiner untern giebt richtig die Handschrift. — 25f. Vgl. Winckelmann, I. S. 91.

S. 404, 7. Cesarotti, in seiner Uebersetzung Ossian's (1763). — 10. Suphan bemerkt zu Diderot: „gestrichen: Lessing." — Das Anführungszeichen nach Z. 14 ist zu streichen.

S. 405, 3. steht wurden. — 11f. Breitinger, der durch seine Kritische Dichtkunst (1740) den Streit mit Gottsched erregte.

S. 406, 15. Suphan hat das Anführungszeichen vor Vielleicht. — Z. 21. Statt wäre, das auch Suphan beibehält, muß wären stehn, wie das folgende verdienen sie beweist. — l. Z. Dir bietet die Handschrift statt die.

S. 407, 20. Das Komma nach Gefühls ist zu streichen.

S. 409, 17 v. u. Suphan hat das Anführungszeichen vor Ist und nach dem Fragezeichen.

S. 411, 2. Suphan hat Allen statt Allem. — 18. Titel, was. — S. 412, und weiter mehrfach, auch S. 441, 3, S. 466, 6 hat Suphan die Schreibung Maße für Masse beibehalten, obgleich Herder selbst zuweilen richtig Masse schreibt. Für Maße hat er gewöhnlich Maaße, aber auch Maasse, für Maaß auch Maas. — S. 413, 13. dunkels bei Suphan.

S. 414, 13 steht Es statt Sie, 21 lernts statt lernt sie und bekommts statt bekommt sie, was offenbar irrig.

S. 415, 7. Suphan behält das irrige Spätaus, aus bei.

S. 416. Suphan giebt nur (statt neu) schattirt.

S. 417, 18. In einem langen, schleppenden Briefe, dem dritten in der Schrift „Ueber das Publicum".

S. 418, 15. jedem statt jeden.

S. 420, 20. Suphan behält den offenbaren Schreibfehler er statt sie bei, wie S. 421, 4 die ersten Eindrücke statt der erste Eindruck. — 18. Grundgeschmacke. — 30. „wo die u. s. w." Die Stelle scheint kaum eine Anführung zu sein.

S. 422, 11. Pythissen. Vgl. oben S. 640, Z. 14 f.

S. 424, 17 f. Das Bild von den Olympischen Läufern hat Herder auch sonst. — 16 v. u. verdammt — Fässern. Aus Ramler's Ode auf ein Geschütz. — 10 ist einzelne zu lesen. — In der Akademie, in den Mémoires der Berliner Akademie (1751—1779).

S. 426, 14 v. u. ist doch, wie sonst, die Form Unterschied zu setzen. — l. Z. Ursprünglich hatte Herder nach Aesthetik noch geschrieben: aus Armuth der Sprache.

S. 427, 15 steht reflectirtesten. — 18. Bibliothekäre (statt Bibliothekare), die verschiedenen Zeitschriften unter dem Namen Bibliothek.

S. 428, 3 sind im Lebensbilde nach nicht die Worte daß sie nicht ausgefallen. — 20. Suphan als Musik fühlen.

S. 429, 7. Statt „auch die philosophischste" hatte Herder zuerst geschrieben „selbst Moses in seiner".

S. 431, 25 ff. Du siehst u. s. w. Vgl. Rousseau's Emile II. (Oeuvres, VII. 274 ff.)

S. 432, 2. Rousseau, daselbst.

S. 434, 8. Das Kolon steht nach Allgemeinsätzen, nach Philosoph Komma. Mein leichter Philosoph ist Anrede und muß demnach vor und nach demselben Komma, Kolon höchstens nach Philosoph stehen. — 27. Gerard. Alexander Gerard, An essay on taste (1759). Vgl. S. 493.

S. 437, 18. verkinderten. Ursprünglich hatte Herder verkindischten geschrieben.

S. 438, 3. Pernety. Vgl. oben S. 279, Anm. 3; 656, 15 ff. — Z. 6. Meusels. Johann Georg Meusel, Professor in Erfurt, war ein Freund von Klotz und Mitarbeiter an dessen Bibliothek.

S. 439, 14. Dieses dritte Capitel gehört der frühern Redaction an. Ein Auszug aus dem hier benutzten Briefe Diderot's sur les Muets et les Sourds findet sich unter den Rigaer Papieren.

S. 440, 15. Statt des zweiten lasset schrieb Herder laß, was jedenfalls Versehen, da das erstemal das Sprachrichtige steht. — 7. v. u. dürfte ist irrig und zu lesen sein Axiom für.

S. 441, 8 v. u. Webbe. Vgl. Th. XXIII. S. 125 ff., unten S. 462 Anm. — Auge, was.

S. 442, 19. Augenblick Suphan. — 8 v. u. Nach Sinne hatte Herder ursprünglich noch „ein Vikar des Gefühls" geschrieben.

S. 443, 12—5 (Sie fühlt — genoß). Nach Winckelmann's Beschreibung (Werke, Theil I. S. 228 ff.).

S. 444, 26. D'André. Dandré schrieb Herder irrig. Michel François André Bardon's Eléments de peinture pratique sind gemeint.

S. 445 ist durch Druckfehler Z. 13 (in der Malerei) hinter Z. 12 (nach dem Ganzen) gerathen, vor die sie gehört. — Z. 7 v. u. Herder schrieb Agrati.

S. 448, 2 v. u. Der Griff eines Albani. Winckelmann sagt in der Abhandlung „Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst": „Der Herr Cardinal Alex. Albani ist im Stande, blos durch Tasten und Fühlen vieler Münzen zu sagen, welchen Kaiser dieselben vorstellen."

S. 451, 6 ff. Die Verse sind aus E. Kleist's Idylle Milon und Iris („Schön ist der Bach, wenn Zephyr's Fittig"). — 13 v. u. dieser, der.

S. 452, 10 v. u. Herder schrieb einzelm (so auch S. 528, 12), wie eiserm u. a., mehr aus Nachlässigkeit als mit Bedacht.

S. 453, 19 f. Suphan hat Herder's Versehen sie statt es beidemal ohne Bemerkung beibehalten. — l. Z. Perspective. Herder schreibt immer Perspectiv.

S. 455, 7. denen. — 12. Bögen, wogegen 16 Bogen steht. — 8 v. u. Suphan läßt in einer Art unverbessert. Im Lebensbild steht richtig zu. Wie das Versehen entstand, ergiebt sich leicht.

S. 457, 2 v. u. braucht statt braucht's, wie auch S. 496, 24.

S. 459, 22. das statt die, 24. in den gehörigen statt unter gehörigem.

S. 460, 1. Die Pallas, Anspielung nicht auf Ilias V. 127. 128, sondern auf Ramler's Ode An Lycidas. Vgl. unten S. 678. — 13 v. u. schlug, obgleich die Mehrheit Z. 14 folgt.

S. 461 Anm. 1 ist zu beauté hinzuzufügen ou Pouvoir naturel de ses charmes.

S. 462, 6. Lambert, dessen „Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein" (1764) Herder sich lebhaft angeeignet hatte. Vgl. oben S. 413. — 11. Winckelmann, Werke I. S. 240. — 26. dichterischste. — Anm. 1. Hier ist die von J. C. Füßli 1762 herausgegebene Schrift von Mengs: „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei" gemeint.

S. 463, 14 f. Der Mathematiker Marie Mersenne gab eine Harmonie universelle heraus, ins Lateinische übersetzt als Harmonicorum libri XII. (1636). Von Jakob van Gravesande erschienen 1720 und 1721 Physices elementa mathematica experimentis confirmata sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Der französische Akademiker Joseph Sauveur gab in den Mémoires der Akademie Principes d'acoustique et de musique. — 15 v. u. Johann Friedrich Agricola hatte eine Anleitung zum Gesange von Tosi übersetzt, die durch seine Anmerkungen besondern Werth erhielt.

S. 464, 24. Ganzes, während Herder sonst in diesem Falle Ganze schreibt.

S. 466, 8. Offenbar irrig Fragezeichen nach Stücks. — 12. Rameau, im ersten Buche seines Traité de l'harmonie réduite à ses principes naturels. — 16. D'Alembert, der einen Auszug daraus im Jahre 1762 in seinen Elémens de musique théorique et pratique gegeben hatte. Vgl. Goethe's Werke, Th. XXXI. S. 134.

S. 468, 5 v. u. im Irrthum, doch wol verschrieben. Im Lebensbild steht richtig in.

S. 469, 10. Lasset — einzelner heller, von Suphan nicht verbessert. Anders ist Laß dieser S. 483, 4 v. u. — 16. die fehlt. — 10 v. u. Herder wollte doch wol auch „und einer Geige" schreiben.

S. 474, 1. Moses, der in seiner Anzeige des Buches in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste, III. 2 (1758) einen Auszug daraus gegeben hatte. — Lessing nur zu lange. Gleich nach dem Erscheinen des Buches, später nach dem der zweiten Ausgabe (1759) hatte der Meßkatalog unter den nächst erscheinenden Büchern eine Uebersetzung mit Anmerkungen von Lessing angezeigt. Schon am 18. Februar 1758 schrieb Lessing an Mendelssohn, seine Uebersetzung sei fast fertig. Vgl. Danzel, „Lessing's Leben", I. S. 352. Erst 1773 erschien eine Uebersetzung des Buches von Garve. — 9. inniges (statt einiges).

S. 475 Anm. 1. Timotheus. So heißt der Sänger im Alexanderfeste. Vgl. zu XIX. S. 358, 5 f. oben S. 648 z. E.

S. 476, 7 lies empfanden. — 17. Ganz Ohr. Gadebusch in seinen „Nachträgen zu Frischens Wörterbuch" (vgl. oben S. 639, 5 ff.) hatte diesen Gebrauch von ganz verworfen und gemeint, man sage dafür besser lauter, wofür er Beispiele aus Uz und der Karschin anführte. — 20 f. In Kleist's Gedicht Milon und Iris heißt es:

„Die holde Stimme hab' ich lange nicht
Gehört, mit welcher Du mir ehedem
Den Himmel öffnetest und in mein Herz
Ruh' und Vergnügen sangest."

S. 477, 2 f. Der himmlische Kuß — durchläutert ist. Vgl. Hor. carm. I. 13, 15. 16. — 24. Töne hörten ist offenbarer Schreibfehler. — 11. v. u. Aedone, wie früher in Klopstock's Ode Bardale stand. — 6. Apell, mit Beziehung auf Ramler's Ode An den König. — Anm. 1. Bei Ramler steht V. 1 zärtlichen, 2 heller, 3 in ihren Götterträumen, 5 er, 6 Die Frühlingsblume singen, woran sich unmittelbar anschließt: „und froh bestürzt u. s. w." Vgl. unten S. 678.

S. 481, 6 v. u. weißest. 5 und 4. einer und eines.

S. 483, 9 v. u. lies Geschöpfe. — 6. Bedürfniß. — 4 v. u. dieser. Vgl. S. 469, 10.

S. 484, 9 v. u. Den offenbaren Schreibfehler als (statt aus) solcher hat Suphan beibehalten.

S. 485, 1. Die? wozu nachahmen gedacht werden müßte, wogegen das viel näher liegende dies auf das Nachahmen des äußerlich Wohlklingenden sich bezieht. — 16. verkehrt, im Sinne von umgekehrt.

S. 488, 16 v. u. Das Lob, des Simonides, dessen Lessing am Anfang des Laokoon gedenkt.

S. 489 Anm. 1. Vgl. Herder's Werke, Th. II. S. 122, 213.

S. 490, 6 ff. Vgl. die spätere Darstellung in der Kalligone (Th. XVIII. S. 559 f.), wo das Bauen als die erste, der Garten als die zweite freie Kunst des Menschen dargestellt wird.

S. 491, 21. Gemeint sind die Anmerkungen über die Baukunst der Alten (1761).

S. 492, 21. und Genie. — S. 493 l. Z. Bibliothekäre. Vgl. oben zu S. 427, 18.

S. 494, 19. Vgl. oben zu S. 434 f.

S. 496, 4. Darjes. Joachim Georg Darjes, seit 1763 ordentlicher Professor der Rechte und der Philosophie, hatte seine Ansichten in den zuerst 1741 und 1742 erschienenen Elementa metaphysices ausgeführt. Auch hatte er eine Philosophische Bibliothek 1759 und 1760 herausgegeben. — 6. Lessing, den Laokoon.

S. 498, 23. drinn. — 4 v. u. kürzste, wie sonst mindste.

S. 500, 9 v. u. fühlbaren (statt sichtbaren).

S. 501, 7 unebnen.

S. 502, 7. Nach Welt fehlen die im Lebensbild ausgefallenen Worte „hat so gesprochen? wer in der Welt". — 12. schönste ist doch wol verschrieben statt schöne.

S. 505, 6. an nach jene fehlt. — Anm. 1. Lessing sagt ähnlich im neunten antiquarischen Briefe: „Kauderwelscher könnte Crispin in der Komödie, wenn er sich für einen Maler ausgiebt, die Kunstwörter nicht untereinander werfen, als hier gegeschehen ist."

S. 506, 16 f. nicht Hamannisch. Klotz und Riedel hatten Herder's Stil als Hamannisch verspottet. — 4—2 v. u. Riedel hatte eine Philosophische Bibliothek (1768 und 1769) herausgegeben; auch schrieb er für die Deutsche Bibliothek von Klotz und die Erfurter gelehrten Zeitungen.

S. 507, 14. Theorie der Empfindungen, „Ueber den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen" (1762), aus der „Sammlung vermischter Schriften" abgedruckt, ursprünglich französisch in den Mémoires de l'Académie des Sciences 1751. Vgl. Th. XVII. S. 334, Th. XXIII. S. 181 f. — 9 v. u. Bei Suphan fehlen die Worte des Geschmacks, welche doch kaum ein Zusatz des Herausgebers des Lebensbildes sein dürften.

S. 508, 7 f. zum Voraus — Rechenschaft gegeben. Sulzer hatte in den Literaturbriefen (Brief 78) sich über sein vorbereitetes Wörterbuch ausgesprochen. — 18. Komma nach Wie, wogegen S. 509, 14 wie dies ohne zwischentretendes Fragezeichen oder Komma.

S. 509, 19. Der Vater, Aeetes. Das Bild schwebt auch bei dem Horazischen disjecta membra poetae (Hor. Sat. I. 4, 62) vor. Vgl. Ovid. Trist. III. 9, 6—32.

S. 510, 21 f. „über die Hauptgrundsätze u. s. w., im zweiten Bande der „Philosophischen Schriften".

S. 511, 13. André's. Der Jesuit Yves Marie André gab 1741 einen Essai sur le beau heraus.

S. 512, 5. Die Verbindung mit de Piles (dessen Cours de peinture par principes, 1708) zeigt, daß hier besonders an Watelet's Art de peindre, Poëme avec des Réflexions sur les différentes parties de la Peinture (1760) gedacht ist.

S. 513, 12. In der ersten Redaction stand: „nur der würdige Meinhard". — 27. Bemerkungssphäre. — 7. v. u. Theile.

S. 514, 8. man in. — 10. Statt des offenbar verschriebenen gab habe ich hat gesetzt. Vgl. S. 521, Z. 10 v. u. Suphan bemerkt den Fehler nicht. — S. 17. Nach waren hatte die erste Redaction noch: „Man nutze erst den großen zusammengeworfnen Schatz von Bemerkungen in ihm, ehe man das Geringste aussetzt."

S. 515, 10. Statt Zanotti habe ich Zanetti geschrieben; aber Zanotti läßt sich halten, nur darf man nicht an die von Redlich angeführten Schriften denken, sondern es sind seine Reden über die schönen Künste (1750) gemeint. Berühmter ist seine Schrift Dell' arte poetica ragionamenti cinque. Graf Girolamo Francesco di Zanetti hatte dell' origine di alcuni arti principali appresso i Veneziani (Venedig 1758) geschrieben, auch sein Oheim Antonio Maria, der ausgezeichnete Kunstsammler und Kunstkenner, an den Lettere sulla pittura, scultura ed architettura (Rom 1754) bedeutenden Antheil genommen.

S. 516, 15. Vgl. Plat. Theaet. 11. Aristot. Met. I. 2.

S. 517, 16. Scamozzi, in der Idea dell' architettura universale (1615).

S. 518, 4. Phidias.

S. 519, 1 f. Einem und Einer. — 10. herzu. — 11. Suphan giebt einer als Artikel, dagegen Z. 21 eine und Z. 28 einem als Zahlwort.

S. 520, 21. 23. Den zweimaligen offenbaren Druckfehler der Schönen hat auch Suphan nicht verbessert, wogegen er Z. 9 v. u. mit Recht, wie ich bereits gethan, jenen statt jeden geschrieben. — 2. v. u. ist Ton, Töne. Töne zu schreiben.

S. 521, 24 ist ein als Zahlwort zu schreiben.

S. 522, 2. Das Fragezeichen nach Sprache kann doch nur Schreibfehler sein.

S. 523, 7. zusammengeflossener.

S. 525, 14. Das sich nach und ist wol zu streichen.

S. 527, 18 f. Statt erscheinen werde stand in der ersten Redaction zum Druck fertig liege. — 33. Romeo's. Romeo und Julie von Weiße erschien im fünften Theile von dessen „Beitrag zum Deutschen Theater" (1768). — Sara's. Lessing's

Miß Sara Sampson war 1755 erschienen, aber zur Zeit des vierten „kritischen Wäldchens" auch schon dessen Minna (1763).

S. 529, 26 f. Virgil's. Aen. IV. 173—177. — Homer's. Ilias IV. 440—443. — 28 (wie auch S. 535, 24) Mahomed's. — 29. des Mikromegas.

S. 532 l. Z. In der Hölle des Schneiders, in dem Loche im Tische des Schneiders.

S. 533, 23 ist wol Ausrufungs- statt des ersten Fragezeichens zu setzen. Nach handelt Z. 24 steht Semikolon.

S. 534, 22. Das erste Anführungszeichen steht vor warum, nicht vor großer (Z. 23). 5. v. u. Komma nach Größen.

S. 535, 24. Im Koran — ist. Ein eigentlicher Wahlspruch Mahomed's ist mir unbekannt. Das Wort: „Es giebt keinen Gott als Gott, und Mahomed ist der Prophet Gottes", scheint hier kaum zu passen. — 3. v. u. Sind und Komma nach Beispiele.

S. 536, 11. „Swift's Scribler oder sein Bathos." Memoirs of Martin Scriblerus und Martinus Scriblerus *περὶ βάθους* von Arbuthnot, Pope und Swift.

S. 537, 8 f. Das schließende Anführungszeichen nach sind.

S. 539, 3 ff. Herder benutzte hier die bereits angeführten Nachträge von Gadebusch zu Frisch.

S. 541, 19. Suphan hat einen.

S. 542, 15 f. Mart. Capella IV. 123.: Quemadmodum omnis homo risibilis est, ita omne risibile homo est. — 29 ff. Kästner, im Anhange zu seinen „Vorlesungen in der Göttinger teutschen Gesellschaft" (1768).

S. 543, 12. Wurf des Pinsels, nach der Sage von Maler Protogenes, Plin. N. H. XXXV. Sect. 36, 20.

S. 544, 10. Herrn muß es heißen. Auch Suphan läßt Hr. stehn. Die moralischen Urtheile beziehen sich auf seine Schrift Moralische Gedanken und Urtheile (1757), die Lessing im 13. und 14. Literaturbriefe besprochen hatte. — 25 f. Riedel hatte bemerkt, hätte Waser Fischart studirt, so würde der deutsche Hudibras noch einmal so komisch geredet haben. — 5 v. u. romanisch.

S. 545, 9. Houyhnhnm, wogegen Z. 26 Huynhums, Name der Roßmenschen. — 11. Young, Edward Young. Sein The Centaur not fabulous war auch in deutscher Uebersetzung 1755 erschienen. — 14. durch einander laufen; jeder. — 18. Launen, Launen, Menschliche. — 20. Hymnen syngen. Wieland hatte 1754 Hymnen in Zürich erscheinen lassen, in Bodmer's

Weise mit lateinischen Buchstaben gedruckt, wobei y für ü stand, was Herder auch bei Bodmer bespottete. — 21. um den Geschmack u. s. w. Anspielung auf Dusch. Vgl. Th. XXII. S. 35 ff. — 23. πρότερος ἔξιθι. Vgl. Th. XIX. S. 254. — 24. Empfindungen eines Christen, wie sie Wieland früher gedichtet. — 25. Nachtwacher stand in der ersten Redaction, Nachtwächter in der spätern. Letzteres ist wol Schreibfehler. — 5 v. u. Die erste Redaction hatte aus deinen dreißig. — Aus Klotzens Münzarchiven. Vgl. Th. XX. S. 345 f. — Möser, mit Bezug auf seine Schrift: „Harlekin oder Vertheidigung des Groteskkomischen."

S. 547, 10. Lullius. Die auch von Andern gebrauchte falsche Namensform des Erfinders der nach ihm benannten Kunst. — 3 v. u. Elise in Ramler's Kantate Pygmalion. Vgl. Goethe's Werke, Th. XXVII. S. 673 f.

S. 548, 22—25. Statt So hat — Ode steht in der ersten Redaction: „daß es also eine Art von Odenillusion, dramatischer Gegenwart, epischer Anschauung und singender Entzückung gebe."

S. 549, 9 f. soll Seneca sagen, in den Worten: Sine mixtura lucis nihil splendidum est, Epist. IV. 2. 5. — 10. Picard'schen Stiche, die Stosch 1724 in dem Werke Gemmae antiquae caelatae herausgegeben.

S. 550, 10 ff. Lessing hatte im achten antiquarischen Briefe von Riedel gesagt, er verspreche einen trefflichen Denker, indem er sich schon in vielen Stücken als einen solchen zeige. — 3 v. u. Lindner's Lehrbuch. Vgl. Th. XXIII. S. 151 ff.

S. 551, 17. nach gewissen Briefen, den 1769 zu Altenburg erschienenen, Z. 8 v. u. genauer bezeichneten literarischen Briefen an das Publicum, von Schirach, einem Freunde von Klotz. Oeffentlich erklärte Schirach, ein Anderer habe die Briefe geschrieben, er verwende seine Zeit nicht auf Scurrilitäten. — Aehnlich wie am Schlusse schreibt Herder aus Nantes am 15. August 1769 an Hartknoch: „Mein erstes Werk wird sein, durch eine neue und anständige Auflage meiner bisherigen Schriften mich über das Vorhergehende zu legitimiren; und das zweite, künftighin über alle elende kurze Zeitverbindungen hinweggesetzt, nichts zu schreiben, als was der Summe dessen, was der menschliche Verstand zu allen Zeiten gedacht, neue Gedanken hinzusetzet, zu denen ich, wie Sie zum Theil wissen, so manche Sphäre habe."

S. 556, 10. Trinius. Vgl. Th. XXII. S. 30 f. — Z. 11. Trescho in seine Ketzerbriefe. So nennt er dessen so viele angesehene Theologen verketzernde vier Bände „Briefe über die

neueste theologische Literatur" (1764 und 1765). — Anm. * Das zweite Titelblatt hatte eine „Abbildung des Marmors, welcher nach der vom Grafen entworfenen Vorschrift in der Schloßkapelle (Abbt) errichtet wird".

S. 557, 11. ziemlich unerwartet. Bei der Anzeige der ersten Sammlung von Herder's Fragmenten. — 9 v. u. sein Phädon, sein horchender Schüler.

S. 561, 5. einen neuern deutschen Schriftsteller, Hausen. Vgl. oben S. 657 z. E. — Anm. 1. Winckelmann hatte in der „Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung der griechischen Werke" (1756) Oeser einen „wahren Nachahmer des Aristides" genannt, „der die Seele schilderte und den Verstand malete".

S. 568, 5. Jener Krieger. Früher hatte Herder geschrieben „was Flavius beim Tacitus". Vgl. Tac. Ann. XV. 67: (Subrius) Flavius —, ne hoc quidem, inquit, ex disciplina. — 8 v. u. ohnedem, wie ich statt des falschen ehedem geschrieben, vermuthet auch Suphan.

S. 572, 11. Dem Freunde, wahrscheinlich Mendelssohn.

S. 574, 4. Schlummern ist wol im Sinne in Schlummer versetzen zu fassen, oder statt dessen einschlummern zu lesen, das wirklich transitiv gebraucht wird. Suphan will lassen einfügen, was doch ziemlich schwach wäre. — 22—24. Vgl. Th. XXIII. S. 62 ff.

S. 578, 5. v. u. ein Bentley unserer Zeit, Ramler, der in seinen „Liedern der Deutschen" 37 Lieder Hagedorn's stark verändert gab.

S. 582 Anm. Z. 2 ist K statt R zu lesen.

S. 583, 8 und 7 v. u. Hindeutung auf Hamann's „Kreuzzüge des Philologen".

S. 585, †. Abbt spottet im 152. Literaturbriefe über die deutsche Gesellschaft zu Altorf, wie auch Nicolai und Mendelssohn in diesen Briefen der deutschen Gesellschaften nicht ohne Spott gedenken. Vgl. Th. XIX. S. 19.

S. 586 *. Suphan bemerkt, daß die angeführte Stelle in Abbt's „Auszug aus der allgemeinen Weltgeschichte", I. 5 steht. — Anm. 1. Vielmehr war, wie oben S. 167, auf Plin. N. H. XXXV. 12. Sect. 43 zu verweisen.

S. 587, 14. Jener Hylas, nach Macrob. Sat. II. 7, 13.

S. 588, 2 v. u. Suphan vermuthet nicht glücklich viele Bemerkungen. — l. Z. und S. 589, 1. Abbt unterscheidet Empfindniß (sentiment) von Empfindung (sensation). Vgl. S. 239 f.

Zu Theil XXII.

S. 63, Z. 10 ist folgende Hr. unterzeichnete Anzeige aus dem Jahrgange 1767, Stück 1 vom 2. Januar einzufügen:

Fragmente einiger Gedanken des musikalischen Zuschauers, die bessere Aufnahme der Musik in Deutschland betreffend. Gotha bey Mevius. 5 Bogen in 4.

Diese wenigen Bogen, sauber gedruckt und sauber gedacht, sind werth, von allen Tonkünstlern und von allen hohen und niedrigen Liebhabern der Musik gelesen zu werden. Wir sagen: sauber gedruckt, rechtfertigen aber damit nicht völlig die Titelvignette, unter welcher noch dies Nonsens von Versen steht:

„Die besiegten Tiger waren
Die Verächter der Musik.“

(Denn wenn sie Verächter der Musik waren, wie wurden sie denn durch die Musik besiegt?) Wenn wir sagen: sauber gedacht, so meinen wir nicht eben den ersten voranstehenden Brief, der den Charakter eines Landedelmanns und eines Reichsstädters in seinem niedrigen musikalischen Geschmack schildern soll, und wie es uns vorkommt, sich künstlermäßig an ihm rächt, daß er ihn zum Landvieh erniedrigt. Die darauf folgende Antwort aber, die die Opera seria über die Intermezzo erhebt, ist desto schöner, und die Fragmente von Gedanken selbst wird Jeder mit Vergnügen lesen; sie sind wahr, lehrreich, nützlich und, einige verzerrte Perioden ausgenommen, nachdrücklich gesagt. Der Verfasser zeigt S. 1 f., daß Deutschland viel dran liegt, seinen Werth in der Musik über Italien zu behaupten. Um dies zu erlangen, soll man gute Subjecte aussuchen und die Vocalmusik mehr cultiviren (S. 3). Er untersucht darauf, woran es liegt, daß wir so wenig Sänger und Sängerinnen in Deutschland haben (S. 4—5), kurz und und gründlich, schlägt Uebungen im Singen vor, wozu ein Solfeggio von Hasse eingerückt wird (S. 7—10), thut Vorschläge zu Verbesserung der Kapellen und Orchester (S. 12—14), giebt reisenden Musicis gute Regeln (S. 17—20), worauf

einige Cadenzen als Muster angeführt sind (S. 21—26), und endlich sucht der Verfasser den Geschmack der Liebhaber auszubilden (S. 27. 28), denen er die Gesänge, die Canones genannt werden, anpreist und einige einrückt (S. 29—33). Der erste ist von Benda in Gotha, der zweite vom Italiener Martino, der dritte von einem Ungenannten, und der letzte vom Bertalotti, worauf ein kleiner Anhang (S. 36) das Werk besiegelt.[1]) Wir haben nicht leicht ein Werkchen gelesen, wo mit so wenigen Worten so viel gesagt wäre; dazu scheint jedes Fragment unmittelbar aus der Erfahrung geschöpft zu sein und verliert sich also nicht in Luftplanen, welche Die gemeiniglich entwerfen, die einer Wissenschaft oder Kunst aufhelfen wollen. Wir wünschen ihm also, reichlich gelesen und angewandt zu werden. Eins verbitten wir uns von dem Verfasser — Verse. Die Strophen, die er seinen Fragmenten vorgesetzt, sind mittelmäßig und hart; wenn man den poetischen Wohlklang so gar in einem Gedichte vermißt, das selbst ein Muster des musikalischen Wohlklanges sein sollte, so muß man sich ärgern, dies vor einem Werke zu finden, das der Musik aufhelfen soll. Poesie und Musik sind zwei Schwestern, und die zweite kann nicht zu aller ihrer vielseitigen Vollkommenheit kommen, wenn man uns in der[2]) musikalischen Poesie noch deutsche Härte, Rauhigkeit und Zwang vorwerfen kann — ein Fehler, der den meisten deutschen Dichtern anklebt (denn wie wenige Ramlers giebt es!), und den der Verfasser im ganzen Werk vergessen. Kostet in der Kanter'schen Buchhandlung 24 Gr.

Wir lassen hier auch die Stellen folgen, welche Mendelssohn wahrscheinlich nur mit sehr geringer Veränderung aus Herder's Beurtheilung in seine Anzeige von Karl Wilhelm Ramler's Oden (1767) aufgenommen hat.[3])

Die erste Ode: An den König, im choriambischen Silbenmaße hat den prächtigen Gang des Römers, wenn er nicht mit dem kühnsten Feuer, sondern in einem gemäßigten und

1) Etwa beschließt? — D.
2) Im Drucke steht der noch. — D.
3) Vgl. Th. XXIII. S. XIV f. — D.

desto vollerm Tone singt, wie z. B. in seiner ersten Ode. Glaubt man nicht den Römer zu hören, wenn er anhebt:

„Friedrich! Du, dem ein Gott das für die Sterblichen
Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
Und, o Wunder! der Du glorreich Dein Loos erfüllst.“

Wer empfindet hier nicht das Horazische in dem so kühn und rund gesagten Beiwort: das für die Sterblichen so gefährliche Loos eines Monarchen, in dem darauf folgenden unerwarteten Gegensatze: Und, o Wunder! der Du u. s. w. Wer hört nicht den Römer, der sein Thema so ankündigt:

„Siehe! Deiner von Ruhm trunkenen Tage sind
Zwanzigtausend entflohn —“,

der vom Pindar sagen kann:

„Der Dircäische
Herold, dessen Gesang weiter als Phidias'
Marmor oder Apell's athmende Farbe strebt —“,

der endlich, nachdem er die ganze Ode edel und fein gelobt hat, gleichsam Schlag auf Schlag, Lob auf Lob endigen kann:

„Glücklicher Barde, der
Nicht den Feldherrn allein und den geschäftigen
Landesfürsten in Dir, der auch den Vater des
Hauses, der auch den Freund, der auch den fröhlichen
Weisen, groß in der Kunst jeder Kamöne, singt!
Götter! wäre doch ich dieser beneidete
Barde! selber zu schwach, aber durch meinen Held
Und die Sprache gestärkt, die wie Kalliopens
Tuba tönet.“

Welch ein feines und wahres Lob auf unsere Sprache, und wie edel und wahr ist die Zuversicht, mit der er schließt:

„Wie weit ließ' ich Euch hinter mir,
Sänger Heinrich's! und Dich, ganze Zunft Ludewig's!

Das waren einzelne Stellen, und wer das Ganze des Gesanges ohne Zerreißung liest und ein Ohr hat, das den Tritt Horazens hören kann, der wird ihn überall hören: ihn hören, wenn sich der Numerus auf ein mächtiges Wort, oft

nur auf ein starkes Verbindungswort stützt; ihn hören, wenn sich die Perioden an einander drängen und durch Wiederholung eines Worts gleichsam Hand in Hand schließen; ihn hören, wenn sich ein ganzer Sinn in ein einziges unerwartetes Beiwort zu lagern scheint; ihn hören, wenn sich die Bilder so in die Sprache hineinweben, daß sie bei der geringsten Trennung zu verschwinden scheinen. Allein wir können nicht umhin, auch folgende Kleinigkeiten anzumerken, die man nur an einem Ramler tadeln darf.

Die zwanzigtausend Tage treffen zu genau mit dem Alter des Königs zusammen; und wenn dieses der Muse auch von ungefähr gelungen sein sollte, so hätte sie die Zahl nicht so geradezu nennen sollen. Die lyrische Muse pflegt sich selten in so große Zahlen finden zu können. —

„Ihnen folgt allzubald
Jedes Denkmal von Dir."

Den Tagen, welche entflohen sind, folgen die Denkmäler; dieser Ausdruck hat etwas Unschickliches, und jedes Denkmal von Dir ist zweideutig. Es kann heißen: jedes von Dir errichtete und auch jedes Dir gewidmete Denkmal. —

„Selbst der unsterbliche
Macedonier, wie lebt er? Bewundert und
Nicht geliebt; denn er fand keinen Dircäischen
Herold, dessen Gesang weiter als Phidias'
Marmor oder Apell's athmende Farbe strebt.
Aber siehe! wie lebt Cäsar Octavius
Durch den Edlen in Rom? —
Ewig geliebt, ewig ein Muster der
Väter jegliches Volks!"

Diese Wendung ist neu. Horaz sagt: „Ohne den Dichter bleibt der Held unberühmt" [1]; Ramler geht weiter. Malerei und Bildhauerkunst können auch den Helden verewigen, aber nicht den Vater des Volks, nicht den liebreichen Regenten. Sie stellen den Eroberer der Nachwelt zur Bewunderung dar; aber in dem Landesfürsten den Menschenfreund, den Weisen, als einen Gegenstand der Liebe, als ein Muster der Nachahmung darzustellen, ist der Dichtkunst allein vorbehalten, die

1) Hor., Carm. IV. 8. 20–22 scheint gemeint. — D.

„weiter als Phidias'
Marmor oder Apell's athmende Farbe strebt."

Schade, daß dieser Sinn in einer etwas getrennten Reihe von Sätzen ein Wenig versteckt liegt und sich dem Leser nicht sogleich anbietet. Die Betrachtung hätte ihrer Neuheit halber verdient, in ein stärkeres Licht gesetzt zu werden.

Die zweite Ode: **An den Apoll**, bei Eröffnung des Opernhauses in Berlin, in fünf dreizeiligen Strophen, ist des Gottes würdig, an den sie gerichtet ist. Nach einer allegorischen Beschreibung der heroischen Oper bittet der Dichter den Gott, dem der Tempel geweiht ist:

„Vergönne doch auch der süßen Cythere
Den Zutritt, und o! dem freundlichen Amor,
Der leichtgerüstet vor ihr hüpft;

„Den Grazien, die der Gürtel entbehren,
Der Suada mit hold einladenden Lippen
Und allem jungen Göttervolk!

„Komm, Freude, Du Kind der Hebe! komm, Lachen,
Die Hände gestemmet in keuchende Seiten!
Und Du, schalkhafter kleiner Scherz!"

Wem werden diese süßen Bilder nicht gefallen? Wer wird nicht das o!, das den freundlichen Amor ankündigt, wohl aufnehmen? Wer sieht nicht gern den angenehmen Zwist der Bilder, den das **gerüstet** und das freundliche **Hüpfen** macht? Wessen Auge wird nicht heiter, **Grazien ohne Gürtel, die Suada mit ihren hold einladenden Lippen** und **alles junge Göttervolk** im Gefolge der Venus kommen zu sehen? Wer klatscht nicht bei der anmuthigen Einladung: **Komm, Freude!** u. s. w. mit in die Hände und siehet zuletzt den **schalkhaften kleinen Scherz**, der unschädlich ist, weil er nur klein ist, auch im Silbenmaße nachgaukeln? Das Lachen,

„Die Hände gestemmet in keuchende Seiten",

hat den Kunstrichtern mißfallen.[1]) Es ist wahr, die Venus liebt nur jenes süße Lachen, das nach dem Bilde **Alciphron's** sanfter ist als die stille See. Allein das zur Person umgebildete Lachen in abstracto erfordert stärkere und charak-

1) Herder führt mehrfach diese Schilderung des Lachens gern an. Ramler änderte sie später. — D.

teristischere Züge, solche, die der Maler wählen würde, wenn er es zu schildern hätte. Ein Anders ist das Lachen als eine Eigenschaft der holdseligen Göttin, ein Anders der kleine muthwillige Knabe, der mit dem schalkhaften Scherze ihr nachgaukelt. Zudem konnte der Dichter, der alle Gattungen der Oper allegorisch beschreibt, die komische Oper, die gewiß mehr als ein sanftes Lächeln ist, nicht ganz übergehen, und er hat ihr nur eine Zeile aufgeopfert. Mit mehrerm Rechte findet man den Ausdruck:

„Grazien, die der Gürtel entbehren",

etwas schwerfällig und nicht so lieblich als das zonis Gratiae solutis.[1])

Das dritte Stück: Amynt und Chloe, ein treffliches Gemälde in fortgehender Handlung, würde in einer Erzählung, wo die Bewegungen deutlicher in die Augen gefallen wären, mehr Leben bekommen haben. Die lyrische Gattung verträgt sich nicht mit der Erzählung; daher der Dichter die Handlung in ihren Abänderungen nicht hat beschreiben können. Der Leser muß sie errathen und in Gedanken hinzuthun, wodurch die Composition nicht einem Jeden in ihrem vollen Lichte erscheinen dürfte. Chloe im Bade gestört; sie erschrickt, eilt plätschernd heraus und flieht nackt — weh! durch ein Dornengebüsche. Amynt verfolgt sie nicht, aus zärtlicher Sorgsamkeit; er rufet ihr flehend nach:

„Ich bin's, o Chloe, fleuch nicht mit nacketem Fuß
Durch diese Dornen! fleuch nicht den frommen Amynt!
Hier ist Dein Kranz, hier ist Dein Gürtel,
Komm, bade sicher, ich störe Dich nicht.
Sieh her! ich eile zurück und hänge den Raub
An diesen Weidenbaum auf."

Dieses thut er und weicht wirklich zurück. Das schüchterne Mädchen sieht sich um, erblickt Niemanden und kehrt um, ihren Kranz und ihren Gürtel zu nehmen. Jetzt schlüpft der Fromme aus seinem Hinterhalte hervor:

„Ach, stürze doch nicht!
Es folgt Dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyklope Dir nach!"

---

1) Hor., Carm. I. 30, 5. 6, wo solutis Gratiae zonis. — D.

Er ereilet sie und raubt ihr, was sie nicht geben wollte — einen Kuß:

„Dich schlankes, flüchtiges Reh, Dich hab' ich erhascht!
Nun widerstrebe nicht mehr! Nimm Gürtel und Kranz
Und reiche sie der strengen Göttin,
An deren ödem Altare Du dienst." —

Die folgenden beiden Stücke: Sehnsucht nach dem Winter, (1744) und Auf einen Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war, (1749) sind vielleicht die vorzüglichsten nicht in dieser Sammlung; allein sie werden Kunstverständigen, außer einzelnen Schönheiten, die darin nicht sparsam vorkommen, auch deswegen schätzbar sein, weil es jugendliche Arbeiten des Dichters sind, die sein Genie im Aufkeimen zeigen. Man sieht darin den sich bildenden Dichter, der sich eine Bahn bricht, aber noch auf derselben mit etwas unsichern Schritten fortwandelt. Das erste hebt mit einer stillen Malerei an:

„Die Stürme befahren die Luft, verhüllen den Himmel in Wolken
Und jagen donnernde Ströme durchs Land.
Die Wälder stehen entblößt; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler geführt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch —."

Bei Erblickung des Weinstockes geräth die Muse in lyrisches Feuer und fährt auf:

„Was klag' ich den göttlichen Weinstock?
Auf, Freunde! trinket sein schäumendes Blut
Und laßt den Autumnus entfliehn mit ausgeleeretem Füllhorn
Und ruft den Winter im Tannenkranz her."

Aber sie kehrt wieder zur Malerei zurück.

„Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde"
u. s. w.

Am Ende der fünften Strophe befindet sich ein Bild, das allein eine ganze Ode werth ist:

„Dann baden die Knaben nicht mehr und schwimmen nicht unter den Fischen:
Sie gehn auf harten Gewässern einher

Und haben Schuhe von Stahl: der Mann der freundlichen Venus
Verbarg des Blitzes Geschwindigkeit drein."

Die Ode Auf einen Granatapfel verbindet kühne Wendungen und Bilder, Nachdruck und den höchsten Wohllaut.[1]) — Im Jahre 1749 hatten wir im Deutschen vielleicht noch keine Ode von diesem Werthe; allein mit den spätern Arbeiten des Dichters verglichen, scheint diese Ode ein zu studirtes Ansehen zu haben.[2]) Die Theile falten sich so frei nicht aus einander und bewegen sich in ihren Gelenken nicht ohne Zwang. Die Verbesserungen, welche Herr Ramler mit dieser aus den Kritischen Nachrichten sonst schon bekannten Ode vorgenommen, sind, wie man sie von dem sichern Geschmacke eines solchen Kunstrichters und von der Fähigkeit eines solchen Dichters erwarten konnte, alle wohlgegründet und glücklich; aber sie betreffen nur das Detail. Die Anlage kann selten durch Verbesserungen gewinnen. Auch die Kunstrichter, welchen diese Ode vorzüglich gefallen, müssen mehr auf einzelne Schönheiten als auf das Ganze gesehen haben. Die ganze vierte und fünfte Strophe z. B. sind vortrefflich:

„Urplötzlich sind der Felsen graue Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt u. s. w. —[3])

Und nun können wir einen großen Theil Oden überspringen und uns mit Anführung ihrer Namen begnügen. Sie sind meistens während des vorigen Krieges erschienen; Liebhaber der Dichtkunst wissen sie auswendig. Sie heißen: An die Stadt Berlin; An die Feinde des Königs; Lied der Nymphe Persante; Auf ein Geschütz; An den Fabius; An seinen Arzt; An Krause; An die Göttin der Eintracht; Auf die Wiederkunft des Königs; An Hymen; An die Muse: Glaukus' Wahrsagung; Ptolomäus[4]) und Berenice.

---

1) Die hier folgende Aeußerung: „Grünen Krone, und noch weniger: goldnen Körner können nicht anders als einer fehlerhaften Aussprache nach für übellautend gelten. Wer sie tadeln wollte, müßte etwa krüne Krone und koldne Körner aussprechen", ist wol gegen einen Tadel Herder's gerichtet. — D.

2) Bei der dritten Sammlung der Fragmente kannte Herder diese Ode noch nicht. Vgl. Th. XIX. S. 257. — D.

3) Die hier folgende Stelle über die sechste Ode: Die Wiederkehr, hat Suphan mit Recht Mendelssohn zugewiesen. — D.

4) So steht auch bei Ramler.

Mit unter läuft eine Ode An Lycidas, die wir zum erstenmal lesen, und die uns so außerordentlich gefallen, daß wir sie gern ganz hersetzten; wir überlassen sie aber dem Liebhaber selbst zu lesen.[1]) Man höre die erste und die drei letzten Strophen:

„Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfing,
Wer ihr in ihren Götterträumen
Nächtlich als Schwan sich vom Busen loswand, —

„Ununterwiesen, wird er als Knabe schon
Die Frühlingsblume singen und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngste der Charitinnen,

„Die wohlbewachte Scham, sich zur Führerin
Entbieten. Ihm wird Pallas die Wolke von
Den Augen nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

„In Wäldern wird er einsam den Vater der
Natur verehren. Endlich, o Lycidas,
Erwartet er, gleich eines fremden
Mannes Besuche, den Tod mit Gleichmuth."

Der Triumph hat ein freies Silbenmaß. Jede Zeile hat den vollkommensten Wohllaut, aber sie sind von ungleicher Länge. Das einzige Mal vielleicht, daß sich ein Ramler diese Freiheit erlaubt hat. An wahrer Poesie ist dieses Stück unsers Erachtens eines der stärksten. Ein wohlgeordneter Plan verbindet alle Theile; lyrische Wendungen, hohe Gedanken, mächtige Sprüche und Pindarische Züge überall. Wir würden zu wenig Zutrauen zu dem Geschmacke unserer Leser verrathen, wenn wir ihnen alle diese Schönheiten einzeln zergliederten. Den Schluß allein wollen wir hersetzen, in welchem sich der Dichter von aller Beschuldigung der Schmeichelei gegen seinen Helden mit der strengsten Wahrheit (alle seine Zeitgenossen müssen ihm dieses Zeugniß geben) vor den Augen der Nachwelt rechtfertigt. Welch eine Sentenz!

„Sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe

1) Herder hat auch sonst den Anfang der Ode beifällig angeführt. — D.

Allerhöchster. Und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Diesen König besingen.
Drum schweige Du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer als der Ceische
Und der Thebanische Päan,
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch diesen Triumph verlenkt
Und, Deiner Töne nicht gewohnt,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt:
So singe Du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen."

Das Gedicht An Buddenbrock ist von der leichtern Gattung. Die Sprache fließend, die Gedanken natürlich und wahr, mehr Vernunftgründe als Flüge der Einbildungskraft und überhaupt dem ernsthaften Geschmacke eines Mannes in Geschäften angemessen, der die gesunde Vernunft höher schätzt als lyrische Trunkenheit. Es gehört nicht zur Gattung der Ode im strengsten Verstande; allein die Liebhaber sehen die Muse eines Ramler's auch gerne in dieser leichtern Kleidung.

Der Abschied von den Helden singt von dem, was der Dichter noch singen kann, und o! möchte er auch, was er kann, singen, und was er singt, mittheilen:

„Noch viele goldne Pfeile ruhn unversucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe schon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schwestern Uraniens angelobt hat;

„Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entsagete;
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verließ: ein zufriedner Jüngling.

„Verleiht, bevor dies Hauptbaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir einen Aonischen
Mit Bächen und Gebüsch durchflochtnen
Winkel der Erde: so sollen alle

„Durch alle Winde fliegen, den Weisesten
Ein süßer Klang, dem Ohre des blöden Volks
Unmerklich. Ungeschwächt soll ihre
Töne der britische Barde trinken;

„Sie sollen hell den Himmel Ausoniens
Durchwirbeln (dort war ehmals ihr Vaterherd);
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall, nicht ohne Scheelsucht."

Wer wünscht nicht mit uns die Erfüllung dieser Angelobungen zur Ehre Germaniens?

Vom Anhange, der die musikalische Idylle Der Mai und die Kantate Ino enthält, dürfen wir nichts sagen, da der Verfasser längst als derjenige bekannt ist, der der Musik gewidmete Gedichte mit poetischen Schönheiten in vollem Maße zu verzieren weiß.

S. 63, Anm. 2. Beide Stücke stehen bei Suphan im vierten Bande.

S. 67, 14. Suphan schiebt gesetzt zwei Zeilen vorher nach Lustspiel ein.

S. 69, 26 und S. 71, 9 läßt Suphan den Druckfehler Noverra ohne Andeutung stehn, ebenso S. 70, 23 Dangevill, den Previll. — S. 69, 3 v. u. Der deutsche Kupferstecher Johann Georg Wille sollte zwei Jahre später in Paris Herder's bester Freund werden.

Zu Theil XXIII.

S. 3 ff. Suphan hat die Beurtheilungen nach der Folge ihrer Abfassung geordnet, während es uns auch bedeutsam scheint, in welcher Ordnung sie in die Oeffentlichkeit traten. Die Folge der Entstehung ergiebt sich, insoweit sie festzustellen ist, aus unserer Vorbemerkung. Dieselbe ist bei den 13 Beurtheilungen, die Suphan im vierten Bande giebt, wesentlich dieselbe; nur erscheint die von Willamow erst an vierter Stelle, die von Ugolino und Ossian vor den Uebersetzungen des Tacitus. Nur bei der Beurtheilung von Willamow's Dithyramben und bei einer kleinen Stelle der aus den Briefen von Dusch lag Suphan die ursprüngliche Handschrift vor.

S. 3, l. Z. hatte Herder Bachantischen geschrieben.

S. 5, Anm. 2. Irrig bezieht Suphan die Stelle auf das achtzehnte Göttergespräch, das kein eigenes Stück ist und keineswegs den Zug beschreibt.

S. 8, 10. Für gut hatte Herder in der Handschrift künstlich verbessert. Nicolai ließ gut drucken.

S. 13, l. Z. data. Vgl. oben S. 646, 7 f.

S. 15, 22 ff. Die Stelle ist aus Klopstock's Messias, I. 647—651, mit einigen Abweichungen.

S. 28, 24 muß mit Suphan Graecarum et Latinarum hergestellt werden.

S. 32. Im Drucke steht irrig Z. 22 Einst wird und Gnade, 24 nicht mehr von Dir.

S. 44, 5 v. u. hätte Suphan seine Vermuthung immer in den Text setzen sollen.

S. 52, 19. Eloise an Abälard, von Pope. Vgl. Th. II. S. 192 f.

S. 59, 5. Einer unsrer Dichter, Ramler.

S. 61, 12 f. Johann Hübner gab zuerst 1696 sein später mehrfach aufgelegtes „Poetisches Handbuch d. i. eine kurzgefaßte Anleitung zur teutschen Poesie nebst einem vollständigen Reimregister" heraus.

S. 62, 18. Hessischen Ironien. 1767 erschienen zu Hamburg „des Herrn Justizrath Ludwig von Heß satyrische Schriften. Herausgegeben durch S*****".

S. 64, 13 v. u. Den Druckfehler Setzers statt Satzes verbessert auch Suphan.

S. 75, 10. Moina ist wol Schreibfehler für Minona.

S. 86, l. Z. Das im ersten Drucke nach Stück stehende sich hat auch Suphan im Drucke weggelassen, aber in der Anmerkung die nicht glückliche Vermuthung sicher gewagt. Wahrscheinlich war sich von einer andern frühern Fassung der Stelle stehen geblieben, wie sich Aehnliches auch sonst bei Herder findet.

S. 89 Anm. Z. 2 hat auch Suphan das im ersten Drucke fehlende will eingesetzt.

Zu Theil XXIV.

S. 558, Anm. **) Böhmeri. Es ist die unter Justus Henning Böhmer 1735 zu Halle vertheidigte Abhandlung von Peter Georgisch gemeint: De origine, causis et occasionibus formae Imperii Rom. Germ. praesentis dissertatio prima.

Gesammt-Register

zu

Herder's Werken,

Theil I—XXIV.

A. DEMUTH. LEIPZIG. BERLIN.

Herder, Johann Gottfried von, 1744-1803

Herders Werke

Bd.: 24

Berlin [1879]